Biographie Friedrich Hebbels

von

Emil Kuh

Zwei Bände

Dritte unveränderte Auflage

Erster Band

Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
1912.

Druck von Gebrüder Stiepel in Reichenberg.

Friedrich Hebbel

geboren in Wesselburen den 18. März 1813, gestorben in Wien den 13. Dezember 1863.

Emil Kuh

geboren in Wien den 13. Dezember 1828, gestorben in Meran den 30. Dezember 1876.

Vorwort des Herausgebers
zur ersten Auflage.

Dieses Buch erscheint nach dem Tode seines Verfassers; es seien daher dem Herausgeber einige Worte gestattet über die Art, wie es entstanden ist.

Emil Kuh hat sein Verhältnis zu Hebbel im Buche selbst dargestellt. Gleich nach dem Tode Hebbels erfaßte ihn der Gedanke, das Leben dieses bedeutenden und viel verkannten Mannes, der auf das seine einen so mächtigen Einfluß ausgeübt, getreu und eingehend zu erzählen. Mit dem ganzen Eifer seiner leidenschaftlichen und ausdauernden Natur ging er an die Ausführung. Es dauerte Jahre, bis er das weitschichtige Material zusammengebracht hatte. Die Tagebücher Hebbels, sechs starke Quartbände, sowie die an denselben gerichteten Briefe, waren ihm allerdings von der Witwe sofort übergeben worden; aber die Briefe Hebbels von ihren Besitzern zu erhalten, dessen Freunde und Bekannte zur Aufzeichnung und Mitteilung ihrer Erinnerungen zu veranlassen; die verschollenen und zerstreuten, großenteils ungedruckten Jugendversuche des Dichters aufzufinden und zu sammeln; alles dies erforderte eine umfassende und beharrliche Tätigkeit. Kuhs Ausgabe der Werke Hebbels, die nebenher ging, erwarb ihm manches Vertrauen; mehr noch war es aber die innere Liebenswürdigkeit seines Wesens, die so viele Menschen bewog, sich seinen Zwecken, selbst mit Opfern und Mühen, dienstbar zu machen. Auch wer ihn nicht persönlich gekannt, mußte seinen Briefen abfühlen, daß er es hier mit einer warmen, begabten und reinen Natur zu tun habe. Kuh hatte schließlich den größten Teil der Briefe Hebbels in den Originalen oder in Ab-

schriften vor sich; vergilbte Handschriften und altmodische Zeitungsblätter häuften sich um ihn; über zwanzig Denkschriften wurden für ihn ausgearbeitet und ihm zugeschickt. Die freundlichen Helfer werden ihre Erwartungen durch die vorliegenden Bände wohl nicht getäuscht finden; auch sind sie im Text oder in den Anmerkungen dankbar geehrt. Die Namen der wenigen, die jeden Beitrag versagt haben, mögen verschwiegen bleiben. Es wird immer Menschen geben, denen der Sinn versagt ist für das Verdienst, ein Ganzes zu fördern, und die in dürftiger Selbstliebe ihren Ziegelstein lieber ungenützt zerbröckeln lassen, als ihn zu dem Baue eines andern herzugeben. Auch der Genuß, ihn hinterher zu produzieren und zu schreien: Seht, dieser Stein fehlt, der Bau taugt also nichts, sei ihnen neidlos gegönnt.

Den ersten Versuch, den gesammelten Stoff zu gestalten, machte Kuh im Jahre 1869; später jedoch, als die dazwischen fallenden Arbeiten über Stifter und Grillparzer seine Ansprüche an sich selbst gesteigert hatten, legte er den ganzen Stoß sauber geschriebener Blätter unnachsichtig beiseite und fing im Jahre 1873 von neuem an. Ein Jahr lang war er in Neapel und Capri emsig damit beschäftigt, wo er der Gesundheit wegen sich aufhielt; fast volle drei Jahre noch schrieb er in Meran daran. Sein Körper litt unter dieser Anstrengung, um so mehr, als er Zeit, Kraft und Stimmung fortwährend zugleich anderen literarischen Beschäftigungen zuwenden mußte. Oft seufzte er unter der Last, aber er ließ nicht ab; rastlos schrieb, änderte, feilte er; er schien sich nie genug tun zu können; über manchem Ausdruck hat er stundenlang gesonnen. Sieht man seine weggelegten Manuskripte, so kann man wohl behaupten, daß er das Buch dreimal geschrieben. „Ich habe mein Leben an das Werk gesetzt", pflegte er zu sagen, und das Werk hat ihm zuletzt das Leben gekostet. Immer mehr sanken seine Kräfte, ohne daß sein Fleiß erlahmte; vom Schreibtisch wurde er zu dem Bett geführt, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Drei Wochen lag er, immer seines Buches gedenkend, an welchem ja nur noch wenige Bogen fehlten; „man kann mir es nicht aus der Hand

reißen!" rief er wiederholt. Der Tod hat es dennoch getan; Kuh durfte sein Werk nicht beendigen; als er es bis zu dem Punkte geführt hatte, wo sein Verkehr mit Hebbel abbrach, mußte er die Feder aus der Hand legen für immer.

Man wird über dieses Werk verschieden urteilen, aber darin werden alle Ehrlichen übereinstimmen, daß es nicht die Marktware eines schreibseligen Autors ist, der unter vielen Stoffen sich gerade für diesen entschieden, sondern eine Aufgabe, zu welcher den Verfasser sein ganzes Leben vorbereitet und hingedrängt hat; daß es eine Frucht echtester Liebe ist, wie die literarische Kameraderie sie nun und nimmer hervorbringen kann.

Den Schluß — von Seite 486 des zweiten Bandes an — hat der Herausgeber geschrieben. Es konnte sich nur darum handeln, die Ereignisse der letzten Lebensjahre Hebbels zu erzählen; dies ist auf Grund der vorliegenden Tagebücher, Briefe und Denkschriften geschehen, und zwar so oft als möglich mit Hebbels eigenen Worten. Alles Ästhetische, die Analyse und Beurteilung der beiden in diese Jahre fallenden Dramen, ist vermieden worden, weil eine Stellvertretung in solchen Dingen nicht möglich ist.

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

Erstes Buch

Jugend

(1813—1835)

. . . Dies beweist eben, daß unglückliche Kinder früher reifen als glückliche, zu ihrem eigenen Schaden.

Turgénjew.

Erstes Kapitel.

Kindheit.

Am 18. März des Jahres 1813, nach einer anderen, unrichtigen Angabe am 13. März, wurde Christian Friedrich Hebbel zu Wesselburen in Norderdithmarschen, Herzogtum Holstein, geboren. Die Taufe empfing er am 25. März. Am Tage seiner Geburt hielten die Kosaken des Generals Tettenborn ihren Einzug in Hamburg unter dem rauschenden Jubel der Einwohner. In nächster Nähe stand der Feind, während ringsumher, in Lübeck und Mecklenburg, an der Elbe und an der Weser aufs kräftigste gerüstet ward. Die Kosaken Tettenborns, welche später bis zu den Spitzen Jütlands vordrangen, schwärmten auch nach Holstein herüber, und so blies die Kriegstrompete unserem Dichter das Wiegenlied.

Der Vater, mit Namen Klaus Friedrich, 1789 geboren, stammte aus Meldorf, wo noch dessen Mutter in ärmlichen Umständen lebte. Die Mutter, Anje Margarete, mit ihrem väterlichen Namen Schubart, war 1787 in Wesselburen geboren. Jener, seines Zeichens ein Mauermann, mußte die äußerste Anstrengung aufbieten, sich und die Seinen auch nur notdürftig durchzubringen. Diese seine Ehefrau trug durch Lohnarbeiten redlich das ihrige zu dem auf das knappste zugeschnittenen Haushalte bei. Die Lage wurde noch trauriger, als zwei Jahre nach Friedrichs Geburt ein Knabe, namens Johann, hinzukam. Um sich diese Lage nur ein wenig zu erleichtern, hatte die Mutter zu dem Neugeborenen einen Säugling gegen Bezahlung angenommen.

In einem rauhen Familienklima ist die Kindheit des Dichters aufgeblüht. Er hat sie selbst geschildert und ihr eine idyllische,

zum Kunstgebilde verklärte Form verliehen. Noch warm von dem Eindrucke der Goetheschen Autobiographie und offenbar von dem Wunsch erfüllt, den Frühduft seiner Jugend gleichfalls in einer Rückschau festzuhalten, war er im Frühling 1842 zu Hamburg mit dem ersten Entwurfe einer solchen Beschreibung beschäftigt. Wer sein Leben darstelle, bemerkte er damals in seinem Tagebuche, der solle, wie Goethe, nur das Liebliche, Schöne, das Beschwichtigende und Ausgleichende hervorheben, das man auch in den dunkelsten Verhältnissen auffinden könne, und das übrige auf sich beruhen lassen. Im September 1846 zu Wien nahm er diese Arbeit von neuem auf. „Ich habe angefangen", heißt es in dem Tagebuch 3, „meine Jugendgeschichte aufzuschreiben und bin überrascht, wie klar sich das längst vergessen Geglaubte wieder vor mir auseinanderbreitet. Nun darf ich fortfahren, denn nun bin ich gewiß, daß ich mein Leben darstellen kann und nicht darüber zu räsonieren brauche ... Vom Berg oder Hügel herab die Treppe, auf der man emporstieg, rezensieren, das nennen viele eine Selbstbiographie schreiben." 1853 wurde die Arbeit fortgesetzt und bald nachher bis zu dem Punkte geführt, welcher seinen Eintritt in das Knabenalter bezeichnet. Ich teile sie ihrem Wortlaute nach mit, ohne darum „das übrige auf sich beruhen zu lassen".

Meine Kindheit.

1.

Mein Vater besaß zur Zeit meiner Geburt ein kleines Haus, an das ein Gärtchen stieß, in welchem sich einige Fruchtbäume, namentlich ein sehr ergiebiger Birnbaum, befanden. In dem Hause waren drei Wohnungen, deren freundlichste und geräumigste wir einnahmen; ihr Hauptvorzug bestand darin, daß sie gegen die Sonnenseite lag. Die anderen beiden wurden vermietet: die uns gegenüberliegende war von dem alten Mauermann Klaus Ohl nebst seiner kleinen, krummen Frau bewohnt, und die dritte, zu der ein Hintereingang durch den Garten führte, von einer Taglöhnerfamilie. Die Mietsleute wechselten nie, und für uns Kinder gehörten sie zum Hause, wie Vater und Mutter, von denen sie sich auch, was die liebreiche Beschäftigung mit uns anlangte, kaum oder gar nicht unterschieden. Unser Garten war von andern Gärten umgeben. An der einen Seite befand sich der Garten eines jovialen Tischlermeisters, der mich gerne neckte und von dem ich heute nicht begreife, wie er, was er doch später tat,

sich selbst das Leben nehmen konnte. Ich hatte einmal als ganz kleines Bürschchen mit altklugem Gesicht über den Zaun zu ihm herüber gesagt: „Nachbar, es ist sehr kalt!“ und er wurde nicht müde, dieses Wort gegen mich zu wiederholen, besonders in den heißen Sommermonaten. An den Garten des Tischlers stieß der des Predigers. Dieser war von einer hohen, hölzernen Planke eingefaßt, die uns Kindern das Überschauen verwehrte, nicht aber das Durchblinzeln durch Spalten und Risse. Dies machte uns im Frühling, wenn die fremden, schönen Blumen wieder kamen, an denen der Garten reich war, eine unendliche Freude, nur zitterten wir, der Prediger möchte uns gewahr werden. Vor diesem hatten wir eine unbegrenzte Ehrfurcht, die sich ebenso sehr auf sein ernstes, strenges, milzsüchtiges Gesicht und seinen kalten Blick, als auf seinen Stand und seine uns imponierenden Funktionen, z. B. auf sein Herwandeln hinter Leichen, die immer an unserem Hause vorbeikamen, gegründet haben mag. Wenn er zu uns hinübersah, was er zuweilen tat, hörten wir jedesmal zu spielen auf und schlichen uns ins Haus zurück. Nach einer anderen Seite bildete ein alter Brunnen die Grenze zwischen unserem Garten und dem nachbarlichen. Von Bäumen beschattet und tief, wie er war, die hölzerne Bedachung gebrechlich und dunkelgrün bemoost, konnte ich ihn nie ohne Schauer betrachten. Geschlossen wurde das längliche Viereck durch den Garten eines Milchhändlers, der wegen der Kühe, die er hielt, bei der ganzen Nachbarschaft in einem Herrenansehen stand, und durch den Hof eines Weißgerbers, des verdrießlichsten aller Menschen, von dem meine Mutter immer sagte, er sähe aus, als ob er einen verzehrt hätte und den anderen eben beim Kopf kriegen wolle. Dies war die Atmosphäre, in der ich als Kind atmete. Sie konnte nicht enger sein, dennoch erstrecken sich ihre Eindrücke bis auf den gegenwärtigen Tag. Noch sieht mir der lustige Tischler über den Zaun, noch der grämliche Pfarrer über die Planke. Noch sehe ich den vierschrötigen, wohlgenährten Milchhändler, die Hände in der Tasche, zum Zeichen, daß sie nicht leer sei, in seiner Tür stehen; noch den Weißgerber mit seinem galliggelben Gesicht, den ein Kind schon durch seine roten Backen beleidigte, und der mir noch schrecklicher vorkam, wenn er zu lächeln anfing. Noch sitze ich auf der kleinen Bank unter dem breiten Birnbaum und harre, während ich mich an seinem Schatten erquicke, ob sein von der Sonne beschienener Gipfel nicht eine wegen Wurmstichs frühreife Frucht fallen läßt; noch flößt mir der Brunnen, an dessen Bedachung alle Augenblick etwas genagelt werden mußte, ein unheimliches Gefühl ein.

2.

Mein Vater war im Hause sehr ernster Natur, außer demselben munter und gesprächig; man rühmte an ihm die Gabe, Märchen zu erzählen, es vergingen aber viele Jahre, ehe wir sie mit eigenen Ohren kennen lernten. Er konnte es nicht leiden, wenn wir lachten und uns überhaupt hören ließen; dagegen sang er an den langen Winterabenden, in der Dämmerung gern Choräle, auch wohl weltliche Lieder und liebte es, wenn wir miteinstimmten. Meine Mutter war äußerst gutherzig und etwas heftig: aus ihren blauen Augen leuchtete die rührendste Milde, wenn sie sich leidenschaftlich aufgeregt fühlte, fing sie zu weinen an. Ich war ihr Liebling, mein zwei Jahre jüngerer Bruder der Liebling meines Vaters. Der Grund war, weil ich meiner Mutter glich und mein Bruder meinem Vater zu gleichen schien, denn es war, wie sich später zeigte, keineswegs der Fall. Meine Eltern lebten im besten Frieden miteinander, so lange sich Brot im Hause befand; wenn es mangelte, was im Sommer selten, im Winter, wo es an Arbeit fehlte, öfter vorkam, ergaben sich zuweilen ängstliche Szenen. Ich kann mich der Zeit nicht erinnern, wo mir diese, obgleich sie nie ausarteten, nicht fürchterlicher als alles gewesen wären, und eben darum darf ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen. Eines Auftritts anderer Art erinnere ich mich aus meiner frühesten Kindheit; es ist der erste, dessen ich gedenke, er mag in mein drittes Jahr fallen, wenn nicht noch ins zweite. Ich darf ihn erzählen, ohne mich an dem mir heiligen Andenken meiner Eltern zu versündigen, denn, wer in ihm etwas Besonderes sieht, der kennt die untern Stände nicht. Mein Vater wurde, wenn er seinem Handwerk nachging, meistens von den Leuten, bei denen er arbeitete, beköstigt. Dann aßen wir zu Hause, wie alle Familien, um die gewöhnliche Zeit zu Mittag. Mitunter mußte er sich aber gegen eine Entschädigung im Tagelohn selbst die Kost halten. Dann wurde das Mittagessen verschoben und zur Abwehr des Hungers um zwölf Uhr nur ein einfaches Butterbrot genossen. Es war in dem kleinen Haushalt, der keine doppelte Hauptmahlzeit vertrug, eine billige Einrichtung. An einem solchen Tage buk meine Mutter Pfannkuchen, sicherlich mehr, um uns Kinder zu erfreuen, als um eigenes Gelüst zu stillen. Wir verzehrten sie mit dem größten Appetit und versprachen, dem Vater am Abend nichts davon zu sagen. Als er kam, waren wir bereits zu Bett gebracht und lagen im tiefen Schlaf. Ob er gewohnt sein mochte, uns noch auf den Beinen zu

finden, und aus dem Gegenteil den Verdacht schöpfte, daß gegen die Hausordnung gefehlt worden sei, weiß ich nicht; genug, er weckte mich auf, liebkoste mich, nahm mich auf den Arm und fragte mich, was ich gegessen habe. „Pfannkuchen!“ erwiderte ich schlaftrunken. Hierauf hielt er es der Mutter vor, die nichts zu entgegnen hatte und ihm sein Essen auftrug, mir aber einen Unheil verkündenden Blick zuwarf. Als wir am nächsten Tag wieder allein waren, gab sie mir nach ihrem Ausdruck mit der Rute eine eindringliche Lektion im Stillschweigen. Zu anderen Zeiten schärfte sie mir wieder die strengste Wahrheitsliebe ein. Man sollte denken, diese Widersprüche hätten schlimme Folgen haben können. Es war nicht der Fall und wird nie der Fall sein, denn das Leben bringt noch ganz andere und die menschliche Natur ist auch auf diese eingerichtet. Eine Erfahrung machte ich aber allerdings, die ein Kind besser spät macht oder niemals, nämlich, daß der Vater zuweilen dies wolle und die Mutter das. Daß ich in frühester Kindheit wirklich gehungert hätte, wie später, erinnere ich mich nicht, wohl aber, daß die Mutter sich zuweilen mit dem Zusehen begnügen mußte und gern begnügte, wenn wir Kinder aßen, weil wir sonst nicht satt geworden wären.

3.

Der Hauptreiz der Kindheit beruht darauf, daß alles, bis zu den Haustieren herab, freundlich und wohlwollend gegen sie ist, denn daraus entspringt ein Gefühl der Sicherheit, das bei dem ersten Schritt in die feindselige Welt hinaus entweicht und nie zurückkehrt. Besonders in den untern Ständen ist dies der Fall. Das Kind spielt nicht vor der Tür, ohne daß die benachbarte Dienstmagd, die zum Einkaufen oder Wasserschöpfen über die Straße geschickt wird, ihm eine Blume schenkt; die Obsthändlerin wirft ihm aus ihrem Korb eine Kirsche oder eine Birne zu, ein wohlhabender Bürger wohl gar eine kleine Münze, für die es sich eine Semmel kaufen kann; der Fuhrmann knallt vorüberkommend mit seiner Peitsche, der Musikant entlockt seinem Instrumente im Gehen einige Töne, und wer nichts von allem tut, der fragt es wenigstens nach seinem Namen und Alter oder lächelt es an. Freilich muß es reinlich gehalten sein. Dieses Wohlwollen wurde auch mir und meinem Bruder in reichlichem Maße zuteil, besonders von den Mitbewohnern unseres Hauses, den vorzugsweise sogenannten Nachbarn, die uns fast ebensoviel galten als die Mutter, und mehr als der strenge Vater. Im Sommer hatten sie ihre Arbeit und konnten sich nur wenig mit uns abgeben,

da war es aber auch nicht notwendig, denn wir spielten von früh bis spät, von der Betzeit bis zur Bettzeit im Garten und hatten an den Schmetterlingen Gesellschaft genug. Aber im Winter, bei Regen und Schnee, wo wir aufs Haus beschränkt waren, ging fast alles, was uns unterhielt und erheiterte, von ihnen aus. Die Frau des Taglöhners, Meta mit Namen, eine riesige, etwas vorgebeugte Figur mit einem alttestamentarisch ehernen Gesicht, an das ich durch die Kumäische Sibylle des Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle lebhaft wieder erinnert worden bin, kam gewöhnlich, ein rotes Tuch um den Kopf gewunden, in den langen Winterabenden zur Zeit der Dämmerung zu uns herum und blieb bis zum Lichtanzünden. Dann erzählte sie Hexen- und Spukgeschichten, die aus ihrem Munde eindringlicher wie aus jedem anderen klangen; wir hörten vom Blocksberg und vom höllischen Sabbat, der Besenstiel, der so veränderlich erscheinende, erhielt seine unheimliche Bedeutung und die finstere Schornsteinhöhle, die in jedem Hause, und also auch in dem unserigen, auf eine so boshafte Weise von den Mächten der Hölle und ihren Dienerinnen gemißbraucht werden konnte, flößte uns Entsetzen ein. Genau erinnere ich mich noch des Eindrucks, den die Erzählung von der verruchten Müllerin, die sich nachts in eine Katze verwandelte, auf mich machte und wie es mich beruhigte, daß sie für diesen schlechten Streich doch endlich die gebührende Strafe erhielt; der Katze wurde nämlich, als sie einmal den nächtlichen Spaziergang antrat, von dem Müllerburschen, dem sie verdächtig vorkam, eine Pfote abgehauen und am nächsten Tag lag die Müllerin mit blutigem, rotem Arm ohne Hand im Bette. Wenn Licht angezündet wurde, gingen wir gewöhnlich zum Nachbar Ohl hinüber, und in seiner Stube war es uns freilich heimlicher als in Metas Atmosphäre. Der Nachbar Ohl war ein Mann, den ich nie verdrießlich gesehen habe, so oft er auch Ursache hatte, es zu sein. Mit leerem Magen, ja, was bei ihm mehr sagen wollte, mit leerer Pfeife, tanzte, sang und pfiff er uns etwas vor, wenn wir kamen, und sein immer freundliches, ja vergnügtes Gesicht leuchtet mir, trotz der beträchtlich geröteten Nase, die ich mir, nach der Erzählung meiner Mutter, einmal mit Sehnsucht gewünscht haben soll, als ich, auf den Knien von ihm geschaukelt, zu ihm hinauf sah, und trotz der gewalkten, spitz zulaufenden Mütze, die er beständig trug, noch jetzt, wie ein Stern. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er der einzige Maurer im Ort und Herr von zwanzig bis dreißig Gesellen gewesen war, von denen sich später viele zu Meistern aufwarfen und ihm die Arbeit wegnahmen; damals hätte er,

wie man ihm nachsagte, sich eine sorgenfreie Zukunft gründen können, wenn er nicht die Kegelbahn zu oft besucht und ein gutes Glas Wein zu sehr geliebt hätte, aber wer die bösen Tage trug, wie er, der war wegen des unbekümmerten Genusses der guten nicht zu schelten. Ich kann seiner nicht ohne Rührung gedenken; wie sollte ich auch? Er hat den Paukenschläger und den Trompeter, die er mir und meinem Bruder einst zum Jahrmarkt schenkte, von dem Spielwarenverkäufer mit größter Mühe geborgt und sich, da seine Armut ihm das Abtragen der kleinen Schuld erst später gestattete, noch nach Jahren, als ich schon lang und altklug an seiner Seite ging, darum mahnen lassen müssen. Unerschöpflich war er in Erfindungen, uns zu unterhalten, und da dazu bei Kindern nichts als guter Wille gehört, so mißlang es ihm nie. Eine Hauptfreude war es für uns, wenn er ein Stück Kreide in die Hand nahm, sich mit uns an seinen runden Tisch setzte und zu zeichnen anfing, Mühlen, Häuser, Tiere und was es weiter gab. Dabei kamen ihm die lustigsten Einfälle, die mir noch in den Ohren klingen. Selbst sein höchster Genuß war keiner für ihn, wenn wir ihn nicht teilten. Er bestand darin, daß er des Sonntags vormittags nach der Predigt und vor der Mahlzeit langsam zur Erinnerung an bessere Zeiten ein sogenanntes helles Plank Branntwein trank und eine Pfeife dazu rauchte. Von diesem Branntwein mußten wir jeder einen Fingerhut voll bekommen, oder er schmeckte ihm selbst nicht. Das Getränk war allerdings nicht das schicklichste für uns, aber die Quantität war gering genug, um nachteilige Folgen zu verhüten, mein Vater verbot jedoch diese Sonntagsfeier, als er dahinter kam. Dies betrübte den guten Alten sehr, hielt ihn aber, wie ich hinzusetzen muß, nicht ab, uns wieder mittrinken zu lassen, nur daß es ganz in der Stille geschah und daß er uns dringend anempfahl, dem Vater nachher aus dem Wege zu gehen, damit er keine Gelegenheit erhalte, einen von uns zu küssen und so die Übertretung seiner Vorschrift zu entdecken; ein Kuß, den Lippen meines Vaters aufgedrückt, hatte ihm nämlich das Spiel verraten. Zuweilen brachte der eine oder der andere seiner beiden unverheirateten Brüder, die meistens im Lande herumstreiften und Taugenichtse sein mochten, den Winter bei ihm zu. Sie fanden bei ihm immer willig Aufnahme und blieben, bis sie der Frühling oder der Hunger forttrieb; er jagte sie nicht, so schmal sein Stück Brot war, er brach es mit Freuden noch einmal durch, aber wenn er gar nichts hatte, so konnte er freilich auch nichts geben. Wenn Onkel Hans oder Johann kamen, war es für uns ein Fest, denn sie ließen ein neues Stück Welt in

unser Nest fallen, sie erzählten uns von Wäldern und ihren Abenteuern darin, von Räubern und Mördern, denen sie nur kaum entgangen seien, von Schwarzsauer, das sie in einsamen Waldschenken gegessen und von Menschenfingern und Zehen, die sie zuletzt auf dem Grunde der Schüssel gefunden haben wollten. Der Hausfrau waren die aufschneiderischen Schmarotzer-Schwäger höchst unwillkommen, denn sie trug die Last des Lebens nicht so leichten Mutes wie ihr Mann, und sie wußte, daß sie nicht wieder gingen, so lange noch ein Stück Speck im Schornstein hing, aber sie begnügte sich heimlich zu murren und etwan gegen meine Mutter ihr Herz auszuschütten. Uns Kinder hatte auch sie gern und beschenkte uns im Sommer, so oft sie konnte, mit roten und weißen Johannisbeeren, die sie sich selbst von einer geizigen Freundin erbettelte, ich scheute jedoch ihre zu große Nähe, denn sie machte sich ein Geschäft daraus, mir die Nägel zu beschneiden, so oft es not tat, und das war mir wegen des damit verbundenen prickelnden Gefühls in den Nervenenden äußerst verhaßt. Sie las fleißig in der Bibel, und der erste starke, ja fürchterliche Eindruck aus diesem düstern Buch kam mir lange, bevor ich selbst darin zu lesen vermochte, durch sie, indem sie mir aus dem Jeremias die schreckliche Stelle vorlas, worin der zürnende Prophet weissagt, daß zur Zeit der großen Not die Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und sie essen würden. Ich erinnere mich noch, welch ein Grausen diese Stelle mir einflößte, als ich sie hörte, vielleicht, weil ich nicht wußte, ob sie sich auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft, auf Jerusalem oder auf Wesselburen bezog und weil ich selbst ein Kind war und eine Mutter hatte.

4.

In meinem vierten Jahre wurde ich in eine Klippschule gebracht. Eine alte Jungfer, Susanna mit Namen, hoch und männerhaft von Wuchs, mit freundlichen blauen Augen, die wie Lichter aus einem graublassen Gesicht hervorschimmerten, stand ihr vor. Wir Kinder wurden in dem geräumigen Saal, der zur Schulstube diente und ziemlich finster war, an den Wänden herum gepflanzt, die Knaben auf der einen Seite, die Mädchen auf der andern; Susannas Tisch, mit Schulbüchern beladen, stand in der Mitte, und sie selbst saß, ihre weiße tönerne Pfeife im Munde und eine Tasse Tee vor sich, in einem Respekt einflößenden urväterlichen Lehnstuhl dahinter. Vor ihr lag ein langes Lineal, das aber nicht zum Linienziehen, sondern zu unserer

Abstrafung benutzt wurde, wenn wir mit Stirnerunzeln und Räuspern nicht länger im Zaume zu halten waren; eine Tüte voll Rosinen, zur Belohnung außerordentlicher Tugenden bestimmt, lag daneben. Die Klapse fielen jedoch regelmäßiger als die Rosinen, ja die Tüte war, so sparsam Susanna auch mit dem Inhalt umging, zuweilen völlig leer, wir lernten daher Kants kategorischen Imperativ zeitig genug kennen. An den Tisch wurde groß und klein von Zeit zu Zeit herangerufen, die vorgerückteren Schüler zum Schreibunterricht, der Troß, um seine Lektion aufzusagen, und, wie es nun kam, Schläge auf die Finger mit dem Lineal oder Rosinen in Empfang zu nehmen. Eine unfreundliche Magd, die sich hin und wieder sogar einen Eingriff ins Strafamt erlaubte, ging ab und zu, und ward von dem jüngsten Zuwachs mitunter auf äußerst unerfreuliche Weise in Anspruch genommen, weshalb sie scharf darüber wachte, daß er nicht zu viel von den mitgebrachten Süßigkeiten zu sich nahm. Hinter dem Hause war ein kleiner Hof, an den Susannas Gärtchen stieß; auf dem Hof trieben wir in den Freistunden unsere Spiele, das Gärtchen wurde vor uns verschlossen gehalten. Es stand voll Blumen, deren phantastische Gestalten ich noch im schwülen Sommerwind schwanken sehe; von diesen Blumen brach Susanna uns bei guter Laune hin und wieder einige ab, jedoch erst dann, wenn sie dem Welken nahe waren; früher raubte sie den sauber angelegten und sorgfältig gejäteten Beeten, zwischen denen sich Fußsteige hinzogen, die kaum für die hüpfenden Vögel breit genug schienen, nichts von ihrem Schmuck. Susanna verteilte ihre Geschenke übrigens sehr parteiisch. Die Kinder wohlhabender Eltern erhielten das Beste und durften ihre oft unbescheidenen Wünsche laut aussprechen, ohne zurechtgewiesen zu werden; die Ärmeren mußten mit dem zufrieden sein, was übrig blieb, und bekamen gar nichts, wenn sie den Gnadenakt nicht stillschweigend abwarteten. Das trat am schreiendsten zu Weihnacht hervor. Dann fand eine große Verteilung an Kuchen und Nüssen statt, aber in treuester Befolgung der Evangeliumsworte: Wer da hat, dem wird gegeben! Die Töchter des Kirchspielschreibers, einer gewaltigen Respektsperson, die Söhne des Arztes usw. wurden mit halben Dutzenden von Kuchen, mit ganzen Tüchern voll Nüsse beladen; die armen Teufel dagegen, deren Aussichten für den heiligen Abend im Gegensatz zu diesen ausschließlich auf Susannas milder Hand beruhten, wurden kümmerlich abgefunden. Der Grund war, weil Susanna auf Gegengeschenke rechnete, auch wohl rechnen mußte, und von Leuten, die nur mit Mühe das Schulgeld aufzubringen wußten, keine er-

warten durfte. Ich wurde nicht ganz zurückgesetzt, denn Susanna erhielt im Herbst regelmäßig von unserem Birnbaum ihren Tribut und ich genoß ohnehin meines „guten Kopfs" wegen vor vielen eine Art von Vorzug, aber ich empfand den Unterschied doch auch und hatte besonders viel von der Magd zu leiden, die mir das Unschuldigste gehässig auslegte, das Ziehen eines Taschentuchs z. B. einmal als ein Zeichen, daß ich es gefüllt haben wollte, was mir die glühendste Schamröte auf die Wangen und die Tränen in die Augen trieb. Sobald Susannas Parteilichkeit und die Ungerechtigkeit ihrer Magd mir ins Bewußtsein traten, hatte ich den Zauberkreis der Kindheit überschritten. Es geschah sehr früh.

5.

Noch jetzt sind mir aus dieser Schulstube zwei Momente lebhaft gegenwärtig. Ich erinnere mich zunächst, daß ich dort von der Natur und dem Unsichtbaren, den der ahnende Mensch hinter ihr vermutet, den ersten furchtbaren Eindruck empfing. Das Kind hat eine Periode, und sie dauert ziemlich lange, wo es die ganze Welt von seinen Eltern, wenigstens von dem immer etwas geheimnisvoll im Hintergrund stehenbleibenden Vater abhängig glaubt und wo es sie ebensogut um schönes Wetter, wie um ein Spielzeug bitten könnte. Diese Periode nimmt natürlich ein Ende, wenn es zu seinem Erstaunen die Erfahrung macht, daß Dinge geschehen, welche den Eltern so unwillkommen sind, wie ihm selbst die Schläge, und mit ihr entweicht ein großer Teil des mystischen Zaubers, der das heilige Haupt der Erzeuger umfließt, ja, es beginnt erst, wenn sie vorüber ist, die eigentliche menschliche Selbständigkeit. Mir öffnete ein fürchterliches Gewitter, das mit einem Wolkenbruch und einem Schlossenfall verbunden war, die Augen über diesen Punkt. Es war ein schwüler Sommernachmittag, einer von denen, welche die Erde ausdörren und alle ihre Kreaturen rösten. Wir Kinder saßen träge und gedrückt mit unseren Katechismen oder Fibeln auf den Bänken umher, Susanna selbst nickte schlaftrunken ein, und ließ uns die Späße und Neckereien, durch die wir uns wach zu erhalten suchten, nachsichtig hingehen, nicht einmal die Fliegen summten, bis auf die ganz kleinen, die immer munter sind, als auf einmal der erste Donnerschlag erscholl und im wurmstichigen Gebälk des alten ausgewohnten Hauses schmetternd und krachend nachdröhnte. In desperatester Mischung, wie es eben nur bei Gewittern des Nordens vorkommt, folgte nun ein Schlossen-

geprassel, welches in weniger als einer Minute an der Windseite alle Fenster zertrümmerte, und gleich darauf, ja dazwischen, ein Regenguß, der eine neue Sündflut einzuleiten schien. Wir Kinder, erschreckt auffahrend, liefen schreiend und lärmend durcheinander, Susanna selbst verlor den Kopf und ihrer Magd gelang es erst die Läden zu schließen, als nichts mehr zu retten, sondern der bereits hereingebrochenen Überschwemmung zur Erhöhung des allgemeinen Entsetzens und zur Vermehrung der eingerissenen Verwirrung nur noch die ägyptische Finsternis beizugesellen war. In den Pausen zwischen dem einen Donnerschlag und dem anderen faßte Susanna sich zwar notdürftig wieder und suchte ihre Schützlinge, die sich, je nach ihrem Alter, entweder an ihre Schürze gehängt hatten oder für sich mit geschlossenen Augen in den Ecken kauerten, nach Kräften zu trösten und zu beschwichtigen; aber plötzlich zuckte wieder ein bläulich flammender Blitz durch die Ladenritzen und die Rede erstarb ihr auf den Lippen, während die Magd, fast so ängstlich wie das jüngste Kind, heulend aufkreischte: „der liebe Gott ist bös!" Und wenn es wieder finster im Saal wurde, pädagogisch griesgrämlich hinzusetzte: „Ihr taugt auch alle nichts!" Dies Wort, aus so widerwärtigem Munde es auch kam, machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nötigte mich, über mich selbst und über alles, was mich umgab, hinaufzublicken und entzündete den religiösen Funken in mir. Aus der Schule ins väterliche Haus zurückgekehrt, fand ich auch dort den Greuel der Verwüstung vor; unser Birnbaum hatte nicht bloß seine jungen Früchte, sondern auch seinen ganzen Blätterschmuck verloren und stand kahl da wie im Winter, ja ein sehr ergiebiger Pflaumenbaum, der nicht nur uns selbst, sondern noch obendrein den halben Ort und wenigstens unsere ziemlich weitläufige Gevatterschaft zu versorgen pflegte, war sogar um den reichsten seiner Äste gekommen und glich in seiner Verstümmlung einem Menschen mit gebrochenem Arm. War es nun schon für die Mutter ein leidiger Trost, daß unser Schrein jetzt auf acht Tage mit leckerer Kost versehen sei, so wollte er mir ganz und gar nicht eingehen, und kaum die reichlich umherliegenden Glasscherben, aus denen sich auf die leichteste Weise von der Welt durch Unterkleben mit feuchter Erde die trefflichsten Spiegel machen ließen, boten für die unwiederbringlichen Herbstfreuden einigen Ersatz. Jetzt aber begriff ich's auf einmal, warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: „das walte Gott!" zu sagen; ich hatte den Herrn aller Herren kennen gelernt, seine zornigen Diener,

Donner und Blitz, Hagel und Sturm, hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgetan und in seiner vollen Majestät war er eingezogen. Es zeigte sich auch kurz darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war, denn als der Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornstein blies und der Regen stark aufs Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches ängstliches Gebet, und damit war die geistige Nabelschnur, die mich bis dahin ausschließlich an die Eltern gebunden hatte, zerrissen, ja es kam gar bald so weit, daß ich mich bei Gott über Vater und Mutter zu beklagen anfing, wenn ich ein Unrecht von ihnen erfahren zu haben glaubte. Weiter knüpft sich an diese Schulstube mein erster und vielleicht bitterster Martergang. Um deutlich zu machen, was ich sagen will, muß ich etwas ausholen. Schon in der Kleinkinderschule finden sich alle Elemente beisammen, die der reifere Mensch in potenzierterem Maße später in der Welt antrifft. Die Brutalität, die Hinterlist, die gemeine Klugheit, die Heuchelei, alles ist vertreten, und ein reines Gemüt steht immer so da, wie Adam und Eva auf dem Bilde unter den wilden Tieren. Wie viel hievon der Natur, wie viel der ersten Erziehung oder vielmehr der Verwahrlosung von Haus aus beizumessen ist, bleibe hier unentschieden: die Tatsache unterliegt keinem Zweifel. Das war denn auch in Wesselburen der Fall. Von dem rohen Knaben an, der die Vögel bei lebendigem Leibe rupfte und den Fliegen die Beine ausriß, bis zu dem fixfingerigen Knirps herunter, der seinen Kameraden die buntpapierenen Merkzeichen aus der Fibel stahl, war jede Spezies vorhanden, und das Schicksal, das die besser gearteten und darum zum Leiden verdammten Mitschüler den jungen Sündern zuweilen im Zorn prophezeiten, wenn sie eben Gegenstand ihrer Foppereien oder ihrer Heimtücke geworden waren, ging an mehr als einem buchstäblich in Erfüllung. Der Auswurf hat immer insoweit Instinkt, daß er weiß, wen sein Stachel am ersten und am schärfsten trifft, und so war denn ich den boshaften Anzapfungen eine Zeitlang am meisten ausgesetzt. Bald stellte sich einer, als ob er sehr eifrig im Katechismus läse, den er dicht vors Gesicht hielt, raunte mir aber übers Blatt weg allerlei Schändlichkeiten ins Ohr und fragte mich, ob ich noch dumm genug sei, zu glauben, daß die Kinder aus dem Brunnen kämen und daß der Storch sie herauf hole. Bald rief ein anderer mir zu: „Willst du einen Apfel haben, so nimm ihn dir aus meiner Tasche, ich habe einen für dich mitgebracht!" Und wenn ich das tat, so schrie er: „Susanna, ich werde bestohlen!"

und leugnete sein Wort ab. Ein dritter bespuckte wohl gar sein Buch, fing dann zu heulen an, und behauptete mit frecher Stirn, ich habe es getan. War ich nun solchen Vexationen fast allein preisgegeben, teils, weil ich sie am empfindlichsten aufnahm und teils, weil sie wegen meiner großen Arglosigkeit am besten bei mir glückten, so gab es dagegen auch andere, die sich alles ohne Ausnahme gefallen lassen mußten. Dazu gehörten vorzugsweise die Prahlereien einiger hoch aufgeschossener Rangen, die uns übrigen in Jahren beträchtlich voraus waren, aber trotzdem noch auf der Abc-Bank saßen und von Zeit zu Zeit die Schule schwänzten. Sie hatten an und für sich nichts davon als doppelte und dreifache Langeweile, denn nach Hause durften sie nicht kommen, und Spielkameraden fanden sie nicht, es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich hinter einen Zaun hin zu ducken oder in einem ausgetrockneten Wassergraben zu lauern, bis die Erlösungsstunde schlug, und sich dann, als ob sie gewesen wären, wo sie sein sollten, auf dem Heimgang unter uns zu mischen. Aber sie wußten sich zu entschädigen und sich den Spaß nachträglich zu bereiten, wenn sie wieder in die Schule kamen und uns ihre Abenteuer berichteten. Da war einmal der Vater ganz dicht am Zaun vorbeigegangen, das spanische Rohr, womit er sie durchzuwalken pflegte, in der Hand und hatte sie doch nicht bemerkt; da war ein anderesmal die Mutter, vom Spitz begleitet, an den Graben gekommen, der Hund hatte sie aufgeschnüffelt, die Mutter sie entdeckt und die Lüge, daß sie von Susanna selbst hergeschickt seien, um ihr Kamillenblumen zu pflücken, ihnen doch noch durchgeholfen. Dabei brüsteten sie sich, wie alte Soldaten, die den verwunderten Rekruten ihre Heldentaten erzählen, und die Applikation lautete stets: „Wir riskieren Peitsche und Stock, ihr höchstens die Rute, und dennoch wagt ihr nichts!“ Dies war verdrießlich und um so mehr, da sich die Wahrheit nicht ganz in Abrede stellen ließ; als daher der Sohn eines Altflickers einst mit zerbläutem Rücken zur Schule kam und uns mitteilte, sein Vater habe ihn ertappt und ihn derb mit dem Knieriemen gezüchtigt, er werde es nun aber nur um so öfter probieren, denn er sei kein Hase, beschloß auch ich, meine Courage zu zeigen, und das noch denselben Nachmittag. Ich ging also, als meine Mutter mich zur gewohnten Stunde, mit zwei saftigen Birnen für den Durst ausgerüstet, fortschickte, nicht zu Susanna, sondern verkroch mich mit klopfendem Herzen und ängstlich rückwärts spähend in den Holzschupfen unseres Nachbars, des Tischlers, von seinem Sohn, der viel älter war als ich und schon mit in der Werkstatt hantierte, dazu aufgemuntert und dabei unterstützt. Es war sehr heiß, und

mein Schlupfwinkel so dunkel als dumpf, die beiden Birnen hielten nicht lange vor, auch aß ich sie nicht ohne Gewissensbisse und eine im Hintergrund mit ihren Jungen kauernde alte Katze, die bei der geringsten meiner Bewegungen grimmig knurrte, trug nicht auf die angenehmste Weise zu meiner Zerstreuung bei. Die Sünde führte ihre Strafe unmittelbar mit sich, ich zählte alle Viertel- und halbe Stunden der Uhr, deren Schläge gellend und, wie es mir vorkam, drohend vom hohen Turm zu mir herüber drangen, ich ängstete mich ab, ob ich auch wohl unbemerkt aus dem Schuppen wieder herauskommen werde, und ich dachte nur sehr selten und äußerst flüchtig an den Triumph, den ich morgen zu feiern hoffte. Es war bereits ziemlich spät, da trat meine Mutter in den Garten und ging vergnügt und fröhlich um sich blickend zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Sie kam fast an mir vorbei und mir stockte schon davon der Atem, aber wie ward mir erst, als der Vertraute meines Geheimnisses sie plötzlich fragte, ob sie auch wohl wisse, wo Christian sei, und auf ihre stutzend abgegebene Antwort: „bei Susanna!" halb schalkhaft, halb schadenfroh versetzte: „nein! nein! bei der Katze!" und ihr blinzelnd zwinkernd meinen Versteck zeigte. Ich sprang, vor Wut außer mir, hervor und stieß nach dem lachenden Verräter mit dem Fuß, meine Mutter aber, das ganze Gesicht eine Flamme, setzte ihren Eimer beiseite und packte mich bei Armen und Haaren, um mich noch in die Schule zu bringen. Ich riß mich los, ich wälzte mich auf dem Boden, ich heulte und schrie, aber alles war umsonst, sie schleppte mich, viel zu empört darüber, in ihrem überall gepriesenen stillen Liebling einen solchen Missetäter zu entdecken, um auf mich zu hören, mit Gewalt fort, und mein fortgesetztes Widerstreben hatte keine andere Folge, als daß alle Fenster an der Straße aufgerissen wurden und alle Köpfe herausschauten. Als ich ankam, wurden meine Kameraden gerade entlassen, sie rotteten sich aber um mich herum und überhäuften mich mit Spott und Hohn, während Susanna, die einsehen mochte, daß die Lektion zu streng war, mich zu begütigen suchte. Seit jenem Tage glaube ich zu wissen, wie dem Spießrutenläufer zumute ist.

6.

Ich hätte oben eigentlich noch einen dritten Moment nennen sollen. Aber dieser, wie hoch oder wie niedrig man ihn auch anschlagen mag, wenn man auf ihn zurückschaut, ist jedenfalls im Menschenleben so einzig und unvergleichlich, daß man ihn mit keinem anderen zusammenstellen darf. Ich lernte in Susannas

dumpfer Schulstube nämlich auch die Liebe kennen, und zwar in derselben Stunde, wo ich sie betrat, also in meinem vierten Jahre. Die erste Liebe! Wer lächelt nicht, indem er dies liest, wem schwebt nicht irgendein Ännchen oder Gretchen vor, das ihm auch einmal eine Sternenkrone zu tragen und in Himmelblau und Morgenrot gekleidet zu sein schien, und das jetzt vielleicht — es wäre frevelhaft, das Gegenbild auszumalen! Doch wer sagt sich nicht auch, daß er damals, wie im Fluge, an jedem Honigkelch, der im Garten der Erde steht, vorüber geführt wurde, zu rasch freilich, um sich zu berauschen, aber langsam genug, um den heiligen Frühduft einzuatmen! Darum gesellt sich jetzt zum Lächeln die Rührung, indem ich des schönen Maimorgens gedenke, an welchem das längst beschlossene, immer wieder verschobene und endlich unwandelbar auf einen bestimmten Tag festgesetzte große Ereignis, nämlich meine Entlassung aus dem väterlichen Hause in die Schule, wirklich stattfand. „Er wird weinen!" sagte Meta am Abend vorher und nickte sibyllenhaft, als ob sie alles wüßte. „Er wird nicht weinen, aber er wird zu spät aufstehen!" erwiderte die Nachbarin Ohl. „Er wird sich tapfer halten und auch zur rechten Zeit aus dem Bett sein!" warf der gutmütige Alte dazwischen. Dann fügte er hinzu: „Ich habe etwas für ihn und das geb' ich ihm, wenn er morgen früh um sieben gewaschen und gekämmt in meine Tür kommt." Ich war um sieben beim Nachbar und bekam zur Belohnung einen kleinen Kuckuck, ich hatte bis halb acht guten Mut und spielte mit unserm Mops, mir wurde um drei Viertel flau, aber ich ward gegen acht wieder ein ganzer Kerl, weil Meta eintrat, und machte mich, die neue Fibel mit Johann Ballhorns Eier legendem Hahn unterm Arm, beherzt auf den Weg. Die Mutter ging mit, um mich feierlich zu introduzieren, der Mops folgte, ich war noch nicht ganz verlassen, und stand vor Susanna, ehe ich's dachte. Susanna klopfte mich nach Schulmeisterart auf die Backen und strich mir die Haare zurück, meine Mutter empfahl mir in strengem Ton, der ihr viel Mühe kostete, Fleiß und Gehorsam und entfernte sich ziemlich eilig, um nicht wieder weich zu werden, der Mops war eine ziemliche Weile unschlüssig, zuletzt schloß er sich ihr an. Ich erhielt einen goldpapierenen Heiligen zum Geschenk, dann wurde mir mein Platz angewiesen und ich ward dem surrenden und summenden Kinderbienenstock einverleibt, welcher dem Auftritt neugierig und der Unterbrechung froh zugesehen hatte. Es dauerte einige Zeit, bis ich aufzuschauen wagte, denn ich fühlte, daß ich gemustert wurde und das setzte mich in Verlegenheit. Endlich tat ich's und mein erster Blick fiel auf

ein schlankes blasses Mädchen, das mir gerade gegenüber saß; sie hieß Emilie und war die Tochter des Kirchspielschreibers. Ein leidenschaftliches Zittern überflog mich, das Blut drang mir zum Herzen, aber auch eine Regung von Scham mischte sich gleich in mein erstes Empfinden, und ich schlug die Augen so rasch wieder zu Boden, als ob ich einen Frevel damit begangen hätte. Seit dieser Stunde kam Emilie mir nicht mehr aus dem Sinn, die vorher so gefürchtete Schule wurde mein Lieblingsaufenthalt, weil ich sie nur dort sehen konnte, die Sonn- und Feiertage, die mich von ihr trennten, waren mir so verhaßt, als sie mir sonst erwünscht gewesen sein würden, ich fühlte mich ordentlich unglücklich, wenn sie einmal ausblieb. Sie schwebte mir vor, wo ich ging und stand, und ich wurde nicht müde, still für mich hin ihren Namen auszusprechen, wenn ich mich allein befand; besonders waren ihre schwarzen Augenbrauen und ihre sehr roten Lippen mir immer gegenwärtig, wogegen ich mich nicht erinnere, daß auch ihre Stimme Eindruck auf mich gemacht hätte, obgleich später gerade hievon alles bei mir abhing. Daß ich bald das Lob des fleißigsten Schulgängers und des besten Schülers davontrug, versteht sich von selbst; mir war dabei aber eigen zumut, denn ich wußte gar wohl, daß es nicht die Fibel war, die mich zu Susanna hintrieb, und daß ich nicht, um schnell lesen zu lernen, so emsig buchstabierte. Allein niemand durfte ahnen, was in mir vorging, und Emilie am wenigsten; ich floh sie aufs ängstlichste, um mich nur ja nicht zu verraten; ich erwies ihr, wenn die gemeinschaftlichen Spiele uns dennoch zusammenführten, eher Feindseligkeiten, als etwas Freundliches; ich zupfte sie von hinten bei den Haaren, um sie doch einmal zu berühren, und tat ihr weh dabei, um nur keinen Verdacht zu erregen. Ein einzigesmal jedoch brach die Natur sich gewaltsam Bahn, weil sie auf eine zu starke Probe gesetzt wurde. Als ich eines Nachmittags, nämlich in der Tummelstunde, die dem Unterricht stets voranging, weil die Kinder nur langsam zusammen kamen, und Susanna auch gern ein Mittagsschläfchen hielt, in die Schlafstube trat, bot sich mir ein höchst betrübsamer Anblick dar: Emilie wurde von einem Knaben gemißhandelt und dieser war einer meiner besten Kameraden. Er zupfte und knuffte sie weidlich, und das ertrug ich noch, obgleich nicht ohne große Mühe und mit immer steigender stiller Erbitterung. Endlich aber trieb er sie in einen Winkel und als er sie wieder heraus ließ, blutete ihr der Mund, wahrscheinlich, weil er sie irgendwo gekratzt hatte. Da konnte ich mich nicht länger halten, der Anblick des Blutes versetzte mich in Raserei, ich fiel über ihn her, warf ihn zu Boden

und gab ihm seine Püffe und Schläge doppelt und dreifach zurück. Aber Emilie, weit entfernt, mir dankbar zu sein, rief selbst für ihren Feind nach Hilfe und Beistand, als ich gar nicht wieder aufhörte, und verriet so unwillkürlich, daß sie ihn lieber hatte, als den Rächer. Susanna, durch das Geschrei aus ihrem Schlummer geweckt, eilte herbei und forderte, mürrisch und unwillig, wie sie natürlich war, strenge Rechenschaft wegen meines plötzlichen Wutanfalls; was ich zur Entschuldigung hervorstotterte und stammelte, war unverständlich und unsinnig, und so trug ich denn als Lohn für meinen ersten Ritterdienst eine derbe Züchtigung davon. Diese Neigung dauerte bis in mein achtzehntes Jahr und hatte sehr verschiedene Phasen; ich muß daher noch mehrmals darauf zurückkommen.

7.

Schon in der frühesten Zeit war die Phantasie außerordentlich stark in mir. Wenn ich des Abends zu Bett gebracht wurde, so fingen die Balken über mir zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzengesichter hervor und das Vertrauteste, ein Stock, auf dem ich selbst zu reiten pflegte, der Tischfuß, ja die eigene Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren wurden mir fremd und jagten mir Schrecken ein. Ich glaube, es ist hier zwischen der unbestimmten, allgemeinen Furcht, die allen Kindern ohne Ausnahme eigen ist, und einer gesteigerten, die ihre Angstgebilde in schneidend scharfen Formen verkörpert und der jungen Seele wahrhaft objektiv macht, wohl zu unterscheiden; jene teilte mein Bruder, der neben mir lag, aber ihm fielen immer sehr bald die Augen zu und dann schlief er ruhig bis an den hellen Morgen; diese quälte mich allein und sie hielt den Schlaf nicht bloß von mir fern, sondern scheuchte ihn auch, wenn er schon gekommen war, oft noch wieder fort und ließ mich mitten in der Nacht um Hilfe rufen. Wie tief sich die Ausgeburten derselben mir eingeprägt haben, geht daraus hervor, daß sie mit voller Gewalt in jeder ernsten Krankheit wiederkehren, so wie das fieberisch siedende Blut mir übers Gehirn läuft und das Bewußtsein ertränkt, stellen die ältesten Teufel, alle später geborenen vertreibend und entwaffnend, sich wieder ein, und das beweist ohne Zweifel am besten, wie sie mich einst gemartert haben müssen. Aber auch am Tage war die Phantasie ungewöhnlich und vielleicht krankhaft rege in mir; häßliche Menschen z. B., über die mein Bruder lachte und die er nachäffte, erfüllten mich mit Grauen; ein kleiner bucklichter Schnei-

der, an dessen dreieckigem leichenblassen Gesicht freilich unmäßig lange Ohren saßen, die noch obendrein hochrot und durchsichtig waren, konnte nicht vorbeigehen, ohne daß ich schreiend ins Haus lief, und fast den Tod hätte ich davon genommen, als er mir, höchlich aufgebracht, einmal folgte, mich einen dummen Jungen scheltend und mit meiner Mutter keifend, weil er glaubte, daß sie ihn in der häuslichen Erziehung als Knecht Ruprecht verwende. Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserm Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte später in Susannas Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den ekeln Gegenstand, den es bezeichnete, immer so lebhaft vergegenwärtigte, als ob er selbst in widerwärtiger Modergestalt vor mir läge. Dagegen war mir aber auch ein Rosenblatt, das der Wind mir über den Zaun zuwehte, soviel und mehr, wie anderen die Rose selbst, und Wörter, wie Tulpe und Lilie, wie Kirsche und Aprikose, wie Apfel und Birne, versetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbst hinein, so daß ich die Fibelstücke, in denen sie vorkamen, vor allen gerne laut buchstabierte und mich jedesmal ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf. Nur leider bedarf man in der Welt viel öfter des Verkleinerungs- als des Vergrößerungsglases und davon ist selbst die schöne Jugendzeit nur in den seltensten Fällen ausgenommen. Denn wie man vom Pferde sagt, daß es den Menschen darum respektiere, weil es nach der Konstruktion seines Auges einen Riesen in ihm erblickt, so steht auch das mit Phantasie begabte Kind nur deshalb vor einem Sandkorn still, weil es ihm ein unübersteiglicher Berg scheint. Die Dinge selbst können hier also nicht den Maßstab abgeben, sondern man muß nach dem Schatten fragen, den sie werfen, und so kann der Vater oft lachen, während der Sohn Höllenqualen erleidet, weil die Gewichte, womit beide wiegen, grundverschieden sind. Ein an sich drolliger Vorfall gehört hieher, da er gerade diesen für die Erziehung höchst wichtigen Punkt ins klarste Licht setzt. Ich sollte einmal zu Mittag eine Semmel holen, die Bäckersfrau reichte sie mir und gab mir zugleich in großmütiger Laune einen alten Nußknacker, der sich beim Aufräumen irgendwo vorgefunden haben mochte. Ich hatte noch nie einen Nußknacker gesehen, ich kannte keine seiner verborgenen Eigenschaften und nahm ihn hin, wie jede andere Puppe, die sich durch rote Backen und glotzende Augen empfahl. Vergnügt den Rückweg antretend und den Nußknacker als neugewonnenen Liebling zärtlich an die Brust drückend, bemerke ich plötzlich, daß er den Rachen öffnet und mir zum Dank für die Liebkosung seine

grimmigen weißen Zähne zeigt. Man male sich meinen Schreck aus! Ich kreischte hell auf, ich rannte, wie gehetzt, über die Straße, aber ich hatte nicht soviel Besinnung oder Mut, den Unhold von mir zu werfen, und da er natürlich nach Maßgabe meiner eigenen Bewegungen während des Laufens sein Maul bald schloß, bald wieder aufriß, so konnte ich nicht umhin, ihn für lebendig zu halten, und kam halb tot zu Hause an. Hier wurde ich nun zwar ausgelacht und aufgeklärt, zuletzt gar gescholten, es half aber alles nichts, es war mir nicht möglich, mich mit dem Ungetüm wieder auszusöhnen, obgleich ich seine Unschuld erkannte, und ich ruhte nicht, bis ich die Erlaubnis erhielt, ihn an einen anderen Knaben wieder zu verschenken. Als mein Vater die Sache erfuhr, meinte er, es gäbe keinen zweiten Jungen, dem so etwas begegnen könne; das war sehr möglich, denn es gab vielleicht keinen, dem die Vettern des Nußknackers des Abends vorm Eindämmern vom Boden und von den Wänden herab schon Gesichter geschnitten hatten. Bei Nacht gipfelte diese Tätigkeit meiner gärenden Phantasie in einem Traum, der so ungeheuerlich war und einen solchen Eindruck in mir zurückließ, daß er siebenmal hintereinander wiederkehrte. Mir war, als hätte der liebe Gott, von dem ich schon so manches gehört hatte, zwischen Himmel und Erde ein Seil ausgespannt, mich hineingesetzt und sich daneben gestellt, um mich zu schaukeln. Nun flog ich denn ohne Rast und Aufenthalt in schwindelerregender Eile hinauf und hinunter; jetzt war ich hoch in den Wolken, die Haare flatterten mir im Winde, ich hielt mich krampfhaft fest und schloß die Augen; jetzt war ich dem Boden wieder so nah, daß ich den gelben Sand, sowie die kleinen roten und weißen Steinchen deutlich erblicken, ja mit den Fußspitzen erreichen konnte. Dann wollte ich mich herauswerfen, aber das kostete doch einen Entschluß und bevor es mir gelang, ging's wieder in die Höhe und mir blieb nichts übrig, als abermals ins Seil zu greifen, um nur nicht zu stürzen und zerschmettert zu werden. Die Woche, in welche dieser Traum fällt, war vielleicht die entsetzlichste meiner Kindheit, denn die Erinnerung an ihn verließ mich den ganzen Tag nicht und da ich, sowie ich trotz meines Sträubens zu Bett gebracht wurde, die Angst vor seiner Wiederkehr gleich mit hinein, ja unmittelbar mit in den Schlaf hinüber nahm, so war es kein Wunder, daß er sich auch immer wieder einstellte.

8.

Ich blieb in Susannas Schule bis in mein sechstes Jahr und lernte dort fertig lesen. Zum Schreiben ward ich, meiner Jugend wegen, wie es hieß, noch nicht zugelassen; es war das letzte, was Susanna mitzuteilen hatte, darum hielt sie vorsichtig damit zurück. Aber die notwendigen ersten Gedächtnisübungen wurden auch schon mit mir angestellt, denn so wie der Knirps sich vom geschlechtslosen Rock zur Hose und von der Fibel zum Katechismus aufgedient hatte, mußte er die zehn Gebote und die Hauptstücke des christlichen Glaubens auswendig lernen, wie Doktor Martin Luther, der große Reformator, sie vor dreihundert Jahren als Richtschnur für die protestantische Kirche formuliert hat. Weiter ging's nicht, und die ungeheuren Dogmen, die ohne Erklärung und Erläuterung aus dem Buch in das unentwickelte Kindergehirn herüber spazierten, setzten sich hier natürlich in wunderliche und zum Teil groteske Bilder um, die jedoch dem jungen Gemüt keineswegs schadeten, sondern es heilsam anregten und eine ahnungsvolle Gährung darin hervorriefen. Denn, was tut's, ob das Kind, wenn es von der Erbsünde oder von Tod und Teufel hört, an diese tiefsinnigen Symbole einen Begriff oder eine abenteuerliche Vorstellung knüpft; sie zu ergründen ist die Aufgabe des ganzen Lebens, aber der werdende Mensch wird doch gleich beim Eingang an ein alles bedingendes Höheres gemahnt, und ich zweifle, ob sich das gleiche Ziel durch frühzeitige Einführung in die Mysterien der Regeldetri oder in die Weisheit der Äsopischen Fabeln erreichen läßt. Merkwürdig war allerdings dabei, daß Luther in meiner Einbildung fast unmittelbar neben Moses und Jesus Christus zu stehen kam, doch es hatte ohne Zweifel darin seinen Grund, daß sein donnerndes: „Was ist das?" immer augenblicklich hinter den majestätischen Lakonismen Jehovas herscholl, und daß obendrein sein derb-kerniges Gesicht, aus dem der Geist um so eindringlicher spricht, weil er offenbar mit dem widerstrebenden dicken Fleisch erst kämpfen muß, dem Katechismus in nachdrücklicher Schwärze vorgedruckt war. Aber auch das hatte meines Wissens für mich ebensowenig nachteilige Folgen, als mein Glaube an die wirklichen Hörner und Klauen des Teufels oder an die Hippe des Todes, und ich lernte, sobald es not tat, sehr gut zwischen dem Salvator und dem Reformator unterscheiden. Übrigens genügte der bescheidene Erwerb, den ich bei Susanna davontrug, vollkommen, mir zu Hause ein Ansehen zu verschaffen; dem Meister Ohl imponierte es ungemein, daß

ich bald besser wußte als er selbst, was der wahre Christ alles glaubt, und meine Mutter wurde fast zu Tränen gerührt, als ich ihr das erstemal, ohne zu stottern oder gar zu stocken, bei der Lampe den Abendsegen vorlas, ja sie fühlte sich so davon erbaut, daß sie mir das Lektoramt für immer übertrug, welches ich denn auch geraume Zeit mit vielem Eifer und nicht ohne Selbstgefühl versah. Gegen das Ende meines sechsten Jahres trat in den holsteinischen Schuleinrichtungen und also auch in denen meines Vaterländchens eine große Veränderung, ja eine vollständige Umgestaltung ein. Bis dahin hatte der Staat sich in die erste Erziehung gar nicht, in die spätere wenig gemischt; die Eltern konnten ihre Kinder schicken, wohin sie wollten, und die Klipp- und Winkelschulen waren reine Privatinstitute, um die sich selbst die Prediger kaum bekümmerten und die oft auf die seltsamste Weise entstanden. So war Susanna einmal an einem stürmischen Herbstabend, ohne einen Heller zu besitzen, und völlig fremd, auf hölzernen Pantoffeln nach Wesselburen gekommen und hatte bei einer mitleidigen Pastorswitwe um Gottes willen ein Nachtquartier gefunden; diese entdeckte, daß die Pilgerin lesen und schreiben kann, auch in der Schrift nicht übel Bescheid weiß und macht ihr daraufhin Knall und Fall den Vorschlag, im Ort, ja in ihrem Hause zu bleiben und Unterricht zu geben. Die Jugend, wenigstens der kriechende Teil derselben, war nämlich gerade verwaist, der bisherige Lehrer, lange Zeit wegen seiner strengen Zucht höchlich gepriesen, hatte ein naseweises kleines Mädchen zur Strafe für irgend eine Ungezogenheit entblößt auf einen heißen Ofen gesetzt, vielleicht um ein noch größeres Lob davonzutragen, und das war denn doch auch den unbedingtesten Verehrern der Rute zu stark gewesen. Susanna stand ganz verlassen in der Welt da und wußte nicht, wohin sie sich wenden oder was sie ergreifen sollte, sie vertauschte die gewohnte Handarbeit daher gerne, obgleich nicht ohne Angst, nach ihrem eigenen Ausdruck, mit der schweren Kopfarbeit und die Spekulation glückte vollkommen und in kürzester Frist. Den mehr herangewachsenen Knaben und Mädchen öffneten sich, freilich ernst und finster, Rektorat und Konrektorat, die unter einer Art Kontrolle standen und sich nötigenfalls durch den weltlichen Arm rekrutierten. Aber auch hier wurden trotz der pomphaften, mir bis zur Stunde rätselhaft gebliebenen Namen, womit sie stolzierten, nur die notdürftigsten Realien traktiert und ein wegen seiner Gabe allgemein angestaunter Bruder meiner Mutter, den der keineswegs überbescheidene Rektor mit der feierlichen Erklärung entließ, daß er ihm nichts weiter lehren könne, weil er soviel wisse, als er selbst,

war allerdings ein gewaltiger Kalligraph und putzte seine Neujahrswünsche mit Tusch und Schnörkeln heraus, wie Fust und Schöffer ihre Inkunabeln, konnte jedoch nicht einen einzigen grammatikalischen Satz zustande bringen. Diesen unleugbar höchst mangelhaften und der Verbesserung bedürftigen Zuständen sollte nun ein für allemal ein Ende gemacht, das Volk sollte von der Wiege an erzogen und der Aberglaube bis auf die letzte Wurzel ausgerottet werden. Ob man gründlich erwog, was vornehmlich zu erwägen gewesen wäre, bleibe dahingestellt, denn der Begriff der Bildung ist äußerst relativ, und wie der ekelhafteste Rausch durchs Nippen aus allen Flaschen entsteht, so erzeugt das flache, enzyklopädische Wissen, das sich allenfalls in die Breite mitteilen läßt, gerade jenen widerwärtigen Hochmut, der sich keiner Autorität mehr beugt und doch zu der Tiefe, in der sich die geil aufschießenden dialektischen Widersprüche und Gegensätze von selbst lösen, nie hinabdringt. Jedenfalls ergriff man das rechte Mittel, indem man auf der einen Seite Seminarien stiftete und auf der anderen Elementarschulen errichtete, so daß der Abkläricht, der dort ausgekocht und als Rationalismus in die leeren Schulmeisterköpfe hineingetrichtert wurde, sich von hier aus gleich über das ganze Land ergießen konnte. Das Resultat war, daß auf eine etwas abergläubische Generation eine überaus superkluge folgte, denn es ist erstaunlich, wie der Enkel sich fühlt, wenn er weiß, daß ein nächtliches Feuermeteor bloß aus brennbaren Dünsten besteht, während der Großvater den Teufel darin erblickt, der in irgend einen Schornstein mit seinen leuchtenden Geldsäcken hinein will. Doch, wie es sich hiemit auch im allgemeinen verhalten mochte, und ich wiederhole meine Überzeugung, daß der Durchschnittspunkt hier außerordentlich schwer zu treffen ist: für mich knüpfte sich an die Reform ein großes Glück. Auch Wesselburen erhielt nämlich seine Elementarschule und an diese wurde ein Mann als Lehrer gewählt, dessen Namen ich nicht ohne Gefühl der tiefsten Dankbarkeit niederschreiben kann, weil er trotz seiner bescheidenen Stellung einen unermeßlichen Einfluß auf meine Entwicklung ausgeübt hat; er hieß Franz Christian Dethleffen und kam aus dem benachbarten Eiderstedt, wo er schon eine kleine Bedienstung gehabt hatte, zu uns herüber.

9.

Kein Haus ist so klein, daß es dem Kinde, welches darin geboren ward, nicht eine Welt schiene, deren Wunder und Geheimnisse es erst nach und nach entdeckt. Selbst die ärmlichste

Hütte hat wenigstens ihren Boden, zu dem eine hölzerne Leiter hinaufführt, und mit welchem Gefühl wird diese zum erstenmal erstiegen! Gewiß findet sich oben einiges altes Gerät, das unbrauchbar und vergessen in eine längst vergangene Zeit zurückdeutet und an Menschen mahnt, die schon bis auf den letzten Knochen vermodert sind. Hinterm Schornstein steht wohl eine wurmstichige, hölzerne Kiste, welche die Neugier reizt; handhoch liegt der Staub darauf, noch sitzt das Schloß, aber man braucht nicht nach dem Schlüssel zu suchen, denn man kann hineingreifen, wo man will, und wenn das Kind es mit Zittern und Zagen tut, so zieht es einen zerrissenen Stiefel oder die zerbrochene Kunkel eines Spinnrades hervor, das schon vor einem halben Jahrhundert beiseite gestellt wurde. Schaudernd schleudert es den Doppelfund wieder von sich, weil es sich unwillkürlich fragt: wo ist das Bein, das jenen trug, und wo die Hand, die diese in Schwung setzte? Doch die Mutter hebt das eine oder das andere bedächtig wieder auf, weil sie gerade eines Riemens bedarf, der sich noch aus dem Stiefel des Großvaters herausschneiden läßt, oder weil sie glaubt, daß sie mit der Kunkel der Urtante noch einmal Feuer anmachen kann. Wäre die Kiste aber auch während des letzten harten Winters, der die Leute sogar nötigte, getrocknete Mistfladen zu brennen, mit in den Kachelofen gewandert, so steckt doch im Dach noch eine verrostete Sichel, die einst blank und fröhlich zu Felde zog und tausend goldgrüne Halme in einem Ausholen darniederstreckte, und darüber hängt die unheimliche Sense, an der sich vorzeiten ein Knecht die Nase ablief, weil sie zu dicht über der Bodenluke hing, und er die Leiter zu rasch hinanstieg. Daneben piepsen in der Ecke die Mäuse, es springen wohl auch ein paar aus den Löchern hervor, um nach kurzem Tanz wieder hineinzuschlüpfen, ja ein blendend weißes Wieselchen wird für einen Augenblick sichtbar, das kluge Köpfchen samt den Vorderpfoten spähend und schnuppernd in die Höhe hebend, und der einzige Sonnenstrahl, der durch irgend eine verstohlene Spalte dringt, ist einem Goldfaden so vollkommen ähnlich, daß man ihn gleich um den Finger wickeln möchte. Von einem Keller weiß die Hütte nichts, wohl aber das Bürgerhaus, wenn auch nicht des Weines, sondern der Kartoffeln und der Rüben wegen, die der Ärmere im Freien unter einem tüchtigen Erdhaufen birgt, den er im Herbst aufwirft und im Winter bei starkem Frost noch vorsichtig mit Stroh oder Mist bedeckt. In den Keller zu kommen, will nun noch viel mehr heißen, als auf den Boden zu gelangen; wo aber wäre das Kind, welches nicht auch dieses Gelüst auf die eine oder andere Weise zu befriedigen wüßte! Es kann

ja zum Nachbar gehen und sich schmeichelnd an die Schürze der Magd hängen, wenn sie gerade etwas heraufholen soll, es kann sogar den Augenblick erlauern, wo aus Versehen die Tür offen blieb, und sich auf eigene Faust hinunter wagen. Das ist freilich gefährlich, denn sie kann plötzlich zugeschlagen werden, und die sechzehnfüßigen Kanker, die in ekelhaftester Mißgestalt an den Wänden herumkriechen, sowie das durchsickernde grünliche Wasser, das sich in den hie und da absichtlich gelassenen Vertiefungen sammelt, laden nicht zu langem Verweilen ein. Aber, was tut's, man hat die Kehle ja bei sich, und wer ordentlich schreit, der wird zuletzt gehört! Macht nun schon das Haus unter allen Umständen einen solchen Eindruck auf das Kind: wie muß ihm erst der Ort vorkommen! Es tritt, wenn es zum erstenmal von der Mutter oder vom Vater mitgenommen wird, den Gang durch den Straßenknäuel gewiß nicht ohne Staunen an, es kehrt noch weniger ohne Schwindel von ihm zurück. Ja, es bringt von vielen Objekten vielleicht ewige Typen mit heim, ewig in dem Sinn, daß sie sich im Fortgang des Lebens eher unmerklich bis ins Unendliche erweitern, als sich jemals wieder zerschlagen lassen, denn die primitiven Abdrücke der Dinge sind unzerstörbar und behaupten sich gegen alle späteren, wie weit diese sie auch an sich übertreffen mögen. So war es denn auch für mich ein unvergeßlicher und bis auf diesen Tag fortwirkender Moment, als meine Mutter mich den Abendspaziergang, den sie sich in der schönen Sommerzeit an Sonn- und Feiertagen wohl gönnte, zum erstenmal teilen ließ. Mein Gott, wie groß war dies Wesselburen: fünfjährige Beine wurden fast müde, bevor sie ganz herumkamen! Und was traf man alles unterwegs! Schon die Namen der Straßen und Plätze, wie rätselhaft und abenteuerlich klangen sie! „Nun sind wir auf dem Kollfuß! Das ist Blankenau! Hier geht's zum Klingelberg hinüber! Dort steht das Eichennest!“ Je weiter sich ein Anhaltspunkt für sie fand, um so sicherer mußten sie Mysterien verbergen! Nun gar die Sachen selbst! Die Kirche, deren metallne Stimme ich schon so oft gehört hatte, der Gottesacker mit seinen düstern Bäumen und seinen Kreuzen und Leichensteinen, ein uraltes Haus, das ein „Achtundvierziger“ bewohnt haben und in dessen Keller ein vom Teufel bewachter Schatz verborgen sein sollte, ein großer Fischteich: all diese Einzelheiten flossen für mich, als ob sie sich, wie die Glieder eines riesenhaften Tieres, organisch aufeinander bezögen, zu einem ungeheuren Totalbilde zusammen und der Herbstmond übergoß es mit bläulichem Licht. Ich habe seitdem den Dom von Sankt Peter und jeden deutschen Münster gesehen, ich bin auf dem Père Lachaise und an der Pyramide

des Cestius gewandelt, aber wenn ich im allgemeinen an Kirchen, Friedhöfe usw. denke, so schweben sie mir noch jetzt in der Gestalt vor, in der ich sie an jenem Abend erblickte.

10.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo ich Susannas dumpfen Saal mit der neu erbauten, hellen und freundlichen Elementarschule vertauschte, mußte auch mein Vater sein kleines Haus verlassen und eine Mietwohnung beziehen. Das war nun für mich ein wunderlicher Kontrast. Die Schule hatte sich erweitert: ich schaute aus blanken Fenstern mit breiten Föhrenrahmen, statt das neugierige Auge an grünen Bouteillenscheiben mit schmutziger Bleieinfassung zu versuchen, und der Tag, der bei Susanna immer später anfing und früher aufhörte, als er sollte, kam zu seinem vollen Recht; ich saß an einem bequemen Tisch mit Pult und Tintenfaß, der frische Holz- und Farbegeruch, der noch jetzt einigen Reiz für mich hat, versetzte mich in eine Art von fröhlichen Taumel und als ich auf mein Lesen hin vom inspizierenden Prediger angewiesen wurde, die dritte Bank, die ich bescheiden gewählt hatte, mit der ersten zu vertauschen und sogar auf dieser noch einen der obersten Plätze einzunehmen, fehlte mir nicht viel mehr zur Seligkeit. Das Haus dagegen war zusammengeschrumpft und hatte sich verfinstert; jetzt gab es keinen Garten mehr, in dem ich mich mit meinen Kameraden bei gutem Wetter herumtummeln konnte, keine Diele, die uns bei Regen und Wind gastlich aufnahm: ich war auf die enge Stube beschränkt, in der ich mich kaum selbst rühren, in die ich aber keinen Spielgefährten mitbringen durfte, und auf den Platz vor der Tür, auf dem es, da die Straße unmittelbar daran vorüberlief, nur selten einer bei mir aushielt. Der Grund der ganzen folgenschweren Veränderung war eigen genug. Mein Vater hatte sich bei seiner Verheiratung durch Übernahme einer Bürgschaft mit fremden Schulden beladen und würde ohne Zweifel schon viel früher ausgetrieben worden sein, wenn sein Gläubiger nicht glücklicherweise die lange Strafe einer Brandstiftung im Zuchthause abzubüßen gehabt hätte. Dies war einer der furchtbaren Menschen, die das Böse des Bösen wegen tun und den krummen Weg sogar dann noch vorziehen, wenn der gerade rascher und sicherer zum Ziele führt; er hatte den lauernd boshaften Höllenblick, den niemand aushält und der in einer noch kindlichen Zeit den Glauben an Hexen und Hexenmeister entzündet haben mag, weil die Freude über das Unheil in ihm einen Aus-

druck findet, der das Unheil selbst notwendig vermehren zu müssen scheint. Krugwirt und Krämer seines Zeichens und für seinen Stand mehr als wohlhabend, hätte er die friedlichste und fröhlichste Existenz führen können, aber er mußte durchaus mit Gott und Welt in Feindschaft stehen und einem wahrhaft teuflischen Humor, von dem mir später selbst in Kriminalgeschichten kein zweites Beispiel vorgekommen ist, den Zügel schießen lassen. So ließ er seine Frau einmal auf ihre Bitte am Sonnabend mit der größten Freundlichkeit zur Beichte gehen, verbot ihr aber, am Sonntag, nach protestantischem Brauch, auch das Abendmahl zu nehmen, weil sie ihn darum nicht ersucht hatte. Wenn irgend einem seiner Nachbarn ein junges schönes Pferd heranwuchs, so ging er zu ihm und bot ihm einen Spottpreis für das Tier. Wies dieser ihn ab, so sagte er: „Ich würde mir's doch überlegen und die alte Regel beherzigen, daß man alles hergeben soll, worum einmal gehandelt wurde; wer weiß, was geschieht!" Und sicher ward das Pferd trotz aller Überwachung früher oder später auf der Wiese oder im Stall mit durchschnittenen Fußsehnen gefunden und mußte erstochen werden, so daß er zuletzt kaufen konnte, was ihm irgend gefiel. Seinem Schwiegersohn half er bereitwilligst bei einem betrügerischen Bankerott, zu dem er ihn selbst verleitet haben mochte; als dieser jedoch nach geschworenem Meineid die unterschlagenen Sachen zurück verlangte, lachte er ihn aus und forderte ihn auf zu klagen. Beim Feuerlegen wurde er aber von seiner eigenen Magd überrascht, ungeachtet seiner Schlauheit und seines ebenso großen Glücks, auf der Tat ertappt, und diesem Umstand verdankte mein Vater, den er durch allerlei listige Vorspiegelungen in die Bürgschaft hineingeschwatzt hatte, die wenigen Jahre ruhigen Besitzes, deren er sich in seinem kurzen Leben erfreute. So wie das Zuchthaus dem Gemeinwesen seinen Zögling zurückgab, mußten wir die Stätte verlassen, an der unsere Großeltern über ein halbes Jahrhundert Freud und Leid miteinander geteilt hatten; es war für mich und meinen Bruder wie Weltuntergang, als die alten Mobilien, die sonst kaum beim Weißen des Zimmers von der Stelle gerückt wurden, plötzlich auf die Straße hinaus wanderten, als die ehrwürdige holländische Schlaguhr, die nie richtig ging und immer Verwirrung anstiftete, auf einmal, hell vom Strahl der Maisonne beschienen, an einem Ast des Birnbaumes hing, und der runde wurmstichige Speisetisch, der uns, wenn gerade wenig darauf war, so oft den Wunsch abnötigte, daß wir alles haben möchten, was schon darauf verzehrt worden sei, wackelnd darunter stand. Doch war das Ganze natürlich auch ein Schauspiel für uns

und als sich sogar beim Aufräumen ein mir längst verlorengegangener bunter Pfeifenkopf in irgendeinem Rattenloch wieder fand und noch obendrein bei den mit uns ausziehenden Familien dies und jenes, was sich des Mitnehmens nicht zu verlohnen schien, für uns, die wir auch noch das letzte brauchen konnten, im Durchstöbern der Winkel abfiel, kam der Tag uns bald als ein Festtag vor und wir schieden, zwar nicht ohne Rührung, aber doch ohne Schmerz von den Räumen, in denen wir geboren waren. Was das eigentlich hieß, erfuhr ich erst nachher, aber freilich bald genug; ich war, ohne es selbst zu wissen, bis dahin ein kleiner Aristokrat gewesen, und hatte nun aufgehört es zu sein. Das hing so zusammen. An und für sich schaut der Kätner auf den Häuerling herab, wie der Bauer und der reiche Bürger auf ihn, und ebenso wird mit einem gewissen Respekt wieder zu ihm hinaufgeschaut. Er ist des ersten Grußes so sicher, als ob er einen Wechsel darüber in Händen hätte und ihn durch die Gerichte eintreiben könnte; kann er sich aber auf seiner Höhe nicht behaupten, so geht es ihm, wie jeder Größe, die zum Falle kommt: die Unteren rächen sich dafür an ihm, daß er sie einst überragt hat. Die Kinder richten sich in allen diesen Stücken nach den Eltern, und so hatte ich die Ehre der Erhebung, aber auch die Schmach des Sturzes mit meinem Vater zu teilen. Als wir uns noch im Besitz befanden, wurde mein Ansehen als Kätners-Sohn noch bedeutend durch den Birn- und den Pflaumenbaum unseres Gartens gesteigert. Selbst im Winter wurde es nicht ganz vergessen, daß ich im Sommer etwas zu verschenken habe, und mancher hartgefrorene Schneeball, der mir ursprünglich zugedacht war, flog doch an meinen Ohren vorüber, weil man besorgte, daß ich zu ungelegener Zeit Revanche nehmen möchte. Kam der Frühling heran, so begann man durch allerlei kleine Gaben um meine Protektion zu werben; bald erhielt ich ein Heiligenbild, bald ein buntes Merkzeichen, bald eine Muschel, und huldvoll versprach ich dafür, was man verlangte. Zeigten sich die ersten Blüten, so wurden mit Tischlers Wilhelm förmliche Geschäfte abgeschlossen; er überließ mir auf Kredit bald einen kleinen Wagen, bald einen Puppensarg, bald ein Schränkchen und ähnliche Spielereien, die er selbst zierlich genug aus den Holzabfällen seines Vaters zurecht zu schnitzeln wußte, und ich wies ihm dafür ganze oder halbe Körbe von Birnen und Pflaumen an. Prangten die Bäume im vollen Flor, so war die Ernte auch in der Regel schon verkauft, aber allerdings ganz in der Stille, denn meine Mutter war wenig geneigt, die von mir eingegangenen Kontrakte zu realisieren und Wil-

helm stand ihr gegenüber immer als großmütiger und uneigennütziger Schenker da. Waren die Früchte reif, ein Zeitpunkt, über den Kinder und Erwachsene bekanntlich weit voneinander abweichen, so warf mein Gläubiger von seinem Garten aus mit Knütteln und Steinen dazwischen, während ich aufpaßte, ob auch jemand käme und das Gefallene hurtig und ängstlich für ihn zusammenlas. Wir wählten gewöhnlich die Mittagsstunde dazu, und oft glückte es mir, meine Schulden vollständig abzutragen, bevor die allgemeine Obstlese eintrat, oft wurden wir aber auch von dieser überrascht oder sonst ertappt und dann holte Wilhelm sich ohne Erbarmen und ohne sich darum zu kümmern, daß er zuweilen den größten Teil des bedungenen Preises schon eingestrichen hatte, in günstiger Stunde seine Sachen wieder, indem er rasch über den Zaun sprang und sie mir wegriß. Dies alles hatte nun ein Ende und die Folgen waren anfangs recht bitter. Zunächst wurden meine Eltern feierlich als „Hungerleider" eingekleidet, denn es ist charakteristisch an den geringen Leuten, daß sie das Sprichwort: „Armut sei keine Schande!" zwar erfunden haben, aber keineswegs danach handeln. Dazu trug nun nicht wenig mit bei, daß meine Mutter etwas zurückhaltender Natur war und auch jetzt noch nicht aufhörte, ihr oft ausgesprochenes Prinzip: „Wegwerfen kann ich mich immer, damit hat es keine Eile!" fest zu befolgen. Dann fing man an, auf uns Kinder zu hacken. Die alten Spielkameraden zogen sich zurück oder ließen uns den eingetretenen Unterschied wenigstens empfinden, denn der Knabe, der einen Eierkuchen im Leibe hat, blickt den von der Seite an, der sich den Magen mit Kartoffeln füllen mußte; die neuen hänselten uns und zeigten sich widerwärtig, wo sie konnten, ja, die Pflegehausjungen drängten sich heran. Diese, arme Waisen, die auf öffentliche Kosten in einem Mittelding von Mildtätigkeitsanstalt und Hospital unterhalten wurden, bildeten nämlich die allerunterste Klasse; sie trugen graue Kittel, hatten in der Schule, wie die Grafen in Göttingen, ihre eigene Bank, nur aus anderen Gründen, und wurden von allen gemieden, so daß sie sich selbst als halbe Aussätzige betrachteten und sich nur dem näherten, den sie verhöhnen zu dürfen glaubten. Doch hatte das alles zuletzt sehr gute Folgen für mich. Ich war bis dahin ein Träumer gewesen, der sich am Tage gern hinter den Zaun oder den Brunnen verkroch, des Abends aber im Schoß der Mutter oder der Nachbarinnen kauerte und um Märchen und Gespenstergeschichten bat. Jetzt ward ich ins tätige Leben hineingetrieben, es galt, sich seiner Haut zu wehren, und wenn ich mich auf die erste Rauferei auch nur „nach langem Zögern

und vielen keineswegs kühnen Rettungsversuchen" einließ, so fiel sie doch so aus, daß ich die zweite nicht mehr scheute und an der dritten oder vierten schon Geschmack fand. Unsere Kriegserklärungen waren noch lakonischer wie die der Römer oder der Spartiaten. Der Herausforderer sah seinen Gegner während der Schulstunde, wenn der Lehrer für eine Minute den Rücken wandte, ernsthaft an, ballte die rechte Hand zur Faust und legte sie sich auf den Mund oder vielmehr aufs Maul. Der Gegner wiederholte das symbolische Zeichen in der nächsten sicheren Minute, ohne auch nur mit einem Blick auf ein ausführlicheres Manifest zu dringen, und mittags wurde der Handel auf'm Kirchhof, in der Nähe eines alten Grabkellers, vor dem sich ein grün bewachsener Fleck befand, mit den Naturwaffen durch Ringen und Hauen, im äußersten Fall auch durch Beißen und Kratzen bündig vor der ganzen Schule ausgemacht. Ich erhob mich zwar nie zum Rang eines eigentlichen Triariers, der seine Ehre dareinsetzt, das ganze Jahr mit blauem Auge oder verschwollener Nase herumzugehen, aber ich verscherzte doch sehr bald das mütterliche Lob, ein frommes Kind zu sein, das mir bis dahin so wohlgetan hatte, und stieg dafür im Ansehen bei meinem Vater, der es mit seinen Söhnen verhielt, wie Friedrich der Große mit seinen Offizieren, indem er sie bestrafte, wenn sie sich prügelten, und sie verhöhnte, wenn sie sich etwas bieten ließen. Einst biß mich mein Gegner, als ich auf ihm lag und ihn gemächlich durchwalkte, bis auf den Knochen in den Finger, so daß ich die Hand wochenlang nicht mehr zum Schreiben brauchen konnte; das war aber auch die gefährlichste Wunde, deren ich mich erinnere, und sie führte, wie dies wohl auch noch später im Leben zu geschehen pflegt, zu einer innigen Freundschaft. — — — — — — — — —

Hier enden die Aufzeichnungen des Dichters, die er zu einem vollständigen Jugendbilde ausdehnen wollte und wahrscheinlich ausgedehnt hätte, wenn er nicht vor der Zeit dahingegangen wäre.

Zweites Kapitel.

Knabenzeit.

Mit den zunehmenden Jahren wurden unserem Friedrich die Not im Hause, wie die von ihr abhängige Gemütsart des Vaters schmerzlich fühlbar. Der Alte war nach den Versicherungen seiner Zeitgenossen nicht nur ohne geistige Begabung, auch ohne hervorragendes technisches Talent. Rechtschaffenheit und rüstige Sorge um seine Familie konnten ihm nicht abgesprochen werden. Aber ein rauher Sinn und eine düstere Beharrlichkeit, denen jede freundliche Vermittlung fehlte, machten das Bild des Mannes zu einem Sinnbilde der Bedrängnis. Besonders war dieses der Eindruck im Hause. Je mehr die Kinder heranwuchsen, desto schwieriger gestaltete sich die Aufgabe, das unerläßlich Nötige herbeizuschaffen, desto herber also kehrte er seinen finstern Unmut hervor. Am meisten litt darunter Friedrich, dessen Naturell und Neigungen das Widerspiel zu seinem eigenen Wesen bildeten. „Mein Vater haßte mich eigentlich", lautet ein furchtbares Bekenntnis des Dichters, „auch ich konnte ihn nicht lieben. Er, ein Sklave der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die bare Not geknüpft, außerstande, trotz des Aufbietens aller seiner Kräfte und der ungemessensten Anstrengung auch nur einen Schritt weiterzukommen, haßte aber auch die Freude; zu seinem Herzen war ihr durch Disteln und Dornen der Zugang versperrt. Nun konnte er sie auch nicht auf den Gesichtern seiner Kinder ausstehen, das frohe, Brust erweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst; Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Arbeit auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe, unser Appetit vertrieb den seinigen, selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne an-

hören zu müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater (wäre ich davon nicht innig überzeugt, ich hätte so etwas nicht über ihn niedergeschrieben), dennoch war er ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen."

Anders geartet war die Mutter. Geistig kaum höher stehend als ihr Mann, hatte sie doch die Vorteile eines flüssigen Temperaments und ausgesprochener Güte. Eine kleine, kräftige, wohlgenährte Frau, trug sie die Last des Daseins mit jener Ergebung, welche den zutretenden Frohsinn nicht ausschließt. Wem die Natur gnädig einen Zuschuß an Wohlwollen, an Liebe gegeben hat, welcher nie gänzlich aufgebraucht werden kann, der wird sich um vieles leichter als andere mit den Kümmernissen dieser Welt abfinden. „Sie war eine gute Frau", sagte der Dichter über sie, „deren Gutes und minder Gutes mir in meine Natur versponnen scheint: mit ihr habe ich meinen Jähzorn, mein Aufbrausen gemein, und nicht weniger die Fähigkeit, schnell und ohne weiteres alles, es sei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergessen. Obwohl sie mich niemals verstanden hat und bei ihrer Geistes- und Erfahrungsstufe verstehen konnte, so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben, denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der, von seinem Gesichtspunkte aus mit Recht, in mir stets ein mißratenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickt hat, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Hartes ergehen ließ, woran es wahrlich im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht fehlte, als daß sie mich preisgegeben hätte. Ihr allein verdanke ich's, daß ich nicht, wovon mein Vater jeden Winter wie von einem Lieblingsplane sprach, den Bauernjungen spielen mußte, was mich vielleicht bei meiner Reizbarkeit schon in den zartesten Jahren bis auf den Grund zerstört haben würde; ihr allein, daß ich regelmäßig die Schule besuchen und mich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern öffentlich sehen lassen konnte."

Auch auf Friedrichs Jugend paßt teilweise das Wort des englischen Dichters Lamb: Arme Leute ziehen ihre Kinder nicht groß, sie schleppen sie groß. Der kleine sorglose Liebling in den Kinderstuben der Wohlhabenden — in den Höhlen der Armut wird er vor der Zeit ein überlegendes, nachdenkendes Wesen.

Wiewohl noch ein Kind, so nahm er doch nicht gleichmütig die bekümmerten Mienen der Mutter hin und ebensowenig die sich mehrende Düsterkeit des Vaters; vor allem nicht die unter diesen Umständen von Zeit zu Zeit sich ergebenden Szenen heim-

licher Zwietracht und offenen Haders. War er doch nicht selten die mittelbare Ursache derselben, da ihn die Mutter bevorzugte und dieses dem Vater mißfiel! Die besten Stücke an Kleidung und Wäsche erhielt er, und wo grobe Arbeit zu verrichten war, da kam sie auf Johann. Als die Mutter einst für den eben von einer Krankheit genesenen Friedrich eine Hühnersuppe bereitet hatte, da genoß sie der Knabe im Dunkeln, damit niemand das Huhn zu Gesicht bekomme; sicherlich würde Johann gemurrt und der Vater gescholten haben. Diese Ausnahmsstellung Friedrichs, welche um so bedenklicher war, als sie auf mißlichen Heimlichkeiten beruhte, hatte dennoch keine unselige Veränderung in seinem Denken und Empfinden zur Folge, nichts von dem schadenfrohen Selbstüberheben und Sichbesserdünken, das in den Muttersöhnen, wie wir wissen, sich so gerne einnistet. Neben seiner guten Anlage hat wohl die Gleichmacherin Not so schlimmen Rückschlag aufgehalten.

Auf der Straße freilich nahm man nicht wahr, daß Friedrich der Mutter Liebling sei. Denn in armseliger, öfters grotesker Tracht ging er zur Schule und nicht besser war es um seinen Sonntagsstaat bestellt. Einstmals sollte er baden im nahen Teich, er besann sich aber noch zu rechter Zeit, angesichts seiner Kameraden, daß er kein Hemd anhatte. Aus dem nämlichen Beweggrunde unterließ er es an einem heißen Tage, als seine Gefährten die Kleider ablegten, seine Jacke auszuziehen, und schritt im Sonnenbrande geduldig weiter. Und welche Enttäuschungen mußte er erfahren, wenn er einmal seine eigenen schwachen Kräfte anstrengte, die Not der Mutter zu lindern, oder wenn gar ein Glückszufall seine Kinderbahn streifte! So machte er im Auftrage eines Gewerbsmannes, bei greulichem Regenwetter durch den Kot watend, einen Weg aufs Land, indem er im stillen hoffte, daß er durch den Botenlohn die Mutter erfreuen werde; dieser aber bestand schließlich in einem einzigen Schilling. Ein anderesmal hatte ihm die Mutter einen Schilling, um Essig damit zu kaufen, gegeben. Blumen und Schmetterlinge jedoch lockten ihn auf eine Wiese, wo er das Geldstück verlor. Da fand er auf dem traurigen Heimwege zu seiner freudigen Überraschung einen zweiten Schilling. Zu Hause angelangt, prahlte er mit der gefundenen Münze, diese aber wurde durchaus nicht in Rechnung gebracht, er empfing eine Züchtigung wegen der verlorenen und obendrein den Auftrag, den Essig zu borgen.

Seiner angeborenen Neigung zu den Tieren legte die Mutter, des schmalen Erwerbs ungeachtet, kein Hindernis in den Weg; dagegen tat solches der Vater. Eine Katze, ein Hund, auch

Kaninchen, waren stets Friedrichs geliebteste Freunde. Starb eines der Kaninchen, so dichtete er einen Vers und das Grabgepränge ging los. Als die Eltern noch auf ihrem kargen Besitztume sich um den Unterhalt quälten, da sah der Vater durch die Finger und gönnte der Katze oder dem Hunde den schmalen Bissen und den Platz im Garten oder auf dem Dachboden. Jetzt aber drang er unablässig auf die Entfernung der stummen Mitbewohner des Hauses. Häufig geschah es, daß Friedrich, ohne daß es der Vater gewahr wurde, seine schwarze Katze, unterm Hemde schlau verbergend, mit sich forttrug, wenn die Mutter den Kindern in deren Kammer hinüber leuchtete. Wie er einst sein Kätzchen, das gestohlen hatte und auf das Geheiß des Vaters ertränkt werden sollte, auf allen Plätzen des Ortes erfolglos feilbot, nur um es zu retten, wie er mit dem Entschlusse der Verzweiflung es dem Vollstrecker des Urteils abnahm, selbst in den Teich warf, und dann dem Kätzchen sofort nachsprang: diese Begebenheit hat der Dichter später in einem anmutigen Gedicht geschildert: „Ja das Kätzchen hat gestohlen, ja das Kätzchen wird ertränkt!“ Ein zweites Gedicht dieser Art, in Hebbels letzten Lebenstagen entstanden, gibt von den Zuständen im Vaterhause wie von der Natur unseres Dichters ein ergreifendes Bild.

Schau' ich in die tiefste Ferne
  Meiner Kinderzeit hinab,
Steigt mit Vater und mit Mutter
  Auch ein Hund aus seinem Grab.

Fröhlich kommt er hergesprungen,
  Frischen Muts den Staub der Gruft,
Wie so oft den Sand der Straße
  Von sich schüttelnd in der Luft.

Mit den treuen braunen Augen
  Blickt er wieder auf zu mir,
Und er scheint wie einst zu mahnen:
  Geh doch nur, ich folge dir!

Denn in unserm Hause fehlte
  Es an Dienern ganz und gar,
Doch die Mutter ließ mich laufen,
  Wenn er mir zur Seite war.

Besser gab auch keine Amme
  Je auf ihren Schützling acht,
Und er hatte schärfre Waffen
  Und gebrauchte sie mit Macht.

Seine eignen Kameraden
  Hielt er mit den Zähnen fern,
Und des Nachbars Katze ehrte
  Ihn von selbst als ihren Herrn.

Doch, wenn ich dem alten Brunnen
  Spielend nahte hinterm Haus,
Bellte er mit lauter Stimme
  Meine Mutter gleich heraus.

Er erhielt von jedem Bissen
  Seinen Teil, den ich bekam,
Und er war mir so ergeben,
  Daß er selbst die Kirschen nahm.

Wie die beiden Dioskuren
  Brachten wir die Tage hin,
Einer durch den andren glücklich,
  Jede Stunde ein Gewinn.

Macht' ich nicht auch halb vom Tode
  Meinen treuen Pollux frei,
Ließ ich's nur, weil ich nicht ahnte,
  Daß ich selbst der Kastor sei.

Aber allzubald nur trübte
  Uns der heitre Himmel sich,
Denn er hatte einen Fehler,
  Diesen, daß er wuchs wie ich.

Und an ihm erschien als Sünde,
  Was an mir als Tugend galt,
Da man mich ums Wachsen lobte,
  Aber ihn ums Wachsen schalt.

Immer größer ward der Hunger,
  Immer kleiner ward das Brot,
Und der eine konnte essen,
  Was die Mutter beiden bot.

Als ich eines Morgens fragte,
  Sagte man, er wäre fort,
Und entlaufen, wie mein Hase,
  Doch das war ein falsches Wort.

Noch denselben Abend kehrte
  Er zu seinem Freund zurück,
Den zerbißnen Strick am Halse,
  Doch das war ein kurzes Glück.

Denn, obgleich er mit ins Bette
  Durfte, ach, ich bat so sehr,
War er morgens doch verschwunden,
  Und ich sah ihn niemals mehr.

Gewiß, es war nicht unbillig, daß der dritte, welcher mit Friedrich und dem Bruder um die Wette wuchs, aus dem Hause mußte; aber ebenso gewiß ist es, daß ein solcher Vorgang die junge, reizbare, ja schon zu sehr gereizte Seele des Knaben verschattete, mit jenem Leidgefühl anhauchte, das der unschuldigen Empfindung der Armut nichts weniger als entspricht. Trotzdem stieg in dem hocherregten, betrachtungsschweren Wesen niemals auch noch so leise der Gedanke auf, daß die Gleichheit der Güter herbeigeführt werden solle, niemals verspürte er eingestandenermaßen beim Anblick des Reichtums oder der Wohlhabenheit etwas wie Neid oder Haß; nur Verwunderung, nur Staunen empfand er da. Auch ließen die Reichen und der Überfluß keine dauernden Bilder in ihm zurück; wohl aber die Unmenschlichkeit, wenn sie sich bei den Begüterten zeigte. Eine bleibende Erinnerung haftete in ihm an jenen unvordenklichen Konferenzrat, von dem er gehört hatte, daß derselbe den Armen geraten, Bork von den Bäumen zu fressen, daß er Milch in die Rinnsteine gegossen, daß er die Kirche zum Pferdestall habe kaufen wollen. Dagegen lernte er als Knabe nur zu gut die Proletarierempfindung kennen, die Empfindung: du bist ausgeschieden von den Rechten und Vorteilen der Besitzenden, du mußt dir die Entwürdigung der Besitzlosen gefallen lassen! Unter seinen biographischen Notizen findet sich der nachstehende Vorfall angemerkt: Ich und mein Bruder hatten sich einmal harmlos der Gartenhecke einer Madame Schlömer genähert. Da fuhr diese uns giftig mit den Worten an: „Wollt ihr fort, sonst laß ich euch mit der Hundepeitsche jagen!“ — Diese offene Verachtung der Niedrigkeit, in der die Seinen lebten, drückte ihn in die Erkenntnis der Not und der Geringschätzung, welche sie einflößt, hinein, und aus solchen inneren Erfahrungen und Beschämungen, deren ihm vermutlich viele beschieden gewesen sein mögen, bildete sich in seinem Gemüt eine Mischung von Schüchternheit und Trübsinn aus, welche sich nur zu bald mit einem trotzigen Lebens- und Selbstgefühl verhängnisvoll paaren sollten.

Die einzigen wahrhaft fröhlichen Tage des Jahres kamen für ihn mit der Weihnacht. Dies war seine goldene Zeit. „Dann ging's auch bei uns noch hoch her!“ sagte Hebbel. „Es gab etwas Besseres zu essen, Hader und Zank der Eltern ruhten, und mein kindliches Herz taute auf. Dann wurde von den blauen Hirschtellern gegessen, so genannt, weil in ihrer Mitte ein Hirsch gemalt war, den mein Vater gewöhnlich mit Kreide auf den Tisch nachzuzeichnen pflegte, es gab einen Mehlbeutel, zuweilen wohl gar mit Rosinen und Pflaumen gefüllt, später ward guter Tee

getrunken, hauptsächlich der lieben Mutter wegen, die ohne Tee nur halb vergnügt sein konnte. Bevor das Essen kam, sang der Vater in Gemeinschaft mit mir und dem Bruder ein geistliches Lied, nachher mußte ich aus der ehrwürdigen dickbäuchigen Postille mit den vielen Holzschnitten das Evangelium und eine Predigt vorlesen. Darauf erschien der Nachtwächter mit seiner weit dröhnenden Knarre unter dem Fenster, sang einen Vers und erhielt durch einen von uns Kindern den schon längst bereitgehaltenen, nicht selten geborgten Schilling, wofür er ein fröhliches Fest anwünschte. Die Eltern waren heiter, auch der Vater, den wir Kinder fast das ganze Jahr nicht heiter sahen, die dumpfen, erstickenden Gespräche über die Schwierigkeiten, Brot herbeizuschaffen, unterblieben — lagen doch meistens zwei oder drei köstliche breite Wecken im Schrank — Scherz und Lachen waren erlaubt, und wir Kinder dünkten uns im Himmel. Dazu am Weihnachtsabend der schöne Gedanke: Diese Herrlichkeit dauert zwei volle Tage!"

Wenn wir erwägen, daß die Weihnachtszeit in den Herzogtümern eine erhöhte Bedeutung hat, weil dort die Fäden der Überlieferung mit dem altgermanischen Heidentume noch nicht gänzlich abgerissen sind, so gewinnt diese Feier in Hebbels Vaterhause an lokal volkstümlichem Reiz. Die Erinnerung an das heidnische Naturfest der Sommersonnenwende spielt in die christlichen Vorstellungen wenn auch abgeblaßt herüber, und der verdämmernde Glanz der nordischen Götterwelt verschmilzt sich wundersam mit dem frommen Leuchten der Christnacht. Vor allem ist Wodan, der Herr des Sturms und Regens, im Andenken geblieben. Viele Leute haben den Wode (wilden Jäger) in den Zwölften, wie die Zeit von Weihnachten bis zum heiligen Dreikönigsabend heißt, und besonders am Christabend ziehen sehen, auf einem großen, weißen, dreibeinigen Roß, hinter ihm seine wilden Hunde; wo er durchzieht, da stürzen die Zäune krachend zusammen, und der Weg ebnet sich ihm; gegen Morgen aber richten sie sich wieder auf. Man soll dann keine Wäsche draußen lassen, denn die Hunde zerreißen sie, man soll auch nicht backen, denn sonst entsteht daraus eine wilde Jagd. Hält man bei einbrechender Dunkelheit nicht die Tür verschlossen, so zieht der Wode hindurch und verzehrt alles, selbst den Brotteig, oder er läßt einen Hund zurück, den man bis zur nächsten Zwölften füttern muß. Die segensreiche Nähe des Gottes verwandelt in der Neujahrsnacht das Wasser zu Wein und begabt die Tiere mit Sprache; wer aber frevelhafterweise in diese Wunder eindringen will, der wird gestraft, wie jener dithmarsische Bauer, der aus

dem Munde seines Pferdes sein eigenes Todesurteil gehört hat. Sogar die Haustiere und die Pflanzenwelt sollten an der Festfreude teilnehmen. Die alten Holsteiner pflegten am Weihnachtsabend in den Wald zu gehen und an die Bäume zu klopfen mit den Worten: Frowet ju, ji Böme, de hillige Karst is kamen! — (der heilige Christ ist gekommen). Man glaubte, daß dann die Bäume das nächste Jahr desto reichlicher Eichen- und Buchenmast tragen würden. In einigen Gegenden legte man an diesem Abend dem Vieh besseres Futter in die Krippe und setzte vor dieselbe ein Licht.

Noch bevor die Zwölften vorüber waren, ja schon nach dem zweiten Weihnachtstage, ging die Dürftigkeit im Hause und die freudlose Strenge des Vaters wieder ihren gewohnten Gang. Seine Einschüchterung bediente sich oftmals des Mittels gemeinschaftlicher Züchtigung der beiden Knaben, und zwar ohne vorausgängige Ursache, damit sie sich gegenseitig überwachten. Dafür aber wurde ihrem Gehorsam auch ein ungeheurer Lohn in Aussicht gestellt. Als solcher schwebte ihnen lange eine Reise nach Meldorf vor, dem Geburtsorte des Vaters, wo die alte Großmutter, wie die Onkel und Tanten, als sehr bescheidene Bürgers- und Handwerksleute lebten.

Nachdem die Kinder eine geraume Zeit hindurch umsonst gehofft hatten, kam es eines Tages so weit, daß die Reise angetreten werden sollte. Aber noch ganz zuletzt hätte der Schuster, der für Friedrich ein Paar neue Schuhe machte, dieselbe hintertrieben, denn es schien anfänglich, als ob er die Schuhe trotz seines feierlichen Versprechens gar nicht liefern würde; und als die sehnlichst erwarteten zuletzt gebracht wurden, da waren sie zu klein geraten. Jedoch half ein anderer Schuster aus der Not, indem er für die bestellten derben ein Paar leichte Marktschuhe hergab. So machten sich denn die Brüder, Friedrich acht, Johann sechs Jahre alt, mit dem Vater auf den Weg. Da Meldorf ungefähr drei Meilen von Wesselburen entfernt ist, so war diese Strecke immerhin eine für das Alter der Kinder beträchtliche. In der ersten Stunde freilich ging es rasch vorwärts und umsonst suchte der Vater die Hastigen in der Vergeudung ihrer Kräfte zu hindern. Sie sprangen lustig links und rechts über die Gräben, welche durch die Marsch laufen, holten bald eine Blume herbei, jagten bald einen Schmetterling. Dann aber schritten sie ganz ehrbar hinter ihm drein, rafften sich jedoch zu einem erzwungenen Freudensprunge auf, sobald sie befragt wurden, ob sie auch schon Müdigkeit fühlten, um dem Vater nicht auf alle Zukunft das Reisen mit ihnen zu verleiden. Endlich aber machte

der Moment alle seine Rechte geltend, den Knaben blieb zur Verstellung weder Mut noch Kraft mehr, und als sie mit der hereinsinkenden tiefen Dämmerung in Meldorf ankamen, da fielen sie im wörtlichsten Verstande über jeden Stein. Nun aber führte sie der Vater keineswegs sogleich zu den Verwandten, er begab sich vielmehr mit ihnen in eine abgelegene Straße, wo er in einen Bäckerladen eintrat und eine Masse Brot kaufte, das sie verzehren mußten, indem sie sich weiterschleppten. Als sie murrend sich für satt erklärten, brachte er sie zur Großmutter, die mit dem Onkel, einem Hutmacher, in einem und demselben Hause wohnte. Die Lichter waren schon angezündet, die Gäste wurden freundlich empfangen; uns Kinder aber, sagte der Dichter, reizten nur die Stühle. Daß sie nach einem so angreifenden Marsche keinen oder doch nur einen sehr geringen Appetit zeigten, erregte große Verwunderung. Am nächsten Morgen hofften sie nach Lust und Laune in Meldorf herumstreichen zu dürfen; darin hatten sie sich verrechnet. Denn der Vater erklärte, sie müßten zu Hause bleiben, um Kräfte zur Rückreise zu sammeln, welche noch den nämlichen Nachmittag angetreten werden sollte. Vergeblich baten sie und machten, da dies nicht half, finstere Gesichter, umsonst legte die Großmutter sich ins Mittel und suchte ihnen ein längeres Bleiben auszuwirken: der Vater war unerschütterlich, er dachte viel zu ehrenhaft, um seinen Verwandten, die arm waren wie er, seine Kinder länger als auf einen Tag aufzubürden. Die Großmutter konnte es kaum erlangen, daß sie unsern Friedrich zu dem eine Viertelstunde vom Orte liegenden Galgenberg hinausführen durfte, der den Knaben am Abend zuvor, als er ihn in der Dämmerung abseits aufragen sah, so schauerlich angezogen hatte; und nachdem er dort eine rote Mohnblume gepflückt, mußten er und der Bruder bis zum Mittagessen nicht allein streng im Zimmer, sondern sogar sitzend auf den Stühlen sich halten, bis dann gleich nach Tische die Rückreise angetreten ward. Diese ging übrigens leichter von statten, denn die drei trafen einen Bauernwagen und legten die größere Weghälfte fahrend zurück. Es wollte damals jedoch, bemerkt der Dichter, so wenig mir als meinem Bruder behagen, daß wir nur darum mit großer Anstrengung von Wesselburen nach Meldorf gewandert waren, um durch Sitzen auf dem Stuhl Kräfte zur Rückwanderung nach Wesselburen zu gewinnen.

Daß der Vater, selber gedrückt und gestoßen, wieder hat drücken und stoßen müssen, leuchtete Friedrichen dazumal, begreiflicherweise noch nicht ein. Er empfand nur die Armut daheim, nicht auch die Armut der Großmutter, nur das trockene

Brot, womit er nach beschwerlichem Marsche sich hat sättigen müssen, nicht auch die kargen Schüsseln der dürftigen Verwandten. Nichts war ihm von Meldorf zu sehen vergönnt worden, dem dithmarsischen Moskau, wie es ein Reiseschriftsteller nennt, das die holsteinschen Fürsten so oft verbrannt und als Besiegte so oft wieder verlassen haben; nichts von den uralten Grabhügeln und Monumenten, welche die frühesten Landesbewohner auf den Geesthalbinseln bei Meldorf errichtet hatten, und welche in seiner Einbildung so merkwürdig waren, da er hin und wieder von ihnen hatte erzählen hören.

Die Großmutter, diese fast mythische Verkörperung ganz besonderer Zärtlichkeit in der Kindervorstellung, scheint damals kein denkwürdiges Bild ihm eingeprägt zu haben. Denn er war allzusehr mit seinen Wünschen und Enttäuschungen beschäftigt. Erst dann, als er sie nach dem Tode seines Vaters wiederum besuchte, übte sie auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck aus. Schon halb blind und des Gehörs beinahe beraubt, faselnden Geistes, saß sie nun da, den verstorbenen Sohn mit dem lebenden Enkel verwechselnd, und Friedrich stand vor der Großmutter, indem er ihren Segen fromm sich erbat und der Lebensgeschichte seines Vaters lauschte, welche sie mit müder Geschwätzigkeit beschrieb.

Und sprachst du, war's, als ob im Traum
  Ein Toter Worte fände.

Du strichst die Locken mir zurück,
  Dann frugst du manche Sachen,
Und batest mich, dein letztes Glück
  Im Alter noch zu machen.
„Sie sagten mir, du wärest tot!"
  Dumpf riefst du's aus und weintest;
Da ward mir klar in deiner Not,
  Daß du den Vater meintest.

Von seinem Leben sprachst du nun,
  Als wär's mein eignes Leben:
Ich sah ihn in der Wiege ruhn,
  Mit Wonne dich daneben.
Ich gab durch manches schöne Jahr
  Gerührt ihm das Geleite;
Ich sah ihn endlich am Altar,
  An meiner Mutter Seite.

Manch schlichtes Glück erfreute ihn,
  Ich wurde ihm geboren,
Mein Bruder dann, jetzt aber schien
  Der Faden dir verloren.

Du stocktest plötzlich, brachest ab,
  Und frugst, was nun gekommen,
Ich dachte an sein frühes Grab,
  Doch schwieg ich tief beklommen.

Du schluchztest aufgetaut und weich,
  Als hätt'st du nichts vergessen,
Und doch begannest du zugleich
  Von einer Frucht zu essen.
Den Stuhl zum Ofen schobst du dann,
  Dich wieder einsam wähnend,
Und fingest laut zu beten an,
  Das Haupt vornüber lehnend.

„Man muß lachen, bevor man glücklich ist, sonst könnte man sterben, ohne gelacht zu haben!“ sagt Labruyère. Dieses Wort hätte als Sinnspruch an Hebbels Vaterhause stehen können. Eine Kette trauernden Ernstes knüpfte darin Vergangenheit und Gegenwart zusammen. Nicht einmal in der weitverzweigten Verwandtschaft war dem Knaben der Anblick eines halbwegs erträglichen Daseins geboten; im Gegenteil: was er dort sah, von dorther vernahm, das war noch trübseliger als das daheim Gewohnte. Eine Tante Elspe hatte sich in sein Gedächtnis durch den Umstand eingezeichnet, daß sie nach Brotrinden fahndete, als ob es Goldspangen wären, und eine andere seiner Verwandten war ihm durch einen heftigen Hader denkwürdig, der sich zwischen ihr und den Angehörigen wegen einer blauen Schürze, als eines strittigen Erbstückes entsponnen haben soll. „Bleibe mit dir selbst allein!“ sagte der Genius seiner Jugend.

Seine Freuden bestanden, wie bei Anton Reiser, vorzugsweise in der Einbildungskraft; mochte diese aus ihrem eigenen Schatze allein die Bilder hergeben oder in Verbindung mit den Erscheinungen der Außenwelt.

Wie der Kirchhof und die Kirche dem Kinde bedeutungsvoll gewesen, so blieben sie dies auch dem Knaben, ja sogar dem Jüngling. Die Wesselburener Kirche, welche drei- bis viertausend Menschen faßt, erhebt sich auf einer natürlichen Wurth, einer der sehr seltenen Sanddünen der Marsch, höher als irgend ein Bau des ganzen Flachlandes, so daß der weithin sichtbare Turm, ungeachtet seiner Kleinheit, den Seefahrern häufig als guter Wegweiser dient. An sie stößt ein uralter geräumiger Friedhof, der schon in Hebbels Jugend längst nicht mehr zu Begräbnissen benutzt ward, aber zu allen Jahreszeiten Schnitter, Mäher, Drescher, Pflugknechte versammelte, die in Wesselburen, wo namhafte Märkte abgehalten wurden, Arbeit suchten. Eine niedliche Baumallee und dahinter eine Häuserreihe schließen den Marktplatz ab.

Die Straßen sind in Sternform um die Kirche herum gebaut, so daß man keine betreten kann, welche nicht zum Hause des Herrn führte. In dem Prolog zu seinem Lustspiele „Der Diamant“ hatte der Dichter offenbar diese Kirche vor Augen:

Männer und Weiber, alte und junge,
Kinder dazwischen mit fröhlicher Zunge,
In reinlichen Händen die Andachtsbücher,
Auch Blumensträuße und weiße Tücher.
Sie blickten alle in frommem Chor
Zur ragenden Kirch' empor,
Die winkt vom Bergesabhang frei
Mit offenen Türen sie herbei.
Die Sonne aber fast so hold
Das Kirchlein ein in lautres Gold.
Und alles, was mir lieb und wert,
Sogar die Gräber sind verklärt.

Auf dem Kirchhofe tummelte der Knabe sich am liebsten, wenn die Gänge nicht von den feilschenden, streitenden, lärmenden Arbeitern erfüllt waren. Unter den Kreuzen einhergehen, über die Grabhügel setzen, hinter den bemoosten Steinen neckend auf seine Kameraden lauern: dies hatte für ihn einen wechselnden Reiz. Selbst der Jüngling wurde dem wohlvertrauten Gottesacker nicht untreu, und manches zarte Geständnis, das seine eigene Brust oder die eines Freundes erleichterte, gewann jugendlichen Ausdruck im Schatten der dunklen Bäume des verwilderten Gartens. Noch stärker war Friedrich an die Kirche geknüpft. Seine brennende Phantasie ergriff die christlichen Symbole mit Heftigkeit und der aufs Bebrüten der Gegenstände frühzeitig gerichtete Sinn war den religiösen Eindrücken anfänglich wehrlos hingegeben. In schauernder Andacht stand der kleine Christian Friedrich Hebbel oft in der Wesselburener Kirche, wie ein halbes Jahrhundert vorher der junge Asmus Carstens im Dom zu Schleswig gestanden hatte.

In der Adventzeit und an den hohen Festtagen der Christenheit wurden Kirchenmusiken aufgeführt. Der Dichter hat die Erinnerung an diese Feierlichkeit, welche ihm erlesene Genüsse darbot, unverfärbt festgehalten. Der Stadtmusikus dirigierte, Waldhörner, Hoboen, Pauken, Posaunen ergossen, von den breiten Orgeltönen getragen, welche der sehr gewandte Organist hervorzulocken verstand, ihre dem Knaben wunderbar erscheinenden, fremdartig feierlichen Klänge durch das dämmernde Oval der Kirche. Der Rektor, dessen quäkend piepende Stimme er damals als ebenso zur Sache gehörend betrachtete, wie das Schneidende der Violintöne und das Schmelzende der Flöten, sang mit seltsam

verzogenem Gesichte eine Arie, und die Chorknaben, die Friedrich insolange beneidete, bis er selbst ihnen beigesellt ward, schlossen mit einem Choral. Lampen, die mit der Finsternis zu kämpfen schienen, weil ihre matten Flammen zitterten, verbreiteten ein rötliches Licht, das all den wohlbekannten Gesichtern in seinen Augen etwas Überirdisches verlieh und sie hoch über die andern Menschen hinaushob, welche sich nach und nach hustend und räuspernd neben ihm einfanden. Jede Bewegung, die sie machten, das Taschentuch, das der Organist zog, die Brille, die der Stadtmusikus aufsetzte, vor allem aber die Notenbücher, wenn sie auf die Pulte gelegt wurden, hatten für ihn etwas Religiöses. Wenn die Knaben nebeneinander flüsterten, so war es ihm, als ob er sie vor der Himmelstür Scherz treiben sähe; sogar über den die Bälge tretenden Schuster mit dem ungeheuren Mund konnte er nicht mehr lachen, wenn er so ernsthaft um die Ecke sah, und an den über dem Orgelwerke schwebend abgebildeten Engeln verwunderte er sich ordentlich, daß sie ihre Flügel nicht bewegten. Indem der Dichter sich dieser Empfindung lange Zeit danach erinnerte, mußte er sich sagen, daß er damals im Elemente der Poesie geschwommen, wo die Dinge nicht sind, was sie scheinen, und nicht scheinen, was sie sind. Das Wunder der weltlichen Transsubstantiation vollzog sich in seinem Gemüt und alle Welten flossen durcheinander.

Gar abscheulich nüchtern sei ihm hinterher zumute geworden, wenn die Lampen ausgelöscht und die Notenpulte weggesetzt wurden, wenn die Musiker sich zurückzogen, wenn ordinäre verschnupfte Menschen den Orgelraum füllten und sich mit ihrem Gesangbuch blökend dahin stellten, wo kurz zuvor Hörner und Hoboen im Lampenschein geheimnisvoll geblinkt und geklungen hatten, wenn dann der kleine pausbackige Pastor auf die Kanzel stieg und allein das Wort nahm und wenn noch obendrein Emilie ausblieb, „Emilie in ihrem blauen Kleide", setzt der Dichter hinzu, „in die ich von meinem vierten Jahre an verliebt war."

Wie tief das religiöse Gefühl in dem Kinde saß, aber auch wie einfältig rein und keusch, nicht mit jenem kalten Aberglauben vermengt, den die Kinder geringer Leute nicht selten gleich einer Hausgewohnheit sich angeeignet haben, sagt uns das Gedicht:

Bubensonntag.

Wenn ich einst, ein kleiner Bube,
  Sonntags früh im Bette lag,
Und die helle Kirchenglocke
  All das Schweigen unterbrach:

O, wie schlüpft' ich dann so hurtig
Aus dem Bett ins Kleid hinein,
Und wie gern ließ ich das Frühstück,
Um zuerst bei Gott zu sein!

Ein Gesangbuch unterm Arme,
Eh ich's Lesen noch verstand,
Ging ich fort, gebeugten Hauptes,
Fromm verschränkend Hand in Hand.

Kam mein Hündchen froh gesprungen,
Schalt ich: Komm mir nicht zu nah!
Kaum, daß ich, zur Seite schielend,
Nach der Vogelfalle sah.

Fiel die Kirchentür nun knarrend
Hinter meinem Rücken zu,
Sprach ich furchtsam-zuversichtlich:
Jetzt allein sind Gott und du!

Längst mit ganzem, vollen Herzen
Hing ich ja an meinem Gott,
Doch, daß niemand ihn erblicke,
Hielt ich stets für eitel Spott.

Und so hofft' ich jeden Morgen
Endlich einmal ihn zu sehen:
War's denn nichts in meinen Jahren,
Stets um Fünfe aufzustehen?

Auf dem hohen Turm die Glocke
War schon lange wieder stumm,
Der Altar warf düstre Schatten,
Gräber lagen ringsherum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
Dacht' ich: Jetzt wirst du ihn schaun!
Aber meine Augen schlossen
Sich zugleich vor Angst und Graun.

Und dies Zittern, dies Erbangen,
Und mein kalter Todesschweiß —
Daß der Herr vorbei gewandelt,
Galt mir alles für Beweis.

Still und träumend dann zu Hause
Schlich ich mich in süßer Qual
Und mein klopfend Herz gelobte
Sich mehr Mut fürs nächstemal.

Hatte er ihn diesmal nicht gesehen, so war er dafür ein andermal steif und fest überzeugt, den lieben Gott leibhaftig erblickt zu haben, und zwar in Gestalt eines Zimmergesellen, der zu seinem Vater gekommen war. Friedrich fragte alsbald die

Mutter: „nicht wahr, das ist unser Herrgott gewesen?" worauf ihn diese kurz abfertigte, ohne daß der Knabe dadurch gestört oder aufgeklärt worden wäre. Der merkwürdige Zimmergesell trug, wie sich Hebbel lange nachher noch entsann, eine blau- und weißgestreifte Jacke.

Als die Dämmerzeit der Kindheit vorüber war, da hörte das trauliche Verhältnis von du und du zwischen Friedrich und seinem Gotte auf und es trat eines zwischen ihm und den Dienern Gottes an die Stelle. Er wurde nämlich den Chorknaben eingereiht und hatte also nicht mehr Ursache, dieselben zu beneiden. Da gab es denn allerlei heilige Obliegenheiten. Am Samstag Abend mußte er die Singtafeln an den Wänden aufstecken, am Sonntage die Kirchenglocke ziehen, zur Sakristei schlüpfen und wenn der letzte Vers im Gesang: „Gott allein in der Höh'!" gesungen ward, den Pastor zur Kanzel begleiten, die schmale Tür auf- und zumachen, endlich des Mittags die Becken, wo Geld eingestochen wird, welche er am Morgen aus des Pastors Hause geholt und an die Kirchentür gestellt hatte, wieder in dessen Wohnung hinüberbringen. Dann ward das Geld gezählt und drei Sechstel waren sein. Damit jedoch war der Chorknabendienst nicht erschöpft; man nahm ihn auch bei den Beerdigungen in Anspruch. In Holstein werden die Leichen am Tage des Begräbnisses aus einem in der Nähe des Friedhofes liegenden Gasthause ausgesungen. Träger und Leidtragende wechseln Vers um Vers mit zwölf bis vierundzwanzig Schulknaben im Gesange ab, währenddessen der Sarg um die Kirche getragen und dann darin niedergesetzt wird. Nach dem Trauergottesdienste macht die Leiche noch einmal eine Runde um den Friedhof, bevor sie zu Grabe kommt. Friedrich half jedesmal beim Aussingen der Toten tapfer mit, trotz seiner mehr als zweifelhaften Stimmbegabung, und wie seine Sonntagsmühe, so fand auch dieser Totendienst einen irdischen Lohn. Dabei gewährte ihm das Betasten der Särge ein schauerliches Vergnügen. Aber so viel auch Zerstreuendes und heiter Aufregendes in dieser traurigen Sängertätigkeit für das Kind enthalten sein mochte: sie verschlang gleichwohl nicht die ernste Empfindung, die der unheimliche Vorgang in ihm erweckte, und die Worte: ‚Begrabt den Leib in seine Gruft!' stöhnten und dröhnten in dem Knaben fort, lange nachdem er sie gesungen und vernommen hatte.

Während der letzten Schuljahre vor seiner Konfirmation war er bei Dethleffsen, den wir bereits haben nennen hören, der erste. „Niemand als der alte Dethleffsen", sagte der Dichter häufig, „hat mir die grammatikalische Gewissenhaftigkeit eingepflanzt, die

Sorgfalt im Gebrauche des Worts als unzerstörbares Fundament in mir gelegt!“ Weil Friedrich auch außer den Schulstunden gerne mit dem Lehrer zusammen war, dessen Bücherei ihn mächtig anzog, so meinte Dethleffsen, er könnte ihn in den Schulstunden anderweitig beschäftigen, namentlich zum Wiegen seiner vielen Kinder verwenden. Um nun den lernbegierigen Knaben zu ködern, gab er ihm bei der Wiege Pappes Lesefrüchte in die Hand, und Hebbel versicherte später oftmals gegen seine Jugendfreunde, daß er kein größeres Vergnügen in seiner Knabenzeit genossen habe, als das Kinderwiegen bei Franz Dethleffsen. Eine Jugendfreundin Hebbels erzählte dem Dichter Klaus Groth, welcher selbst Dethleffsen gekannt hat, sie habe den kleinen Christian Friedrich Hebbel beim Rektor Kinder wiegen und lesen sehen; Wilmsens Kinderfreund, behauptet die Frau. „Sieh da!“ habe der Rektor gerufen, „da ist er schon wieder mit der Wiege zur Tür hinaus!“ so vertieft sei der Knabe gewesen.

Dieses Buch, der Brandenburgische Kinderfreund genannt, versorgte in jener Zeit die meisten Klipp- und Elementarschulen Norddeutschlands mit Kindergenüssen. Es war eine vom Prediger Wilmsen herrührende Zusammenstellung alles Wissenswürdigen aus dem Gebiete der Religion, der Geschichte und des Naturlebens; Prosa und Vers hatten sich in die Darstellung geteilt. Die Schreibtafel unterm Arm und den Kinderfreund im Kopf, meint Karl Gutzkow, der sich gleichfalls in seinen jungen Tagen an Wilmsen erquickt hat, kommt der junge Pflanzenkeim zedernstolz zum Bewußtsein seines Wachstums. Aber nicht nur Pappes Lesefrüchte und Wilmsens Kinderfreund war hier die Kost des kleinen Friedrich, auch das Not- und Hilfsbüchlein, Campes Entdeckung von Amerika, lernte er hier kennen und mit den vergilbten Exemplaren der Gedichte Salis, Matthissons und der Lichtwerschen Fabeln tat er sich bei Dethleffsen gütlich.

Es ist rührend zu vernehmen, daß er von den großen Menschen, nämlich den Erwachsenen, Aufschlüsse über die höchsten Dinge erwartete, also auch vom ehrsamen Rektor, für den er nicht selten vorm Einschlafen betete. Einst fragte er den teuern Lehrer um die Bedeutung des Wortes Mandarin, wahrscheinlich durch Lichtwers Fabel: „Der Autor und der Mandarin“, dazu angeregt. Die Antwort lautete: „Ein Mandarin, das ist ein Mann darin!“ und der Knabe sagte sich, vollkommen befriedigt, im stillen: ‚Herr Dethleffsen weiß alles.‘ Wenn in der Anwesenheit des Rektors das Wort Freiheit genannt wurde, schüttelte derselbe jedesmal das greise Haupt mit dem Samtkäppchen, indem er ausrief: „Nur die wilden Tiere sind frei!“ und wenn man

ihn hierauf fragte: „Folgt daraus, daß die Freiheit wilde Tiere aus den Menschen macht?“ so nickte er seltsam und erwiderte, ohne einen Augenblick zu stocken: „jawohl!“ Wie öfters im Leben, so ging auch hier von der wohlwollenden Beschränktheit fördernde Lehre auf die höhere Natur aus.

Aber gerade der gemütswarme Zug in Dethleffsen machte es der Nichtswürdigkeit leichter, dem wackern Manne Schaden zufügen zu können; das ehrliche Gemüt sieht gewöhnlich nicht die Bosheiten und Ränke, wenn sie nahen, und entbehrt zugleich der Fähigkeit kluger Abwehr, wenn sie einmal greifbar geworden sind. Die heimlichen lügenhaften Berichte des Pastors Meyn, eines Schleichers mit evangelischen Gebärden, brachten es allmählich dahin, daß Dethleffsen, nachdem er eine stattliche Jahresreihe hindurch wohltätig in Wesselburen gewirkt hatte, seine Stelle als Rektor quittieren und bis an sein Ende ein kümmerliches Dasein fristen mußte.

Dreiundsechzig Jahre alt, wahrscheinlich des Erwerbs wegen, versuchte sich Dethleffsen noch als Jugendschriftsteller. Die Einleitung zu einer pädagogischen Novelle, welche er 1853 für die Norddeutsche Jugendzeitung lieferte, und die naive Mitteilung dieser Einleitung an seinen nun berühmt gewordenen Zögling, sind so charakteristisch für den Mann, welcher auf die erste Bildung unseres Dichters Einfluß genommen, daß sie hier eine Stelle finden mögen: „Ich habe“, schreibt Dethleffsen, „eine Novelle geliefert über das Thema: Was Gott tut, das ist wohlgetan. Als Einleitung und statt des Mottos habe ich die Anekdote benutzt (ich weiß nicht, ob dieselbe Ihnen bekannt ist?), daß in Gesellschaft einer Menge Prediger zufälligerweise die Frage aufgeworfen wurde, auf welches Wort der Akzent in dem Satze: Was Gott tut, das ist wohlgetan, am richtigsten zu legen sei. Nachdem einige den Ton auf w a s, andere auf G o t t, wieder andere auf t u t, noch andere auf d a s und die übrigen auf w o h l g e t a n gelegt haben wollten, erhob ein alter Organist, der gleichfalls gegenwärtig war und diesem freundschaftlichen Streite zugehört hatte, seine Stimme und sprach: ‚Wenn es mir erlaubt ist, in dieser ehrenwerten Gesellschaft meine Meinung auszusprechen, will es mich bedünken, daß die gelehrten und hochweisen Herren alle das Rechte nicht getroffen haben. Denn wenn ich vor meiner Orgel sitze und diesen Choral spiele, so ist offenbar auf das Wort i s t der höchste Ton in der Melodie gelegt, um anzuzeigen: was Gott tut, das i s t wohlgetan, es mag sein, wie es will, es möge uns gefallen oder nicht.‘“ — Der alte Rektor trug dem überlegenen Dichter, über Zeit und Raum in liebens-

würdiger Kurzsichtigkeit hinwegsehend, ganz so zuversichtlich diese Einleitung vor, wie er ehemals dem armen kleinen Jungen die Erklärung gegeben: „Ein Mandarin, das ist ein Mann darin!" — „Herr Dethleffsen weiß alles."

Friedrichs Mutter beglückte es, daß ihm der Lehrer das Zeugnis eines tüchtigen Jungen nicht versagte; des Knaben Lesebegierde gefiel ihr sehr, weil sie einen Zug nach oben hinaus hatte und davor zitterte, daß dieses Kind dem Vater im Maurerhandwerke folgen solle. Friedrich bemerkte solche Billigung und solche Sorge mit der ihm eingepflanzten Dankbarkeit. Er wußte auch, daß die Mutter ihren Mann bewogen habe, für Herrn Dethleffsen wöchentlich einmal des Nachts Schleichwache zu gehen, da der Rektor dem Knaben Privatunterricht erteilte und Geld zur Anschaffung von Licht hergab. Weil aber die Befriedigung seines Lesehungers an den langen Winterabenden mehr Ausgaben für Kerzen nötig machte, als mit der Beihilfe des Lehrers bestritten werden konnte, so richtete er sich erfinderisch ein Lotto für Nadeln und Knöpfe ein; dazu malte er Bilderchen mit gelber und mit roter Kreide, und um den Erlös der Sächelchen kaufte er sich ein dünnes Talglicht. Die beiden Knaben schliefen außerhalb der Wohnstube in einer Kammer; so konnte denn Friedrich, öfters noch nach neun Uhr, wenn der strenge Vater zu Bette gegangen, bei seiner Kerze an dem Buche sitzen. Zuweilen jedoch kam der Alte, ob von ungefähr oder aus Absicht, vor die widerrechtlich erleuchtete Kammer, gewahrte den Lichtschein und erzürnte sich, da Licht und Feuerung kostspielig seien.

Als Friedrich von einem gutmütigen Manne, namens Harding, unentgeltlich Zeichenunterricht empfing, da nährte auch dieses des Vaters unduldsame Stimmung, wenn der Unterricht gleich nichts kostete. Denn solcherlei war in seinen Augen eine Zeitvergeudung, die sich armer Leute Kinder nicht erlauben dürften. Er zerknitterte einst dem Sohne eine gezeichnete Weintraube, welche Harding dem Schüler geliehen hatte, aus Verdruß über die unnütz verzettelten Stunden. Friedrich schämte sich dann, dem Maler zu sagen, daß der Vater es getan, und wurde dann vom Lehrer wegen Unachtsamkeit gescholten. Im übrigen verlebte er bei Harding, mit dessen Sohne ihn obendrein ein freundschaftliches Einvernehmen zusammenknüpfte, wahrhaft glückliche Stunden. Noch in später Zeit erinnerte er sich der unendlichen Seligkeit, womit er bei seinem Zeichenlehrer die erste Arbeit ausgeführt hatte. Die Dinge, die ihn umgaben, sagt er, seien in seiner Jugend wie in seiner tiefsten Kindheit fast in ihn übergegangen. Jene Arbeit stellte einen Garten vor in herbstlicher

Gestalt, ein Mädchen stand hinter der Pforte. Ihm war zumute, als müßte die von ihm gemalte Pforte sich auftun, sobald er nur das Mädchen fertig gemacht. Auch die Nacht blieb ihm unvergeßlich, in der er mit dem Sohne des Malers, mit Fritz Harding, aufsaß und Bürgers Lenore las. „Wonne, Wehmut, Leben, Tod, alles auf einmal: ein Urgefühl!"

Dieses Einswerden der Gegenstände mit seinem schauenden Gemüte und dieses unbewußte Verwandeln derselben in Symbole kündigte seine dichterischen Kräfte an.

Wie die bildnerische Anlage bei Naturvölkern vornehmlich an religiösen Vorstellungen sich entzündet, so war auch bei diesem, von Kultureinflüssen nur leise berührten Knaben die religiöse Empfindung die Erweckerin der poetischen. Bis in sein vierzehntes Jahr hatte er, nach seinem eigenen Geständnis, wiewohl er längst Verse machte, keine Ahnung gehabt, daß er zur Poesie bestimmt sein könne. Sie stand ihm bis dahin als ein Ungeheures vor der Seele, und eher hätte er es seinen körperlichen Kräften zugemutet, einen Berggipfel zu erklimmen, als seinen geistigen, mit einem Dichter zu wetteifern. Sein Verhältnis zur Poesie war das zu seinem Gott, von dem er wußte, daß er ihn in sich aufnehmen, aber nicht erreichen könne. Deutlich aber erinnerte er sich der Stunde, in der er die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung zum ersten Male dunkel gefühlt habe. Er mußte nämlich seiner Mutter immer aus einem alten Gesangbuche den Abendsegen vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloß. Da las er nun einmal das Lied Paul Gerhards, worin der schöne Vers vorkommt:

> Die goldnen Sternlein prangen
> Am blauen Himmelszelt.

Dieses Lied, vorzüglich aber dieser Vers, ergriff ihn gewaltig; er wiederholte ihn zum Erstaunen seiner Mutter gewiß zehn Male. „Damals stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern sprangen, und sie erwachte wenigstens aus einem Schlaf." Uns fällt hier der Knabe Bürger ein, der bei einer Beerdigung das alte Kirchenlied: ‚O Ewigkeit, du Donnerwort!' hat singen hören, und auf den dieser Liedertext an einem offenen Grabe von so mächtiger Wirkung gewesen, daß sich davon seine erste Neigung zur Dichtkunst hergeschrieben habe.

Wie aber das fromme Lied des evangelischen Sängers den Poeten im Knaben überströmt hatte, so war es gleichfalls die Kirche, welche den Zweifel in ihm befruchtete und den ursprüng-

lichen Hang zur Grübelei in ihm ausbilden half. Ihm war der Morgen denkwürdig, als er, von Heide kommend, die Auferstehung sah.

Nun wird es laut in jedem Grabe,
Man fragt, wie man geschlafen habe!

Dieser Gesang traf ihn tief. Aus der biblischen Vorstellung von der Auferstehung des Herrn löste sich, neue überschwengliche Bilder gebärend, die Vorstellung von der Auferstehung aller Menschenkinder heraus. Das jüngste Gericht, in seiner Furchtbarkeit und Unbegreiflichkeit, nahm vor seinen Augen plastische Form an; insbesondere war das Ineinandergewachsensein der Leiber ein Bild, das ihm lange keine Ruhe ließ. ‚Wo aber‘, frug er sich, ‚ist in dem Tale Josaphat Raum für alle die Auferstandenen? wo Raum allein für Barbarossa und dessen Heere?‘ Diese Fragen schlugen in Zweifel um, die ihn um so stärker peinigten, als sie den Phantasieglauben, der sie doch erzeugt hatte, nicht im mindesten erschütterten, vielmehr umarmten und umrankten wie ein Schlinggewächs den unbeugsamen Stamm. Noch zudringlicher verfolgte ihn die Vorstellung des Nichts, das er mit krampfhafter Anstrengung sich denkbar zu machen suchte. Auf einem der Notizblätter, welche zerstreute biographische Einzelzüge enthalten, finden sich unter dem Schlagworte: Das Nichts, die Worte geschrieben: „Qualen meiner Jugend“; so daß er nachmals den frühesten Eindrücken in dem Epigramm Ausdruck gab:

Denke dir einmal das Nichts! Du denkst es dir neben dem Etwas!
Aber da denkst du's dir nicht: hier ist der Wirbel des Seins.

Noch anschaulicher werden uns diese Zustände an einem dritten Erlebnis aus jener Zeit. Neun oder zehn Jahre alt, las er in einem alten zerrissenen Neuen Testament zum ersten Male die Leidensgeschichte Jesu Christi; die zerrissene Gestalt des Buchs gehörte mit zum Eindrucke. Er wurde im Innersten gerührt und seine Tränen flossen reichlich. Seitdem gehörte es zu seinen verstohlenen Wonnen, diese Lektüre in demselben Buch, um dieselbe Stunde (während der Abenddämmerung) zu wiederholen, und der Eindruck blieb geraume Zeit hindurch jenem ersten gleich. Einmal aber bemerkte er zu seinem Entsetzen, daß sein Gemüt dabei ziemlich ruhig sich verhielt, daß seine Augen sich nicht mit Tränen füllten. Dies drückte ihm, wie die größte Sünde, das Herz ab, als stünde seine Verstocktheit wenig unter dem Frevel des Kriegsknechts, der des Heilands Seite mit seinem Speer durchstach, daß Wasser und Blut floß; er weinte, doch er weinte über sich selbst. Wie nun aber die gesunde Natur sich immer zu

helfen weiß: er schob seines Herzens Hartnäckigkeit auf die Stunde, er ergab sich der Hoffnung, daß die alten Gefühle in einer andern Stunde schon mit der alten Gewalt sich wieder einfinden würden, war aber — unbewußt — klug genug, keine seiner Stunden wieder auf die Probe zu stellen; er las die Historie nicht wieder.

Bei diesen leidenden Zuständen des erwachten Poeten ließ es der Knabe allerdings nicht bewenden: er machte nicht nur Verse, er schrieb sogar schon Bücher. Bereits als sechsjähriges Kind hatte er das Sprüchlein gedichtet:

Der Teetopf erfunden
Zum Teegebrauch,
In mannigen Stunden
Dampft daraus ein Rauch.

So lautet Friedrich Hebbels erster Vers. Daß er Leichenkarmina auf dahingeschiedene Kaninchen verfaßte, haben wir früher vernommen. In seinem zehnten Jahre dichtete er einen „Evolia, der Räuberhauptmann". Er hatte dazu ein ganzes Bündel Papier zusammengeschmiert, das ihm durch die Gunst eines befreundeten Knaben, Barbeck mit Namen, zugewendet worden war. Schon dieses Erstlingswerk hatte ein Schicksal. Er betrug sich nämlich unartig gegen seinen jüngeren Bruder, indem er ihn mit dem Fuße in den Leib stieß, weil der neugierige Johann einmal in sein Buch hatte schnappen wollen, und da die Mutter, welche eben für den Mittagstisch kochte, Zeuge der Szene ward, so erwischte sie das Manuskript mit der Herdzange und steckte es ins Feuer. So fand der Evolia sein Ende.

Durch kleine Wandertruppen waren ihm die ersten Theatereindrücke vermittelt worden, und als er im zehnten oder zwölften Jahre stand, trat er als Bühnenunternehmer auf. Eine Jugendgespielin Friedrichs erzählt darüber nachstehendes: „Er war ein ganz wunderlicher Junge. Bei einem Kinderfeste, dem Wesselburener Kaland, mußte ich mit ihm zum Tanze, meine Mutter wünschte es, aber ich sträubte mich sehr, denn er war ein eigentümlicher Knabe und gar nicht hübsch, konnte auch nicht tanzen. Indessen war er sehr froh bei dem Feste und galant und artig. Einmal lud er uns in den Stall zur Komödie, als Entree bezahlte man eine Kopfnadel, die Komödien dichtete er selbst und spielte sie allein. Er redete gewaltig aus dem Pferdestall heraus auf uns ein. Oft verstanden wir gar nichts von seinen Reden und liefen ihm unbefriedigt und scheltend davon; doch hinderte ihn dies nicht, seine Einladungen zu wiederholen und neu zu agieren." Was es für Dinge gewesen, die er vorgetragen, ob

Märchen, Sagen oder die allbekannten Taten dithmarsischer Helden, wußte die Frau nicht anzugeben.

Unter den Gestalten der heimischen Vorzeit, die seine Knabenphantasie erhitzten, nahm Wulf Isebrant, einer seiner Familienvorfahren, wie man im Vaterhause glaubte, der an der Spitze der Dreihundert die Schlacht bei Hemmingstedt geschlagen, den vordersten Platz ein. Neben dem rauhen Isebrant behauptete sich in seiner Einbildungskraft Napoleon oder, wie er im deutschen Norden hieß, Bonaparte. Waren doch einst die Wehrufe des getretenen Hamburgs in die Herzogtümer herüber gedrungen und die russischen Hilfstruppen nur als eine neue Plage im Lande angesehen worden, welche auf den Überwundenen zurückgelenkt hatte. In Friedrich aber setzte sich der Schrecken, den Bonaparte verbreitet, in das Flammengewand des Großartigen um. Und zur Vollendung der Trias haben wir noch Struensee, den gewaltigen Neuerer, namhaft zu machen, dessen entstellte Züge die Verleumdung aus Kopenhagen auch nach Dithmarschen herübergetragen hatte. Friedrich hielt als Knabe vergilbte Exemplare der vor mehr als einem halben Jahrhundert vom Adel ausgestreuten Flugblätter in der Hand, welche, sorgfältig aufbewahrt, von Geschlecht auf Geschlecht wie ein Evangelium übergegangen waren.

In alle diese Träume und Phantasiespiele Friedrichs fiel mit einem Male, einem nächtlichen Einbruche nicht unähnlich, die Forderung des Vaters, daß er das Maurerhandwerk erlernen solle. Der Wille des Alten ließ sich vorderhand nicht beugen. Es war um das Jahr 1825, als Friedrich unter vielen und heißen Tränen mit dem Vater auf Arbeit ging. Er benahm sich aber dabei so ungeschickt, daß er, anstatt mit dem Mörtel Steine aneinander zu fügen, sich selbst bekleisterte und belegte, infolgedessen allabendlich nach vollbrachtem Tagewerke ein Bad des Lehrlings und eine gründliche Säuberung seiner Kleider dringendes Bedürfnis ward. So währte es einige Zeit, ohne daß der ergrimmte Vater trotz Scheltens und ärgerer Zurechtweisungen auch nur das kleinste Merkmal einer Maurerbegabung aus Friedrich hervornötigen konnte. Ein aus Wesselburen gebürtiger, jetzt in Kiel ansässiger Bürger erinnert sich, den jungen Hebbel im griesleinenen Kittel als „Zupfleger" gesehen zu haben, auf den Schultern die Mulde voll Lehm oder Steinen, aber ein Buch in der Tasche. Und ein noch lebender Jugendfreund Hebbels berichtet, daß dieser auf einem gemeinschaftlichen Spaziergange nach dem Dorfe Norddeich ihm ein altes Haus gezeigt hatte, wo Friedrich, nach Anweisung seines Vaters, eine sogenannte Tafelwand habe aufmauern sollen. Bei dieser Arbeit habe

er sich mit dem Vater hart entzweit, dann die Baustelle verlassen und der Ausübung dieses Handwerks auf immer den Rücken gekehrt.

Der Vater hielt den Sohn für jede praktische Lebenstätigkeit unbrauchbar, worin er auch in unserem Sinne das Richtige vorausgesehen hat, und die kaum jemals verhehlte Abneigung gegen ihn gewann jetzt nachträglich eine Rechtfertigung. ‚Der Junge wird Komödiant!' murmelte er manchmal zwischen Verachtung und Gleichgültigkeit vor sich hin. Es werden sich wohl böse Auftritte ereignet haben und wieder wird es die Mutter gewesen sein, die den Zorn ihres Mannes gedämpft und ein leidliches Kriegsverhältnis zwischen den Streitenden hergestellt hat. Bald hieß es, Friedrich solle Kaufmann werden, bald Postschreiber, aber nichts von dem wollte ihm gefallen. Durch kleine Botendienste, die er versah, brachte er einige Groschen wöchentlich in die Wirtschaft: er trug Briefe und Wochenblätter für einen Postbeamten aus. Die meiste Zeit freilich saß er hinter seinen Büchern und letzte sich an der ärmlichen Geisteskost aus Dethleffens Küche.

Daß es die Mutter, die Mutter allein gewesen, welche ihn damals über dem Wasser gehalten, spricht eine Szene des dramatischen Fragments: Vier Nationen unter einem Dache beredsam aus. „Wenn ihr wüßtet, was die alles aufbieten mußte", sagt der Maler Valentin, indem er seiner Mutter gedenkt, „um mir das bißchen Freiheit zu erhalten, dessen ich bedurfte, um nicht schon als Kind zugrunde zu gehen... Denn wenn ich jetzt nicht, wie so mancher meiner Schulkameraden, hinter dem Pfluge herkeuchen oder den Schmiedehammer schwingen muß, worauf mein Vater bestand, so hab' ich's ihr allein zu danken." Der nämliche Valentin aber weiß auch dem Vater die Ehre zu geben, indem er dessen Sinnesart sich vergegenwärtigt und sie in sein Verständnis hineinhebt. „Soviel Püffe und Tritte ich auch von meinem Vater bekam", ruft er aus, „ich verarge es ihm durchaus nicht mehr, daß er einen Burschen nicht leiden konnte, der noch in seinem siebenten Jahre die Getreidearten nicht kannte... Ich verarge es ihm noch weniger, daß er in meinem Bekritzeln der Wände, der Tische und Bänke keine solide Bürgschaft für meine Zukunft erblickte, und die feierliche Aufmerksamkeit, womit mein Bruder dem Dorfschuster stundenlang zusah, wenn er Pechdraht und Ahle handhabte, viel höher anschlug. Ich freue mich nur, daß er mich nicht wirklich, wie er alle Frühjahr im Sinn hatte, zu den Bauern hinausjagte, und dies Schicksal wendete einzig und allein meine Mutter von mir ab."

Drittes Kapitel.

Dithmarschen.

Wir haben den jungen Friedrich bisher in Haus und Schule beobachtet und mit ihm zuweilen einen Blick in den kleinen Flecken getan, darin er aufwuchs. Noch aber wissen wir wenig von den landschaftlichen und geschichtlichen Anregungen, die er empfing, noch ist uns Dithmarschen nicht viel mehr als ein bloßer Name. Mit dem erhöhten Anteil, welchen der nun reifere Knabe an Land und Leuten gewinnt, erschließen sich auch uns die Aus- und Fernsichten in das gegenwärtige wie vergangene Leben seiner Heimat.

Wesselburen, vom nächsten Hafen eine halbe Meile entfernt, liegt auf einer Düne, mitten im Segen der Marschlandschaft, und ist an und für sich als Kelchblatt von elf bis zwölf wohlhabenden Dörfern nicht gar zu unansehnlich. Es streift an die Grenzscheide der Geest, des Hügellandes, und der flachen, baumlosen Marsch; diese Scheide bildet der Boden des nahen Kirchspiels Heide. Wer von Osten, also von Heide, herüberkommt, der empfindet tief den eigentümlichen, das ganze Ländchen durchdringenden Gegensatz der idyllischen Waldgegend im Morgen zu der satten und vornehmen Marsch gegen Abend, dem Meere, der Nordsee zu. Scharf abgeschnitten liegt die Marsch da, fünf bis sechs Fuß unter dem Diluvium. Man hat Schleswig-Holstein komisch, aber treffend, mit einem Pfannkuchen verglichen, an dem die Ränder das Beste seien; wie im Herzogtume Bremen die Vergleichung entstanden ist, daß es ein schlechter Mantel sei, mit goldener Kante. Die Ostseite trägt den ganzen idyllischen Schmuck des Landes. Korn, Wald, Seen und Wiesen folgen einander in immer reicher, immer gleicher Abwechslung. In sanften grünen Hügeln steigt das Land auf und fällt ab bis

zu den welligen Küstenlinien der blauen Ostsee, die oft dicht am Uferrande umsäumt ist vom grünen Buchenwald. Lebende Hecken auf kleinen Erdwällen teilen die Äcker und umfriedigen sie. Dies sind die bekannten Knicken mit den schattigen Wegen, den Reddern, zwischen ihnen. Die Ostsee schneidet tiefe Buchten hinein, diese bilden die schönen Häfen und Förden. Zwischen den Buchten liegen die Halbinseln, jede mit besonderem Namen und mit Eigentümlichkeiten an Landschaft, Wirtschaft und Menschen, von denen Angeln, als Stammland der Angelsachsen und Mutterland der Engländer, denen es den Namen vererbt hat, sowie Sundewitt mit den Düppler Schanzen am meisten genannt und bekannt geworden sind. Vor vier- bis fünfhundert Jahren war das ganze östliche Holstein größtenteils wilder Wald, von Bibern und Bären bewohnt. Wie die Backwoodmen in Amerika Indianer vor sich hertrieben, Bäume und Steppen ausrotteten und umwandelten, so haben es unsere Vorfahren, die alten germanischen Stämme der Sachsen, welche über die Elbe hereinwanderten, mit den ansässigen Slawenstämmen, den Wenden und Obotriten, mit Wölfen und Bären, mit den Eichen- und Buchenwäldern Holsteins gemacht. Diese Zeit aber liegt wie eine Mythe in der tiefsten Ferne. Allenthalben an den schönsten Punkten mit Wasser, Wald und Weide — denn Wein fehlt unter den holsteinischen W's — erheben sich hier die Sitze des Adels, mit lieblichen, bürgerlichen Flecken und Städten untermischt. Dies ist die Schmuckseite des Herzogtums, der Herzogtümer.

Wie ganz verschieden zeigt sich die Westseite, die der Marsch. Sie kennt keine Berge, keine Wälder, ja man findet sogar keinen einzigen Stein in ihr, er müßte denn durch Menschenhände hergebracht worden sein. Sie kennt aber auch keinen Adel, keine Schlösser, nur flaches, einförmiges, unendlich ergiebiges Land, nur freie, wohlhabende, stolze Bauern, nur fleißig arbeitende kleine Bürgers- und Krämersleute, in kleinen Städten von zwei- bis viertausend Einwohnern vereint. Die Marsch ist nicht bloß flach, sondern sie ist eine vollkommene Ebene, wie eine Tischplatte. Kein Hügel schwillt empor, höher als Menschenkraft ihn aufzutürmen vermag, frei bis zur Sohle stehen die großen Bauernhäuser und Scheunen zerstreut, jedes mitten in der Besitzung. Nicht Hecken und Zäune, sondern lange, schnurgerade, immer sauber gehaltene Gräben trennen die Äcker und durchschneiden die Fläche, oder meilenlange schmale Fußwege laufen durch das hohe Korn. Am fernen Horizonte begleitet den Wanderer stetig eine feine, scharfe Linie wie eine Schnur um die Grenze: es ist der Deich, zum Schutze gegen die Wogen der Nord-

see. Soweit das Meer die Abflächung der Ufer bei der Ebbe bloßlegt, bei der Flut bedeckt, reicht das Haff, dessen Branden und Rauschen meilenweit ins Land herein gehört wird. Dieser Boden offenbart eine Fruchtbarkeit, die selbst den in Erstaunen setzt, der aus den üppigsten Gegenden der Ostseite, aus der Propstei oder aus Angeln kommt. Die Weiden sind mit schwerem Mastvieh förmlich besäet und bedeckt, die Äcker ziehen sich in lange, gewölbte Streifen geteilt nach der Schnur und scharfkantig von den Gebäuden dahin, alles viereckig und im Winkel, dicht besetzt von wogenden Ähren, im Frühling von unabsehbaren, blendend gelben Rapssaatfeldern unterbrochen oder vom schwarzen Brachfelde, das gepflügt und geeggt ist, umgraben und gewalzt, als wären es Gartenbeete. Der Marschbauer teilt die ganze Welt ein in Marsch und Geest. Diese Benennung hängt mit dem plattdeutschen Worte güst zusammen, was soviel wie unfruchtbar oder nicht tragend bedeutet. Eine nicht trächtige Kuh wird güst genannt, und von einem Felde, das man zur Brache pflügt, sagt man, man pflüge güst; für den Marschbauer ist alles schlechthin Geest, was nicht Marsch ist, und wäre es auch das blühendste Land, wie das östliche Holstein. „Sieh, Junge", sagte ein alter Marschländer zu seinem reiselustigen Sohne: „hier is de Marsch un de ganze anner Welt is man Geest. Wat wullt du dumme Jung nu in de Welt maken?" Was aber als unschuldiger Dünkel in solchen Zügen sich ausdrückt, das tut auch oftmals als wirklicher Trotz und Übermut des Marschländers gegen den Geestbewohner sich hervor, wie wir denn eine solche Opposition überall bemerken, wo zwei von Natur aus verschiedene Landstriche aneinander stoßen. So stehen, wie J. G. Kohl betont, in Syrien und Arabien die Bewohner der Sandwüste und die der reichen phönikischen Küste, wie der fruchtbaren Nil- und Euphratniederungen, im Verlaufe der ganzen Geschichte einander feindselig gegenüber. Im Gegensatze zur Schweiz kamen in der Marsch die großen Herren immer von den Höhen und die Freiheit wurzelt in der Ebene.

Diese Grundverschiedenheit der Ost- und Westseite der Herzogtümer mit ihrem sandigen Mittelrücken voll Moor und Heide ist auch dem Charakter der Stämme hüben und drüben aufgedrückt. Der echte Holste in der Mitte, der Probsteier in der Kieler Bucht, der Angliter, der Nordschleswiger, alles Bewohner mehr der Ostseite, haben ihr nationales Gepräge, ihre unterscheidenden Sitten und Gebräuche, teilweise noch etwas Eigenartiges in ihrer Tracht, entschieden ihre körperlichen und sprachlichen Besonderheiten, woran ein geübtes Auge sie leicht erkennt und unter-

scheidet. Auf der Westseite folgen einander umgekehrt von Norden nach Süden außer dänischen Nordschleswigern, Eiderstedter, Dithmarscher, Wilsteraner auf ebenso kurzer Strecke. Welch ein Kontrast zwischen einem redseligen, beweglichen Angler und einem langgestreckten ernsten Friesen! Aber welch ein Gegensatz auch zwischen dem Gartenlande des Anglers an der blauen Ostsee, wo von Hügel zu Hügel Kirche die Kirche grüßt, am Sonntage mit fröhlichem Glockengeläute, im Frühling Nachtigall die Nachtigall mit klagendem Laut. Welch ein Gegensatz wieder zwischen hier und dem nur fünf bis sechs Meilen entfernten grauen Strande der Westsee, etwan von Schleswig am Dannewirke entlang über die Heide nach Husum, dem Geburtsorte Theodor Storms, von dem er singt:

Hier rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß,
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Gleichwohl waren einstmals große Eichenwälder an der Küste und standen so dicht in ihnen die Bäume, daß ein Eichhörnchen meilenweit von Ast zu Ast springen konnte, ohne den Boden zu berühren. Es wird erzählt, daß bei Hochzeiten, welche durch den Wald zogen, die Braut ihre Krone habe vom Haupt nehmen müssen, so tief hing das Gezweig herab.

Klaus Groth, indem er sich seiner Jugendreisen aus seinem Geburtsorte Heide nach Wesselburen erinnert, weiß noch von einem Sandpfade zu erzählen, der, durch eine kleine Grenzwildnis von Heide und Ginster sich schlängelnd, vom Rugenberg hinunter führte. Dann habe der künstliche, schnurgerade Fußsteig begonnen, dicht an den ebenso schnurgeraden, blanken Wassergräben unverwandt auf die massige Wesselburener Kirche zu, deren kleiner Turm noch nach einer Stunde nicht habe wachsen wollen. Es war Frühling, als der junge Wanderer ging, auf steinhartem Boden, zur Seite die Tausende weidenden Viehs und die weiten Flächen blühender Rapssaat, über welche die Wolkenschatten eilten, so schön, ruft er aus, wie nur die Campagna bei Rom! Endlich bog er rechtwinkelig ab, in den Flecken von zweitausend Einwohner hinein, mit seinem holprigen Steinpflaster, seiner neugierigen Gesichtern. Reiche Marschhöfe darf man in Wesselburen nicht suchen; die liegen zerstreut in ihrem Korn- und Graslande, stattliche Bauernschlösser, mit Einfahrten, Bauernhöfen, Obstgärten, ein jedes für einen Edelmann nicht zu karg.

Unser Friedrich brauchte nicht weit zu suchen, um allerlei unschuldige Kurzweil zu finden, denn diese ergab sich in dem engen Wesselburen, das alle Familienvorgänge auf die Straße hinaus trug und wo der Born volkstümlicher, ja derber Laune noch so frisch sprudelte, ganz von selbst. Die Wesselburener haben einen Zusatz des Vergnüglichen, wohl auch ein Plus an Grobheit, worauf der Vers gemünzt ist, „daß die Fäuste noch immer in Wesselburen gedeihen". Was aber Friedrich dort nicht fand, das trat ihm an bunten Szenen und Figuren in den benachbarten Orten entgegen, wohin ihn ein Botendienst oder das eigene Verlangen häufig geführt haben. Wer den Quickborn gelesen, der ist mit jenen Bildern einigermaßen vertraut, wie denn Hebbel nachmals selbst in den Guckkasten dieses Liederbuches mit dem Gefühle des Wiedersehens schnurriger und lieber Bekannten seiner Jugendtage hineingeschaut hat. Da pflanzte sich der Orgeldreher vor ihm auf, dem's vor der Schule wie vorm Spaten graut, weil man von der Arbeit steif und krumm wird. Sein Geld ist all, sein Gut verzehrt, der Junker keinen Dreier wert; was schert ihn all das Lumpenpack, er liebt sein Gläschen mit Geschnack und singt sein Liedchen mit Geschmack und dreht die Orgel um. Vierschrötig wie ein Schneider, krummbeinig wie ein Dachs, mit dünnen Gliedern, in Hemdsärmeln promeniert der Mordskerl stolz und in den Wind schmauchend durch die Straßen; ihr Dirnen in den Türen, seht euch nur ja nicht blind! Durch Bruch und Busch schlendert der Tagdieb dahin, streckt sich der Länge nach unterm Schlehdorn aus und betrachtet das kräuselnde Wasser, die bräunelnden Blätter und die Wolken, die drüber gehen.

Und wird mir auf die Dauer
Die Ruhe gar zu sauer,
Und sinkt die Sonn' ins Meer,
So stopf' ich mir noch Eine,
Setz' heimwärts meine Beine,
Und dann, nu dann nich mehr.

Wie'n Teufelsbanner schleicht der Apotheker, nach Pillen suchend, im Moor herum, indessen die gesunden Marschbauern den Lazareter auslachen. Barfuß trottet die Krabbenfrau von Büsum, dem Krähwinkel der Dithmarscher, am frühen Morgen nach Heide, guckt sich sehnsüchtig die grünen Bäume an, die auf dem Markte stehen, und die Bänkchen, die vor jedem Hause in der Sonne blitzen; sie möchte gar zu gerne wohnen in der Stadt voll lieben Sonnenscheins, in dem gepriesenen Heide, das schon der Chronist Neocorus den zierlichsten Flecken genannt hat. Mit ihren Eimern an den langen Messingketten schreiten die

Milchmägde vor der Melkezeit jede neben ihrem Schatz einher, während mancher Herr lüstern nach ihren nackten Füßen späht. Kommen einmal Komödianten in den Ort, so gibt es ein Jubeln, als ob sich die goldenen Pforten des Paradieses, die vor vielen tausend Jahren zugeschlagen worden sind, wieder geöffnet hätten, und die Mimen erzählen dann auch von Wien und vom Prater, von Wilhelm Tell und dem großen Kronleuchter in der Oper. Zuweilen stiftet sogar die erste Liebhaberin Unheil an, indem sie einem biedern, schon ältlichen Dithmarscher den Kopf verdreht und ihn zum Heiraten verleitet. Als eine unheimliche Dämmergestalt drängt sich Clas Dau, der grausige Übeltäter, in die Vorstellung der Enkel und Enkelkinder herein und die Phantasie erhitzter Wesen, wie die unseres Friedrich, versieht den Dienst des weisenden Stäbchens, das die auf die Leinwandfelder geklecksten Verbrecherphasen des Bösewichts verfolgt. Der Schlachtruf der alten Dithmarscher: „Die Garde kommt!" und der Bauernschrei: „Stecht die Pferde und schont die Reiterbuben!" war unserem Friedrich und seinen Landsgenossen noch immer so geläufig, wie es die Worte des großen Königs und wie es Zietens Reitersprüche den heutigen Preußen sind. Auch hinter dem jungen Hebbel klangen diese Schlachtrufe und Bauernschreie her, auch ihn ergriffen mächtig die Erinnerungen an Graf Gerhard von Altenwörden, der die Bauern in der Marsch das Aufsitzen lehren wollte und mit all seinem Volke ganz klein nach Holstein zugelaufen ist; an die Schlacht bei Hemmingstedt und an die letzte Fehde. Auch ihm blitzten noch die Waffen, die am Tausendteufelswerft gefunkelt haben, auch ihn entzückten noch die übermütigen Tage der großen Beute, als man an schwarz gewordene güldene Ketten die Hofhunde legte, und als die Bauern in samtenen Wämsern spazieren gingen.

Wenn er den Grenzboden zwischen Marsch und Geest, die Giselau oder die Walburgau besuchte, so wußte er, daß diese Namen auf Walkyrien zurückdeuten und daß der Paß, der von einem ungeheuern Walde auf dünnes Holz herabgeschmolzen ist, das immer erneute, mit Blut gedüngte Schlachtfeld des Ländchens war. Wenn er bis an den Kirchort Wörden in Süderdithmarschen schweifte, so wußte er, daß dies das ehemalige Oldenwörden sei, wo die Dithmarscher 1319 Gerhard den Großen zuerst mannhaft zurückgeschlagen haben sollen und wo ungefähr zwei Jahrhunderte später, um das Jahr 1500, das wunderbare Mädchen, die Jungfrau von Oldenwörden, erschien, welche die Dreihundert, die bei Hemmingstedt siegten, todesmutig in die Schanze geführt hat.

Zwar nicht als Geschichte, aber als Sage, als unzusammenhängende, oft unverständliche Überlieferung, leben die Begebenheiten der Vorzeit im dithmarsischen Volke. Das Kind hört in früher Jugend von starken Männern, die Königen und Fürsten die Spitze geboten, erzählen, von Zügen zu Wasser und zu Lande gegen mächtige Städte, gleich Lübeck und Hamburg, gerichtet; es vernimmt, wie es wenige Dithmarscher einmal gewagt hätten, von Hamburg beleidigt, angesichts der ganzen Stadt ihre Schiffe im Hafen zu verbrennen; wie der Däne selbst im Kampfe zehn Dänen auf einen Dithmarscher gerechnet habe. In unserem Friedrich entstand, nach seiner Versicherung, durch das Bewußtsein, von solchen Männern abzustammen, sehr zeitig ein Gefühl, wie es die Brust des jungen Adeligen, der seiner Altvordern gedenkt, kaum stolzer schwellen könnte. Mit Grausen und tiefem Schaudern erfüllte ihn, was er zwischendurch über den Götzendienst der alten Dithmarscher, über den Opferhain und den blutbespritzten steinernen Altar, der noch zu sehen sein sollte, vernahm, und alle Angst, aber auch alle Demut und alles Gottvertrauen des jungen Herzens ward aufgerüttelt, wenn er an dunkeln, stürmischen Herbstabenden der furchtbaren Wasserfluten erwähnen hörte, welche so oft den größten Teil des Landes verwüstet, Häuser umgestürzt, Menschen und Tiere ertränkt und die Äcker auf lange hin unfruchtbar gemacht hatten.

Sobald der Herbst kam, bangten die Leute vor den verderbenbringenden Deichbrüchen, und Entsetzen packte den aufgeregten Knaben, wenn der Vater in Sturmnächten, mit einem Sack um den Leib und einen Spaten unterm Arm, an den Strand eilte, um im Augenblicke der Gefahr nach seiner Bürgerpflicht bei der Hand zu sein. So wurden denn Marsch und Deich für ihn einander bedingende und ergänzende Begriffe.

Hatte der Deutsche im Osten Holsteins sein Land erobern müssen, der Holste, der Stormar den wilden slawischen Stämmen es mit dem Schwert entreißen und es kultivieren mit Axt und Karst, so hatte der Mann des Westens, der Dithmarscher, der Friese es erstreiten und behaupten müssen im nie aufhörenden Kampfe mit der gefräßigen See. Ehe die Bedeichung der Marschen begann, hatten diese einen weiten, schlammgefüllten Busen dargestellt, der von kahlen Sanddünen, den jetzigen Heidehügeln, begrenzt und gegen das Meer offen gewesen war. Die weiten Binsen- und Rohrfelder boten das einzige Grün; zweimal des Tages kamen die grauen Fluten und bedeckten alles; sah man früher nichts als Schlamm, so sah man später nichts als Wassergerinnsel, und der nebelgraue Himmel vollendete das trostlose

Bild. In dieser Einöde jedoch ließen sich Menschen nieder und fristeten hier ihr armseliges Dasein. So haben Roms Legionen sie gefunden. Nach und nach forderte die Not alle Mächte der Intelligenz und des Gemeinsinnes heraus; die Marschbewohner legten Dämme und Deiche, Kanäle und Schleusen an, gegen welche das nagende, wühlende, zerstörungssüchtige Element nur zu häufig erfolgreich andrängt.

An dem Deichwesen aber entwickelten sich der Mut, die Entschlossenheit, Beharrlichkeit und Ruhe, allgemein anerkannte Eigenschaften des Marschländers. Nur der schmale Damm, der unter seinen Füßen bebt, trennt ihn von der gewalttätigen See, die an gewissen Stellen zehn, wohl auch zwanzig Fuß höher steht als das ganze dahinter liegende Land. Hunderte von Türen lassen ungehindert und geräuschlos das Binnenwasser ins Meer fließen und schließen sich zweimal des Tages, wenn die Flut heranschwillt, mit dumpfem Gebrause. Gegen den Damm peitschen die Wogen, über ihn weg ins Land hinein spritzt der Schaum. Aber geruhig und sicher schlafen die Tausende dahinter, denn der Deichgraf schaut mit prüfendem Blicke nach jedem schadhaften Fleck in der feinen Grasdecke des Deichs. Wäre es auch nur ein Mauseloch, er sieht es, denn er weiß, dahinein würden die Fluten sich bohren und bald es erweiternd einen Weg sich graben, um im Sturze über Fluren und Äcker verheerend sich zu ergießen. Geschieht trotz der Vorsicht ein Riß in den Deich, so kommandiert er wie ein Feldherr seine Leute und jeder steht ihm gehorsam zu Gebot. Dann werden mit Sand gefüllte Kornsäcke in die Lücke gesenkt, nicht Betten werden geschont, wenn's nötig ist, und fast immer siegen Einsicht und Kaltblütigkeit über das empörte Element. Schon die alten Deichordnungen drücken die Zähigkeit, die unverwüstliche Ausdauer des Marschländers und die Strenge seines Charakters aus. Kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land: dies war der Pfeiler der Deichordnung. Niemand, er mochte sein wer immer, konnte sich der Hilfeleistung entziehen. Wer Bäume zum Schutze des Deichs beschädigte, dem wurde nach dem Gesetze die rechte Hand abgehauen; wer seinen Deich in schlechtem Zustande hielt, so daß dieser dadurch zum Verderben des Landes einbrach, der wurde lebendigen Leibes mitsamt dem Holze und den Steinen seines Hauses bedeicht.

Bei einer Sturmflut im großen Stil wurde die Bedeutung und die Heiligkeit des Deiches erst recht erkannt und empfunden. Friedrich zählte elf Jahre, als eine solche Wasserflut, die erste und bis zum Jahre 1872 letzte gewaltige des Jahrhunderts, über Dithmarschen hereinbrach. Zwar reichte sie an

schrecklicher Großartigkeit auch nicht von ferne an die Allerheiligenflut des Jahres 1570, welche binnen wenigen Stunden von Holland bis Jütland vernichtend gerast und mehr als hunderttausend Menschen hingerafft hat; aber einen Vorgeschmack dessen, was sie unter Umständen leisten könne, gab sie immerhin.

Was Wunder, wenn sich in diesen Landen der Gemeinsinn entwickelte, welcher zu rechter Zeit zu gehorchen und sich unterzuordnen verstand, wenn sich eine gesunde Kommunalverfassung gerade hier ausbildete, die zumal aus Dithmarschen einen kleinen republikanischen Musterstaat schuf, der jahrhundertelang dem Anprall der vereinten holsteinischen und dänischen Macht die Stirne bot und selbst unterliegend noch die Spuren alter Freiheit bewahrte, vielleicht das Beste, was von altsächsischer Einrichtung am Leben geblieben ist!

Die Naturereignisse und die politischen Kämpfe wirkten zusammen und ineinander, um dem dithmarsischen Geiste ein tiefes unauslöschliches Gepräge aufzudrücken. Mit gutem Fug fragt Hermann Allmers in seinem vortrefflichen Marschenbuche, ob denn der vielgepriesene Mut der Vesuv-Nachbarn irgendwie verglichen oder gar gleichgestellt werden könne dem Ringen und Kämpfen des Friesenvolkes, hier mit den Fluten um den teuern Heimatsboden, um Hof und Herd, um Weib und Kind, dort um seine Freiheit und sein gutes Recht mit hochmütigen Fürsten, kriegerischem Adel und habsüchtigen bremischen Erzbischöfen! Gewiß, wenn jemals ein Stamm das Produkt seiner Muttererde und seiner Geschichte heißen durfte, so gilt dies vom Stamme der Dithmarscher in erster Reihe. Den starken und nachhaltigen Eindruck, den unser Friedrich von Dithmarschen empfing, werden wir im Fortgange dieser Erzählung vielfach wahrnehmen. Für jetzt möchte ich auf einige charakteristische Äußerungen und Bilder hinweisen, welche sachlich hieher gehören, wenn sie auch der Form nach der späteren Entwicklung anheimfallen.

Offenbar hatte das Meer für ihn quälende Anziehungskraft, den Schaudergeschichten ähnlich, welche die Jugend peinigen und anlocken zugleich. Immer wieder trieb es ihn an das Gestade, namentlich zur Zeit der Ebbe, wenn die nun bloßliegenden Sandbänke der Küste, die Watten, sich mit zahlreichen Vögeln bevölkern, mit Regenpfeifern, Strandläufern und Stelzfüßlern, die in die Tausende einander jagend und beißend unter Lärmen den Strand beleben. Aber es ward ihm, wie seinem Christian in dem Idyll Mutter und Kind, „hinter den Deichen, die gegen Stürmen und Fluten das Ländchen beschirmen, immer eigen zumut.“ „Das

Schrillen und Kreischen der Vögel mit den langen Hälsen und oft noch längeren Schnäbeln, welche im warmen Sande die bunt gesprenkelten Eier hinterlassen, die Muscheln und selbst die fettigen Kräuter mit den wolligen Blumen erfüllten mich immer mit Grausen, und ich brauchte nicht erst auf Totengebeine zu stoßen, wie sie aus Schiffergräbern vergilbt und vermorscht wohl hervorschaun, um das Knabengelüst nach Bernstein niederzukämpfen und von dannen zu fliehn." Gleichwohl nannte er die Nordsee nachmals seine Amme, welche mehr Gewalt über ihn habe als er selbst wisse, da er sie viel zu gerne höre, als daß er ihr nicht unbewußt nachlallen sollte. Ganz aus dem Vollen jener Eindrücke ist sein Gedicht: Ein dithmarsischer Bauer geholt:

Der warme Sommer scheidet
 Mit seinem letzten Strahl;
Der Sohn des Südens schneidet
 Das Korn zum zweiten Mal;
Man bäckt's am Donaustrande,
 Man mahlt's am Rhein und Main,
Und führt's am fernsten Rande
 Des Reichs zum Dreschen ein.

Hier liegt nun, rings umflossen,
 Vom Elb' und Eiderfluß,
Ein Freiland, wohl verschlossen,
 Dem Kaiser zum Verdruß,
Der's längst dem Kronenträger
 Von Dänemark verliehn,
Doch wie den Leu dem Jäger:
 Fang ihn, so hast du ihn!

Dort gilt es sich zu rühren,
 Daß nicht der Hagelschlag,
Den manche Ernten spüren,
 Die Frucht noch zehnten mag;
Drum rücken alle Hände
 Dithmarschens auch ins Feld,
Und zur Quatemberwende
 Ist stets das Werk bestellt.

Nun spricht ein greiser Bauer
 In seiner Knechte Kreis:
Wir haben's heute sauer,
 Es gilt den letzten Schweiß;
Auf morgen fürcht' ich Regen,
 Die Wolken sind zu kraus
Drum muß der Gottessegen
 Mir noch vor Nacht ins Haus!

Er spricht's im barschen Tone
  Und fügt kein Wort hinzu
Von doppelt großem Lohne
  Und langer Sonntagsruh;
Doch hört man keinen fluchen,
  Denn durch das Weihnachtsbrot
Und durch den Osterkuchen
  Vergilt er das Gebot.

Nun geht die Arbeit wacker
  Und fröhlich ihren Gang,
Der Weg vom Hof zum Acker
  Scheint nur noch halb so lang,
Die vollen Wagen fliegen,
  Wie sonst die leeren kaum,
Und ganze Felder schmiegen
  Sich unterm Windelbaum.

Doch immer dunkler türmen
  Die Wolken sich empor;
Der erste von den Stürmen
  Des Herbstes steht bevor,
Die weißen Möven wagen
  Sich kreischend übern Deich,
Die Krähen fliehn mit Zagen,
  Die Spatzen folgen gleich.

Der Junge bringt das Essen:
  Zurück! noch fehlt die Zeit!
Der Mittag sei vergessen,
  Der Abend ist nicht weit;
Die Pferde selbst gedulden
  Sich heut und springen froh,
Auch zahl' ich meine Schulden
  In Hafer, nicht in Stroh!

Und trüber wird's und trüber,
  Je mehr die Dämmrung naht;
Wie pfeift es schon herüber
  Vom hohen Seegestad'!
Hinan zum Deiche trabend,
  Denkt jetzt der Alte still:
Die haben Feierabend,
  Ich — nun, wie Gott es will!

Jetzt muß das Wetter brechen!
  Gleichviel wir sind gedeckt,
Denn schon wird mit dem Rechen
  Die letzte Fuhr besteckt!
Sie kommt auch ohne Schaden
  Noch vor der Scheune an,
Doch gar zu hoch beladen,
  Klemmt sie im Tor sich dann.

Vorwärts! Die Pferde beißen
  In ihr Geschirr vor Wut,
Die dicken Stränge reißen,
  Zum Schweiße fließt schon Blut!
Doch hilft nicht Kraft noch Schnelle,
  Die Scheune selber rückt
Wohl eher von der Stelle,
  Als daß die Durchfuhr glückt!

Und plötzlich bricht das Rasen
  Der Elemente los,
Der Winde scharfes Blasen
  Zerschlitzt der Wolken Schoß,
Da kann ihn nichts mehr stopfen
  Den neuen Sündflutborn,
Und jeder Wassertropfen
  Fällt wie ein Hagelkorn.

Nun speit der Alte Flammen:
  Der Pferde sind nur zwei,
Der Kerle fünf beisammen,
  So tretet selbst herbei!
Gebt acht, wir werden's zwingen,
  Wenn ihr die Räder packt,
Und ich vor allen Dingen
  Die Deichsel, bis sie knackt.

Die Knechte aber denken:
  Ein Tor ist, wer so spricht,
Auch darf man's ihm nicht schenken,
  Er kennt die Grenze nicht!
Man muß ihm einmal geigen,
  Sonst ist er toll genug,
Und spannt uns noch als eigen
  Im Frühling vor den Pflug.

Sie schweigen zwar und nicken,
  Als wär' es ihnen recht,
Doch merkt man wohl, sie schicken
  In den Befehl sich schlecht.
Sie glotzen dumm und dämisch,
  Wie er die Deichsel faßt,
Und grinsen mehr als flämisch,
  Bei seinem: Aufgepaßt!

Und doch! Es ist gelungen
  Auf einen einz'gen Ruck!
Habt Dank, ihr braven Jungen!
  Nun gibt's auch einen Schluck!
Ich geb' euch eine Tonne
  Hamburger Bier zur Nacht,
So zecht denn, bis die Sonne
  Dem Spaß ein Ende macht!

Die Knechte aber stehen
  Mit offnem Munde da,
Als hätten sie gesehen,
  Was nie noch einer sah;
Dann rufen sie: Sie nennen
  Euch längst den Goliath,
Ihr dürft Euch wohl bekennen:
  Ich mach' auch den noch matt!

Was rühmt ihr meine Stärke?
  Seid ihr nicht selbst erhitzt?
Ihr habt ja Teil am Werke,
  Bin ich es denn, der schwitzt? —
Wir dürfen Euch schon loben
  Für dieses Teufelsstück.
Wir haben nicht geschoben,
Wir hielten bloß zurück!

So will ich kurz mich fassen:
  Ich bin dem Spaß nicht hold,
Doch mögt ihr heute prassen,
  So toll ihr immer wollt,
Auch sei auf eure Mühe
  Euch nicht die Rast verwehrt,
Nur daß ihr in der Frühe
  Euch gleich vom Hof mir schert!

Jetzt naht sich aus der Küche
  Die Frau mit stolzem Schritt,
Und bringt die Wohlgerüche
  In ihren Röcken mit;
Sie ruft mit krauser Stirne:
  Ei, Wirt, was säumt Ihr noch,
Den Stall versieht die Dirne,
  Und fertig ist der Koch!

Frau, mich soll Gott behüten
  Vor Speis' und auch vor Trank
Bei solcher Stürme Wüten,
  Doch habt für diese Dank!
Die können ruhig trinken,
  Es wird darum kein Schiff
Auf finst'rer See versinken
  Am Helgolander Riff!

Nun nickt er ihr, dann reitet
  Er eilig wieder fort,
Zum Deich zurück und leitet
  Die Strand- und Schiffswacht dort;
Er hat dafür zu sorgen,
  So will's das Schlüteramt,
Daß hell bis an den Morgen
  Die Feuertonne flammt.

Naturkraft und Charakterstärke, wie sie in dem dithmarsischen Bauer sich verkörpert haben, sind dennoch nicht die einzigen Vorzüge, welche das Deichwesen gestählt und ausgebildet hat: auch den Sinn für Mathematik und mechanische Fertigkeiten müssen wir hinzuzählen und damit in naher Verbindung ein künstlerisches Talent, das Talent, in Holz zu schneiden und zu schnitzeln. Messen und Berechnen waren eben die allein sichere Grundlage für Arbeiten, welche öfters die Tätigkeit einer ganzen Landschaft auf Jahre hinaus in Anspruch nahmen. Kette und Winkelmaß wurden in der Hand des Bauern so vertraute Instrumente, wie Spaten und Pflug. Noch ist der Spruch des berühmten Baumeisters Schott, welcher die Wesselburener Kirche gebaut, im Volksmunde lebendig: „Fort mit eurem Augenmaß, brauchet Winkel und Schnur!“ und die nachstehenden Verse schrieb einst jeder Knabe in sein Rechenbuch:

Das Rechnen schärfet den Verstand
Und ist ein Glück fürs ganze Land.

Lange vor der Epoche der Bürger- und Dorfschulen war jeder Friese, jeder Dithmarscher ein Rechenmeister; Arithmetik und Geometrie vererbten sich von Vater auf Sohn. An den Winterabenden saßen die Bauern und heimgekehrten Seeleute, jung und alt, mit Knecht und Magd zusammen, die einen Gestalten aus der Passionsgeschichte für einen Schrank oder Blumen an einer Stuhllene aus Eichenholz schnitzelnd, die andern ein Schiffsmodell „zierlich betakelnd“ oder eine klappernde Stampfmühle als Kinderspielzeug verfertigend, während eine dritte Gruppe geometrische Figuren auf eine Schiefertafel zeichnete oder algebraische Aufgaben löste, Wettaufgaben, „Lustexempel“, die man einander nicht nur in demselben Orte stellte, sondern häufig auch aus weiter Ferne zuschickte. In den Buchstaben der verwickelten Gleichung war dann zuletzt gewöhnlich ein Spruch verborgen, zumeist ein Segensspruch auf die Heimat des Verfassers der Aufgabe. Klaus Groth, dem dieses Kapitel überhaupt das interessanteste Detail der Schilderung verdankt, Groth erzählt in seinem Quickborn von einem Namensvetter aus einem kleinen Bauerndorfe, der einst wochenlang über der Lösung eines solchen Lustexempels gebrütet hat, welches ihm, der Sage nach, von einem Professor aus Berlin zugesendet worden. Endlich in der Heuernte, beim Laden eines Fuders, das seine Frau zurechtlegt, fällt ihm der entscheidende Gedanke ein; der Professor hatte ihn betrogen, ihm einen Buchstaben falsch versetzt. So eifrig war dieser mathematische Bauer, daß er Heu, Wiese, Wagen und

Frau verließ, welche nicht ohne Gefahr auf dem halbfertigen rutschigen Fuder sitzen bleiben und von Nachbarn herabgeholt werden mußte; er war inzwischen nach Hause geeilt, schloß sich in seine Kammer ein und kam nicht früher heraus, bis er sein „Fazit“ gewonnen hatte. Dieses aber bestand in dem Vers:

Es bleibet Süderholm in Glück und Ehren stehen,
Bis daß die Erde wird mit Feuer untergehen.

Rechenbücher standen daher neben Bibel-, Evangelien- und Gesangbuch beinahe in jedem Hause auf dem Bücherbrett und die Namen solcher Rechenbücher wie Paul Holckens Sinnenkonfekt, Valentin Heins Schatzkammer, dem Barockgeschmack des siebzehnten Jahrhunderts entsprechend, wurden Generationen hindurch mit Ehrfurcht genannt. Später übertrug man den geschilderten Eifer auf Rätsel- und Rebuslösungen. Als der Beckersche Almanach erschien, sagt Theodor von Kobbe, verfielen die Rater wie in einen Winterschlaf und erwachten erst dann aus ihrer Beschaulichkeit, nachdem alle Sphinxfragen entziffert waren. An diese theoretischen und spielerischen mathematischen Beschäftigungen schlossen sich ernste mechanische Versuche und Arbeiten, die aber gleichfalls alle möglichen Seltsamkeiten und unfruchtbaren Experimente im Geleite hatten. Neben Pumpenbohrern, Uhrmachern und Stellmachern, deren der kleinste Flecken im Westen der Herzogtümer allzeit mindestens einen aufwies, tauchten Erfinder und „Klüterer“ auf, welche nicht selten ein ganzes Leben, ein großes Vermögen an physikalisch-phantastische Einbildungen vergeudet haben. Das Perpetuum mobile, meint Groth, habe in Dithmarschen mehr Opfer als anderswo gekostet. Recht eigentlich aus dem Volke heraus gestaltete sich die Holzschneidekunst, und zwar, wie es scheint, nur in den Marschen, still für sich und ungekannt bis zur höchsten Blüte einer freien Kunst. Bald gab es kein Gefäß, kein Gerät mehr, das nicht auf eine sinnvolle Weise dadurch geschmückt worden wäre. Als der Meister ragt Hans Brüggemann aus Husum hervor, dessen Altarblatt im Schleswiger Dom als ein Wunder nordischer Bildnerkraft anerkannt ist und wovon Fernow sagt, daß es in Asmus Carstens, dem Pfadfinder der neueren Skulptur und Malerei, zuerst den Formensinn geweckt und geschmeidigt habe. Diese Kunst nun kam auch den reichen Bauerhäusern der Marsch zugute; von den massiven, mannigfaltig kannelierten und gemeißelten Eichenschränken, Lehnsesseln, Tischen und Betten an bis zu den Gesimsen, Türpfosten und Fensterwangen herunter, alles im harmonischen Einklange gebaut und verziert. Dazu die großen, ernsten Gestalten

der Dithmarscher, sowie die malerische Tracht, namentlich der Weiber, mit Troddeln, rotem Mieder und schwarzem Überwurfe, und man hat dann ein Gemälde so stolzen Bürgertums vor sich, wie nur jemals eines dem Pinsel Albrecht Dürers entquollen ist. Der Gebieter solcher Bauernherrlichkeit mochte immerhin bedeckten Hauptes mit dem König auf der Wurth gehen und mit Fingern hin und her die Gegend weisen, als könnte er alles verschenken, was er sah.

Tanzen freilich, bemerkte Friedrich Hebbel, müsse man die friesischen Volksstämme nicht sehen; sie hätten mehr Grazie, wenn sie pflügen und eggen, als wenn sie sich rhythmisch nach den Götterklängen der Musik bewegen. Ganz anders nähmen sie sich schon aus, wenn sie zu Pferde sitzen, und einer seiner Jugendfreunde, fügt er hinzu, schien so mit dem Tier, das ihn trug, zusammengewachsen, daß derselbe gar wohl zu der Fabel von den Centauren hätte Anlaß geben können. Schön aber würden sie erst auf dem Schlachtfelde, denn nur da fiele Sollen und Wollen bei ihnen gänzlich zusammen, und seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten schlügen sie sich nicht bloß, weil es ihnen Pflicht dünke, sondern noch mehr, weil es ihnen Wollust sei. Er selbst hat noch manche felsenhaft aufgebaute und dennoch von Milde umflossene Männergestalt angetroffen, die ihn an den starken Bauer der Chronik gemahnte, der alle Verteidigungen ruhig eingestellt habe, weil er seine Fäuste gar nicht habe brauchen können, ohne zu töten.

Der getreueste Ausdruck der Charakterzüge und Eigenheiten des Dithmarschers ist seine Mundart, die einst „gegen Helden, wie Waldemar II., den Sieger, geredet, die Schrecken gesprochen hat im Fehmgerichte der Westfalen, Klugheit in den Comptoiren der Handelsherren von Lübeck und Lüneburg, in den Kaufhäusern von London und Nowgorod". In jedweder Mundart waltet das Sinnliche, Plastische, das kecke Zulangen nach dem Nächsten und Einfachsten vor, ist der Tast-, Gehör- und Geruchssinn der Sprache überwiegend ausgebildet, welches letztere Jakob Grimm in der Einleitung zu seiner deutschen Grammatik den geschärften Organen der Wilden vergleicht. Dem Plattdeutschen aber insbesondere ist eine vogelartige Stoß- und Flugkraft, in Verbindung mit einem traulichen Einschmiegen und wärmlichen Kauern eigentümlich. Beherzter als die alemannische Mundart, die dafür feingliedriger und sanfter sich bewegt, wird sie leicht ungestüm und harsch, wenn sie mit Leidenschaft und über heldenhafte Dinge zu reden anfängt, und wieder bis zur schmerzlichsten Wehmut kleinlaut und verstohlen innig, wenn sie sich völlig in den reinen Empfindungston zusammenzieht. Den holden und hellen Mädchenglanz

der alemannischen Mundart entbehrt sie, die spielende Freude derselben ward ihr versagt, ob sie gleich taufrisch uns anmuten, necken und allerlei lustigen Übermut nach Knabenweise angeben kann. Neben dem geringen Manne bedienen sich in ihrer täglichen Unterhaltung die höheren Klassen am liebsten des Plattdeutschen, und wenn die Kinder auch Hochdeutsch in der Schule sprechen, so halten sie doch bei ihren Spielen an dem Niederdeutschen fest; wie der Geistliche, der Hochdeutsch auf der Kanzel predigt, die Armen, die er besucht, in ihrem eigenen Platt anredet; und wie der Advokat, der in der Sprache Goethes und Schillers plaidiert, bei der Verhörung seiner Zeugen sich oft genug zur vulgären Zunge bequemen muß.

Jede Provinz, sagt Goethe, liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft. Der Dithmarscher hängt zärtlich an seiner Mundart, die in ihrer unerschrockenen Bildlichkeit jeder seiner Regungen ungehindert Vorschub leistet. Unser Friedrich weiß sich nicht zu entsinnen, wann und wie der Übergang aus dem Niederdeutschen zum Hochdeutschen sich in ihm vollzogen habe; es sei gänzlich unbewußt geschehen. Aus der Übung im Plattdeutschen kam er nicht, insolange er in Dithmarschen blieb, und plattdeutsch hat er bei bestimmten Anlässen sich bis an sein Lebensende ausgedrückt.

Mundartlich gefaßt sind beinahe alle in den Herzogtümern, am reichsten in Dithmarschen verstreuten Sagen und Märchen. Im siebzehnten Jahrhundert soll es noch alte Lieder gegeben haben, wie sie Tacitus beschreibt, Lieder, durch deren Gesang die Gemüter entflammt und das Bild des Kampfes selbst vorgestellt worden sei. Die im sangesüppigen fünfzehnten Jahrhundert hervorgesprießten historischen Lieder wußten nie etwas von der Niederlage Dithmarschens zu erzählen, waren von Hoffnung und Mut allein getragen. Sie sind samt und sonders bis auf drei untergegangen. Ungleich ergiebiger strömte, und zwar wiederum vorzugsweise in Dithmarschen, der Quell des Märchens. Märchenerzähler, einst überaus zahlreich, so daß sonst auf keinem Hofe solch ein Fabelmund fehlte, existierten noch in Hebbels Jugend viele, besonders unter dem Gesinde. Wir erinnern uns, wie Friedrich an den Lippen der sibyllenhaften Meta gehangen hat, wenn sie ihren Schatz an Märchen und Spukgeschichten einmal auftat.

Der Charakter dieser Märchen ist ihrer Mehrzahl nach phantastisch allegorisch. Mit Vorliebe umspann hier der fabulierende Geist die denkwürdigen Stätten der alten Kämpfe oder er betrat die Schaubühne des Meeres mit seinen Watten und Dünen.

Durch die heimgekehrten Seeleute waren auch friesische Sagen in die Marsch gekommen, überschüssige Gestaltungen einer ungezähmten Einbildungskraft. Da und dort stahl sich das barocke Märchen herein, das sich eines sonderbaren Abenteuers, einer rüpelhaften Figur bemächtigt hatte.

Wir hören von einer Königin von England, die ein König von Dänemark trotz seines Eheversprechens sitzen ließ, und die nun aus Grimm gegen den Wortbrüchigen den Entschluß faßt, alle ihm zugehörigen Länder zu versenken und zu ertränken. Sie befiehlt nämlich, das sieben Meilen lange Vorgebirge zwischen England und Frankreich zu durchstechen, so daß die bisher aufgehaltenen Wogen über die Küsten Holsteins hereinstürzten. Dieses sei der Ursprung der großen Fluten. Ein anderes Märchen erzählt von der alten Königin Margaret, welche zur Strafe ihres ruchlosen Lebens jede Nacht, zuweilen auch am lichten Tage, über den alten Wall reiten muß, den sie mit Hilfe des Teufels gebaut hat. Sie trägt ein schwarzes Kleid und sitzt auf einem weißen Rosse, dessen Nüstern Dampf und Feuer hauchen. Das ist die schwarze Greet am Dannewirk. — An eine uralte Linde, den Wunderbaum Dithmarschens, ist die Weissagung geknüpft: sie werde so lange grünen, als die Freiheit Dithmarschens blühe, und mit der Freiheit des Landes werde sie verdorren. Wenn aber dereinst eine Elster darin niste, welche fünf weiße Junge ausbringe, dann werde die Linde von neuem grünen und Dithmarschen zu seiner alten Freiheit kommen. Viel verbreitet sind die Sagen von trauernden Weibern, welche auf den vom Meere bespülten, vom Dünensande umwehten, einst bewohnten Hügeln weinend sitzen und die Stelle anzeigen, wo sonst der Herd des Hauses gestanden, von versunkenen goldenen Schiffen, welche Glockentöne und liebliche Musik emporsenden.

Am bezeichnendsten jedoch und wie das volkstümliche Vorgesicht der Phantasie Hebbels scheinen mir die Bilder des überschwenglich Erhabenen und des humoristisch Gräßlichen, denen wir in dieser Sagenpoesie begegnen. Es geht die Kunde von einem Riesenschiffe, welches so unermeßlich groß ist, daß der Kommandant, um seine Befehle zu erteilen, zu Pferde auf dem Verdeck umherreisen muß. Die Masten heben ihre Spitzen wie Berggipfel in den Himmel und das Takelwerk ist so weitläufig, daß die Matrosen, wenn sie jung hinaufklettern, mit grauem Kopfe und weißem Barte wieder herunter kommen; ihr Leben aber fristen sie unterwegs dadurch, daß sie fleißig in die Blöcke des Tauwerkes, welche Wirtshäuser enthalten, einkehren. Aus der nämlichen Sphäre stammt das Märchen von dem armen

Sünder, der vor der Hinrichtung als letzte Gnade sich ausbittet, noch einmal Kegel schieben zu dürfen. Indem nun der Verurteilte die Hand ausstreckt, um den Ballen aufzunehmen, kann der ungeduldige Scharfrichter sich nicht länger halten, schlägt zu, so daß der Kopf dem armen Sünder in die Hand fällt; damit tut dieser noch einen Wurf, die Kegel fallen, und der Kopf schreit: „Alle neun!“

Die einzige, lediglich den Marschen angehörige Sage — da Variationen der anderen Sagen alle Völkergebiete durchklingen — ist die vom sogenannten Dränger, jenem formlosen nächtlichen Gespenst, das an einsamen Deichstrecken haust. Der Dränger fällt den einzelnen Wanderer mit seinen kalten Armen an; man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht, er umschlingt sein Opfer wie mit eisernen Ketten, und sucht es in die hungrig wartende Flut hinabzudrängen. Dieses Gespenst ist auch als Nachtmahr bekannt, reitet mitunter die Pferde auf den Weiden, wo es dann tausend Not macht, die verfilzte Mähne wieder aufzulösen, in welcher er beim Ritt sich mit den Krallen festgehalten. Wenn irgendein Ort, lautet eine zutreffende Bemerkung, wenn irgendein Ort in den Marschländern geeignet ist, solche wilde, dunkle Phantasien hervorzurufen und zu beherbergen, so sind es die einsamen Strecken jener schleswig-holsteinischen Seedeiche, zu deren Füßen bald das Meer mit seinen wilden grauen Wogen brüllt, bald der weite schwarze Wattengrund sich ausbreitet, still, tot, eine große, unheimliche Wüste.

Aus den Märchen und Sagen der Holsten, Friesen und Dithmarscher spricht offenbar eine Sinnlichkeit, welche dem der Einbildungskraft nacheilenden Verstande nicht weniger verdankt als der unschuldigen Bilderfreude selbst; eine Sinnlichkeit, welche die geschäftige Volksseele nicht in ihr Gewebe einspinnt, vielmehr mit Kaltblut, Reflexion und Humor zu necken und zu erschrecken weiß. Wo das Romantische sich hervortut, da ist es nicht des Glanzes, nicht des Schmuckes wegen da, da hat es einen natursymbolischen Kern. Das Grauenhafte wird mit Kälte angefaßt oder ins bizarr Komische verzerrt. Die unbeholfene Großartigkeit einzelner Szenen und Wendungen erinnert an die in unermeßlichen Konturen sich gefallende Mythenpoesie der Letten, Finnen und Esten. So ist die Zeichnung des Riesenschiffes dem in der Kalewala geschilderten Hochzeitsochsen nicht unähnlich, dessen Haupt Kemi berührt, dessen Füße der eine in Olonetz, der andere auf Turjas Alpe trampeln, der dritte, am Flusse Vuoksee, der vierte in Lappland stehen, dessen Hörner so breit sind, daß eine Schwalbe einen ganzen Tag zwischen ihnen zu fliegen hat,

während ein Eichhorn einen Monat lang vom Schwanzende bis zum Rückgrat läuft. Wo diese Märchen Wärme ausstrahlen, da bleibt auch die flimmernde Hitze nicht aus, und wo sie sich im Schlichten wohl fühlen, da wird uns der Eindruck des Kahlen nicht erspart. Das Weiche, Gesprächige fehlt ihnen ebenso, wie jene selige Reinheit, welche so schön den blaulichweißen, makellosen, glänzenden Kinderaugen verglichen ward, die nicht mehr wachsen können. Auch haben sie nichts Reisefertiges wie die übrigen deutschen Märchen, sie sind an die Scholle gebannt und schweifen niemals über die Marschen hinaus, in fremde Gegenden und Verhältnisse. Ihr Traumleben ist gleichsam ein unverschleiertes und setzt den Zustand des Wachens in einem Bauernrausche oder wenn man will mit Matrosenlogik fort. Vollkommen in Übereinstimmung mit der Geschichte des Landes, mit den an den Mutterboden gefesselten Eigenheiten, Sitten und Neigungen seiner Bewohner.

Dieses im Dulden aufgewachsene und zum Herrschen geborene Geschlecht der Dithmarscher, in seiner Mischung von Phlegma und Leidenschaft, Naturkraft und Spekulation, kann gar nicht verzeichnet werden, auch wenn es einem Dorf- und Winkelmaler zum Konterfei säße. Die mannigfaltigsten individuellen Züge, welche sich aus dem Stammcharakter herauslösen, sind doch so sehr in der Grundstimmung gebunden und diese Grundstimmung atmet in so lebendigen Formen, daß das Wesen des Dithmarschers sofort erkannt wird, es mag noch so wunderlich gebrochen, eigensinnig verändert uns entgegentreten. Ob wir den starken Bauer vor uns haben, der allein gegen fünf seiner Knechte den sich stauenden Wagen ins Tor zwängt und dann mit niedergebeugtem Grimme an den Deich reitet! ob den mathematischen Bauer, der von der Heuernte hinweg in seine Kammer eilt, um sein Lustexempel zu entwirren! ob den königlichen Bauer, der mit der Majestät wie mit seinesgleichen verkehrt: immer ist es die altsächsische Zähigkeit, die aus der Wurzel treibt, immer die markige Zucht, die, im Kampfe mit den Elementen und den fürstlichen Drängern erstarkt, der äußeren wie der inneren Feinde Herr geworden ist. Hier sehen uns nicht die mürben oder doch nur zur Not sich aufrechthaltenden Nachkommen gewaltiger Vorfahren an, nicht die lachenden Erben, welche eine große Vergangenheit wohlfeil einstreichen, nicht der sprichwörtliche Bauernstolz, der auf ein überliefertes Verdienst mit plumper Vornehmheit pocht. Nein, hier sitzt der Stolz auf einer fortzeugenden innerlichen Tüchtigkeit, die nicht verlottert, was die Altvordern aufgespeichert haben, die nicht auf Borg nimmt, was vielleicht

erst spät, vielleicht niemals zurückgezahlt werden kann. Ein gewisser linkischer Trotz freilich ist dem Dithmarscher eigen, eine derbe, rechthaberische Ader geht durch ihn hindurch und in fließenden Linien wallt sein Tun und sein Sprechen nicht dahin. Wo keine Bäume rauschen, keine Bäche sprudeln, wo nur die See brandet und nur das Rohr flüstert, da kann wohl die schlichte oder finstere Erhabenheit, die schwermütig keusche Anmut, nicht aber die stille Größe, die einfältige, holdselige Schönheit gedeihen.

Diese Welt umgab den zum Jüngling heranreifenden Knaben, durchdrang unsern jungen Friedrich, ohne daß er sich dessen noch klar bewußt ward, in Bildern der Natur und der Geschichte. Er hätte sich sagen können, daß alle Schmerzen, die er in frühesten Tagen erduldete, dennoch geringer seien als die bitteren Drangsale, unter denen Land und Volk seiner Heimat sich behauptet und entwickelt hatten. Wie aber sollte er sich dieses haben sagen können? Er, der als Häuerling von den Begüterten der Marsch ausgeschlossen, der den Waisenhauskindern zugesellt worden war?! Das Idyll der Marsch stand ihm ja ferne, wie das Paradies der Bibel, das Stilleben der Dithmarscher kam ihm höchstens in Gestalt der Sehnsucht nahe. Er war weniger als ein Bauernkind der Marsch, viel weniger. Alles, was an Glück, zuletzt nur bescheidenem, in der Marsch erblüht, schien ihm ein unerreichbares Gut! Alles? Nicht doch; einiges, darunter das Beste, woran die Unterschiede des Besitzes keinen Anteil haben, konnte auch unser Friedrich in vollen Zügen schlürfen. Er genoß eben jene Freuden der Marsch, denen die Phantasie Tür und Tor öffnet, er genoß die verschiedenen Farben, Lichter und Schatten der Landschaft. Seine größte Lust war es ihm, über Land zu reiten, indem er sich nicht selten die an den Hecken grasenden Pferde ohneweiters abfing und sich zu raschem Stationsritt hinaufschwang. Kaum minder gerne wanderte er in schöner Sommerzeit auf dem hohen Deiche und sah von der schmalen Scheidelinie aus in die zwei Landstriche hinein, deren Kontraste nicht verschiedenartiger zu denken sind: Auf der einen Seite, mit Allmers Worten zu sprechen, auf der einen Seite Sumpf und Binsen, Schilfgeflüster und Flutengerinnsel, Wellengefunkel, ferner schwellende Segel und das öde weite Watt mit seinen flatternden Möwenschwärmen; auf der anderen Seite die mächtige grüne Ebene mit ihren buschreichen Dörfern, mit Turmspitzen und stattlichen Bauerngehöften, mit Saatfeldern und Viehscharen, mit Rädergerassel und Sensenklang, mit Taubengeflatter und Lerchengeschwirr. Oder er saß an der inneren Seite der Deiche, an den stillen, runden, rohrumkränzten, mit klarer Flut

und Wasserpflanzen gefüllten Kolken, den Denkmalen, welche einst die Sturmfluten sich selbst geschaffen haben, als sie durch die gesprengte Deichbresche donnerten und sich in den Boden wühlten. Der tiefe Naturfriede, der jetzt diese Wasserbecken wie schützend deckt, das hohe nickende Schilf, die purpurnen Butomusdolden, die auf der klaren Flut schwimmenden Wasseraloen und Nymphäen luden ihn, den Traumgeneigten, zum Träumen ein und woben um ihn ein Netz, zu dem der sonnige, einen unermeßlichen Bogen spannende Sommerhimmel die schimmerndsten Maschen hergab.

Überall ist die Natur zuweilen schön, sagte Friedrich Hebbel, es gibt Stunden in Dithmarschen, wie Tage in Italien.

Viertes Kapitel.

In der Kirchspielvogtei.

Friedrich zählte vierzehn Jahre, als der Vater schwer erkrankte. Am Sonnabend, 11. November 1827, abends sechs Uhr, lag er im Sterben. Friedrich, der ihn Freitags zuvor noch geärgert hatte, flehte krampfhaft zu Gott, der Herr möge dem Vater nur noch acht Tage schenken. Der Vater erholte sich sogleich. Es war, sagt der Dichter, der auch diese lakonischen Worte verzeichnet hat, wie ein plötzliches Erfassen der unendlichen Kräfte, und er könne dieses Gebet nur mit dem konvulsivischen Ergreifen eines Menschen am Arm vergleichen, der in irgendeinem ungeheuern Falle Hilfe oder Rettung bringen soll. In der selbigen Nacht saß Friedrich stundenlang am Lager des Kranken und las den vierten Teil des Don Quichotte. Der sinnreiche Junker machte auf den aufgeregten Knaben in dieser düstern Situation den Eindruck eines Wahnsinnigen. Am nächstfolgenden Sonnabend, abends sechs Uhr, starb der Vater und das erwähnte Gebet schien demnach eine mystische Wirkung gehabt zu haben.

Die Mutter war so sehr von Geldmitteln entblößt, daß der Tischler für das armselige Bretterhaus einige Kartoffeln, welche die Familie selbst gepflanzt hatte, an Zahlungsstatt bekam. Um aber die Begräbniskosten zu bestreiten, mußte von den wenigen Einrichtungsstücken, welche Hebbels noch besaßen, einiges verkauft werden. Die arme Witwe war nun auf sich allein angewiesen, auch wenn wir die durch Friedrichs Botengänge abfallenden geringfügigen Einnahmen mitrechnen. Sie ernährte sich und die Kinder, indem sie, was schon bei Lebzeiten des Mannes geschehen war, auf mehrere Stunden des Tages in fremde Häuser als Aushelferin sich verdingte, ferner mit Spinnen, Nähen und Waschen. Gleichwohl war sie, wie Zeit-

genossen versichern, meistens heiter und guten Mutes. Da öffnete sich mit einem Male ein Ausblick in Friedrichs Zukunft.

Der anstellige und gutgeartete Knabe wurde schon seit langem in dem Hause des Kirchspielvogts Mohr zu manchen kleinen Verrichtungen verwendet. Eines Tages, als er gerade dort hantierte, war zufällig der Kirchspielvogt Boijsen, nachheriger Landvogt in Norderdithmarschen, bei Mohr auf Besuch. „Was für einen schönen Jungen hast du da?“ sagte er, „den mußt du gewinnen, Mohr, du wirst ihn nutzen können!“ Das Wort verfing, zumal Dethleffsen den Kirchspielvogt schon früher auf den befähigten Knaben aufmerksam gemacht hatte. Die Witwe Hebbel wurde nun zu Mohr beschieden und bald war man handelseinig. Der Junge war vertan, wie der Bruder Johann naiv erzählt, für Essen und Trinken und Kleidung ohne Wäsche; Strümpfe, Hemden und manches andere mußte die Mutter herbeischaffen. Da er bisher stets in kurzer Jacke und mit bloßem Kopfe gelaufen, so schenkte ihm Mohr eine Mütze und alte Röcke, damit Gewand für ihn daraus gemacht werde. Fortan wohnte er in der Kirchspielvogtei und wurde mit dem Dienstpersonal beköstigt; ein im damaligen Dithmarschen nicht eben ungewöhnlicher Brauch. Seine Arbeiten bestanden fürs erste in allerhand Kopiaturen und überdies mußte er verschiedene häusliche Obliegenheiten versehen; man nannte dies zum Gewerbelaufen verwendet werden. Er hatte Einkäufe in die Küche zu besorgen, Bestellungen auszurichten u. dgl. m. Die Hausleute in der Kirchspielvogtei waren ihm gewogen, namentlich die Wirtschafterin Wietjen Himers, welche gegen ihn stets freundlich und gütig gewesen sein soll. An den Kutscher, Christoph Sievers aus Blankenmoor, mit dem er das Bett zu teilen hatte, schloß er sich allmählich mit besonderer Herzlichkeit an.

Mohr hatte einen Stiefvater, namens Bühmann, der ein gemütlicher Mann und Kirchspielvogt zu Neuenkirchen war. Derselbe kam alle vierzehn Tage zum Besuche seines Sohnes in einer altertümlichen Kutsche angefahren. Der blonde, schlanke Friedrich sprang jedesmal wie ein Maikätzchen an den Kutschenschlag und half dem Papa aussteigen. „Du bist ein braver Junge“, sagte dann der Alte, und Friedrich hatte sein Dritthalbschillingstück weg, welches er gleich, wenn er irgend konnte, langen, fliegenden Haares seiner Mutter brachte, damit sie sich ein bißchen Feuerung kaufe oder ein Lot Tee.

Friedrich nahm sich so tapfer zusammen und versah seine Geschäfte mit solchem Eifer, daß ihm bald auch andere, wichtigere Schreibarbeiten übertragen wurden. Er war noch nicht sechzehn

Jahre alt, als er auch polizeiliche Geschäfte führte, wie das Visieren der Pässe und Wanderbücher, worauf der junge Mensch sich nicht wenig einbildete. Der Sohn des Häuerlings, den Mohr leider niemals vergessen hat, fühlte eine Art stolzer Genugtuung, in der Kirchspielvogtei amtieren zu können, welche sich schon äußerlich so stattlich vor allen übrigen Gebäuden Wesselburens hervortat und vollends als Inbegriff behördlicher Gewalt etwas Respekteinflößendes hatte. Den wandernden Handwerksburschen gegenüber ließ sich Friedrich gern in dem gebieterischen Tone seines Prinzipals vernehmen. Als die Nachtzettel eingeführt wurden und er den Auftrag bekam, sie auszustellen, war er schon um vier Uhr morgens auf dem Bureau; Schinderhannes würde einen erhalten haben, gestand er später, so sehr war er von Begierde erfüllt, durch seine Unterschrift zum Gefühle seiner Wichtigkeit zu kommen.

In der ersten Zeit betrachtete er den Kirchspielvogt als ein höheres Wesen und jedes von ihm empfangene freundliche Wort als eine Art Gnade. Sein zur Dankbarkeit geneigtes Gemüt sah in der Hand, welche ihn aus der Niedrigkeit zuerst heraufgezogen, eine Segenshand. Auch imponierte ihm die hochmütige durch körperliche Wohlbildung unterstützte Haltung Mohrs, sowie dessen nicht geringes Selbstgefühl in Miene und Gebärde; und zwar dergestalt, daß er sogar die manierierten Bewegungen seines Prinzipals, ohne es zu wissen, nachahmte. Was er einst aus Spottlust unternommen hatte, bis er es sich alles Ernstes selber aneignete, nämlich so wunderlich zu niesen, wie ein Wesselburener Bürger, dies wiederholte sich hier, indem er von einem still wirkenden Impulse übergroßer Verehrung getrieben ward, auf andere Weise. Ging Mohr auf der Straße, so geschah es in einem schwebenden Tanzmeisterschritt, langsam, gemessen; er warf sich in die Brust und hob sich bei jedem Schritt auf den Zehen. Dem jungen Hebbel, der keine natürliche Gewandtheit zeigte und frühzeitig vor jedem Vorzuge, der ihm persönlich mangelte, scheue Achtung empfand, dem jungen Hebbel wurden nach und nach die Eigenheiten Mohrs zur Gewohnheit: das Hinaufschieben der Achsel und sonderbare Armbewegungen, die ihm sein Leben lang treu geblieben sind. In Klaus Groth haftet aus der Erinnerung einmaligen Sehens der Eindruck einer leiblichen Ähnlichkeit des jungen Hebbel mit dem Kirchspielvogte Mohr, den er persönlich wohl gekannt hat. Es mag ein drolliges Bild gewesen sein. In einem sehr langen Rocke, eine bis in den Nacken niederhängende Mütze auf dem Kopfe, sah man den jungen Friedrich Hebbel kühnen Schrittes täglich mehrmals den Ort nach

allen Richtungen durchwandern, und zwar mit den nämlichen Stockschwenkungen, welche Mohr eigentümlich waren; sogar wenn der Schreiber den Milchtopf über den Marktplatz in die Kirchspielvogtei trug. Für die Umgebung mußte der kleine Mann in Mohrs abgetragenen Kleidern begreiflicherweise ein Gegenstand der Neckerei oder des Lachens sein. Als aber in dem Jüngling die Eigenschaften seiner Natur anfingen sich geltend zu machen, da hörten die Wesselburener zu necken und zu spotten auf, da ging das Recht des Schalks nicht selten auf den armen jungen Schreiber über.

Das Porträt, das uns vom Kirchspielvogt überliefert worden, sticht nicht auffallend gegen die bekannten Schilderungen halb bürgerlicher, halb aristokratischer Hoheit ab, welche sich in solchen Würdenträgern eines kleinen Gemeinwesens verkörpert. Aber eine gewisse Schärfe des Naturells gab den typischen Zügen ihre individuelle Färbung. Aus einer der angesehensten dithmarsischen Familien stammend, war Mohr vom Landvogteisekretär zum Kirchspielvogte in Wesselburen aufgestiegen und dabei gewohnt, sich in den höchsten Kreisen der Landschaft ausschließend zu bewegen. Dadurch war er in ein abgezirkeltes Formelwesen hineingeraten, das sich allgemach mit seinen Neigungen und Bedürfnissen verflocht. Bei seiner Ankunft in Wesselburen hatte er nur zwei Familien seines Umganges gewürdigt, und auch diese nur deshalb, um nicht gänzlich isoliert dazustehen. Von seiner geistigen und wissenschaftlichen Befähigung, welche über eine bestimmte Glätte und Findigkeit nicht hinauszureichen schien, hatte er eine ungebührlich hohe Meinung. Ein geschulter Jurist, mit weltmännischen Spitzen und Liebhabereien, ein empfindliches und launisches Temperament, dem es jedoch an berechtigtem Nachdrucke nicht gebrach: dies wird vielleicht am besten die Persönlichkeit des Mannes umschreiben. Als Beamter galt er allgemein für rechtschaffen, pünktlich und ordnungsliebend. Daß ein solcher Mann mit seinem Stolze auf das Angeeignete und Erlernbare, mit seiner Sicherheit und seinem Familiendünkel, die sich in einer erstorbenen Bauernrepublik um so zäher behaupteten, die reizbare, jedem neuen und fremdartigen Eindruck offene Seele des jungen Hebbel verblüffen, unterwerfen und endlich gefangennehmen mußte, wird keinem Naturkundigen ungewöhnlich, geschweige unverständlich vorkommen. Wohltätig wirkte Mohr insoferne auf den jungen Menschen, als er ihn nötigte, Strich zu halten, das Begrenzte und Zunächstliegende ins Auge zu fassen und in alles Denken und Tun Regel und Takt zu bringen. Der nachstehende Vorfall wirft auf den Kirchspielvogt

wie auf den Schreiber ein bezeichnendes Licht. Friedrich sollte einmal einen Aktenstoß ordnen. Er tat dies unachtsam, leichtfertig, wahrscheinlich durch irgendeine Kurzweil ins Freie gelockt. Als er zurückkommt, bemerkt er an der Miene Mohrs, daß dieser mit etwas unzufrieden sei. Schweigend trat der Prinzipal an den Aktentisch, öffnete die nachlässig zusammengelegten Bündel, brachte Stück für Stück an den gehörigen Platz, und tat dies alles, ohne eine Silbe zu sprechen. Friedrich fühlte sich tief beschämt und ließ sich niemals wieder etwas dergleichen zuschulden kommen. Er zählte dieses Erlebnis zu den drei Lehren, die sich seinem Sinne unauslöschlich eingeprägt hatten. Da wir die eine kennen, so wollen wir auch die beiden anderen vernehmen. Aus guten Materialien ein gutes Haus bauen, meinte einst sein Vater, ist Kleinigkeit, aber aus Dreck will schon mehr sagen! Der Maler Harding endlich hatte ihm einst das Wort zugerufen: „Man sieht einer Arbeit nie an, wie viel Zeit sie gekostet, immer nur, ob sie gut ist.“ Im übrigen schlang sich durch die Gelehrigkeit des reifenden Hebbel noch häufig genug ein Faden knabenhafter Unbesonnenheit und Schelmerei. So verzehrte er einmal zwei Rebhühner, welche für Mohr gekauft waren, nächtlicherweile, nachdem er lange geschrieben, mit großem Appetit und sah andern Tags gelassen zu, wie nach dem Dieb geforscht wurde.

Als er eine tüchtige Geschäftsroutine sich erworben, rückte er zur Aufnahme von Verhören vor, wobei er sowohl im Inquirieren als im Führen des Protokolls soviel Gewandtheit und Umsicht dartat, daß oft nichts weiter an dem betreffenden Aktenstücke fehlte, als die Unterschrift des Prinzipals. Justiz und Administration waren in Holstein nicht getrennt, der Kirchspielvogt war Polizei- und Friedensrichter, bei Privatstreitigkeiten und Prozessen also die erste Instanz; die zweite bildete die Landvogtei in Heide.

Jeden Montag entfaltete sich vor Aug und Ohr des jungen Schreibers, oft in der ganzen dramatischen Beweglichkeit und Entwicklung der Leidenschaft, das Treiben der Parteien, welche in lebhafter Rede und Gegenrede, häufig im vertrauten Vorgespräche mit dem Schreiber, irgendeine Injurienklage wegen Ehr- oder Rechtsverletzungen vortrugen oder abwehrten; Szenen, wie wir sie alle aus Kleists Zerbrochenem Kruge kennen. Der junge Hebbel nahm entweder selbst Protokoll auf oder er hatte Auszüge aus den Vorladungsakten zu machen. Von seinen Freunden aus der Landvogtei in Heide vernahm er dann wohl auch den ferneren Verlauf eines interessanten Rechtsstreites. Er war bei der Voruntersuchung der Verbrecher, bei Versiegelungen oder

Güterverkauf Verstorbener oder Verarmter gegenwärtig. Eine reiche Ausbeute an Erfahrungen mußte er hier gewinnen, an Zügen der Not und des Jammers, der Verschmitztheit und der Bosheit, nicht minder der schönen Einfalt und komischen Beschränktheit, woraus zuletzt die Geschichte der Menschen sich zusammensetzt. Durch den Amtsdiener Gammerat, den Allwissenden, war die Kirchspielvogtei geradezu der Mittelpunkt der verschiedenen Geheimnisse und Gerüchte des Orts. Gammerat, tagsüber im scharlachroten langen Rocke, als Gerichtsbote der wirkliche Schrecken der Steuerrückständigen, Schulsäumigen und Vagabunden, verwandelte sich nachts, in tiefer Vermummung mit Rätelwag (Schnurre) und Morgenstern einherschreitend, in das vermeinte Entsetzen der Diebe und Einbrecher. In der übrigen Zeit seines vielumworbenen Daseins hielt er eine kleine Schuhflickerei, und an Mut und Neugier gab er obendrein einem alten Weibe nichts nach. Gammerat, die Wirtschafterin Wietjen Himers und der Kutscher Christoph Sievers bildeten unter Vorsitz des jungen Schreibers den geheimen Gerichtshof. Hin und wieder schwangen sie sich auch zu Beratern oder Beschützern der Unschuld oder der Unglücklichen auf. Zum Überflusse lieferte noch der Postbote, Hans Kruse, welcher wöchentlich nach Heide und zurück wanderte, mit Briefen, Neuigkeiten und dem Altonaschen Merkur beladen, seinen besonderen Beitrag aus der Landvogtei. Klaus Groth, der dieses ergötzliche Bild entworfen, sieht noch immer Hans Kruse vor sich, wie er mit seiner platten Ledertasche, gekrümmt wie zum Weggehen über Eck, auf einem Stuhl sitzt und im Aufstehen einen Vers hersagt:

Ach Gott und Herr,
Wie groß und schwer —
Ist mein' General sein Schießgewehr.

Diese Lebensschule des jungen Hebbel war bunt genug, eindringlich ernst, wie heiter lehrreich; aber ihm angemessen war sie nicht. Zwar sah er hier eine Tafel aufgestellt, von der er die lebendige Schrift der Welt und des Herzens ablesen konnte, zwar hatte er hier Gelegenheit, das finstere Schauspiel des Lebens zu betrachten, wenn Weiß und Rot verhängnisvoll auf den Wangen wechselten und das Auge wider Willen rollend und funkelnd die Geheimnisse der Brust verriet. Jedoch er lernte eben im zarten Alter, das nach Goethes schönem Worte so reich an eingehüllten Kräften ist, die Grausamkeit und die Schlupfwinkel der Menschennatur kennen; eine Kenntnis, welche dem reiferen Alter, dem mit sich mehr einigen Geiste später nicht zu spät nahe-

getreten wäre. Hatte doch die erste Arretierung, welche das Kind mitansah, der erste Selbstmord, von dem es sprechen hörte, eine ans Grauen streifende Überraschung ihm eingeflößt, weil es gar nicht begreifen konnte, wie schlecht die Erwachsenen den Katechismus, den sie doch auswendig gelernt, selbst respektierten: nun war dem Jüngling, dem nichts von vornherein plausibel schien, welcher kein Erlebnis unbesehen zur Seite schaffte, der völlig unverschleierte Einblick in die Nacht der Menschennatur beschieden. Nicht pädagogisch betrachtet hatten diese Eindrücke etwas Schädliches, nicht die Polizeimoral wurde durch sie gefährdet: sie gaben seiner ursprünglich schweren Seelenstimmung eine noch dunklere Schattierung, sie beschleunigten den Gang der Einsicht, als die Jugendkräfte noch unbefangen, noch munter in ihm spielten. Wie sehr mußten Episoden, gleich der folgenden, in seinem Gemüte nachzittern:

An einem Sonntag Nachmittag holte ihn Gammerat in die Amtsstube, damit er mit einem Manne, der in einer Rauferei einen anderen totgeschlagen, das Protokoll aufnehme. „Na, wur is dat denn eegentlich kamen?" begann der Schreiber. „Vertellen S' mi mal de Sak!" Der Totschläger schwieg und sah ihn scharf an. Der Schreiber wiederholte die Frage, während der Mann bleicher und bleicher ward und ihn kalt und dämisch anstierte. „Hee schull mi Antwurt geben!" Und ohne die Hand zu regen, sagte der Unglückliche: „Watt schull ik denn seggen, ik bun jo all dood." — Sein Auge umwölkte sich und er fiel leblos um. Er hatte nämlich bei der Prügelei gleichfalls sein Teil weggekriegt.

Ein anderer Vorfall aus der ersten Zeit seines richterlichen Waltens bezeugt, wie sehr ihm die von Vater und Mutter ererbte Ehrbarkeit im Blute saß. Ein Dieb war zu verhören und Hebbel erkannte in demselben sofort einen Spielkameraden wieder, mit welchem er gemeinschaftlich Äpfel gestohlen hatte. Die Erinnerung an den Kinderfrevel schüchterte ihn dermaßen ein, daß er einiger Minuten bedurfte, bis er die Fassung erlangte, um die amtliche Person nach Gebühr hervorzukehren. Wir wissen aus den biographischen Mitteilungen des in Namen und Sinnesart weicheren Hebbel, daß ihn einst der Feldschütz von den Kirschbäumen verjagt und daß er bei einfallender Dunkelheit gleichwohl den Weg gefunden habe zu den Zwetschkenbäumen eines Pfarrgartens. Im Alter hat er dann scherzhaft, doch nicht ohne einen Anflug von Ernst, einem seiner Freunde vertraut, daß der Doktor Gall hinter seine angeborne böse Neigung gekommen sei. Gewiß — die Dichter sind sündhaft, wie andere Menschenkinder, das erhöhte Schuldgefühl aber haben sie schlechthin gegen uns alle voraus.

Da Hebbels Leseeifer dem Kirchspielvogte nicht lange verborgen blieb und die Schreiberarbeiten dem Jüngling freie Stunden genug übrig ließen, so öffnete ihm Mohr bereitwillig seine Bibliothek. Sie wird ungefähr das nämliche enthalten haben, was die Büchereien auf dem Lande in Norddeutschland zu jener Zeit im Durchschnitt alle darboten, als noch ziemlich getreue Spiegel der Geistesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts. Man fand in einer solchen: Kräuterbücher, chemisch-mystisch-alchemistische Schriften neben Volksbüchern, Gespenster-, Räuber- und Wundergeschichten. Da war die Biographie des Graudenzer Erzspitzbuben Borowski vorhanden, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, Wieglebs natürliche Magie, der Wandsbecker Bote, der Simplizissimus, Eisenmengers neuentdecktes Judentum, Tempelhofs siebenjähriger Krieg, Paulis preußische Geschichte. Da traf man wohl auch die Klarissa, Fieldings Tom Jones, den Vicar of Wakefield, Yoriks empfindsame Reise, in Bodes Übersetzungen, Sebaldus Notanker, die asiatische Banise, Zimmermann über die Einsamkeit, Voß' Idyllen, Hippels Lebensläufe und unsere Klassiker, meistens ohne Goethe. — Wenn Friedrich eines dieser Bücher gerade verschlang, so war er aus seinem langen, schmalen Arbeitszimmer, das die Aussicht in den Hof- und Stallraum hatte, nicht ohne Mühe herauszubringen; oder er saß mit seinem Buche in dem der Kirchspielvogtei vis-à-vis gelegenen, durch die Straße von ihr getrennten Gärtchen, allen Ablenkungen unzugänglich. Einer seiner Jugendfreunde versichert, daß Hebbel in den Zauberkreis dieser Bücherei so gebannt gewesen sei und mit solchem Eifer gelesen habe, als ob es gar keine Außenwelt gegeben hätte. Er habe sich damals nur spärlich sehen lassen, wenn nicht Geschäfte oder ein Gang zur Mutter ihn aus der Kirchspielvogtei und ihrem Burgfrieden hinaustrieben. Sogar zur Nachtzeit betrieb er diese Lesestudien, in seinem auf der Hausdiele unter der Bodentreppe befindlichen Bette, so daß nicht selten ganze Nächte hindurch ein Licht in dem durch Türen verschließbaren Bettraume gebrannt hat. Wahrscheinlich fügte sich der Bettgenosse Christoph Sievers willig dieser nächtlichen Ordnung der Dinge und schlief indessen den Schlaf des Gerechten.

Dieser sein Schlafkamerad, der Kutscher Christoph Sievers, dessen Taufname der alte ergebene Diener in Hebbels Trauerspiel Julia trägt und dem der Dichter noch von Wien aus, in den vierziger und fünfziger Jahren, einige Male herzlich geschrieben hat, wird uns als ein durchaus braver, treuer, ja verständig urteilender Mann geschildert, der weit über seinen Stand hinaus befähigt gewesen sei. Das gemeinsame äußere Schicksal beider in

der Kirchspielvogtei hat offenbar mehr auf Hebbels zutrauliches Verhalten gegen Christoph eingewirkt, als die Möglichkeit geistiger Berührungspunkte zwischen sich und ihm. Der Schreiber, von Haus aus mitteilsam, unterhielt sich manche Stunde mit dem Genossen, weihte ihn in seine poetischen Siebensachen ein, machte ihn zum Beichtvater aus dem Stegreif. Mancher unter uns mag davon zu erzählen wissen, wie er sich in der Bedrängnis seines Lebens an ein Menschenwesen enger geschmiegt hat, das, durch gesellschaftliche oder Bildungsabstände von ihm getrennt, in der ihm erwiesenen vermeinten Leutseligkeit eine erhöhte Empfänglichkeit für Gegenstände gewann, welche niemals in das Gesichtsfeld des Geringen gekommen waren; mancher wird in solcher Lage, was ihm der Emporgehobene als Huld und Großmut auslegte, gerührt und beschämt als eigene innere Bedürftigkeit erkannt und empfunden haben. Gewiß ist es auf ähnliche Weise in dem Verhältnis Hebbels zu dem Kutscher Christoph hergegangen. Die Brosamen des Vertrauens und des Mitteilungstriebes nahm Christoph vielleicht über Gebühr dankbar hin, während dieses ganze Geben und Verschenken dem Drange Hebbels entsprungen war, sich selber zu helfen, das eigene einsam bange Gemüt zu entlasten und zu erleichtern. Im übrigen war der Bett- und Tischgenosse so gut in Wesselburen angeschrieben, daß ihm sogar die Familien, wo der Schreiber Zutritt hatte, gerne das Haus öffneten und ihm wohlwollend begegneten. Erst später, als Hebbel über seine Umgebung geistig hinausgewachsen war, zog Christoph sich von selbst zurück und wagte nicht mehr, ihm zu folgen.

Noch einen zweiten Freund hatte Hebbel in der Kirchspielvogtei, einen großen, schönen Neufundländer, mit dem er oftmals seine Schwänke trieb. Der Hund hieß Yorik-Sterne-Monarch. Den dritten Namen hatte ihm vermutlich ein Leser des Voß'schen Idylls: Der siebenzigste Geburtstag, gegeben, worin ein Monarch mit zum Haushalte gehört; die zwei ersten Namen rührten von dem Schreiber her, den die Empfindsame Reise zu solchem Patendienste angeregt hatte. Sternes Roman war schon im achtzehnten Jahrhundert auch im nördlichsten Deutschland bekannt und die dreieckige Lorenzdose, 1769 zu Koburg, das Symbol eines Ordens der Sanftmut und Versöhnung, hatte in Hamburg und den Herzogtümern, nachdem sie Gegenstand der Industrie geworden, starken Absatz gefunden. Yorik-Sterne-Monarch lag fortwährend bei Hebbel auf dem Bureau, er war in Augenblicken der Erholung sein Spielzeug und auf allen Wegen in und außer dem Orte sein Begleiter. Er hatte ihn allerlei Künste gelehrt

und erinnerte sich noch zwanzig Jahre später mit sichtlichem Behagen der Klugheit, ja Urteilsfähigkeit des Tieres, welches sich z. B. dann und wann absichtlich schmutzig machte, damit der Herr nicht auf ihm liegen könne. Eines Tages kam ein Bekannter Hebbels in Geschäften auf die Kirchspielvogtei. Hebbel hatte gerade Monarch auf einem Stuhle vor dem Schreibtisch postiert, dem Hunde eine Feder hinter dem Ohr befestigt, ihm eine alte Brille aufgesetzt und das Corpus juris vor ihm aufgeschlagen. Indem der Besuchende eintritt, steht Hebbel demonstrierend vor dem Tiere. Lachend ruft jener: „Christian Friedrich, was hast du da vor?" worauf dieser erwidert: „Mein ehrwürdiger Yorik-Sterne-Monarch wiederholt das Corpus juris und gedenkt demnächst zu promovieren; er ist wahrlich dem Ziele weit näher, als ich dem meinigen."

Zu seinem täglichen Umgange gehörten einige junge Leute gleichen Alters in seinem Geburtsorte: die Kollegen in der Kirchspielschreiberei und bei dem Advokaten und Kirchspieleinnehmer Knölck; ferner Handelsbeflissene und Apothekergehilfen. Zum Kirchspielschreiber Voß kam im Jahre 1830 ein hübscher junger Mann als Schreiber, namens Mundt, etwas älter und ruhigeren Temperaments als Hebbel. Beim Kirchspieleinnehmer Advokaten Knölck fungierte in der nämlichen Eigenschaft ein zweiter stattlicher junger Mann, welcher Barbeck hieß; er war außerdem noch der Bediente Knölcks und mit den Obliegenheiten einer Kindermagd betraut. Schon als Knabe hatte Hebbel mit ihm einen regen Verkehr unterhalten, von ihm auch, wie wir wissen, das zu dem Räubertrauerspiel Evolia nötige Konzeptpapier geschenkt bekommen. Nach und nach nahm in diesem Freundschaftsverhältnisse Barbeck die Gestalt des Prügelknaben an, auf den der Kirchspielschreiber allen Mutwillen und alle Possen ablud. Gleichwohl war Barbeck mit seinem Schicksale zufrieden, man kann sagen, er fühlte sich als Zielscheibe Hebbels beinahe geehrt und war ernstlich bemüht, die Eigenheiten unseres Freundes nachzuahmen. Es gab also hier, wenn wir uns der Wirkung Mohrs auf den Schreiber erinnern, Kopien in absteigender Linie. Ein Zeitgenosse urteilte über Hebbel und Barbeck: er könne nicht eben sagen, daß ihm diese zwei jungen Leute von vornherein besonders gefallen hätten. Hebbel sei ihm wie ein Sonderling vorgekommen, der in seinem Auftreten und seinen Manieren sich fortwährend lächerlich gemacht habe. Von Charakterfestigkeit und Ernst sei keine Spur an ihm wahrzunehmen gewesen. Barbeck dagegen, eine große, rüstige Figur, sei ihm als still und zurückhaltend erschienen und man habe auf den ersten

Blick erraten, daß er an Bildung und geistiger Begabung hinter Hebbel bedeutend zurückgestanden. Dieser habe denn auch nach Belieben über Barbeck disponiert, ihn gerne gefoppt und seine Freude daran gehabt, ihn mit dessen geringem Wissen in Verlegenheit zu bringen und zu zeigen, daß er ihn überrage. Der wenig scharfsichtige Beobachter, welcher bei Hebbel die Frucht der Reife: Charakterfestigkeit suchte, welcher unvermögend, das unbeholfene Spiel der Überlegenheit richtig zu deuten, den Ernst bei ihm vermißte, dieser Dorfkünstler hat, ohne es zu wissen, dennoch gut porträtiert.

Aus der selbigen Zeit, zwischen 1828 und 1831, stammt auch die Bekanntschaft Hebbels mit jungen Freunden in Neuenkirchen und Heide. An Schulbildung tat sich unter den ihm Verbundenen Th. Hedde, nunmehr Postmeister in Glückstadt, besonders hervor. In Neuenkirchen geboren, war er mit dem Kirchspielvogte Bühmann, dem uns schon bekannten Stiefvater Mohrs, verschwägert. Als er Hebbel kennen lernte, 1828, beschäftigte sich dieser eifrig mit Schiller und Klopstock. Hedde erinnert sich genau, daß unser Schreiber dazumal viel im Messias gelesen und daß die Ausgabe, die ihm zur Hand war, zerrissen und abgenutzt ausgesehen habe. Wenige Jahre später gesellten sich noch G. Wacker, jetzt Lehrer und Organist in Cotzenbüll, Reiff, Gottschau und Schacht zu Hebbels Umgang. Unter diesen wieder behauptete Wacker die vornehmste Stelle. Aus dem von ihm herrührenden Memoire über seinen Verkehr mit Hebbel und den übrigen spricht eine angenehme kühle Sinnigkeit, die den praktischen Forderungen der Welt gerecht und dem Anteil an dem Schmucke des Lebens nicht fremd wird, ein durchaus wohlwollendes und warmes Gemüt, ein gläubiges Zutrauen in die Artung und in die Gaben Hebbels. Im Jahre 1833 übernahm er als Substitut des Konrektors die Leitung der Obermädchenklasse in Wesselburen.

Diese jungen Leute waren, nach dem Ausspruche eines kundigen Beobachters, keineswegs geistig untergeordnete Menschen, vielmehr zeigte sich in ihnen, wie in dem ganzen Schreiberstande Dithmarschens aus jener Epoche, ein reger Bildungseifer, der sie oft zu etwas Besserem gemacht hat, als ihre Prinzipale, die Beamten selber. Denn die bevorzugten Verwaltungsposten, in bestimmten Familien meistens erblich und bis auf wenige bloße Sinecuren, befanden sich im Besitze von Personen, welche als Leute galten, die ihre Pfeife rauchten und spazieren gingen. Während ihnen die Einnahmen, freilich auch die Verantwortlichkeit zufielen, lasteten auf den Schreibern allein Mühe und Arbeit.

Darum wurden nicht leicht andere als Söhne aus guten und wohlhabenden Häusern in Dienst und Vertrauen aufgenommen. Mancher jugendliche Kanzleiknappe legte des nachts aus Vorsicht den schweren Geldsack seines Einnehmers unter das Kopfkissen. Sie trieben gerne Sprachstudien und Heyse wie Heinsius verursachten in diesen Kreisen zuweilen ebenso lebhafte Kontroversen wie unter den Germanisten ex professo. In ihre Sprachkämpfe aber wurden zum Teil die Prinzipale mit hineingezogen, da es ihnen jedenfalls nicht gleichgültig sein konnte, in welcher Orthographie die Schreiber ihre Konzepte mundierten. An diese Materien wieder mag sich ab und zu ein ästhetisches Gespräch geknüpft haben, wie denn z. B. der junge Hebbel bald Schiller, bald einen anderen Autor dem Kirchspielvogte vorlas, wenn dieser behaglich auf dem Sofa sich ausgestreckt hatte.

Hebbels Geltung inmitten seiner Freunde war eine fast unbestrittene. Sie wußten alle, daß er nicht nur auf dem Papier über Bilder und Wendungen, die ihnen selbst nicht zu Gebote standen, verfügte, sondern daß er auch die mündliche Rede in seiner Gewalt habe und neben seiner Gutmütigkeit und bescheidenen Unterordnung, wo diese ihm angemessen schien, das Gefühl seines Wertes launig und übermütig zum Ausdruck bringen konnte. Schon als Sechzehnjähriger hatte Hebbel für einen der Freunde, Johannsen, der in der Folgezeit ein ansehnliches Amt bekleidete, zu einem Knabenfeste in dessen Heimatsorte Neuenkirchen ein Gelegenheitsgedicht verfaßt, worum Johannsen ihn gebeten. In dem Begleitschreiben Hebbels, das Johannsen samt dem Poem mit seidenen Faden durchzogen und getreulich aufbewahrt hat, fällt der Umstand auf, daß der Freund als ein bereits bekannter Verskünstler jenem Wunsche nachgekommen ist. Die Mehrzahl der Zeugnisse aus seinen Jugendtagen stimmen darin überein, daß er in Eulenspiegeleien und Übernamen, welche er diesem und jenem anzuhängen pflegte, überaus erfinderisch gewesen, daß er sich energisch auszudrücken verstanden, daß Geistesgegenwart, persönlicher Mut ihn ausgezeichnet haben. „Er disputierte über alles", sagt Reiff, „und in der fließendsten, gewandtesten, niemals anstoßenden und sich niemals verbessernden Sprache; mochte aufs Tapet kommen, was da wollte, er war immer schlagfertig. Die einfachsten Erlebnisse wußte er auf die hübscheste Weise ausgeschmückt vorzutragen. Überhaupt war er unterhaltend, wie ich bis dahin keinen Menschen kennen gelernt hatte. Dabei kam es ihm, wenn er einmal im Singen war, auf eine Handvoll Noten nicht an." Im ganzen aber, betont unser Gewährsmann, sei er ihm als ein Mensch erschienen, dem ein

gewisses Gegen den Strom schwimmen Natur war. Bei einem im übrigen zuwartenden und einnehmenden Wesen hatte Hebbel das Bewußtsein des Talentes und der starken Persönlichkeit, so versichert der ehrliche Hedde. Die Dichtkunst stellte er über alles und als er einmal von Hedde einen Walzer auf dem Piano erträglich spielen hörte, da brach er in die kindlich pathetischen Worte aus: „Deine Kunst ist zwar groß, aber größer ist die meine!“ — Von seiner Geistesgegenwart gab er einst eine Probe, als sich die Erntearbeiter Mohrs in Abwesenheit des Prinzipals vor der Kirchspielvogtei zusammengerottet hatten. Ob der Grund in Unzufriedenheit oder in Böswilligkeit bestand: gleichviel, sie machten Miene, das Werk des Aufruhrs und der Verwüstung zu beginnen. Da trat der junge Schreiber mit dem Amtsdiener Gammerat aus dem Hause und richtete an die Tumultuanten eine ebenso kräftige, als unerschrockene Ansprache. Es fruchtete nichts. Nun schritt er auf den Rädelsführer los, packte ihn herzhaft an der Brust und warf ihn zu Boden. Die Herde erschrak und wich zurück. Alsdann veränderte der tapfere Schreiber die Taktik, indem er die sichtlich Eingeschüchterten durch eindringliche wie begütigende Vorstellungen, die seine ausgiebige Stimme noch unterstützte, zu Einsicht und Vernunft zu bringen suchte, was ihm auch vollständig gelang. Gammerat hatte sich unterdessen, allen Fährlichkeiten abhold, in die Kirchspielvogtei gerettet und schaute, seines roten Amtsrockes entledigt, als Privatperson ruhig aus dem Fenster.

Es konnte nicht fehlen, daß die geselligen Eigenschaften Hebbels ihn zu einer in manchem ehrbaren Hause wohlgelittenen, ja endlich beliebten und gesuchten Persönlichkeit machten.

Am Sonntag Nachmittag fand er sich dann und wann bei dem alten Holzhändler und Zimmermann Paul Elvers ein, dessen Söhne und Töchter ihm gewogen waren. Hier hatte die damalige Jugend Wesselburens ihre Börse aufgeschlagen und die Börsengeschäfte bestanden in Singen, Tanzen und Pfänderspiel. Kam er nicht schon von Barbeck begleitet dahin, so traf er ihn dort sicherlich als seinen gleichsam wiedergefundenen Schatten. Im Elversischen Hause leuchtete ihm seine erste Flamme Wiebke Elvers; das erste Mädchen nämlich, dem er galante Aufmerksamkeiten erwies; eine gaukelnde Liebschaft, die neben seinen tieferen Empfindungen für Emilie Voß wohl bestehen konnte. Wiebke war bei allen Gelegenheiten, auf Bällen und in Gesellschaften, seine Dame. Aus dem Reize der Galanterie wurde freundliche Gewohnheit, um allmählich wieder zu zerflattern, wie eine

Monatsrose. Ein paar abgerissene Verse an Wiebken Elvers lauten.

Du bist der Rosenstrauch im Sonnenscheine,
Der, wenn er auch nicht immer Rosen trägt,
Sie doch im tiefsten Busen hegt.
. . .
Dir wünsch ich alles Glück, mir aber nur das Eine:
Gedenke mein!

Am Fuße dieses Gedichtes finden sich noch die naiven Worte verzeichnet: Ich will hoffen, liebe Freundin, daß dieses Blatt — überflüssig sei!! Wiebken Elvers ist jetzt mit einem Briefträger, namens Test, verheiratet und bewohnte eine Zeitlang das nun ihr gehörige Geburtshaus des Dichters. — Barbeck hatte sich, nach dem Ausdrucke Wackers, mit ihrer Schwester verplämpert und erblickte deshalb in Hebbel schon den künftigen Schwager.

Solche fröhliche Abende wurden auch beim Kaufmann Wiese gehalten, für den Hebbel als Knabe oft Botengänge gemacht hatte, und allgemach setzten sich diese heiteren Zusammenkünfte wie Glieder einer Kette von Haus zu Haus fort. Meistens erschienen Hebbel und Wiebke Elvers, Barbeck und deren Schwester, Mundt mit einer Tochter des Kirchspielschreibers Voß, endlich noch Wacker, als die herkömmlich Vereinten. Unter den Mädchen herrschte dazumal die Sitte, daß sie sich nicht selten gegenseitig auf den Nachmittag einluden, indessen die Alten des Hauses sich entfernten. Zwar empfing dann die männliche Jugend keine ausdrückliche Einladung, aber unter dem Anschein des Zufälligen war stets dafür gesorgt, daß ihr davon sichere Kunde zukam. Brachte nun der Abend die Ungeladenen, so waren sie begreiflicherweise die Erwarteten und Willkommenen. Da ging es in der Regel sehr vergnüglich her, zumal immer Punsch und Wein in Bereitschaft waren. Hebbel bewegte sich bei dergleichen Anlässen so recht in seinem Fahrwasser, indem er auf die ortwüchsigen Meinungen und Neigungen einzugehen und allerhand Späße und Witze zur allgemeinen Ergötzung beizusteuern verstand. Zu diesen Späßen zählten wohl auch die auf Barbeck gemünzten Scherze, dem er den Übernamen Johann mit'n Buckel beigelegt hatte. Nachgerade ward von den jungen Leuten die alte Wesselburener Prosa aufgescheucht, zu Nutz und Frommen einer besseren Lebensart, eines manierlicheren Tons und zu nicht geringem Verdruß der Widerstrebenden, welche die größere Ungezwungenheit und Natürlichkeit, wie sie ihre Lümmelei nannten, aufgeben und den Anordnungen der Machthaber sich fügen mußten.

Die älteren Leute, denen diese freundliche Neuerung gefiel, mochten sich dabei des freudlosen Zuschnittes der gesellschaftlichen Unterhaltung in ihrer Jugendzeit erinnert haben; gewaltige Mahlzeiten schweigend verzehren, hieß Geselligkeit! so lautet ein Wort Boies über den sozialen Verkehr der Dithmarscher im vorigen Jahrhundert. Bald hatten es unsere Reformatoren dahin gebracht, daß sogar Anstandspersonen, wie der Kirchspielvogt Mohr, wie die Pastoren mit ihren Angehörigen, als teilnehmende Gäste sich einfanden.

An Sommerabenden unternahm die junge Welt gemeinschaftliche Spaziergänge, größtenteils im Flecken und am liebsten in der die Kirche umsäumenden Lindenallee. An besonders schönen Abenden, wenn halb Wesselburen vor den Türen auf Bänken und Stühlen versammelt war, blieben die flinken Tonangeber jetzt an dieser, dann an jener Gruppe hängen und der erfinderische Kirchspielschreiber hielt die Gesellschaft bis spät in die Nacht durch seine Schwänke und seine nicht bösartige Satyre gefesselt.

Seine Neigung zu Unfug und Schelmerei, womit er unbewußt dem Drange nach Selbstbefreiung Luft zu machen suchte, prägte sich vielfach in einer bitteren Rüpelhaftigkeit aus, auf welche die gedrückten Lebensumstände nicht minder als seine ursprüngliche Anlage Einfluß genommen haben. Seiner Natur gebrach es nicht an einem heiteren Element, aber sie war denn doch zu unfrei, als daß seine Laune ohne herben Beisatz hätte hervortreten können. Die meisten uns überlieferten Jugendstreiche Hebbels, welche auf die dem Dithmarscher eigentümliche Neckerei gegründet sind, haben einen Anflug betrübsamen Übermutes, hin und wieder den Stich des gewalttätig Albernen. Wenn er mit seinen Freunden ungewöhnlich spät des Abends von einem Spaziergange in den Ort zurückkehrte und die Bewohner der Apotheke schon in den Federn wußte, dann fiel es ihm mitunter ein, dem Apothekergehilfen Hahn Franz, dem er herzlich zugetan war, eine kleine Verdrießlichkeit zu bereiten. Er ging dann wohl an die Tür der Apotheke, zog die Klingel und blieb ruhig stehen. Der Schellenzug galt in der Nacht dem Gehilfen und kein anderer in der Apotheke ließ sich dadurch stören. Wenn nun Franz hierauf im Schlafrocke, mürrisch und blinzelnd anrückte, in der Meinung, es wolle jemand für einen gefährlich Kranken Arznei holen, so fing der zur Kurzweil der Nachtschwärmer Herausgepochte fürchterlich zu schelten an. Hebbel jedoch erwiderte sofort mit trockener Gelassenheit: er habe unmöglich zu Bette gehen können, ohne vorher noch seinem lieben Freunde

Hahn eine gute Nachtruhe gewünscht zu haben. Franz wurde nachmals Apotheker auf Helgoland, und Hebbel bewies ihm, daß der alte Jugendfreund nicht aus seinem Gedächtnis entschwunden sei, indem er ihn an schicklicher Stelle in dem Epos Mutter und Kind erwähnte, ja ihn sogar in den Anmerkungen neckisch aufführte, als ob es Scholien zum Homer wären.

Niemand aber in seiner Umgebung, so weit die Mitteilungen der Zeitgenossen eine Folgerung gestatten, hat die Faser des Unheimlichen in ihm wahrgenommen, niemand den schmerzlichen Widerspruch seiner inneren Zustände zu der armseligen äußeren Existenz. Alle nahmen sie ihn mehr oder minder als einen geistig sich hervortuenden, absonderlichen, lebhaft angeregten wie anregenden Menschen und, was freilich das Wichtigste, jeder von ihnen legte auf seine Gutmütigkeit das größte Gewicht. Den gequälten, ungestüm begehrenden, tief leidenden Menschen hat keiner gesehen. Der ihn noch am ersten hätte sehen können, war der Kirchspielvogt Mohr, weil ihm bei seinem geübten Blicke die intensiven Fähigkeiten Hebbels gewiß nicht entgangen sind. Mohr aber hütete sich wohl vor einer solchen Erkennungsszene, die ihm vor allem eine würdigere Behandlung seines Schreibers zur Ehrensache wie zur Pflicht gemacht hätte.

Das einzige wahrhaft trauliche Verhältnis Hebbels war jenes zur Familie Voß, an die ihn schon seit seinem Eintritt in Susannas Schule, wo Emiliens Augen sofort ihn trafen, der zarteste Faden geknüpft hatte. Der treffliche Kirchspielschreiber Voß war ihm von Herzen gut und aus den Mienen und Reden der Frau Kirchspielschreiberin, wie ihrer beiden Töchter Emilie und Doris schaute ihn die lachende Gewißheit an, daß sie ihn aufrichtig lieb hatten. Mundt, der Schwiegersohn in spe, dessen Hoffnungen, wie ich glaube, niemals in Erfüllung gegangen, nannte die Kirchspielschreiberin Mutter; Hebbel und Wacker sprachen sie Tante an. Der Alte bekümmerte sich weniger um die Gäste, saß aber gerne in der Familienstube bei den Seinen. Wenn er sich auf seinem Zimmer befand, und die Tollheiten nebenan mitunter zu arg und laut getrieben wurden, so kam er heraus, sah neugierig drein und lachte, daß ihm die Augen überliefen. Bei der Tante tranken die verbündeten Drei meistens am Abend den Tee, wozu der kleine Blechkoffer neben dem Ofen sich öffnen mußte, um einige Pfeffernüsse und etwas Konfekt herzugeben. Der Tee wie die Pfeffernüsse erfreuten sich in Wesselburen des höchsten Rufes. Wenn die munteren Gesellen am Abend anrückten, so erkannte sie Tante Kirchspielschreiberin gleich am Tritt und rief: „Da kommen Christian Friedrich, Jürgen

Friedrich und Hans Georg!" weil sie die jungen Leute untereinander sich nicht anders anreden hörte. Im Winter wurden Leseabende bei ihr veranstaltet, wozu auch verwandte und befreundete Frauen und Mädchen sich versammelten. Großen Beifall trug dann Zschokke davon, und wenn Hebbel mit seinem Schiller auch nicht wenig Glück machte, dem Dichter, den er am liebsten und zugleich am besten vorlas, so war gleichwohl der gemütlich lüsterne Schweizer aus der Gunst der weiblichen Zuhörerinnen nicht zu verdrängen. Dem Galeerensklaven flossen die wärmsten Tränen der Rührung.

Hinter diesen Bildern eines vergnüglichen und unbefangenen Dorflebens, die uns vielleicht ein helleres Dasein vorgetäuscht haben, als wovon tatsächlich bei Hebbel die Rede sein konnte, wogten, aller Welt verborgen, die Qualen, Entbehrungen und Bedürfnisse seiner Natur auf und nieder. Nicht nur seine späteren Geständnisse, schon seine poetischen Proben aus jener Zeit sagen uns darüber das Richtige.

Wie Johannsen den sechzehnjährigen Versgießer in Anspruch genommen, so tat dies auch Hedde, welcher zu einem Kinderfeste in Neuenkirchen einiger gereimter Reden bedurfte. Es sollte dort im Sommer des Jahres 1829 ein Ringreiten für Knaben abgehalten werden, eine Feier, die gewöhnlich um diese Jahreszeit, durch spekulative Wirte veranstaltet, in Dithmarschen stattfand und wahrscheinlich als Nachahmung der Turniere aus der letzten Periode des Ritterwesens stammt. Die jungen Burschen kamen auf stattlichen Rassepferden angetrabt und bezahlten den geforderten Einsatz, wofür sie im glücklichen Falle silberne Löffel, Reitergeschirr u. dgl. gewinnen konnten. In das Spiel waren Reden verflochten — vor dem Reiten, nach dem Reiten — und der erste Sieger hieß der König. Dann ritten alle, von ihren Mädchen mit Bändern und Kränzen geschmückt, die Musik voran, nach dem Wirtshause, wo ein Tanz das Fest beschloß. Da Hedde diesmal zum Führer auserwählt war, der die erforderlichen Reden nicht aus eigenem vorstrecken konnte, so hatte er sich an seinen Hofpoeten gewendet, der ihm auch wirklich das Verlangte bereitwillig lieferte.

Die Anspielungen in den Eingangsversen auf seine eigene gedrückte Lage, auf seine geheime Zuversicht in den festen, sichern Gang, den er geht, sagen uns unzweideutig, wie stark er die erlittenen Zurücksetzungen empfunden und zugleich welche Ansprüche er im Stillen erhoben hat. In den sangartigen Strophen ist die Nachwirkung des Schillerschen Reiterliedes unverkennbar. Gleichfalls mit Schillerschen Worten preist er das Königtum.

Eine irdische Majestät muß hier thronen,
Soll Ruh' und Fried' auf Erden wohnen,
Denn der Mensch ist zum Friedestören geneigt,
Wie's die Historie deutlich zeigt. —
Unruhe machen sitzt in der Art
Der Herren mit Bart und ohne Bart,
Unter hundert will kaum einer das Gute
Neunundneunzig trotzen mit frechem Mute.
Es muß die Menschheit einen Reiter haben,
Bald muß sie im Schritt gehn, bald galoppieren, bald traben;
Und wer dies noch nicht kann verstehn,
Darf nur auf ein übermütig Roß zu sehn.

Im ganzen lebte Hebbel jetzt nach Art aller jungen Leute, welche zu dichten glauben, indem sie bereits Gedichtetes nachahmend verdünnen, fortwährend von fremdem Gute. Aus den mir vorliegenden zahlreichen Proben, welche in die Jahre 1829, 1830, 1831 fallen, ersehen wir, was Hebbel dazumal gelesen und was am lebhaftesten auf ihn gewirkt hat. Er kannte Wielands Abderiten, Klopstock, Mathisson, Schiller. Der Dichter der seraphischen Gesänge und der Dichter der Lauralieder hatten den pathetischen Grund in ihm aufgewühlt. Wir lesen eine Kainsklage, worin die Gewissensbisse des ersten Brudermörders in einem Jugenddelirium nachempfunden werden, eine Elegie am Grabe eines Jünglings, die das Merkmal der Fiktion nicht verleugnen kann; Laura-, Freundschafts- und Liebesoden lösen einander ab, welche den unbestimmten Flug einer erregten Phantasie in überlieferten Linien beschreiben. Hin und wieder aber nötigt uns doch der Anblick einer mit Sicherheit festgehaltenen, wenngleich schon vorgebildeten Form Achtung gegen den armen Schreiber ab, der so prächtig mit Schiller zu schwärmen, so weise mit ihm zu verzichten vermag.

Bis in das Jahr 1831 blieb der Ton seiner poetischen Proben ziemlich unverändert; erst von da ab wird ein Umschwung bemerkbar. Derselbe ist ebensowohl in dem Umstande der nun eroberten ersten Technik begründet, als in der fortan mit reißender Schnelligkeit sich vollziehenden Reife des Geistes. Namentlich zeigen die Sinngedichte der späteren Periode den Fortschritt vom Sprachschaum, wie Hebbel selbst über die früheren Versuche sich ausgedrückt hat, zum wirklich zeichnenden Worte, von der Nachahmung zur ursprünglichen Gestaltung. Eines dieser Epigramme lautet also:

Einem Sudler.

„Was scheltet ihr Kritiker laut —
Ward Rom an einem Tage erbaut?"

Wir wissen, armer Sudler, wohl,
Wohin dein Gleichnis zielen soll,
Doch, blöder Tor, es hilft dir nicht,
Du sprichst dir selber das Gericht.
Ein Rom, das werden konnte, war
So lange der Bewundrung bar,
Bis wirklich es ins Leben trat —
Der Ruhm ist Schatten nur der Tat,
Und steht kein Ding im Sonnenlicht,
Sieht man gewiß den Schatten nicht.

Auch seine Prosa war dazumal schon richtig gegliedert und schloß sich knapp dem Gedanken an, wenn sie gleich noch den prosodischen Anflug nicht verleugnen und der Hinneigung zu den Verkürzungen des Verses sich noch nicht erwehren konnte. Ein Zeugnis dieser Art hat sich aus dem Jahre 1830 erhalten; eine phantastisch-epische Arabeske, betitelt: Holion, Nachtgemälde, welches nicht nur in Rücksicht auf die Sprache biographisch lehrreich ist. Die Mannigfaltigkeit der Wendungen in der monotonen Gesamtstimmung, die stetige, man möchte sagen, logische Steigerung der inneren Qual, wie sie sich in den wechselnden Bildern auseinanderlegt, das selbstpeinigende Wühlen im Zustande, die ergiebige Melancholie, das Dramatische der Übergänge und der Hang zum Generalisieren: dies alles ist nicht bloß allegorische Phantastik, wie sie ein junger Mensch ersinnt, dies alles hängt schon mit dem Kerne Hebbels enger zusammen als es den Anschein hat.

Auf die formale Seite dieses Nachtgemäldes hat offenbar Klopstock, vielleicht auch Ossian Einfluß genommen, wogegen die Maschinerie des Unheimlichen unzweifelhaft auf das Vorbild E. T. A. Hoffmanns schließen läßt. Die plastische Ausführlichkeit des Grauenhaften, welche Ossian völlig mangelt und welche Klopstock, der den Umriß liebt, ebensowenig angehört, ferner die Abwesenheit alles Ängstlichen in der Naturstimmung und dafür das Vorwalten jener Bangigkeit, die uns beim Anblicke gräßlicher Puppen beschleicht, beurkunden samt und sonders die Schule Hoffmanns. In den Elixieren des Teufels finden sich ganze Bilderreihen vor, welche den Schilderungen in Hebbels Holion zum Verwechseln ähnlich sind. Sichtlich nahm unser junger Freund die gespenstige Welt des deutschen Callot ohne weiteres ernsthaft hin, hatte er noch keine Ahnung von der Marionette, welche Hoffmann, einem schlauen Götzenpriester gleich, selber ungläubig dirigiert. Hebbels von Grund aus pathetischer Geist setzte die Humoristik des Schauerlichen, die ihm aus Hoffmanns Schriften entgegentrat, in die Wahrhaftigkeit des Furcht-

baren um; was allerdings schon in Anbetracht seiner Jugend begreiflich ist, denn mit dem Gräßlichen spielen kann nur das reife Alter.

Wir haben indessen nicht nötig, in betreff der Einwirkung Hoffmanns uns auf unsere Empfindung allein zu verlassen: aus einer Tagebuchnotiz Hebbels entnehmen wir, daß Hoffmann zu seinen Jugendbekannten zählte, und daß er sich früh mit ihm berührt hat. Hebbel erinnert sich sehr wohl, daß er von ihm zuerst auf das Leben, als die einzige Quelle echter Poesie, hingewiesen worden. „Ich liebte Hoffmann", schrieb er in Hamburg 1840, „ich liebe ihn noch, und die Lektüre der Elixiere gibt mir die Hoffnung, daß ich ihn ewig lieben werde. Wie viele", setzte er hinzu, „die mir einst Speise gegeben, liegen jetzt schon völlig ausgekernt hinter mir." — Vorläufig sprang ihm, wie wir gesehen, die Lebensquelle Hoffmanns noch nicht; fürs erste kam der groteske Erzähler allein zum Wort.

Bald verspürte unser Freund den Drang, seine Gedichte gedruckt zu sehen. Bereits als Knabe hatte er durch Herausschneiden der seinen Namen bildenden Buchstaben aus einem Buche solchem Antriebe Genüge geleistet. Da jetzt das Itzehöer Wochenblatt in Aufnahme kam, so sendete er einige seiner Gedichte an den Redakteur Herrn Schönfeldt. Dieser jedoch scheint sie nicht aufgenommen zu haben; wenigstens sprach sich der verletzte Poet gelegentlich sehr bitter über die an ihn gestellte Zumutung aus: daß die Gedichte sich auf bestimmte Gegenstände beziehen sollten. Er könne doch nicht Sand oder Steine besingen! meinte der Zurückgewiesene. Mehr Glück hatte er bei Baade und Fischer in Friedrichstadt, dem Verleger des Dithmarscher und Eiderstedter Boten, dessen Jahrgänge 1829—1832 viele der poetischen Erstlinge Hebbels enthalten. Anfänglich unterzeichnete er sich dort: Yorik-Sterne-Monarch, mit dem Namen seines Neufundländers; später als K. F. Hebbel, weil er aus Eigensinn einen Druckfehler lange nicht berichtigen wollte. In dem Boten band er zuweilen auch mit einem Probenreiter an, dem er die schlechten Verse vorrückte, oder er nahm seine eigenen Verse gegen kritische Tadler in Schutz. Eine solche Abwehr veröffentlichte er einmal gegen einen reimlustigen Schullehrer im Eiderstedtischen, 1831, unter dem Titel: Wie die Krähwinkler ein Gedicht verstehen und auslegen. Endlich lernte auch der Hauptpastor Meyn in Wesselburen auf dem ersten literarischen Tummelplatze Hebbels die polemische Klaue des jungen Schreibers kennen. Meyn, der uns aus seinem Verfahren gegen Dethleffsen noch im Andenken ist, stand in dem Rufe eines

sehr geizigen und habsüchtigen Menschen. Hebbel haßte ihn und besuchte an jenen Sonntagen, wenn der heilige Mann predigte, die Kirche, um sich an dem ebenso wunderlichen als geistlosen Vortrage desselben zu ergötzen und ihm dann die Früchte dieser Ergötzung im Dithmarschen und Eiderstedter Boten aufzutischen.

Keine der Standespersonen Wesselburens, wenn wir den biederen Kirchspielschreiber Voß ausnehmen, hat sich um Hebbels Entwicklung irgendwie verdient gemacht. Den Männern am Worte, denn es gab noch einen zweiten Prediger in Wesselburen, war er nach seiner am 29. März 1829 erfolgten Konfirmation ein Gemeindemitglied, wie jedes andere. Der zweite Prediger, Marxen, hat einmal die Bemerkung hingeworfen: „Wenn der Hebbel die Bücher wirklich versteht, die er bei mir leiht, so muß er etwas Besonderes werden.“ Dies vernahm Klaus Groth aus der Tochter Munde, seiner eigenen Tante. Mit Marxen ist also das Verhältnis kein unfreundliches gewesen; daß derselbe aber unseren Freund nicht näher angesehen, beweist schon der zitierte Ausspruch. Die beiden Ärzte Wesselburens konnten Hebbel nichts bieten, da der eine zu alt, der andere, Groths Onkel, zu kurze Zeit dort war. Der Advokat Knölck schließlich, bei welchem Barbeck als Schreiber diente, war eine Art wilden Genies, musikalisch, aber so ungeschlacht, daß er den Studentennamen Roh-Hans geführt hat. Drangsale und ein leidenschaftlicher Wille waren Hebbels Führer.

Wir können den Vorhang, den wir vor den Bildern der ersten Schreiberzeit unseres Freundes auseinandergeschlagen, nicht wieder sinken lassen, ohne vorher noch bei der Schauspielerrolle verweilt zu haben, welche nun schon zum Hausbedarfe einer deutschen Dichterbiographie gehört. In der Periode des Suchens und Umherirrens ist jeder poetisch angelegte Mensch eine Spielart des Wilhelm Meister, und in diesem Zwielichte tastend hat jeder den Hang und die Sehnsucht, dem Spiegel des Lebens, den die Komödianten halten, sich anzuvertrauen, als ob derselbe Ersatz leisten könnte für die fehlende oder mangelhafte Kenntnis des Lebens selbst.

Im Winter von 1831 auf 1832 errichtete Hebbel, mit herumziehenden Schauspielern in Verbindung, ein armselig genug beschaffenes Liebhabertheater. In Hemms Saale wurden gegen ein Eintrittsgeld von 8 und 4 Schilling Vorstellungen gegeben.

Mitspieler waren außer dem Direktor Hebbel: die Freunde Barbeck, Provisor Schacht, Mundt, ein Ladendiener Gehlsen und Frau Wessel, die Tochter des Vollmachts Vogt, jene Dame,

der die wichtigeren Rollen zufielen. Die weiblichen Nebenrollen wurden durch eine Tischlersfrau, namens Bruhn, und eine Lena Timm versinnlicht, welche in dem Stücke Nachbars Lieschen immer sagte: „Och, mein lieber Korl!“ Hebbel selbst war ein herzlich schlechter Schauspieler. Meistens kamen Körnersche und Kotzebuesche kleine Stücke zur Aufführung: „Der Nachtwächter“, „Die Rosen des Herrn v. Malesherbes“, „Der Vetter aus Bremen“ und das unvermeidliche „Landhaus an der Heerstraße“. Mit dem letztgenannten Stücke hatte einst, wie Theodor Kobbe berichtet, der beim Bombardement Kopenhagens abgebrannte Mechanikus Paulsen samt Weib und Kindern alle holsteinischen Märkte durchzogen, indem sie ausschließlich nur dieses Drama spielten, nach Paulsens Dafürhalten das trefflichste Kotzebues. Wie mir Hebbel mitteilte, kam in Wesselburen einmal auch der Lear zur Darstellung, aber mit Auslassung der Königsrolle, weil der Künstler sich dazu nicht gefunden. Ob jedoch diese merkwürdige Shakespeare-Aufführung auf Rechnung seiner eigenen Direktion zu schreiben ist, weiß ich nicht zu sagen. Später engagierte er einen Schauspieler von Fach, einen heruntergekommenen Mimen aus Schleswig, der sich als Trunkenbold erwies. Der Bruder unseres Dichters erzählt, Friedrich sei in solche Wut geraten, als der Säufer im „Vetter aus Bremen“ auf die Bühne taumelte, daß er denselben mit dem Schaft einer Pistole zu Boden geschlagen habe. Von anderer Seite wird die Szene als lustiger geschildert: Hebbel hätte den betrunkenen Künstler vor den Zuschauern plötzlich umgedreht und laut gerufen: „So sehen Sie die Sau auch von der Hinterseite!“ Dann hätte er den Unglücklichen abgeführt und persönlich dessen Rolle weitergespielt. Damit aber scheint das Liebhabertheater sein Ende erreicht zu haben.

Schleswig, woher jener verwahrloste Schauspieler stammte, war dazumal noch der Ausgangspunkt all der Komödianten, Degenschlucker und Orgeldreher, welche die großen und kleinen Kinder in den Herzogtümern mit Genüssen versorgten. Auf Schloß Gottorp bei Schleswig hauste noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts der uralt gewordene Karl von Hessen, Statthalter der Herzogtümer, und bei ihm fanden, wie schon einmal im siebzehnten Jahrhundert unter dem geistvollen Herzog Friedrich, den wir aus dem Leben Paul Flemings kennen, Goldsucher, Astrologen, Abenteurer und Vaganten Zuflucht. Mit menschenfreundlichem Sinne erteilte ihnen der wunderliche alte Herr Konzessionen für ihre Gewerbe. Viele Schauspielerbanden empfingen noch lange danach Nahrung aus jener Pflanzstätte der freien Gaukelkünste und manche der Banden, Reste der

Prinzipalwirtschaften, taten sich durch gute Disziplin und Darstellung hervor; so die Gesellschaft des alten Huber, der mehr als fünfzig Jahre lang mit Frau, Töchter, Sohn und Schwiegersöhnen in Holstein herumspielte und als strenger, tüchtiger Direktor bekannt war. Nach ihm kam noch der in der Theatergeschichte verzeichnete Graf Hahn ins Land, der neunundneunzig Güter hinter den Lampen verplämpert hat und immer glücklich war, wenn er an der Theaterkasse sitzen, hinter der Szene oder vor derselben Lichter putzen konnte. Sein Wappen war unter der neunzackigen Krone ein Hahn, den rechten Fuß zum Ausschreiten erhoben, den Schnabel zum Krähen geöffnet und darunter die Devise: Primus sum, qui Deum laudat! Der Graf hat noch in den vierziger Jahren in Heide Hebbels Maria Magdalena aufgeführt und Klaus Grothen das einzige dort vorhandene gedruckte Exemplar für den Souffleur entführt, wobei er den Grundsatz befolgte, das Geliehene nicht wieder zurückzustellen. Es gab noch eine Gruppe geringerer Gesellschaften, welche beinahe nur aus Familienmitgliedern bestanden. Eine solche war die der Familie Schulz, die gleichfalls in Wesselburen Vorstellungen gab und an welche Hebbel durch den schimmernden Faden der Liebe geknüpft ward.

Aber sogar diese Freuden, die sonst dem jungen Poeten nicht leicht verkümmert zu werden pflegen, durfte unser Freund nicht rein genießen. Den holden Eindrücken war der Tau des Unschuldigen abgestreift. Denn er wollte Vorteil aus ihnen ziehen, den Vorteil der Befreiung aus den immer enger werdenden Fesseln seiner Lage: er wollte Schauspieler werden, nur um der ihm winkenden Möglichkeit willen, so aus Wesselburen fortzukommen. Was einem Knaben, der alle Jugendwonnen voll und lauter genossen, der sie noch im Alter nachempfindend verschwelgt hat, was dem kleinen Bogumil Goltz durch die Seele ging, als er das Wunderprogramm der anrückenden Komödianten vernahm, was seine Phantasie erlebte, als er wie betäubt in das Feld hineinlief, um seine fünf Sinne zu examinieren, ob er wache oder träume, ob er tot oder lebendig sei: dies konnte der achtzehnjährige junge Mensch nicht mehr erleben; dazu war es schon zu spät am Tage. Die schöne Zeit, in der ein Wilhelm Meister am andern Morgen nicht zu begreifen vermochte, wie da nur zwei Türpfosten sein sollten, wo am Abend zuvor so viel Herrlichkeit gewesen, die schöne Zeit lag weit hinter unserem Freunde, in der Dämmerung einer bedrängten Kindheit. Das Gefühl dessen, was ihm mangelte, war jetzt ungleich stärker als die Befriedigung über empfangene Gaben. Den wachsenden

Kräften entsprach nicht mehr die Umgebung, weder der Freundeszirkel, so tüchtig und teilnehmend auch mancher darin sich heraushob, noch der Umkreis der Kirchspielvogtei, wo er zum Gesinde zählte, jetzt, wie ehemals. Er fühlte sich nun die mehrsten Stunden als den schlecht gehaltenen Schreiber, als den des Unterrichts, der eigentlichen Ausbildung bedürftigen Sohn der bitterarmen Witwe, als einen verlorenen Posten, dem niemand hilft und der sich selbst nicht helfen kann.

Fünftes Kapitel.

Friedrich Hebbel.

„Die Jugend soll sich selbst helfen, und wenn sie das nicht kann, so steckt nichts hinter ihr" — so lautet ein Wort Hebbels in seinem Tagebuche aus der Zeit der Reife. Aber nicht nur der Mann, der auf seine Vergangenheit in Wesselburen zurückschaute, hat diese Forderung als kühlen Grundsatz ausgesprochen: der gedrückte Schreiber hatte sie in schmerzlichem Lebenskampfe unerbittlich an sich selbst gestellt, indem er unablässig auslugte, wo etwa ein Pfad liefe, der zu ernsten Studien, zu geistiger Anleitung führen könnte. Einstweilen war seine Umschau eine vergebliche. In seinem Kopfe kreuzten sich die abenteuerlichsten, unfruchtbarsten Pläne und Anschläge; einer derselben zielte auf den Schauspielerberuf, dessen Stachel ihm wahrscheinlich sein Liebhabertheater zurückgelassen hatte. „Bei zu weit vorgerückten Jahren", schrieb er im Sommer 1831 seinem Freunde Hedde, „bestimme das Leben den Menschen, anstatt daß der Mensch das Leben bestimmen sollte."

Hebbel, vielleicht durch einen Komödianten auf den Einfall wie auf die Person gebracht, teilte seine Absicht Karl Lebrun mit, dem ausgezeichneten Charakterdarsteller und damaligen Direktor des Stadttheaters in Hamburg. Mit einem Male hatte er die Entdeckungsreise nach seinem Beruf und wie es scheint in aller Stille angetreten; außer Hedde wird wohl kaum jemand in Wesselburen darum gewußt haben. Der Erfolg fiel aus, wie er ausfallen mußte. Lebrun erschrak, als er die nichts weniger denn bühnenfähige, trotz ihrer Biegsamkeit theatralisch ungelenke Gestalt erblickte und er wurde in seinem Schrecken bestärkt, als Hebbel Proben seines rezitierenden Talentes ablegte. Wohlwollend, aber ernstlich von dem Künstler ermahnt, den Schau-

spielergedanken sich zu entschlagen, kehrte der junge Schreiber aus Hamburg zurück, um eine, diesmal heilsame Enttäuschung reicher. Denn bald sah er selber ein, daß nur die Not jenen Entschluß gereift habe. Von den Freuden und Herrlichkeiten des gepriesenen Hamburgs hatte er im Fluge genascht, aber kaum sehnsüchtige Nachwirkungen zurückbehalten. Seine Hoffnungen lagen ihm zu sehr am Herzen, als daß das vergnügliche Beiwerk des Lebens ihn jetzt hätte sonderlich reizen können. Er biß in den sauern, stänkischen Apfel der Resignation, wie er sich ausdrückt, fuhr fort Protokolle zu schreiben, Aktenzusendungen aus Heide zu veranlassen, Viehverkäufe abzuschließen und die Rekrutenaushebung zu überwachen. Dazwischen las er kunterbunt durcheinander, wessen er habhaft ward, entzückte sich an dem ersten Bande der Heineschen Reisebilder, deren frivolen Ton er in einzelnen seiner Briefe ungeschickt nachahmte, ereiferte sich über den absprechenden Kritikertadel Friedrich Schlegels, von dessen Schriften ihm das eine und andere durch die Finger geglitten war, und schrieb Romanzen aus der dithmarsischen Geschichte und dramatische Schauerszenen.

Die an Hedde gerichteten Briefe aus dem Jahre 1831 sind ein getreuer Abdruck seiner schweifenden, nach Luft und Licht begehrenden und dabei gewissermaßen an sich haltenden Seele; voll hoffender Um- und Ausblicke wie schmerzlich ironischer Selbstbescheidung. Sie schwanken zwischen ergebener Hinnahme der Umstände und ungeduldigen Anstrengungen, die ihn beklemmende Enge zu erweitern. Heute gefallen sie sich in einem reimfrohen Mutwillen, der uns wie das Wiehern eines jungen Rosses anmutet, welchem der Halfter umgeworfen wird, dann wieder wählt der Freiheitsdrang des Gefangenen einen halb sentimentalen, halb unbeholfen satyrischen Ausweg. Aber durch die übertriebenen oder gequälten Redensarten hindurch können wir unschwer der Wehmut auf den Grund sehen, die den stürmisch bewegten Jüngling erfüllt. „Eine Minute gelebt im Paradiese wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt. Aber wer den Himmel offen sieht und nicht hineinkommt, der hat Hölle, und ob von Blumen umduftet und Westen umfächelt.“ Auf einem andern dieser Blätter vergleicht er seine unwürdigen, drückenden Geschäfte mit dem finstern Schachte eines Bergmannes. Dann fährt er also fort: „Übrigens kann Gottschau sich Glück wünschen; wäre mein Schicksal nur erst wie das seinige bestimmt, so würde ich wahrhaftig nicht klagen und wenn ein Wall von Unannehmlichkeiten über mich hereinbräche. Mich hat noch nie ein Weg verdrossen, wenn er auch noch so lang und rauh und ich auch noch

so müde war, sobald ich nur wußte, daß er mich zum Ziele führte, aber jeder Schritt erneuerte meine böse Stimmung, wenn ich zweifelte, ob ich auch dahin gelangen würde, wohin ich wollte."

Im Frühling 1832 fing er an Latein zu lernen, bei seinem Freunde, dem Provisor Schacht. Er hatte große Lust zur Sache und nahm sich vor, alle dichterischen Arbeiten zurückzulegen, um wenigstens ein Jahr ununterbrochen dieser Sprache zu widmen. Alles wolle er jetzt aufbieten, um noch zu studieren, wiewohl er nicht wisse, wie er dies bewerkstelligen solle; aber es werde sich ja wohl ein Weg durch diesen Felsen auftun! Der Teufel hole ein Leben, seufzte er, das selbst nicht weiß, wohin es führt! Lange indessen wurden die lateinischen Stunden nicht fortgesetzt, bei denen vielleicht auch sein Lehrer nicht ausgeharrt hat. Der poetische Trieb behauptete sein Anrecht, und in Liedern, Elegien, Balladen und Erzählungen brachte der rastlos und unsicher Umhergetriebene über die nächste Zeit sich hinweg.

Unter den Autoren, die ihm bisher zugänglich geworden, lenkte Schiller noch immer den Reigen. Nach einer undeutlichen Notiz zu schließen hatte Hebbel einige Shakespearesche Dramen schon kennen gelernt; doch ist von ihrer Wirkung auf ihn weder aus Äußerungen noch aus den dichterischen Versuchen in jenen Tagen irgend etwas zu erfahren. Mit Lessing hatte er sich gleichfalls berührt, aber auch über diesen Eindruck ward uns nichts überliefert; daß er bedeutsam gewesen, beurkundet der unter der Überschrift: Poetische Stationen auf einem Blättchen vorkommende Name Lessing. Von Goethes Schriften war ihm Faust in die Hand gefallen, und zwar abenteuerlich genug. Dies verhielt sich so. Es ging in Wesselburen die Tradition, daß der Hauptpastor Meyn im Besitze des Goetheschen Faust sei. Niemand von den jungen Leuten, und begreiflicherweise Hebbel am wenigsten, wagte es, ihn um das Buch zu bitten, denn er war in seinem grämlichen Hochmute unnahbar. Eines Abends sagte zu Hebbel einer seiner Bekannten jubelnd: „Du, ich habe den Faust!" Hebbel ersucht ihn dringend um Mitteilung. Es kann nicht sein, der Glückliche hat ihn nur selbst auf Umwegen auf eine Nacht erhalten und muß ihn am nächsten Morgen ganz in der Frühe zurückliefern, weil der Pastor dann von einer Schulinspektionsreise wiederkehrt. Hebbel verspricht alles Mögliche; nichts da, der Freund will selbst lesen. Am Ende schlägt ihm Hebbel vor, ihn um den Preis des Buches in ein Haus zu begleiten, in welchem dessen Liebste wohnte, und das der Schwärmer eben deshalb aus Schüchternheit nie allein zu betreten wagte. Hebbel muß sich aber verpflichten, mindestens drei Stunden zu bleiben.

So saß er nun, sein Buch wie eine Feuerkohle in der Tasche, bis elf Uhr bei Leuten, welche ihm wenigstens in diesem Momente äußerst gleichgültig waren, und konnte erst gegen Mitternacht den Faust zu lesen anfangen. Immerhin war der für diese Lektüre bezahlte Preis noch sehr mäßig, wenn wir ihn mit jenem vergleichen, den einst Karl Heinrich Ritter von Lang für Rollins Römische Geschichte hat aufwenden müssen. Ich kann annehmen, meinte derselbe launig, daß ich, um diesen guten Rollin zu lesen, hin und her 80 Stunden zu Fuß gemacht, 150 Prügel und 200 Ohrfeigen ausgehalten habe.

Der in den Städten aufgewachsene Kulturmensch hat keine rechte Vorstellung von den vielgestaltigen Entbehrungen, denen der einzelne in so eng begrenzten Verhältnissen sich fügen muß. Was anderswo schon die hochgehende Lebenswoge auch dem Ärmeren zuschiebt, das entzieht sich in einem abgeschiedenen Winkel, wie Wesselburen, oft sogar dem Wohlhabenden, dem Besitzenden. Doppelt und dreifach aber wird dort die Entsagungsfähigkeit des Dürftigen auf die Probe gestellt. Ihm ist darum ein Leckerbissen, was inmitten des großen Zuschnitts der öffentlichen Einrichtungen gewöhnliche Nahrung heißt, und besondere Schicksalsgunst nennt er nicht selten, was sich für den Geringsten der Städter beinahe von selbst versteht. Dagegen ist hier freilich, wie überall, wo ein Mißverhältnis allzu schreiend hervortritt, für eine höhere Ausgleichung gesorgt. Dem geistig Darbenden, und nur von einem solchen ist hier die Rede, quillt oft aus dem unscheinbarsten Gute der ergiebigste Segen, und woran der Verwöhnte nur eine Werkeltagsfreude empfindet, das erzeugt in dem genügsamen Menschenkinde sonntägliche Wonne.

Einen Einschnitt in Hebbels Entwicklung hatte Goethe nicht gemacht; wir werden gleich hören, warum. Erst durch die Begegnung mit den Gedichten Uhlands, im Jahre 1832, wurde eine bedeutungsvolle Wendung in unserem Freunde herbeigeführt, so im besten Sinne durchschlagend und so nachhaltig, wie keine zweite wieder sich in seinem poetischen Leben vollzogen hat. Er erzählte vier Jahre später darüber in seinen Aufzeichnungen nachstehendes:

„Ich las von Uhland in einem „Odeum" ein Gedicht, „Des Sängers Fluch", und war jemals ein Gedicht ein Alp gewesen, der mich erdrückte, so war es dieses. Es führte mich auf einen Gipfel, dessen Höhe ich im ersten Augenblick nur dadurch erkannte, daß mir die Luft zum freien Atmen fehlte. Ich hatte mich bisher bei meinem Nachleiern Schillers sehr wohl befunden (über diesen Lyriker spricht der Umstand das Urteil, daß er dem

Menschen in der Jugend nahe steht und bei vorgerückten Jahren ferner, wogegen bei anderen Dichtern das umgekehrte Verhältnis stattfindet) und dem Philosophen manchen Zweifel, dem Ästhetiker manche Schönheitsregel abgelauscht, um Seitenstücke zum Ideal und das Leben und zu anderen Treibhauspflanzen, die es bei erkünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen, zu liefern; von Goethe war mir nur wenig zu Gesicht gekommen, und ich hatte ihn um so mehr etwas geringschätzig behandelt, weil sein Feuer gewissermaßen ein unterirdisches ist und weil ich überhaupt glaubte, daß zwischen ihm und Schiller ein Verhältnis, wie etwan zwischen Mohammed und Christus bestehe; daß sie fast gar nicht miteinander verwandt seien, konnte mir nicht einfallen. Nun führte Uhland mich in die Tiefe einer Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur hinein; ich sah, wie er nichts verschmähte — nur das, was ich bisher für das Höchste angesehen hatte, die Reflexion! — wie er ein geistiges Band zwischen sich und allen Dingen aufzufinden wußte, wie er, entfernt von aller Willkür und aller Voraussetzung — ich weiß kein bezeichnenderes Wort — alles, selbst das Wunderbare und das Mystische, auf das Einfach-Menschliche zurückzuführen verstand, wie jedes seiner Gedichte einen eigentümlichen Lebenspunkt hatte und dennoch nur durch den Rückblick auf die Totalität des Dichters vollkommen zu verstehen und aufzunehmen war. Dieses reine, harmonische Glockenspiel erfreute mich so lange, bis ich es zu seinem Ursprunge zu verfolgen und mir über den Eindruck, den es auf mich hervorgebracht, Rechenschaft zu geben suchte; und nicht, ohne der Verzweiflung, ja dem Wahnsinne nahe gewesen zu sein, gewann ich das erste Resultat, daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse. Wie weit ich nun noch von Erfassung des ersten und einzigen Kunstgesetzes, daß die Poesie nämlich an der singulären Erscheinung das Unendliche veranschaulichen solle, entfernt war, dies läßt sich nicht berechnen. Ich bedauere, daß die Führung eines Tagebuches, die ich mir vorgenommen, damals unterblieb; aber ich mochte nicht wühlen in meinen Wunden und erinnere wenig mehr über jene Periode, als daß ich einen sehr langen und sehr finstern Weg zurückgelegt und das Ziel früher erreicht als erkannt habe. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen!"

Auf ähnliche Weise war Winckelmann nach bitteren und planlosen Studien in seinem Magdeburgischen Landstädtchen auf Bayles Werk gestoßen, das in seine eigenen Arbeiten Methode und Richtung brachte. Ob jemand zur rechten Stunde, sagen wir mit Karl Justi, auf einen Mann oder Schriftsteller trifft, der ihn übermächtig in seine Kreise bannt, an den er sich selbst auf eine Weile verliert, um in der Aneignung fremden Wesens das Beste zu gewinnen, das ist allerdings eine Haupt- und Kardinalfrage innerer Bildungsgeschichten.

Einstweilen war die geistige Wohltat, welche unserem Freunde aus Uhland geflossen, sofort eine Veranlassung, sich an dessen persönlichen Beistand zu wenden. Du hast meiner Seele, meinen künstlerischen Neigungen geholfen, du wirst vielleicht auch dem Menschen, der in seiner kümmerlichen Lage dem Verschmachten nahe ist, die rettende Hand bieten! So mochte der junge Schreiber gedacht und empfunden haben, als er an den teuren Dichter ein Schreiben richtete, das sich leider im Nachlasse Uhlands nicht mehr vorgefunden hat. Er wird nicht ganz aufrichtig seine Verhältnisse geschildert haben, in der ihm eigenen Besorgnis, als ein Hungerleider angesehen zu werden, aber die Umrisse seiner traurigen Existenz waren in jenem Briefe sicherlich gezogen. Uhland antwortete aus Tübingen, am 22. September 1832, folgendes:

„Sie haben, geehrter Herr, mir das Vertrauen bewiesen, sich in Ihrem Schreiben vom 9. v. M. mit dem Wunsche an mich zu wenden, daß ich Ihnen zu irgend einer Anstellung in Stuttgart, zum Behuf Ihrer weiteren Ausbildung behilflich sein möge. Zu meinem Bedauern befinde ich mich in der Unmöglichkeit, Ihnen hierin gefällig zu sein. Seit dritthalb Jahren lebe ich nicht mehr in Stuttgart, sondern als Universitätslehrer hier in Tübingen; auch mein bevorstehender Aufenthalt in der Hauptstadt, bei den Sitzungen der Ständeversammlung, wird nur ein temporärer, vielleicht kurzer sein. Für keines meiner Berufsverhältnisse bin ich im Falle, einen Gehilfen zu verwenden, und habe auch anderwärts auf Anstellungen keinen Einfluß. Zudem ist die Konkurrenz um solche in unserer Gegend ausnehmend stark.

Daß Sie den Plan aufgegeben, auf die Bühne zu gehen, daran haben Sie gewiß wohl getan. Ohne sehr entschiedenen Beruf für dieses Kunstfach ist die Lage des Schauspielers eine überaus mißliche. Ich finde das Bestreben, in eine der geistigen Fortbildung günstigere Lage versetzt zu werden, nur achtungs-

wert, halte aber doch für ratsam, nicht aufs Ungefähre auch ein beschränkteres Verhältnis zu verlassen, zu dem man öfters nach gemachten Erfahrungen gerne zurückkehren würde. Sie bemerken selbst, daß Sie an Ihren jetzigen engeren Kreis durch manches teuere Band gefesselt seien, zugleich zeigen die poetischen Proben, welche Sie mir mitgeteilt, daß es Ihnen auch in diesem engeren Kreise nicht unmöglich gewesen, Geist und Gemüt auszubilden, sollten Sie nun in demselben nicht noch länger nach Ihren besten Kräften an Ihrer inneren Entwicklung fortarbeiten wollen, bis sich auch äußerlich eine günstigere Wendung der Umstände zeigt, der Sie sich mit Sicherheit überlassen können?

Hochachtend Ihr ergebenster

L. Uhland."

Jedem Weltkundigen dürfte in Hebbels Briefe, dessen allgemeiner Inhalt aus Uhlands Antwort deutlich wird, der Umstand angenehm aufgefallen sein, daß der junge Mensch alle Anfragen über Dichterberuf und Talentwert vermied, womit berühmte Männer so häufig heimgesucht werden. Nicht die Nativität sollte Uhland dem angehenden Poeten stellen: eine Handhabe sollte er dem Schreiber in der Kirchspielvogtei darreichen, damit dieser an seiner inneren Ausbildung arbeiten könne. Es ist Menschenlos, daß der Hilfreichste und Mitleidigste, wie Uhland gewiß einer war, in solchen Situationen selten etwas anderes vermag, als einen wohlfeilen, wenngleich wohlgemeinten Rat erteilen. Hunderte pochen ja, wie unser Freund, an die Kammertür, hinter der es ihnen unbequem oder unerträglich geworden ist, Unzählige möchten ihr knappes Dasein gegen ein beweglicheres vertauschen. Wer aber hat Muße, wie Selbstaufopferung genug, um die Impulse all der Klopfenden und Heischenden zu sichten, Wunsch und Berechtigung, Klage und Ursache gegeneinander abzuwägen! Der bloß Unzufriedene und der wahrhaft Leidende zeigen uns aus der Ferne meistens das nämliche blasse Gesicht, und unter den Bettelkindern, die vor den Türen singen, steht keinem das Zeichen Martin Luthers auf der Stirn.

In betrübter Ergebenheit wird der junge Schreiber Uhlands Wort, das ihm Ausharren empfahl, hingenommen und es zu dem ohnehin ansehnlichen Schatze erprobter Geduld, schweigender Unterwerfung in das Unvermeidliche gelegt haben. Nichtsdestominder machte er bald darauf einen zweiten Versuch dieser Art. Er schrieb an Öhlenschläger nach Kopenhagen einen Brief,

der sein bisheriges Leben in der Kirchspielvogtei zeichnete und in bescheidener Weise seine Wünsche ausdrückte. Seine Hoffnung bei diesem gewagten Schritte, wie er ihn gegen Wacker nannte, war darauf gerichtet, daß Öhlenschläger den König auf den verborgenen dithmarsischen Poeten möge aufmerksam machen und die bewährte Munifizenz, womit die dänischen Könige den einen und anderen Künstler unterstützt hatten, auch dem Dichterjüngling in Wesselburen wolle zugute kommen lassen. Nach fünf bis sechs Wochen bangster Erwartung erfolgte Öhlenschlägers Antwort. In den verbindlichsten und freundlichsten Redewendungen sprach der damalige „Dichterfürst" Dänemarks ein „unbedingtes Lob" der Hebbelschen Poesien aus, eröffnete dann die Aussicht auf nähere Bekanntschaft, fügte aber schließlich das tiefe Bedauern hinzu, für den jungen Standesgenossen nichts tun zu können. — „Mein prachtvolles Luftschloß ist eingestürzt!" rief Hebbel bei seiner ersten Zusammenkunft mit Wacker nach dem Empfange dieses Briefes, ich bleibe noch bei euch in euren Hütten.

Das obige Wort von dem „gewagten Schritte" war vermutlich im Hinblicke auf die bereits gespannten Beziehungen der Holsteiner zu der dänischen Regierung ausgesprochen worden, und da die politischen Vorgänge des Landes unseren Freund gleichfalls berührten, wenngleich nur oberflächlich, so müssen wir ihnen hier ein flüchtiges Streiflicht gönnen. Bis zum Jahre 1830 hatten die Ritterschaft und die Prälaten Schleswig-Holsteins allein die Beschwerden der Herzogtümer geltend gemacht, an ihrer Spitze Welcker und Dahlmann. Dieser war als Sekretär der Ritterschaft, 1822, der Wortführer am deutschen Bunde gewesen und hatte in einer dort überreichten Schrift bewiesen, daß den Rittern und Prälaten das Recht entscheidender Teilnahme an der Gesetzgebung und Besteuerung zustünde. Der Bundestag aber, kraft seiner mit den Zeichen der Machtvollkommenheit und mit den Antrieben des bösen Willens ausgestatteten Ohnmacht, wies die Bittenden ab und auf die Erfüllung ihrer Untertanenpflicht hin. Unfruchtbare Kämpfe wühlten jahrelang fruchtlos fort. Da erhob 1830, durch das gallische Beispiel ermuntert und kühner gemacht, der Volkswille sein Haupt, und zwar in einem Friesen von der Insel Sylt, Uwe Jens Lornsen mit Namen. Aus einer altbekannten Schifferfamilie stammend, hatte er in Jena studiert und war dort, 1817 eines der kräftigsten Mitglieder der Burschenschaft gewesen. Als Advokat seine öffentliche Wirksamkeit beginnend, war er später zur schleswig-holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen gegangen und

hatte dort, zum Comptoirchef und Kanzleirate emporgestiegen, das dänische Wesen und die Wirkungen des despotischen Königsgesetzes so genau kennen gelernt, daß er auf alle Gnaden gerne verzichtend, in seine Heimat zurückkehrte. In Kiel sammelten sich freisinnige Männer um ihn, zum Ärgernis der Ritterschaft, welche den Anteil des Volkes an politischen Angelegenheiten fürchtete. Uwe Jens Lornsen erließ seine berühmt gewordene Flugschrift: „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein", welche in zehntausend Exemplaren durch das Land verbreitet ward. Zwar die Dänen ließen ihn auf Sylt verhaften und nach Rendsburg abführen, sie straften ihn „wegen Handlungen, welche hätten gefährlich werden können", aber der ausgestreute Same schlug Wurzeln und war fürder nicht mehr auszurotten. Diese Zeit der Aufregung, der heimlichen Gärung, als man in Holstein jede Bedrückung, die auf den Vätern gelastet und jede dem gegenwärtigen Geschlechte zugefügte Demütigung und Ungerechtigkeit doppelt und dreifach verwünschte und empfand, warf auch in die Seele unseres Freundes ihre dunklen Schatten hinein. Doch war Hebbel viel zu sehr als individueller Mensch gekränkt und von Sorgen in Anspruch genommen, als daß der politische Mensch gleichsam zur Muße des Zorns und der Empörung hätte kommen können. Er aß als Dithmarscher am dithmarsischen Tische mit Knecht und Magd, er schleppte das Gewicht der Botmäßigkeit, die ihm die eigenen Landeskinder auferlegt hatten, er suchte sich selbst in seiner holsteinischen Heimat: was sollte ihm das Joch der Dänen in solchem Augenblick bedeuten, wie sollte er den Feind, der ihn bedrohte, jetzt in Kopenhagen suchen?!

Gleichwohl mag die allgemein gereizte Stimmung nicht ohne Einfluß auf die streitbaren Lieder gewesen sein, welche Hebbel dazumal aus der vaterländischen Geschichte schöpfte, und welche merkwürdigerweise den persönlichen Anteil jener Leute erweckten, die sich bald darauf als seine Wohltäter erwiesen. Er hatte nämlich diese Dichtungen nebst anderen an die von Amalie Schoppe herausgegebenen Pariser Modeblätter nach Hamburg gesendet, wo sie dankbar aufgenommen worden. Namentlich enthalten die Jahrgänge 1832 und 1833 eine stattliche Anzahl Poesien unseres Freundes und einige seiner Erzählungen. Aus dieser zufälligen Verbindung aber ergab sich binnen kurzem die lange ersehnte Wendung seiner äußeren Existenz.

Der erste Brief, den Amalie Schoppe an ihn richtete, trägt das Datum: 10. August 1832. Sie dankte darin zutraulich, ja herzlich aufmunternd, für seine Beiträge, erzählte im Vorbeigehen von Protesten, die in Hamburg infolge der brutalen Bundes-

tagsbeschlüsse die Bürgerschaft aufgeregt hätten, und forderte ihn auf, weitere Beiträge zu schicken. Dieses liebreiche Entgegenkommen legte ihm sofort das nämliche Wort auf die Lippen, das schon nach Stuttgart und Kopenhagen geflogen war; er hatte jetzt nur ein einziges Wort, konnte nur ein einziges haben, wie der Ertrinkende nur einen Gedanken. Was Uhland nicht hatte leisten können und was Öhlenschläger abgelehnt hatte, das tat Amalie Schoppe, das sollte nun der hilfbereiten Frau gelingen, wenngleich nicht auf den ersten Anstoß.

Sie bewarb sich emsig um ihren Schützling, hielt hier und dort in Hamburg Umfrage, um ihm vorläufig in irgendeinem Geschäfte eine Stelle auszuwirken; sie nahm zu diesem Behufe einen jungen Lyrikus, Hocker mit Namen, in Anspruch, damit sich derselbe bei den Hamburger Kommissionären Hebbels wegen umtue. In dem noch frischen Schmerze, den sie durch den Verlust eines ihrer Söhne empfand, ermahnte sie ihren Freund in Wesselburen, seine Gesundheit zu schonen, da sie noch große Freude an ihm zu erleben hoffe und ihm einen ehrenvollen Platz in unserer Literatur bestimme. Von Hocker, den sie in dem nämlichen Briefe einen reinen und begabten Jüngling nennt, bestellt sie Grüße: „nur ist er, worüber ich ihn auslache, etwas neidisch darauf, daß Sie so oft in den Blättern stehen, wo er gerne allein prangte; doch ist das Scherz. Er lebt in angenehmen Verhältnissen, hat reiche Eltern und ist — Weinhändler; Reben und Poesie passen ja trefflich zusammen. Noch eins! Machen Sie es wie die Kinder in der „Iduna“, nennen Sie mich Amalia — das steife Madame oder Frau Doktorin gefällt mir nicht; ich könnte Ihre Mutter sein — mein Karl war fast so alt wie Sie — und ich bin Ihre Freundin. Meine 41 Jahre geben mir in dieser Hinsicht alle nur zu wünschende Freiheit; die Jahre, wo man versucht sein konnte, mir die Cour zu machen, sind vorüber, ich kann nur noch kindliche Gefühle einflößen und wünsche sie von der teuern Jugend, die sich zu mir drängt. Meine jüngeren Söhne, Julius und Alphons, lesen Ihre Verse mit Vergnügen, doch lieber noch Ihre Erzählungen. Ich grüße Sie bestens, bitte Sie fleißig zu sein, im Fache des Wissens Sandkorn zu Sandkorn zu legen und der Hoffnung auf freundlichere Tage die trübe Gegenwart zum Opfer zu bringen . . .“ Die ganze Persönlichkeit der Schoppe und der altfränkische Ahnenkreis, dessen jüngstes, modernisiertes Glied sie bildet, ist in diesen Briefzeilen erkennbar. In einem dritten Schreiben rät sie ihm, vor allem die lateinische Sprache sich anzueignen, welche demjenigen unumgänglich nötig sei, der sich den „schönen Wissen-

schaften" zuwende. Es werde denn doch in Wesselburen einen Pfarrer geben, diesem solle er seinen Wunsch anvertrauen, und ihm offen sagen, daß er für den Unterricht nicht zahlen könne; der müßte ein Schandfleck seines Standes sein, wenn er nicht mit Freuden den erbetenen Unterricht erteilte. Den Schreiberposten aber möge Hebbel nicht voreilig verlassen.

Was in seiner Seele vorging, als er dergleichen vernahm, ist ohne Scharfsinn zu erraten. Zorn und Schmerz zugleich werden ihn ergriffen haben. Zorn gegen das Geschick, gegen die Umstände, die er doch nicht selber geordnet hat, gegen die verworrenen Verhältnisse, die sich ohne sein Verschulden so unselig ineinandergewickelt haben; Schmerz darüber, daß ihn niemand verstand, daß ihn alle Welt zu den Unreifen, zu den Grünen zählte, die eine vergoldete Phrase beruhigen, eine Anweisung auf den Nebel der Zukunft aufrichten kann. Nicht als Vorwurf wider diesen und jenen sind diese Worte gemünzt, am wenigsten wider die biedere, aber beschränkte Jugendschriftstellerin in Hamburg. Sie sollen nur dazu dienen, die seltsame, die ungewöhnliche Lage unseres Freundes deutlich zu machen. Denn er hatte in der Tat, seitdem er Uhland kennen gelernt, einen langen und finstern Weg zurückgelegt; und so stolz es klingen mag, so unbestreitbar ist es, daß er als Dichter das Ziel früher erreicht als erkannt hat.

Unverwerfliche Zeugnisse dessen bieten die Gedichte Hebbels von 1832 bis 1835. Die aus dem Jahre 1832 haben noch etwas Verpupptes, können noch nicht völlig der Nachahmung und allegorischen Anwandlungen sich entwinden. In dem Gedichte: „Die drei großen Tage", wird dem Feuerstein der Zeit der erste Tag entschlagen und von dem bedornten Busen der Verzweiflung gesprochen; in dem Gedichte: „Die Kindesmörderin", wird die Nacht als ein Sarg gedacht, darin der glänzende Tag sich verbirgt. Aber ruckweise nimmt man wahr, wie bald hier, bald dort, die Hülle reißt und eine unverfälschte poetische Anschauung hervorbricht. Nun entquellen seinem Geiste die Gebilde des Anlasses, wo früher eine müßige Einbildungskraft mit dem Wesen- und Körperlosen getändelt hat, nun werden die Empfindungen sinnlich, die Situationen greifbar, die Form gewinnt Charakter, die Stimmung individuelle Farbe, nun geht dem Dichter das Geheimnis der künstlerischen Begrenzung auf. Sein in späterer Zeit verhängnisvoller Trieb nach schlagender Kürze kündigt sich als kräftig sammelnde und anmutig sondernde Kunst an; bei aller Knappheit im Ausdrucke atmet sie Wärme, bei aller plastischen Bestimmtheit dringt sie niemals zur Schärfe der Absicht vor. Was gut und tüchtig in ihm ist, Anschmiegendes und

Beharrliches, das wählt den „schmalen Naturpfad" einfacher Darstellung. Wo er uns zum Ergänzen auffordert, dort kommt unser Gemüt in Schwingung, nicht unsere Phantasie ins Grübeln, und über dem ernsten Nachdrucke, den seine vorwaltend schwere Natur ausübt, entwöhnen wir uns doch nicht der harmlosen Empfindung dichterischen Spiels. Höchst beachtenswert ist der Umstand, daß hinter den Gedichten seiner Frühlyrik die grobe Wirklichkeit der äußern Erlebnisse unseres Freundes sich tief verborgen hat. Wüßten wir nicht, wie es ihm bisher ergangen ist; aus seinen rhythmischen Bekenntnissen könnten wir davon nicht das Mindeste erfahren, so sehr ward in ihnen der persönliche Jammer abgewiesen und was an dumpfe Kümmernis irgend mahnen kann, beseitigt. Nur den Norden mit seiner „kühlen Grundfarbe" verleugnen diese Dichtungen nicht und ebensowenig die ernst leidenschaftliche Artung ihres Urhebers.

Die bezeichnendsten dieser Produktionen mögen das Gesagte bekräftigen.

Gretchen.

1833.

„Was trägst du dort am Finger, Kind?"
Das ist ein goldner Ring,
Den ich von meiner Mutter einst
Zum Namenstag empfing.

„So? von der Mutter? Also nicht
Vom werten Freiersmann,"
O jemine! wie doch der Herr
So drollig spaßen kann!

Wie aber kommt der Herr darauf,
Ich hätt' 'nen Freiersmann?
„Und hast ihn nicht? Der goldne Ring,
Der sagte mir es an."

Als nun die Abendglocke schlug
Und es zum Tanze ging —
Was Gretchen nicht am Finger trug,
Das war der goldne Ring.

In schlichten Strophen mit langgestreckten Versen, wie sie die württembergischen Romanzen Uhlands beschwingen, feiert er die Schlacht bei Hemmingstedt, gleichfalls dem Jahre 1833 angehörig. Doch ist trotz manchen markigen Details das Anekdotische darin zu wenig im dichterischen Feuer gebrochen. Den Stücken „Proteus", „Das alte Haus", „Das Kind" hingegen, welche samt und sonders die Jahreszahl 1834 tragen, ist der Stempel des gereiften Dichters aufgedrückt. In dem Gedichte Proteus,

das er nachmals: „Das höchste Lebendige“ umgetauft hat, wird der das Weltall beseelende, alle Lebensformen schaffende Zug der Natur geschildert, mit der Energie eines dramatischen Geistes, der die einzelnen Verse wie zu einer Springflut emporhebt.

Ich bin's der die Welle des Lebens bewegt,
Der ihre gewaltigste Strömung erregt,
Und dann, was sie innerlich eigen besitzt,
Enteilend, ins dürstende Weltall verspritzt.

Ha, oben in Wolken, in bläulichem Glanz,
Mit brausenden Stürmen der schwindelnde Tanz!
Als Blitz dies Verflammen im nächtlichen Blau!
Als Regen dies Tränken der durstigen Au!
— — —

In Seelen der Menschen hinein und hinaus!
Sie möchten mich fesseln, o neckischer Strauß!
Die fromme des Dichters nur ist's, die mich hält,
Ihr geb' ich ein volles Empfinden der Welt.

Menschlich rein, poetisch makellos ist:

Das Kind.

(9. Juli 1834.)

Die Mutter lag im Totenschrein,
  Zum letzten Mal geschmückt;
Da spielt das kleine Kind herein,
  Das staunend sie erblickt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
  Gefällt ihm gar zu sehr,
Die Busenblumen bunt und klar,
  Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und sanft und schmeichelnd ruft es aus:
  Du liebe Mutter, gib
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
  Ich hab' dich auch so lieb!

Und als die Mutter es nicht tut,
  Da denkt das Kind für sich:
Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
  So tut sie's sicherlich.

Schleicht fort, so leis' es immer kann,
  Und schließt die Türe sacht
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
  Ob Mutter noch nicht wacht.

Den Erzählungen aus jener Epoche: „Der Maler“, „Die Räuberbraut“ ist eine noch schwache, in dem Muster Hoffmanns befangene Modellierkunst anzumerken; sogar die Namen der

handelnden Personen erinnern an den Dichter der Serapionsbrüder. Das Süßliche und das Schauerliche sind einander, wie Öl und Wasser, gesellt, vom künstlerischen Erfassen der dieser Gattung eigentümlichen Gesetze ist noch keine Spur vorhanden. Aber hin und wieder lösen sich vielsagende Charakterstriche und Aperçus heraus, die den Versuchen des geborenen Dilettanten niemals zu Gebote stehen.

Hebbels dichterische Reife war an die lyrische Form geknüpft und am unbefangensten waltete seine poetische Kraft im Liebesliede. Er hat in seinem späteren Leben nur selten an der Quelle des leichten, einfachen Liedes schöpfen dürfen, und so einfältig schön, wie diesmal, hat er nie wieder ein inneres, stilles Glück genossen.

Wir haben wenig realistische Einzelheiten über seine zartesten Jugendgeheimnisse und wir brauchen zum Glücke nicht viele, um uns seine Zustände deutlich zu machen. „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend", sagt Goethe, „nehmen durchaus eine geistige Wendung." Bei unserem Freunde war diese Wendung seltsamerweise nicht einmal von einer begehrlichen Regung begleitet, auch nicht im mindesten von einer ungeduldigen Wallung des Blutes berührt. Dies sagt uns der Liederzyklus: „Ein frühes Liebesleben", wohl das anmutigste seiner dichterischen wie biographischen Denkmale. Die Mehrzahl dieser kleinen Gedichte waren an Doris Voß, eine der Töchter des Kirchspielschreibers, gerichtet, an die damals sehr junge Schwester Emiliens, die er seit dem Eintritte in Susannas Schule bis in sein achtzehntes Jahr geliebt hatte. Wie die Neigung zu Emilie aufgeblüht und abgewelkt ist, wissen wir nicht; in den Aufzeichnungen des Dichters findet sich nur die lakonische Bemerkung vor, daß Emilie ihr Herz plötzlich einem Jünger der Nadel geschenkt habe. Doris, welche nun in den Lichtschein der einst von ihm verehrten Schwester trat, scheint die Zeichen seiner Anhänglichkeit mit Kinderaugen, halb zaghaft, halb neugierig betrachtet und sie mit keuscher Saumseligkeit erwidert zu haben. Es sind zierliche Stege, auf denen wir in jenen Liedern dem Freunde folgen, der selbst im Mädchenschritt von heiliger Schüchternheit zu wunschloser Freude weitergeht und den erquickenden Segen zärtlicher Liebe nicht leidenschaftlicher festhält als die unbestimmte Seligkeit halb entgegenkommender Neigung. In ebenso bescheidenen, aber darum nicht weniger innigen Tönen drückt sich sein Wehgefühl um die früh Verstorbene aus. Seine Liebe zu der holden Doris war eine züchtige, die weder mit wilden Erregungen, noch mit abenteuerlichen Hindernissen zu ringen, die sich nicht durch bange

Zweifel durchzukämpfen, nicht an selbstgeschaffenen Qualen wund zu ritzen hatte, war eine sanfte, sogar in den Schmerzen, die sie mit sich führte, wohltuende, die Seele wärmende Neigung. Nicht einmal als eigentlich schön haben wir uns das Bildnis der Geliebten auszumalen, als jungfräulich lieblich allein. Darum sind diese Lieder schämig, darum wird eine leise Stimme in ihnen hörbar, ob sie nun von Doris' erstem Gange zum Abendmahl oder von ihrem Druck der Hand oder von den Blumen, die sie einst pflanzte, erzählen. Darum gedeiht in ihnen eine unscheinbare, falbe Sinnlichkeit, die an das blonde Ährenfeld erinnert und wo sie tiefer sich färbt, die dunkelnde Kornblume nicht überbietet. Und weil Vater und Mutter um die Empfindung der Tochter wußten, ohne zu nicken und ohne abzuwinken, so gab es nur süße, nicht schlimme Heimlichkeiten, und ging ein unschuldiger Geist ein und aus.

An einigen dieser Lieder haben andere als Doris' Augen Anteil gehabt; da aber ein milder Hauch sie ohne Unterschied bewegt, so hat sie der Dichter nicht je nach den blauen oder braunen Augen, denen sie ihr Dasein verdanken, gesondert. Eines der duftigsten teile ich mit.

Süße Täuschung.

(23. September 1831.)

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
  Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich so tief, so ganz hinein
  In jene sel'ge Zeit versenke,
Wie wir zusammen Hand in Hand
  Hier wandelten in stillem Wehe,
Da ist es mir, als ob das Band
  Noch immer heiter fortbestehe.

Wir gehen fort und immer fort
  Und schaun die Gräber in der Runde,
Du hast für jegliches ein Wort
  Und sprichst es aus mit sanftem Munde,
Du sprichst vom frühen Schlafengehn
  Und von der Eitelkeit der Erde
Und von dem großen Wiedersehn,
  Das Gott uns nicht versagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
  So rufst du aus: wir müssen scheiden!
Der Vater ruft die Tochter ab,
  Wir wußten's längst und wollen's leiden!
Und ruhig wandle ich hinaus,
  Wie einst aus deines Vaters Garten,
Wenn er dich heimrief in das Haus,
  Du aber sprachst, ich solle warten.

Jenes Mädchen, welches diesen Liederzyklus mit angeregt hat, hieß Margarete Carstens und war die junge Stieftochter eines Lehrers Claussen. Sie hat sich nachmals nach Eiderstedt verheiratet. Der Dichter sprach mir von Gretchen einst auf einem Spaziergange in den Prater und sein Gesicht hatte dabei einen so kindlichen Ausdruck der Innigkeit, daß das Feuer kein dunkles gewesen sein kann. Er sagte dann die Verse, welche unter der Überschrift: „Nachklang" sein frühes Liebesleben abschließen, bewegt vor sich hin und setzte hinzu, daß sie noch aus Wesselburen herrührten.

Ach, zauberische Huldgestalt,
Die nie vergessen läßt!
Du hältst mit ewiger Gewalt
Mich noch im Tode fest:
Du spielst ein sanftes Abendrot
In meine Brust hinein,
Und bist du allenthalben tot,
Dort wirst du's nimmer sein.

Als Hebbel im September des Jahres 1856 in dem altertümlichen Schlosse Bertholdstein, an der steirisch-kroatischen Grenze, bei einem Freunde zu Gast verweilte, da erschien ihm im Schlafe die Jugendgeliebte. Er hatte sein Zimmer nahe einer Totenkapelle und war durch den schlechten Weg, der vom Dorfe zum Schloß hinaufführte, an Dithmarschen erinnert worden. „Nachts der Traum von Gretchen Carstens, die ich in Wesselburen so leidenschaftlich liebte und die jetzt auch schon längst begraben ist; wir hatten uns lange nicht gesehen, gaben uns die Hand und küßten uns herzlich. In der Nähe der Toten von der Toten, denn nur ein Zimmer trennte mich von der Kapelle, seltsam genug. Im übrigen war es der erste Kuß, den ich von ihr empfing, denn im Leben kam ich nie so weit, sondern belauschte nur des Abends ihren Schatten auf der Fenstergardine oder drückte die Türklinke."

Nicht zu einer hundertblätterigen Rose war seine Liebe aufgegangen, in vielen Heckenknospen war sie hervorgebrochen; eine derselben hatte den Namen Hedwig. Diese war ein noch unkonfirmiertes hübsches Mädchen, welche mit ihrer älteren Schwester, mit ihrer Mutter, einer Witwe Schulz, und einem Schauspieler Linhard in Wesselburen theatralische Vorstellungen gab. Als sie einst in einem Stücke die Unschuld darzustellen hatte, ward ihr eine lebendige Taube auf die Schulter gebunden. Sie ist jetzt die Witwe des vor einigen Jahren im Herzogtume Schleswig konzessioniert gewesenen Schauspieldirektors Herweg.

In jener Liebesperiode traf ihn einer seiner Bekannten um die Mittagsstunde in dem Gärtchen seines Prinzipals an, oben im Baume sitzend und mit Versen an seine kleine Hedwig beschäftigt. Was Hebbel für das liebliche Wesen empfunden und wie lange der Eindruck in ihm nachgewirkt hat, teilen uns die in München, 1837, ihr geweihten Strophen mit:

An Hedwig.

(Eine holsteinische junge Schauspielerin.)

Es war in schöner Frühlingszeit,
Als ich dich fand bei Spiel und Scherz,
Da drängte all die Lieblichkeit
Sich lind, wie nie noch, an mein Herz.

Du selber warst dem Frühling gleich,
Der nur verspricht, doch nicht gewährt,
Drum ward ich nicht vor Sehnsucht bleich
Und von Entzücken nicht verklärt.

Es war der Morgen vor dem Fest,
An dem man nur noch Träume tauscht,
Das Weh, das keinen Stachel läßt,
Die Freude, welche nicht berauscht.

Wie nur noch grün der Rosenstrauch,
Doch auch schon grün die Nessel war,
So glichen sich die Stunden auch,
Die uns beglückten, wunderbar.

Nach manchem Tag kam dann der Tag,
Der uns, vielleicht auf ewig, schied;
Ich trug es, wie man's tragen mag,
Wenn man den Frühling scheiden sieht.

Nur selten stieg dein holdes Bild
Mir auf in der erstarrten Brust,
Doch ward ich einmal weich und mild,
So war ich gleich mir dein bewußt.

Und dieses fühl' ich: blick' ich einst
Von meinem Sterbebett zurück,
So ist, daß du mir noch erscheinst,
Mein letzter Wunsch, mein letztes Glück.

Du warst mein Lebensengel, sei
Denn du mein Todesengel auch,
Dann mischt noch in den Herbst der Mai
Den überquellend vollen Hauch.

Am Morgen, wo der Mensch ersteht
Für seinen schweren Tageslauf,
Und abends, wenn er schlafen geht,
Da schaut er gern zum Himmel auf.

In jenen Tagen knospender Liebe und williger Entsagung schaute er zum ersten Male dem Käthchen von Heilbronn in die süßen blauen Augen und drückte sich das rührende Bild alles aufopfernder und darum vom Himmel nach langer schmerzlicher Probe gekrönter Liebe, er glaubte auf ewig, in die Seele. „Wie ein Stern", sagte er selbst, „bist du in meiner trüben Zeit über meinem Haupte aufgegangen und hast jene Seligkeit, die mir das Leben noch verweigerte und nach der mein Herz doch schon ungeduldig schmachtete, in meine Brust hineingelächelt; deine Schmerzen habe ich geteilt, denn mir war, als ob ich ebenso hinter dem Glück herzöge, wie du hinter deinem spröden Geliebten, und auf deiner Hochzeit war ich der fröhlichste, wenn auch zugleich der stillste Gast, denn ich glaubte fest, wie du, wenn ich mich auch nicht so klar auf den prophetischen Traum besinnen konnte, der meinen Wünschen die Erfüllung verhieß, an endliche Erhörung. Sie ziehen alle wieder an mir vorbei, die linden Frühlings- und Sommertage, die oft selbst in dem von der fernen Eider bespülten kleinen Dithmarschen, meinem Vaterlande, so schön waren, und die mir noch nichts brachten als erhöhte Sehnsucht und zuweilen auch erhöhtes Vertrauen; wie goldene Rahmen kommen sie mir jetzt vor, die sich nicht um ein Bild, sondern um die leere Luft zusammenschlossen. Aber damals empfand ich das nicht so, ich schaute durch diese Rahmen hindurch in die abendrötlich dämmernde Welt hinein, wo die Zaubergestalten tanzen und schweben, die der Dichter schafft, weil die Natur sie nicht unmittelbar schaffen kann, und von diesen Gestalten warst du lange der Mittelpunkt."

Gegen diese vereinzelten Lichtblicke stach das beängstigende Grau seines Tagewerks und seiner Lage bis zur unerträglichen Marter ab. Ja, die hellen Strahlen flüchtiger Augenblicke beschienen boshaft seinen in eine endlose Öde sich vor ihm verlierenden Lebensweg und jede Verfinsterung seines Gemütes, jede Schwiele und Narbe, die später sein Inneres entstellten, sind auf den Widerspruch der damaligen Situation zu der geistigen Stufe, welche er einnahm, zurückzuführen. „Daß ich in Dithmarschen geistig schon so hoch stand (ich wußte von Kunst und Wissenschaft, was ich jetzt weiß, und hatte „Die Jungfrau" und „Das Kind" schon gemacht), und dennoch gesellschaftlich von dem Kirchspielvogt Mohr, der mich e r k a n n t e, so niedrig gestellt ward, ist das größte Unglück meines Lebens." So lautet ein Stoßseufzer in seinem Münchener Tagebuche. Die Zeit des Kirschenpflückens war eben vorüber, die Zeit des Distelköpfens war angebrochen.

Der Kirchspielvogt Mohr ist lange im Hintergrunde dieser Erzählung geblieben, er muß nun wieder auf eine Weile in den Vorderraum treten, zugleich mit den Anklagen unseres Freundes, dessen Ansprüche an seinen Brotherrn eine andere Gestalt angenommen haben. Die Stunden sind ungleich und jedes edlere Gemüt wird in seinem Verhältnis zu den Mitmenschen diesen Unterschied beachten. Mohr hat ihn übersehen. In der stetigen Dankbarkeit und Anhänglichkeit des armen Schreibers hat er nichts weiter als ein erklärliches Ergebnis der Wohltaten erblickt, die demselben durch dessen Aufnahme in die Kirchspielvogtei erwiesen worden; aus den Pflichten, die Hebbel treulich erfüllte, jetzt, wie ehedem, hat ihn niemals eine Mahnung angesprochen, die ihm selber eine Verpflichtung gegen den ratlos tastenden und verlassenen Jüngling auferlegt hätte. Der gemeine Dünkel eines kleinlichen Beamten schrieb dem Kirchspielvogte das genaue Einhalten der Rechenmethode des Prinzipals gegen den Untergebenen vor und das jämmerliche Bewußtsein, von angesehenen Leuten abzustammen, ließ ihn fühlen, daß er der Sohn eines Mauermannes, daß er ein Häuerling sei. Ein ähnliches Denkmal hat sich der hochwürdige Diakonus Trescho in Mohrungen gestiftet, indem er anstatt den Wissenstrieb des Knaben Herder aufzumuntern, dessen bedeutende Fähigkeiten er wohl erkannt hatte, der bekümmerten Mutter oft die harten Worte sagte, wo sie denn hindächte, wenn sie wünsche, ihr Sohn möge studieren oder zu irgend etwas anderem als zu einem Handwerke schreiten! Ruhig sah er zu, wie seine Schwester den geduldigen Jungen, der bei ihm wohnte, zu allerhand Verrichtungen, Marktbesorgungen und Botendiensten mißbrauchte. Unser Kirchspielvogt hätte sich also immerhin auf einen frommen Vorgänger berufen können. Mochte Hebbel auch eitel gewesen sein, wie einer seiner Jugendfreunde betont, eingebildet auf seine Vorzüge: so war er doch im Grunde seines Herzens demütig, zur Verehrung, ja Überschätzung dessen geneigt, was andere gegen ihn voraus hatten. Mochte er auch mitunter durch seine Umgangsformen Spott oder Widerstreben hervorgerufen haben: der gewaltige Überschuß seiner geistigen Kraft glich die Sprödigkeit und Steifheit seines Benehmens wieder aus. Der Kirchspielvogt aber hat nichts dazu getan, die Spitzen und Kanten der Natur Hebbels abzuschleifen, die unerfreuliche Mitgift seines Herkommens zu verringern. Im Gegenteil: „Woher kommt mein schüchternes, verlegenes Wesen!“ ruft Hebbel in seinem Tagebuche, „woher kommt es, als daher, daß dieser Mensch mir in der Lebensperiode, wo man sich geselliges Benehmen erwerben muß, jede Gelegenheit dazu nicht allein ab-

schnitt, sondern mich dadurch, daß er mich mit Kutscher und Stallmagd an einen und denselben Tisch zwang, aufs tiefste demütigte und mir oft im eigentlichsten Verstande das Blut aus den Wangen heraustrieb, wenn einer kam und mich so antraf. Nie verwinde ich das wieder, nie, und darum habe ich auch nicht das Recht, es zu verzeihen." — Mit vortrefflichen Schulzeugnissen ausgerüstet war er in die Kirchspielvogtei gekommen und hatte dem Prinzipal vom ersten Tage an Dienste geleistet, die anfänglich zwar gering waren, die denselben aber sehr bald in den Stand setzten, seinen früheren Schreiber zu entlassen und Hebbel an dessen Statt zu verwenden. Dadurch war dem Vogte der nicht unbeträchtliche Gehalt erspart worden, den er hatte zahlen müssen, und unser Freund hatte als Äquivalent des Herrn abgelegte Kleider, die Beköstigung am Gesindetische, und während der letzten Jahre eine Kleinigkeit an Besoldung erhalten. Als der Kutscher Christoph, mit dem er das Bett teilte, am Fleckfieber schwer erkrankt darniederlag, da fiel es Mohr nicht ein, wenigstens jetzt unserem Freunde eine andere Schlafstelle anzuweisen. Zu seiner Bildung hat er auch nicht ein Sandkorn beigetragen, dies können alle bestätigen, die mit Hebbels Jugendleben vertraut gewesen. Der Postbote Teß aus Wesselburen sagte zu Groth (1875), „das wisse ja doch jedermann in der Marsch, Wesselburen zumal, wie Mohr gegen Hebbel gehandelt habe." Eine Episode aus dem Jahre 1834 möge diese traurige Bilderreihe ergänzend abschließen.

Im Sommer des genannten Jahres verheiratete sich der Kirchspielvogt Mohr mit der Tochter des Kirchspielvogtes Bruhn, weiland in Wesselburen. Da diese Hochzeit auf das solennste sollte gefeiert werden, so waren nur wenige Wesselburener, aber desto mehr Heider nebst anderen Honoratioren der Landschaft als würdige Gäste geladen. Hebbel, der doch mit zum Hause gehörte, war als nicht hoffähig übergangen worden. Er empfand nur zu sehr diese gar zu auffällige Zurücksetzung und Geringschätzung, ertrug sie aber mit stoischer Gelassenheit. Einige Tage vor der Hochzeit kam er mit mehreren Wesselburenern zusammen und warf, wie Wacker sich erinnert, leichtlich die Äußerung hin, die jungen Leute des Fleckens könnten dem Kirchspielvogte an seinem Ehrentage durch einen Fackelzug eine Krone der Ehren aufsetzen. Wenngleich ein eben auftauchender Einfall, wurde derselbe dennoch lebhaft ergriffen und festgehalten, so daß man von allen Seiten einstürmte, ihn zu verwirklichen. Begreiflicherweise handelte es sich dabei nicht um die Ehre des Kirchspielvogts allein, als vielmehr um das Vergnügen, den Genuß eines nie da-

gewesenen Schauspiels. Genug, die jungen Leute ließen sich bestimmen und gingen in möglichster Stille an die Vorkehrungen zu diesem, dem Kirchspielvogte, wie ihnen selbst, ja dem ganzen Flecken zugedachten Spaß. Es mußten Fackeln angefertigt werden, eine Schmiede wurde zum Laboratorium gewählt und alle, Hebbel darunter, arbeiteten tapfer in Pech und Harz, Teer und Werg. Wiewohl keiner ein Meister in der Feuerwerkerei heißen konnte, ward dennoch ein Fabrikat zustande gebracht, welches, zur angesetzten Stunde verwendet, jede Erwartung bei weitem übertraf. Es sollten aber zugleich Lieder gesungen, gedichtet und überreicht, es sollte der Fackelzug geordnet werden. Der poetische Teil fiel Hebbel zu, während der nachmalige Organist Wacker den gesanglichen übernahm. Hebbel verlangte von dem musikalischen Dirigenten nur die Angabe des Versmaßes und zwei Stunden später hatte er seine poetischen Produkte fix und fertig abgeliefert. Das eine wurde vor dem Hochzeitshause unter Instrumentalbegleitung gesungen und dem jungen Paare überreicht, das andere bei dem Verbrennen der Fackeln lustig abgeorgelt. Als aber beim Überreichen des Hochzeitskarmens die Leiter des Fackelzuges und die besonders wirksamen Mitglieder dringend und wiederholt aufgefordert wurden, nunmehr das Fest bis ans Ende verschönern zu helfen, da war Hebbel zum Mitgehen in das Hochzeitshaus auf keinerlei Art zu bewegen. Allerdings fragte der ungemein freudig erregte Kirchspielvogt beim Erscheinen der andern sofort nach seinem lieben Hebbel, und als dessen Kommen verneint ward, schien wenigstens ein Tropfen Bitternis in den Kelch seiner glücklichen Befriedigung zu fallen.

Mit der zunehmenden Helle, in welche die geistigen Prozesse unseres Freundes traten, mit der erhöhten Deutlichkeit, welche die dichterischen Gegenstände gewannen, schnitten sich auch die schmachvollen Zustände, die Unbilden und Erniedrigungen seines Lebens in scharfen Konturen vor ihm ab; mit dem poetischen Vermögen, das auf dem Sammeln und Steigern beruht, ging ein geschäftiges Zusammentragen der bitteren, häßlichen Eindrücke, ein emsiges Aufzählen aller Unglücksposten betrübsam Hand in Hand. Hebbels Verweilen bei den Nachtseiten der menschlichen Natur, sein Hang, die Rinde der Dinge abzukratzen, sein unheimliches Aufdecken der Wurzeln: „In dieser Epoche sind ihre Ursprünge zu suchen und zu finden. Die größte Torheit ist, gebeugt ins Leben einzutreten! Das Leben ist dem Widerstreben geweiht; wir sollen uns aufrichten, so hoch wir können und solange, bis wir anstoßen! — In Dithmarschen hat mich keiner gekannt. Wenn ein Mensch im Sumpf liegt und dem Ersticken nahe ist,

kann ihn niemand kennen lernen!" — An solchen Ausrufungen fehlt es in der Folgezeit nicht, und wir begreifen sie erst vollständig, nachdem wir in seine Jugend eingeweiht worden sind.

Vielleicht noch nie, gewiß aber äußerst selten, hat ein Menschenkind unter dem Gefühle des Stolzes bei der Nötigung, ihn zu unterdrücken, stärker gelitten, als eben Friedrich Hebbel. Schon aus seiner frühesten Kindheit wird uns von seinem Bruder Johann ein Zug überliefert, der als ein voller Naturlaut des Stolzes gelten kann: Friedrich war zwei Jahre alt, als ihn die Mutter aufforderte, den fremden Säugling zu wiegen, den sie neben dem eigenen, der Bezahlung wegen, wie wir wissen, angenommen hatte; Friedrich aber sagte mit seinen Kinderlippen die Worte: „Meinen Bruder will ich wiegen, aber den fremden Bruder nicht!" und stellte sich zu Häupten Johanns hin, um ihn zu schaukeln. Er selbst entsann sich, daß er als Bursche auf einem Bauernhofe ein Pferd habe ziehen sollen und daß er sich beharrlich gegen diese Zumutung gesträubt habe. „Was beim Sohne des Reichen", meinte er, indem er diese Jugenderinnerung anmerkte, „angeborener Adel heiße, das werde bei dem Sohne des Armen Bettlerstolz geschimpft. An dem jungen Goethe", fährt er fort, „wurde das Selbstgefühl so gelobt, ich hatte es auch, wurde aber hart dafür getadelt und oft gezüchtigt, wenn es hervortrat. Das sei der Fluch der Armut, daß alles, was Selbstgefühl verrate, sich nicht mit ihr vertrage, sondern als Hochmut, Anmaßung und Lächerlichkeit erscheine!" Infelix paupertas, quia ridiculos miseros facit! lautet der römische Spruch. Der Dichter hat mir offen gestanden, daß die Charakteristik seines Demetrius im Vorspiele zu der gleichnamigen Tragödie ein biographisches Bekenntnis sei. Das trotzige, herausfordernde Benehmen Dmitris am Hofe des Wojewoden von Sendomir, wo er Knechtesdienste verrichtet, der dem Jüngling eingepflanzte Stolz, gegen den derselbe umsonst ankämpft und welcher erst nachträglich seine Rechtfertigung empfängt, dies alles ist aus verwandten Stimmungen und Prätendentengelüsten der Jugend unseres Freundes geschöpft.

Ich setz' mich lieber auf die nackte Erde,
Als auf den Stuhl des Bauern, trinke lieber
Aus hohler Hand, als aus dem Napf des Knechts,
Und such' mir lieber Beeren für den Hunger,
Als daß ich schwelge, wo der Bettler zecht!

Daß er aber den Einfluß der Armut so schmerzlich, dermaßen als zerstörend empfand, macht eben das Unglück dieser

Armut aus. „Nur denjenigen, der sie willig hat, bewahrt sie vor der tiefen Hölle!" singt der Meister Gottfried. Es ist viel über das Heilsame und Bildende der Armut geredet und geschrieben worden, insbesondere über ihre fördernden Wirkungen auf den produktiven Geist, und wir werden im Verlaufe der Erzählung Gelegenheit haben, Hebbel selbst noch in dieser Frage zu hören. Mir deucht, man dürfe im allgemeinen die Linie nicht übersehen, welche Armut von Not im eminenten Sinne scheidet, und man müsse, was den einzelnen Fall hier anbelangt, auf den Zusatz von Begehrlichkeit und treibendem Ungestüm in Hebbels Persönlichkeit Gewicht legen. Er hatte keine Faser der freundlich bildsamen Naturen, bei denen jeder Mangel leise und unwillkürlich sich in seine Begrenzung umsetzt, jede Entbehrung allmählich und unvermerkt sich in ein Verzichten aus freier Wahl verwandelt. Der schmucklose Platz täglichen Lebens war für ihn nicht der Ort, wo er sich wohlig fühlte, denn in ihm überwog das wollende und fordernde Element. Den guten Bewohnern von Todi, wenn sie von der Feldarbeit heimkehrend, sich den Hügel hinaufschlängelten und ihre Ochsen antrieben, während ihre Weiber die braunen Kinder auf dem Rücken trugen und einige Franziskaner mit staubbedeckten Füßen ihnen folgten, denen hat es angestanden, das Loblied Giacopones auf die Armut zu singen, das sich mit der Abendglocke des Ave Maria vermischte. Mit schwellenden Kräften jedoch, mit leidenschaftlichen Impulsen verträgt sich ein solches Loblied nicht. Und wenn Jakob Grimm die Armut preist, indem er hervorhebt, daß Dürftigkeit zu Fleiß und Tätigkeit ansporne, einen nicht unedlen Stolz einflöße, und dann die Beziehung der Armut zu unserer Nation ins Auge faßt, indem er vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem Umstande zuschreibt, daß sie kein reiches Volk sind, daß sie von unten herauf arbeiten und sich viele eigentümliche Wege bahnen, so muß denn doch hinzugefügt werden, daß Grimms Jugend nicht die Nacht der Sorge gewesen, und daß seine Erinnerungen an den Amtmann von Steinau, an die wiesenreiche, mit schönen Bergen umkränzte Gegend und an die gefällige Bücherei im väterlichen Hause durchaus nichts mit Erinnerungen solcher Art gemein haben, wie an den Erbschaftshader wegen einer zerrissenen Schürze oder an die im Dunkeln genossene Hühnersuppe, oder an den entlassenen Sträfling, der Eltern und Kinder harpyenhaft aus dem Hause treibt.

Je mehr Hebbel litt, desto schweigsamer wurde er, so daß den Freunden in Wesselburen und Heide seine inneren Vorgänge nichts weniger als offenkundig vor Augen lagen. Ihm erschienen

jetzt die angeknüpften Verhältnisse in einer anderen Beleuchtung. Denn der gegenseitigen Berührungspunkte waren immer weniger, der Abstände dagegen zwischen seiner Entwicklungsstufe, seinen Zielen und denen der Genossen immer mehr geworden. „Ich kann mit einer Tür reden, falls nur mit Kreide ein Mensch darauf gemalt ist, dies erklärt viele meiner Verbindungen von ehemals", schrieb er auf das Heft der biographischen Anmerkungen unter dem Schlagworte: Spätere Zeit. Auch der Trieb, seine Gedichte vorzulesen, hatte nur solange gedauert, bis etwas Gutes entstanden war; da hörte derselbe mit einem Male auf. Wo aber die Herzlichkeit des Einvernehmens entschied, wie bei Wacker, Hedde, der Familie Voß, da verloren jene Gegensätze in der menschlichen Ausgleichung ihren Stachel gänzlich. Zu guterletzt schloß er mit einem jungen Manne, Leopold Alberti in Friedrichstadt, der literarisch mit ihm wetteiferte, in hitziger Übereilung Freundschaft. Diesem hat er wahrscheinlich seine Schmerzen, seine Hoffnungen und Pläne anvertraut.

Aus der letzten Periode seines Wesselburener Lebens stammt eine wertvolle Porträtskizze, welche Klaus Groth von unserem Freunde entworfen hat. Groth sah ihn das erste und einzige Mal, als er selbst fünfzehn Jahre, Hebbel einundzwanzig zählte.

„Mich bemerkte er wohl nicht, ich war klein und gänzlich knabenhaft. Ich hielt mich schon damals bewundernd in der Ferne, obgleich er erst nur wenige lyrische Gedichte ins Modeblatt der Amalie Schoppe hatte rücken lassen. Er war schlank gebaut, doch fleischig, beinahe üppig, mädchenhaft, eine große bewegliche Gestalt mit blauen Augen, blondem Haar. So war auch seine Stimme weich und biegsam, wie seine Bewegungen. Er stand mit mehreren jungen Freunden, Schreibern bei Beamten, wie er selber, vor einem Bücherbrett, das er mit raschen Blicken musterte. Einige Äußerungen, die er über Bücher machte, welche er herabnahm und oberflächlich durchblätterte, klingen mir in der Erinnerung etwas selbstbewußt. Ich sah später nach, es waren juristische Werke: Damit also beschäftigte sich der Dichter, waren meine Schlüsse. Diese seine Freunde blickten offenbar mit Respekt zu ihm hinauf, gemengt vielleicht mit etwas Mißtrauen in sein Tun und Können. Ich selbst war ganz Ehrfurcht, seine Erscheinung war mir eine durchaus geniale. Vielleicht hat niemals jemand wieder mit dem ungemischten Gefühle reiner Bewunderung persönlich zu ihm aufgeblickt. Dies ist ja nur dem Knabenalter gegeben."

Mit dem Beginne des Jahres 1834 tat sich endlich die Lücke weiter auf, durch welche seine Befreiung hereinschimmerte.

Amalie Schoppe zeigte ihm an, daß sie Aussicht habe, ihm eine Stelle in einem Lotteriegeschäfte, das mit einer Papierhandlung verbunden war, zu verschaffen. Dasselbe bedürfe eines umsichtigen Verwalters, als welchen sie dem Eigentümer ihren jungen Freund vorgeschlagen habe. Obendrein sei es leicht, werde ihm freie Zeit zur Genüge gelassen, und ihm in dem Grade Muße und Geld gewähren, daß er sich in den Wissenschaften, namentlich den Sprachen, ausbilden könne, um nach einigen Jahren so viel erübrigt zu haben, daß er doch noch seinen Lieblingswunsch, zu studieren, erreichen werde. Das war ein Wechsel auf lange Sicht. Zugleich habe sie dem Besitzer der „Wöchentlichen und gemeinnützigen Nachrichten", Herrn A. Hartmeyer, ihren Schützling aufs wärmste empfohlen, und wenn jener ihn auch nicht augenblicklich zu placieren imstande sei, so wünsche er doch einstweilen Genaueres über den jungen Mann zu erfahren. Hebbel möge daher in einem offenherzigen Briefe alles Nötige über Herkunft, Erziehung und Ausbildung in den ersten Schulkenntnissen mitteilen, ferner auf den Umstand hinweisen, daß er fünf Jahre hindurch zur Zufriedenheit seines Prinzipals in der Kirchspielvogtei gestanden habe, daß er diese Position nicht leichtfertig aufgeben wolle und daß er, seine Fähigkeiten und seinen Charakter betreffend, die besten Zeugnisse beibringen könne. Endlich solle er seinem brennenden Triebe nach höherem Unterricht Ausdruck leihen und hervorheben, wie sehr seine Kräfte bei längerem Verbleiben in Wesselburen zusammenschrumpfen und verkümmern müßten. Dem allen solle er zum Überflusse seine Ansichten über Religion, Lebenszwecke, bürgerliche Stellung zur Welt u. dgl. hinzufügen. Dieser Brief wäre jedoch wohlüberlegt aufzusetzen und in möglichst schöner Schrift abzuschreiben. Amalie Schoppe wünsche ihn unversiegelt zu erhalten, damit sie ihn vorher lesen und alsdann persönlich übergeben könne.

Die wohlmeinende, fürsorgliche Frau sprach mit Hebbel, wie mit einem Sekundaner.

Indessen ging neuerdings ein halbes Jahr ohne Resultat für ihn ins Land, bis im Juli 1834 das folgende Schreiben bei ihm eintraf:

„Teuerer Hebbel!

Mein Herz ist Ihnen in diesem Augenblicke so nahe, daß ich es mit der Feder auch sein muß. Eben war der Bürgermeister Möller, ein Fahmeraner (also Landsmann), hier; er steht in Tönningen und hat durch Konsul Lerow, dem mein Justizrat Albrecht, Postmeister hier, auf meine Bitte, von Ihnen und Ihren Talenten geschrieben hat, schon von Ihnen gehört. Man

will zusammentreten und für Sie tun, was Sie glücklich machen wird: Sie sollen studieren! Möller hat mir seinen Handschlag darauf gegeben, daß er alles aufbieten will, Ihnen zu diesem Ziele in Verbindung mit andern behilflich zu sein! Ich bin fast außer mir vor Freude! Dies ist radikale Hilfe, alles andere wäre Stückwerk gewesen. Möller schreibt mir, sowie er nur wieder in Tönningen angelangt ist, von Ihnen, und was er mit Lexow für Sie bewirkt hat. Es haben sich noch andere bereit erklärt, tätig für Sie zu sein — kurz, es wird, es muß gehen!

Mein Herz ist so voll Freude, als sei mir ein großes Glück begegnet, — Sie liegen mir am Herzen und schwer, da mir bisher nichts für Sie gelingen wollte.

Möller hat ein Kind zur Frau, das früher vier Jahre bei mir auf Fahmern in Pension war; er scheint ein herrlicher Mann zu sein und ist ein hochgebildeter; ich habe schon viel von ihm gehört.

Also Mut gefaßt, mein Freund! es wird nun alles zum Allerbesten gehen — Gott hat es so gewollt, und es sollte nicht anders kommen. Ihre Schlacht bei Hemmingstedt hat Ihnen diese Freunde erworben. Mut, Hoffnung, Freudigkeit, mein teuerer Freund!

Ihre

Amalie."

Eifrig setzte die Freundin ihre Vorbereitungen zu seiner Übersiedlung nach Hamburg fort, zog noch andere Gönner heran, bemühte sich um eine Wohnung, wie um Freitische für den bald zweiundzwanzigjährigen Hebbel. Sie ermahnte ihn, bevor er irgendeinen Schritt tue, mit sich abzumachen, w a s er zu studieren gesonnen sei; denn eine Brotwissenschaft müsse ergriffen werden und die Poesie dürfe nach wie vor nur die Würze eines arbeitsamen Lebens sein. „Uhland, der große Dichter, bekleidet ein öffentliches Amt und ist sehr fleißig."

Also vom Gesindetische in der Kirchspielvogtei zu den Freitischen in Hamburg. Höhere Beamte und Patrizier werden seine Gönner sein, und ein Herr Doktor und Pastor Schmalz in Altona wird die für ihn einlaufenden Unterstützungen verwalten und den Lebens- und Studiengang des armen Kostgängers überwachen. Eine traurige Schmiede des Glücks. Hebbel faßte die Sachlage freundlicher auf: er sah nur die Hämmer arbeiten, die Bälge schnauben, die Funken stieben, ihm schwebte ein glänzendes Schwert vor, er konnte jetzt nichts von einer neuen Kette wissen.

In einem der ersten Monate des Jahres 1835 scheint er sein eigener Quartiermacher in Hamburg gewesen zu sein. Alsdann traf er alle Vorkehrungen zum Weggange. Die Kirchspiel-

vogtei hat er sicherlich mit einem seltsamen Gemisch ineinander fließender Empfindungen verlassen. Sie war ja die Stätte seiner ersten Tätigkeit, wie seiner schlimmsten Erniedrigung, unter ihrem Dache hatte er die süßesten Freuden des Gemüts und die schmerzlichsten Kämpfe des suchenden Dichters geborgen. Die abschlägige Antwort, welche der Pseudowohltäter Mohr, wie ihn Hebbel später nannte, Amalie Schoppen gegeben, als sie bei ihm hatte anfragen lassen, ob man auf einen kleinen Beitrag für Hebbel werde rechnen dürfen, war das letzte Denkzeichen der Interessenpolitik, welche der Prinzipal gegen den Schreiber unverrückbar eingehalten. In der Kirchspielschreiberei, bei Tante Voß, dem alten Herrn und bei Emilie wird es rührende Szenen gesetzt haben; schon Doris wegen, die nicht mehr Lebewohl sagen konnte. Und schwer wird ihm der Abschied von der Mutter aufs Herz gefallen sein, welche immer „zu weinen anfing, wenn sie sich leidenschaftlich aufgeregt fühlte", welche arm zurückblieb, als ihr Liebling arm in die Fremde zog.

Ehe wir jedoch mit dem jungen gereiften Freunde uns von seiner Heimat trennen, wollen wir die Eindrücke summarisch uns vergegenwärtigen, welche diese Jugend aufgenommen und den folgenden Lebensaltern gleichsam als Vermächtnis überliefert hat. Anfänglich merken die meisten Menschen nicht, in welchem Grade abhängig sie von den frühesten Eindrücken sind; sie werden sich dessen erst später bewußt, ungefähr wie gewisse Legate erst nach einer bestimmten Frist angetreten werden dürfen. Unser Freund aber kannte sein Jugenderbe schon in der Jugend.

Frühreife ist auf diese Jugend geschrieben, und zwar eine Frühreife der Erkenntnis, nicht der rasch sich entfaltenden Kräfte, wenn Hebbel auch in der Lyrik das Ziel früher erreicht als erkannt hatte. Die Frühreife innerlich glücklicher und schöner Naturen, wie Raffael oder Mozart, ist blind. Mit jedem voreiligen Lichte, das in Hebbel aufblitzte, erlosch ihm eine Freude oder ein unbefangener Genuß. Die Umstände und seine Eigenart hatten einander, man möchte glauben, vorbestimmt angezogen, so daß das Produkt, das wir Schicksal nennen, bei genauer Erwägung den Anflug des Zufälligen verliert. Andere als er, in ähnliche Verhältnisse gedacht, hätten einen anderen Entwicklungsgang genommen. Dies wird uns besonders deutlich, wenn wir uns der Vorteile eines naturnahen Lebens erinnern, welche das abgeschlossene, von der See bespülte Dithmarschen darbietet. Was in Klaus Groth, der aus Heide stammt, den Sinn für das Volkstümliche zusammengehalten, Innigkeit und heitere Freiheit ausbilden und begünstigen half, was Theodor Storm, der

aus Husum gebürtig ist, den Segen und die Poesie der Beschränkung empfinden ließ, das regte in unserem Freunde das Gefühl der Enge, der geistigen Fessel an, das drückte ihm als Kontrast zu seinen Wünschen und Begehren den Dorn der Unzufriedenheit ins Herz. Freilich der eine, Storm, war von der Wohlhabenheit einer angesehenen Familie getragen worden, hatte in seiner Kindheit atlaßne Kleider durch das Gesellschaftszimmer des Vaterhauses rauschen hören und unter den Linden vor der Tür des begüterten Oheims in Knabenfröhlichkeit Dohnen verfertigt zum Krammetsvogelfang. Der andere, Groth, wiewohl sein äußerer Bildungsgang Ähnlichkeit mit jenem Hebbels aufweist, hatte bei seinem Kirchspielvogt eigentlich gar nichts zu tun, daher volle Zeit, seine zwanglose Lern- und Leselust zu befriedigen. Achtzehn Jahre alt, hatte er schon den ganzen Shakespeare, damals noch in der Vendeschen Übersetzung, gelesen, fast sämtliche deutsche Klassiker kennen lernen, Goethe über alle gestellt, Grammatik und Stil a la Franklin eingeübt. — Barthold Niebuhr, der wohl ein Kind Dithmarschens heißen darf, ob er gleich in Dänemark das Licht der Welt erblickt hat, gestand selbst, daß er in Moor und Heide, unter freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt lebe und keine Kunst vermisse; auch lernte er in jungen Tagen Handwerksgriffe, die seinen nachmaligen präzisen Forschungen überaus dienlich gewesen. Hebbel empfing eigentlich nichts von dieser belehrenden Sinnlichkeit auf dem Lande aufwachsender Menschen, denn er mußte zeitlich vor dem Handwerke und dem Bauernberufe, der ihn knechtlich bedrohte, flüchten. Wo der Nährvater der neueren deutschen Dichtung, wo Martin Opitz, lange ein Asyl, ferne von der Wut des dreißigjährigen Krieges gefunden, wo sein Schüler Rachel, aus Heide, seine scharfsinnigen und in der Sprache beweglichen Satiren geschrieben hatte, dort kam Hebbel als ein Gefangener sich vor, dem Wesselburen und vergitterte Fenster einander deckende Begriffe geworden waren. Wo Christian Boie, einst das Haupt des Göttinger Poetenkreises, die frischesten Jahre seiner Wirksamkeit zubrachte, wo er seinen Garten (in Meldorf), eine dithmarsische Sehenswürdigkeit, behaglich pflegte, indem er aus allen Weltgegenden Samen und Reiser sammelte, und wo dem biedern Voß die Farben zu seinen ehrsam anmutenden, heimatwarmen Idyllen aufgegangen waren, dort schaute Hebbel mit den Augen eines Schiffbrüchigen um sich, mit sehnsüchtig in die Ferne schweifenden Augen. — Den Trotz und Stolz hingegen der alten Dithmarscher, ihre Fehdelust und ihren unerschütterlichen Willen hat er in sein Leben wie in seine Tragödie hinübergenommen, und der fortwährend zu

Behauptung und Abwehr gerüstete Charakter des Ländchens ist in seiner entschlossen besonnenen Artung beinahe persönlich geworden.

Unter allen Eindrücken nehmen seine religiösen den obersten Rang ein; von den Chorälen angefangen, die der wortkarge Vater mit den Kindern gesungen, bis zu den inneren Erschütterungen, welche von der Kirche und den mit ihr zusammenhängenden Zeremonien ausgegangen, hinauf. Gestalten der Frömmigkeit und des Glaubens schreiten durch die Mehrzahl seiner Dramen: prophetische durch die Judith, beschwichtigende und asketische durch die Nibelungen, weissagende durch die Schlußszene des Herodes; christliche Symbolik erfüllt die Genoveva, ein strenger protestantischer Geist durchdringt das Bürgerhaus in der Maria Magdalena, und den Hintergrund katholischer Hierarchie schließt die Tragödie seines Demetrius auf. Über seine ganze Poesie aber ist ein mystischer Hauch gebreitet, ein ahnungsvolles Helldunkel, das sich mit der Unerschrockenheit seines Denkens auf das beste verträgt.

In zweiter Reihe hat ihm die Not ihre finstern Lehren gepredigt. An den ängstlichen Auftritten zwischen Vater und Mutter in Augenblicken materieller Bedrängnis war in dem Kinde der Kummer erwacht, an den Ungerechtigkeiten Susannas in der Verteilung der Weihnachtsgeschenke die Wahrnehmung des Unterschieds zwischen Besitz und Dürftigkeit. Die Hartherzigkeit und Schadenfreude der Begüterten hatte er in dem verworfenen Gläubiger kennen gelernt, der die Familie zwang, ihre Wohnung zu räumen, die beschämenden Wirkungen der Armut in den sich andrängenden Waisenknaben, welche mit dem Sohne verarmter Leute natürliche Gemeinschaft suchten. Und damit die Farbenskala voll werde, hatte er noch von jenem fratzenhaften Konferenzrate hören müssen, welcher in seiner Bosheit die schnöde Allmacht des Geldes vorstellte, indem er Milch in die Rinnsteine goß und die Kirche zum Pferdestalle umschuf; offenbar das Vorbild des Ungetüms Gregorio im Trauerspiele in Sizilien.

Der Totentanz des Grauenhaften hing gleichfalls in seine Jugend hinein. Bei Aussingen der Leichen ist der Knabe tätig gewesen, neben einem alten Grabkeller auf dem Kirchhofe hat er seine Spiele ausgeführt, und die Särge berühren, hat ihm eine schauerliche Lust gewährt. In die Heimlichkeiten der entarteten Menschennatur aber ist der junge Schreiber eingeweiht worden. Dies alles mag nachmals die Neigung des Dichters, Wunden zu befühlen, in dunkle Seelenzustände sich zu versenken, wenn nicht hervorgerufen, so doch gereizt und geschärft haben.

Weil aber sein Wesen ein edel angelegtes war, so hatte

die Not ihm Sparsamkeit und ein dankbares Aufnehmen jeder Wohltat gelehrt. Weil sein Sinn ein ursprünglich vornehmer war, so trübten die Erfahrungen über die Ungerechtigkeit der Menschen nicht im mindesten sein eigenes Rechts- und Gerechtigkeitsgefühl.

Dem Vater und der Mutter, dem Brunnen und dem Birnbaum des Gärtchens werden wir in seinem bürgerlichen Trauerspiele begegnen, den kleinstädtischen, rührenden, sonderbaren, rüpelhaften Figuren, welche durch seine Jugend geschlüpft sind, in einzelnen seiner Erzählungen und in dem Lustspiele: „Der Diamant". Die Sitten und Bräuche Dithmarschens, nach ihrem traulichen wie ärmlichen Zuschnitte, hält das Idyllenepos: „Mutter und Kind" fest, die Derbheit und den Übermut der Vorfahren der dramatische Entwurf: „Die Dithmarscher"; während wir den blutbesprengten steinernen Altar, den Götzendienst und Opferhain der düstern Heimatssage in den Szenen seines Molochs wieder erkennen.

Lustig schoß die Prahlsucht seiner Landsleute, die das dithmarsische Lügenmärchen so schalkhaft gezeichnet hat, bei ihm in den Halm; jedem, der sich des intimen Umganges mit ihm erinnert, wird die Form seiner Schwänke, welche ihm aus seiner Schreiberzeit anhingen, unvergessen sein. In seinem Ordnungssinne lebte der Kirchspielvogt Mohr nach der guten Seite, in seinen wunderlichen Körperbewegungen nach der komischen fort, in seiner furchtbaren Reizbarkeit und Heftigkeit aber auch die Folter, welche er in den ihm zugefügten Demütigungen lautlos hat überwinden und verwinden müssen. Den Widerstand, der verspätet im Demetrius ausbricht, trug er lange, wie einen fressenden Wurm, in sich, das unterschlagene Selbstgefühl warf sich für eine Weile auf die edleren Organe und machte ihn nun spröde und verkniffen, unwirtlich und rauh.

Die seelische und künstlerische Förderung, die ihm durch Uhland zuteil geworden, übertrug er auf den Menschen, dem er die tiefste Dankbarkeit und Ehrfurcht bewahrt hat. Und weil er durch die elektrische erste Berührung mit Uhlands Poesie von der Rhetorik seiner poetischen Tastversuche erlöst worden war, so weicht er der Rhetorik sein Leben lang aus; weil dichterische Breite und Unbestimmtheit den ratlosen Anfänger irregeleitet haben, so weist er auch im Genusse der eroberten Kürze und schlagenden Bildlichkeit alles Lockere und Beredsame der Kunst als einen verdächtigen Überfluß von der Hand und bringt sich dadurch nicht selten um den Zauber einer leichten und beschwatzenden Darstellung, welche das Wesentliche und Notwendige mit gefälliger Schönheit überspielt.

Nichts von dem, was er in seiner Jugend besonders lieb

gehabt, aber auch nichts, was er damals gemieden und geflohen hat, nimmt später ein anderes Gesicht für ihn an. Gerne las der Mann noch in den Fabeln Lichtwers, die der Knabe beim Wiegen der Kinder Dethleffsens, vielleicht zur Türe hinaus, schaukelnd gelesen hat, ein teueres Buch blieb ihm der Don Quijote, einst die Lektüre beim sterbenden Vater. Bedeutsam, wie kein anderes Fest, war ihm fortan die Weihnacht, die einzige fröhliche Zeit seiner Kindheit, und niemals entfremdete er sich den Tieren, den steten Genossen am Morgen, am Mittag und am Abende seines Lebens. Schlangen fürchtete er, gleich nachdem er die Geschichte des ersten Menschenpaares kennen gelernt, wohl auch aus dem Grunde, weil es in der Marsch keine Schlangen gibt: vor Schlangen konnte er das Weite suchen, wenn er späterhin irgendwo einer solchen ansichtig ward. Knochen sehen war ihm seit jeher ein unerfreulicher Anblick, und die Rippe, die er als Wort aus dem Katechismus gekratzt hatte, sollte, seltsam genug, in seinen letzten Lebenstagen eine traurige Bedeutung erlangen.

Treten wir nun nach diesen rückschauenden und vorgreifenden Bemerkungen den schweren Weg mit unserem Freunde an.

An einem Sonnabende, Ende Februars oder im Beginne des März 1835, machten sich die Kameraden auf, Wacker, Hedde obenan, ihm das Geleite nach Heide zu geben. Wie sich von selbst versteht, fehlte auch Johann mit'n Buckel nicht, der geduldige Barbeck. In dem Wildeschen Gasthofe daselbst ließen sie, wie Wacker sich noch entsinnen will, das Mahl bereiten und feierten dort den Abschied recht solenn auf ihre Weise. Sie blieben bis auf den Nachmittag zusammen und Hebbel unterhielt sie unausgesetzt mit seinen Zukunftsplänen. Um 4 Uhr sollte er mit dem Heider Wochenwagen nach Brunsbüttel und die Freunde mit dem ihrigen nach Wesselburen zurück. Zur angebrochenen Stunde trennten sie sich von Hebbel, unter gegenseitigen Beteuerungen unwandelbarer Freundschaft und dauernder Gemeinschaft. Hebbel fügte seinen Versicherungen noch das Versprechen hinzu, daß sie seine poetischen Früchte stets zuerst empfangen würden.

Er wird ernst und schwermütig vorwärts, nachdenklich hinter sich geschaut haben. Ein Vers von Salis drückt vielleicht seine Stimmung aus:

Frischer dünstet der Tau, tiefere Dämmerung
Spannt den trübenden Flor über die Fernung hin.
Wo die Formen vernachten,
Weilt hinstarrend der bange Blick.

Zweites Buch

Der Autodidakt

(1835—1839)

Was Einer werden kann, das ist er schon.
Fr. Hebbel.

Erstes Kapitel.

Unter seinen Wohltätern in Hamburg.

An einem der Spätwintertage des Jahres 1835 kam Friedrich Hebbel in Hamburg an. Unweit des Altonaer Tores befanden sich die Grenzen des Freistaates und des Königreichs Dänemark. Zwei schmucke hanseatische Ulanen zu Pferde und zwei dänische Infanteristen in roten Röcken hielten hier in Eintracht und Frieden nebeneinander Wacht; man verließ den einen Staat und betrat den andern, ohne in Sitte und Sprache auch nur die kleinste Veränderung zu spüren. In Hebbel mag es verworren genug ausgesehen haben. Mit jedem seiner Schritte mußte er die beiden Grenzgebiete schmerzlich empfinden, welche sich in den zwei Lebensabschnitten, dem zurückgelegten und dem beginnenden, gleichsam plastisch berührten und ihm die Unsicherheit aller seiner Verhältnisse als die einzige Gewißheit vor die Seele brachten. Eine fremde große Stadt hat für den verlassenen Ankömmling immer etwas Schauerliches, sie erweckt in ihm den Eindruck der gemeinen Unendlichkeit; nun gar für den zweiundzwanzigjährigen Menschen, der sich in seinem Selbstgefühle wie in einer stolzen Kleidung bewegte, die seiner hilfsbedürftigen Lage nicht geziemte.

Er stieg in einem kleinen Gasthause ab, dem „Holsteinischen Hofe“, wo er schon einmal gewohnt hatte, und bezog bald danach ein von Amalie Schoppe für ihn gemietetes Zimmer am Stadtdeich. Zuvörderst mußte er Besuche bei den verschiedenen Wohltätern machen, die sie für ihn geworben hatte. Außer ihr selbst trugen nachstehende Personen mehr oder weniger an Unterstützungen bei, welche ihn über dem Wasser halten sollten: Justizrat Albrecht, der Bürgermeister Möller und Herr Lexow in Tönningen, der Weinhändler Hocker und ein Herr Müller, Fräulein

Berta Jenisch, nachmalige Gräfin Rhedern, in Hamburg, und Doktor Schmalz, Prediger an St. Jakobi in Altona. Dieser, ein hochmütiger Priester, der sich nicht die geringste Mühe gab, ihn kennen zu lernen, der ihn wie einen Knaben und wie einen Bettler behandelte, war zu seinem Aufseher und Almosenier bestellt. Von Schmalz mußte er jeden Schilling holen und über jeden bei ihm Rechenschaft ablegen. Alles in allem haben diese Unterstützungen nicht mehr als fünfhundert Mark betragen. Für Freitische war durch Amalie Schoppe gleichfalls gesorgt und ihm schon nach Wesselburen eine paraphierte Anweisung geschickt worden, wie er sich in dieser Situation zu benehmen habe.

„Bei den Freitischen ist es üblich, daß der, welcher sie empfängt, sich gleich nach aufgehobener Tafel wieder entfernt, wenn er nicht besonders zum längeren Bleiben eingeladen wird; Sie dürfen übrigens auf die zarteste, wohlwollendste Aufnahme rechnen und sich als gern gesehenen Gast betrachten.

Viele Worte, besonders Redeschwall, liebt der Hamburger nicht; er mag in allen Dingen Ökonomie beobachtet sehen, so auch in der Rede. Auffordernd zum Reden, empfängt er gern von dem Angeredeten Antwort, sieht es aber als Windbeutelei an, wenn jemand zu viel Worte macht.

Auf Ihren uns sehr auffallenden Redeakzent haben Sie Fleiß zu verwenden, und werden Sie bald wie ein Deutscher, nicht wie ein Halbdäne mehr sprechen, wenn ich Sie richtig beurteile. Beherrschen müssen Sie Ihr: „Das gesteh' ich!" oder: „Das soll ich gestehen!" worüber ich oft selbst habe lachen müssen; so auch Hocker.

Moquieren dürfen Sie sich nicht, wenn Sie dem schlichten Hamburger gefallen wollen; er verachtet das in seiner einfachen, gutmütigen Natur.

Sich über Hamburg und seine Einrichtungen abfällig äußern darf der nicht, der hier Gunst sucht; der Hamburger liebt seine Stadt über alles; selbst wenn er selbst dieses oder jenes tadelt, will er von Fremden nichts getadelt sehen; dies ist eine Schwäche, aber eine respektable. Fleiß, Rechtlichkeit, Sittlichkeit und Herzensgüte sind sichere Beförderungsmittel hier, eben weil sie Grundcharakter sind."

Der wohlmeinenden Frau, welche diese gebundene Marschroute ihrem Schützling gegeben hatte, war es auch nicht im entferntesten eingefallen, daß dergleichen Vorkehrungen schlimmer auf den gereiften Jüngling wirken mußten, als wenn derselbe ein bißchen blind und seiner Ungeschicklichkeit überlassen den Kostgängerweg angetreten hätte. Offenbar waren ihr aus der vor

einigen Monaten stattgefundenen ersten persönlichen Begegnung mit ihm seine Wunderlichkeiten und seine Gutmütigkeit allein im Gedächtnis geblieben; seine Empfindlichkeit und Heftigkeit aber hatte sie, da er sich tapfer zusammennahm, kaum bemerkt, und seine Talentproben, welche sie schätzte, schienen ihr nichts mitgeteilt zu haben, was über den formalen Eindruck hinausgegangen wäre. Die Menschengattung, der sie angehörte, war eine geringe, wenn auch das Individuum seine achtbaren Seiten hatte. Auch der fortgesetzte, allmählich vertraute Verkehr mit unserem Freunde ließ sie nicht mehr als die Oberfläche seines Wesens erkennen. Dennoch fühlte er sich in ihrer Nähe noch am wohlsten, denn er durfte das Brot an ihrem Tische ohne ängstliche Nebengedanken brechen und aus ihren Augen lesen, daß sie es ihm in Herzlichkeit bot. Wenn sie nach dem Essen ihr Schläfchen hielt, kramte er nicht selten noch eine Weile in ihren Büchern, deren manches ihm bisher ungeahnte Schätze erschloß. So hat er z. B. das Nibelungenlied in ihrem Hause kennen gelernt.

Ich war an einem schönen Maientag,
Ein halber Knabe noch, in einem Garten,
Und fand an einem Tisch ein altes Buch.
Ich schlug es auf, und wie der Höllenzwang,
Der, einmal angefangen, wär' es auch
Von einem Kindermund, nach Teufelsrecht,
Trotz Furcht und Graun, geendigt werden muß,
So hielt dies Buch mich fest. Ich nahm es weg
Und schlich mich in die heimlichste der Lauben
Und las das Lied von Siegfried und Kriemhild.
Mir war, als säß' ich selbst am Zauberborn,
Von dem es spricht: Die grauen Nixen gossen
Mir alle irdischen Schauer durch das Herz,
Indes die jungen Vögel über mir
Sich lebenstrunken in den Zweigen wiegten
Und sangen von der Herrlichkeit der Welt.
Erst spät am Abend trug ich starr und stumm
Das Buch zurück, und viele Jahre flohn
An mir vorüber, eh ich's wieder sah.
Doch unvergeßlich blieben die Gestalten
Mir eingeprägt, und unauslöschlich war
Der stille Wunsch, sie einmal nachzubilden,
Und wär's auch nur in Wasser oder Sand.

Ein anderes Gesicht aber hatten die bei den übrigen Gönnern der Stadt ihm gewährten Freitische. Fröstelnd ging er hin, bekümmert kam er in seine Stube zurück. Die demütigende Abhängigkeit von Personen, welche den Geist eines Menschen sich unterworfen glauben, wenn dieser an ihrem Tische sich sättigen

darf, welche sich Eingriffe in sein Innerstes gestatten, wenn sie ihm ein Almosen an Suppe schenken, haben vor Hebbel, wie nach ihm, viele auf das bitterste durchkosten müssen. Den Jammer der Freitische hat schon Karl Philipp Moritz in seinem Anton Reiser geschildert, und daß es keine unedle Eigenschaft des Menschen sei, für geistige Wohltaten dankbarer zu sein, als für leibliche, ja daß Dankbarkeit und Anhänglichkeit sogar wüchsen, je weniger die geistige Wohltat irgendeinem unmittelbaren Nutzen Vorschub zu leisten scheine, dies hat Gottfried Keller in seinem Grünen Heinrich beinahe mit Hebbels eigenen Worten ausgesprochen. Unser Freund sagte ausdrücklich, daß der Gang zu den Freitischen für ihn jedesmal ein Gang zur Hinrichtung seines inneren Menschen gewesen sei. „Leuten aller Art", fährt er fort, „wurde ich Verpflichtungen schuldig und sie verlangten für eine Mahlzeit Danksagungen bis zum jüngsten Tag. Wie konnten mir in solcher Lage Freude und Mut kommen? Daß sie aber nicht da waren, daß ich nicht aufjauchzte, wenn sich eine Gelegenheit dazu ergab, wurde mir, wenn auch unbewußterweise, zum Verbrechen gemacht. Ich bin nicht undankbar!" rief er wenige Jahre nachher, indem er auf diese Tage zurückschaute, „aber freilich bin ich dankbarer für die Wohltaten, die meinem Geiste, als für die, welche meinem Körper erzeigt wurden; ich bin Uhland dankbarer, als all den Leuten, die mir hin und wieder zu essen gaben." Zutreffend folgerte er aus diesen Erfahrungen die Lehre, daß Menschen seiner Art nur durch ihresgleichen gefördert werden können. Was sich über das Ziel vereinigt habe, das veruneinige sich so leicht wieder über Weg und Steg. Nie in seinem Leben werde er einem jungen Manne, den er achte, raten, von Leuten, die ihm bloß wohlwollen, eine Unterstützung anzunehmen.

Wir sehen ihn vor uns, den linkischen und stolzen Hebbel, wie er die Tür des reichen Kaufmannes öffnet und leise hinter sich anzieht, wie er vorsichtig und wehevoll den Platz am Tische des Patriziers einnimmt, der mit seinem „selbstzufrieden, gegen die ganze Welt abgeschlossenen Gesicht" als geziemend voraussetzte, daß Hebbel unaufgefordert nicht zu sprechen anfange. Unser Freund hat in der Tat nicht nur wortlos dagesessen, er hat öfters auch keinen Bissen berührt, nur um seine Dürftigkeit vor musternden Blicken zu verdecken. Dem armen Anton Reiser ähnlich, der vergnüglich sein Dreierbrot verzehrte und dabei einen Spaziergang um den Wall machte, nachdem er den Tisch bei dem Garnisonküster glücklich verloren hatte, wird auch der junge Hebbel sich erlöst gefühlt haben, wenn er aus dem Hause des Wohltäters, bei dem er nichts oder doch nur wenig genossen hatte,

ins Freie hinaustrat. Die Waisenknaben in Wesselburen, durch deren Andrängen er so sehr beschämt worden, und das mit Christoph geteilte Lager mögen ihm in Hamburg minder schimpflich vorgekommen sein als einstmals.

Seine Gönner wollten, daß er sich zuvörderst fürs Gymnasium vorbereite, daß er dann im Johanneum einige Jahre zubringe, um sodann die Universität beziehen zu können. Durch Amalie Schoppes Vermittlung war er mit einem jungen Manne, F. W. Gravenhorst, dem Sohne vermögender Eltern, bekannt geworden, der ihm sechs Stunden die Woche Unterricht im Latein erteilte. Als Hebbel gegen den Justizrat Albrecht eine gewisse Befangenheit durchschimmern ließ, weil ihm der erfahrene Gymnasiast in Gravenhorst imponierte, da brach der Justizrat in die Worte aus: „Hi, lieber Hebbel, Sie sind ja stärker als er!“ Aber gerade seine hochentwickelte Natur war in diesem Falle seine Schwäche, gerade sie hinderte ihn, die niederen Fakultäten in Fluß zu bringen und das zunächst Dienliche sich anzueignen. Er stand einst in seiner Schülerbedrängnis auf der Lombardbrücke und fluchte: „Gott verdamm' mich, wär' ich doch nie nach Hamburg gekommen!“ nur weil er ille illa illud durchaus nicht behalten konnte. In der einen Stunde zu den Gehversuchen eines Quintaners sich herabdrücken, in der andern die entlegensten Gebiete des Denkens durchschweifen: dies paßte allerdings schlecht zusammen. Gleichwohl war sein Eifer ein williger und rastloser. Da saß er denn in seiner Kammer mit Gravenhorst an einem Tische und deklinierte und übersetzte.

Im Anfange des Sommers war ein Zimmergenosse in seine Stube gekommen: der schon in Wesselburen erwähnte Leopold Alberti aus Friedrichstadt. Auf Hebbels Bitte gab Gravenhorst auch ihm lateinischen Unterricht, und so war das sprichwörtliche Kollegium vollzählig. Als müßiger Zuschauer fand sich Hebbels Bruder Johann mitunter ein, welcher unserem Freunde nachgezügelt war und einige Zeit hindurch in der Eigenschaft eines Laufburschen und Aufpassers beim Billard in einer Kaffeeschenke fungierte. Dieser berichtet, Hebbel habe die Anordnung getroffen, daß, wer eine Silbe spreche, anstatt zu arbeiten, einen Strafschilling bezahlen müsse, worum Kirschen gekauft werden sollten. „Daß mein Bruder“, meint Johann, „keinen Schilling los wurde, versteht sich von selbst, denn er war streng; nicht so Alberti, denn der war leicht, und hatte auch mehr Geld als Hebbel.“ Wir aber müssen dem leichtfertigen Zimmergenossen unseres Freundes etwas näher in die Augen sehen.

Alberti war der Sohn eines Polizeikommissärs in Friedrich-

stadt und hatte durch poetische Proben, die er gleichfalls im Dithmarscher und Eiderstedter Boten veröffentlichte, eine Beziehung mit Hebbel angeknüpft. Dieser erblickte in ihm einen Geistesverwandten. Als er ihn das erstemal in Friedrichstadt besucht und Alberti ihm eine Anzahl leerer Hefte mit den prahlendsten Titelblättern vorgewiesen hatte, da war unser nicht schwer zu täuschender Freund dermaßen eingeschüchtert, daß er mit seinem wenigen Fertigen gar nicht herauszurücken wagte. Bei Albertis Gegenbesuch hatte ihn Hebbel den alten Jugendgenossen mit sichtlichem Stolze vorgestellt und gegen dieselben die übertriebenste Ansicht über die Fähigkeiten des poetischen Wahlbruders geäußert. Nach einer Silhouette, die er in den Tagen der Ernüchterung von Alberti entwarf, glich der Gepriesene einem Semikolon: der Leib dünn und geschweift, der Kopf einem Punkte nicht unähnlich. Diese Ernüchterung kam rascher, als Hebbel gedacht. Als er Alberti gastlich in Hamburg aufnahm, Logis und Bett mit ihm teilte, ihm seine eigenen Habseligkeiten zum Gebrauche überließ, da tat er dies alles aus dem Grunde, weil derselbe, in die Hände eines listigen Pfaffen geraten, eben im Begriffe stand, nach Hildesheim zu reisen und zur katholischen Kirche überzutreten. Dieser Reisezweck hatte ihn über Hamburg geführt, wo ihn Hebbel nun festhielt. Er würde ihn, wie er bekennt, sogar nach Hamburg gerufen haben, nur um ihn aus solcher Schlinge zu ziehen. Denn es kam ihm, nach den Versicherungen eines Memoires an Wacker, welches das ganze Verhältnis zu Alberti zeichnet, auf eine Entbehrung mehr nicht an, sobald er wußte, daß er sie um des Freundes willen ertrüge. Er machte ihn mit Amalie Schoppe bekannt, die dem Empfohlenen freundlich begegnete, ihm Zutritt in ihre geselligen Kreise eröffnete, die ihm Freitische, Bücher, genug alles verschaffte, was ihm das Leben erleichtern und erheitern konnte. Sie ermunterte sein vermeintes Talent und prophezeite ihm eine poetische Zukunft, wie sie Hebbels Talent ermuntert, wie sie ihm astrologisch geweissagt hatte; jedenfalls bezeichnend für ihre nach jeder Seite hin kritiklose Dienstfertigkeit.

Der Latein lernende Alberti, der mehr Strafschillinge los ward, als er Vokabeln sich aneignete, nahm es mit der Sprache Ciceros in dem nämlichen Grade ernst, wie er es mit seinen Sympathien zur römischen Kirche gehalten hatte; und in demselben Maße, als er durch den geplanten Glaubenswechsel seelisch geschädigt worden wäre, trug jetzt seine Beschäftigung mit Bröders Grammatik Früchte. Er war eben nichts anderes, als ein verworrener Kopf, mit jener Strebsamkeit ausgerüstet, welche der Genäschigkeit verwandt ist.

In kürzester Zeit wurde das Zusammenleben mit Alberti unserem Freunde unangenehm, ja unausstehlich, und nach und nach gelangte er zur Einsicht, daß des jungen Mannes Tun und Treiben auf hohlen Schein berechnet sei, daß seine Talente, wie seine Arbeiten aus Überschriften beständen. Er erkannte, daß zwischen Albertis Kreditiv und seinen Ansprüchen ein fast so großer Unterschied walte, wie zwischen der Null und der Zehn. Dies schon mußte unseren Freund bedenklich machen, weil er sich sagte, daß dergleichen mit innerer Tüchtigkeit selten verbunden sei; Albertis Indolenz aber, seine Trägheit und Schläfrigkeit erschütterten den Glauben Hebbels an die Wahrhaftigkeit dieses Charakters noch mehr. Indessen hatten diese Wahrnehmungen und Besorgnisse doch den meisten Einfluß auf die Hoffnungen, die er in Alberti gesetzt, keineswegs noch auf seine Gefühle für den Freund. „Albertis Unglück", sagte er in menschlich schöner Wallung, „stieg immer um so viel Grade bei mir, als seine Persönlichkeit sank."

Mit einem Male geschah ein Szenenwechsel. Alberti fing an zu verschwenden, wo Hebbel geizte, er verschwendete mit Hebbels Gelde, anstatt zur Bestreitung der Miete und sonstiger Auslagen das Seinige herzugeben. Hebbel, indem er seiner Mutter gedachte, welche an dem Nötigsten darbte, konnte es nicht vor sich selbst verantworten, daß er einen Menschen unterstütze, der täglich Luxusbedürfnisse befriedigte. Obendrein lebte ihm Alberti in allem zuwider, reizte seine Empfindlichkeit auf hundertfache Weise, so daß ihm die eigene Stube zur Marterkammer ward und er öfters an einem dritten Orte Zuflucht suchte. Noch immer aber erblickte er in Albertis Unvollkommenheiten der Erziehung keine Sünden des Herzens, in den Unbequemlichkeiten einer Zimmerkameradschaft kein Verbrechen der Freundschaft. Zuletzt entschloß er sich freilich, die Stubengenossenschaft aufzuheben, aber eine Klage gegen Alberti brachte er gegen niemand vor. Wer mit Hebbels Reizbarkeit vertraut gewesen, wer jemals selbst unter den Wirkungen derselben gelitten hat, der kann aus jenem Verhalten gegen Alberti genau ermessen, wie innig, wie leidenschaftlich Hebbel an ihm gehangen haben muß.

Inzwischen hatte sich sein Freundeskreis um einige Glieder erweitert. Zu seinem Verkehre zählten nun auch C. Rendtorf, ein verständiger, junger Mann, aus einem ehrenwerten Hamburger Hause, der sich zu juristischen Studien vorbereitete, und dessen Anteil an Poesie der Imbiß der Jugend war; ferner ein Pole, Janinski, ein phantastischer, aber gut gearteter Mensch, der Gedichte und Novellen schrieb. Janinski, eines der Zwitter-

geschöpfe, die damals zwischen der Romantik und der literarischen Zeitdienerei zahlreich umhertaumelten, war ein Liebling der Schoppe und wurde, von der nüchtern sentimentalen Frau mit Augen halben Erstaunens angesehen, in ihrem Umgange noch exzentrischer. Der poetische Dilettantismus Janinskis bot den geistigen Berührungspunkt mit Alberti dar, wie das arglose Gemüt des Polen wieder die beiden auf das schärfste voneinander sonderte. Alberti jedoch setzte eben an diesem Trennungspunkte seinen Hebel an, um eine, wie es schien, längst gehegte Absicht zum Schaden unseres Freundes auszuführen. Er verwickelte nämlich den wunderlichen Janinski in allerhand Zwischenträgereien, welche das Verhältnis der Doktorin Schoppe zu Hebbel von Grund aus untergraben sollten und auch wirklich untergruben. Ein Netz von Winkelzügen, Heuchelreden und Tartüffeszenen wurde jetzt von Alberti geflochten und das ganze Verhältnis unseres Freundes zur Doktorin verschoben und verdorben, ja trotz der schließlichen Entlarvung des Leisetreters auf Jahre hinaus getrübt.

Dieses trübselige Zwischenspiel war für Hebbel, den ohnehin Freudlosen und Hilfsbedürftigen, um so mißlicher, als seine Schutzfrau von vornherein nicht mit den krausen Linien seines Bildungsganges einverstanden sein und schon in ihrem unbefangenen Verkehr mit ihm an den Härten und Widersprüchen seiner Natur Ärgernis nehmen konnte. Hebbels Überlegenheit und Schlagfertigkeit, mit seiner Unbehilflichkeit und Unerfahrenheit in praktischen Dingen gepaart, mochten dem, der in der Menschenbeobachtung das Handbuch Knigges zu Rate zieht, ein ganz und gar verkehrtes Bild unseres Freundes vermittelt haben. Ohnehin sind psychologische Einzelheiten, wie künstlerische, stets unsichere Zeugen, wenn die Einzelwahrheit auf die Beurteilung des Gesamteindrucks ausgedehnt wird, und sie sind vollends Lügner, wenn sie das Wesentliche einer an sich rätselhaften, schwierig zu entziffernden Erscheinung beglaubigen sollen. Schopenhauer bemerkt einmal, daß es an einem jungen Menschen in intellektueller und auch in moralischer Hinsicht ein schlechtes Zeichen sei, wenn er im Tun und Treiben der Menschen sich recht früh zurecht zu finden wisse, sogleich darin zu Hause sei und wie vorbereitet in dasselbe eintrete; es kündige Gemeinheit an. Hingegen deute in solcher Beziehung ein befremdetes, stutziges, ungeschicktes Benehmen auf eine Natur edlerer Art. Auf diesen Gradmesser war Amalie Schoppe nicht eingeübt. Das zwischen ihr und Hebbel gesäte Mißtrauen erhielt auf ihrer Seite vielleicht eine Art Rechtfertigung, indem sie den der Verabredung

zuwiderlaufenden Gang verfolgte, den er nun in seinen Studien eingeschlagen hatte. Es waren ja in der Tat keine Studien in der schulmäßigen Bedeutung des Wortes, es war ein anscheinend regelloses Exerzieren in den verschiedensten Waffengattungen, die Zurüstung zu einer Literatenexistenz, mit Stipendien und Freitischen erkauft. Schon hatten die lateinischen Unterrichtsstunden sich in Gesprächsstunden verkehrt, während welchen über dichterische Fragen geredet und gestritten, eine Lesefrucht oder eine der poetischen Ideen Hebbels zum besten gegeben oder erörtert wurde. Hatten Hebbels geistige Welt, seine Wünsche und Bestrebungen sich längst schneidend von denen der wackeren Schriftstellerin abgehoben, die an Naturell, Talent und Bildung sogar gegen Helmina von Chezy oder Fanni Tarnow gehalten, zu einem Sterne fünfter Größe herabsank, so machte sich jetzt dieser Abstand in der Seele unseres Freundes auf das stärkste geltend. Den Zwietrachtstifter Alberti an seiner Seite, der bei ihm wie bei der Schoppe aus und ein ging, wurde sein Verkehr mit der Zweitgenannten von Tag zu Tag peinlicher. Die einzige Person unter seinen Wohltätern, bei der er das Gnadenbrot halb und halb ohne Bitternis gegessen hatte, kam ihm nun gleichfalls mehr als verdächtig vor. Seine Stimmung war eine verzweifelte, und nur die sich immer traulicher gestaltende Freundschaft mit Gravenhorst hielt ihn, eingestandenermaßen, aufrecht. Über die bängsten Stunden aber trug ihn ein Mädchen hinüber, welches ihn nahm, wie er war, welches mit dem Gemüte billigte, was sein Verstand nicht begreifen konnte.

Ich möchte das tauigste Wort haschen, ich möchte selbst ein Dichter sein, nur um dieses Mädchen, das jetzt in sein Leben hereintritt, in seiner rührenden Opferwilligkeit, seiner erschütternden Hilflosigkeit, die den tiefen Frauennaturen eigentümlich ist, würdig ankündigen zu können. Da ich dies nicht vermag, so nenne ich bloß ihren Namen. Sie hieß Elise Lensing.

Auch diese Verbindung verdankte er äußerlich der Doktorin Schoppe; wie denn die in den Bemühungen einer Diakonissin sich gefallende Frau überhaupt die Rolle des Zufalls, der ein Menschenangesicht trägt, in seinem Leben gespielt hat. Sie war, da sie alles gratis für ihn zu erlangen wünschte, bald nach seiner Ankunft in Hamburg um ein angemessenes Zimmer verlegen gewesen und hatte ihm ein solches bei der „Mamsell Lensing" verschafft. Aber sittenrichterlich, wie die Jugendschriftstellerin war, und in den Kaffeegesellschaften von dem jeweiligen Stande fremden Leumunds genau unterrichtet, hatte sie ihm nicht Schlimmes genug über das Mädchen sagen können, deren verschobene

Familienverhältnisse nachteiligem Weibergerede allerdings biegsamen Stoff in Fülle lieferten. Mit Sicherheit, sagte Hebbel später, habe sie nur eines von Elisen gewußt: daß sie zuweilen sänge. Damals hatte er Elisen von vornherein nicht ohne Vorurteil angesehen und jede ihrer Regungen unter die Lupe des Mißtrauens der Doktorin gebracht. Rasch jedoch lernte er sie in ihrer Güte und Herzensreinheit kennen, wobei die schöne Enttäuschung zugleich die Nebenwirkung hatte, daß sich sein Mißvergnügen an der Artung der Schoppe um ein beträchtliches steigerte. Elise wohnte mit ihrer Mutter und ihrem Stiefvater Ziese, armen Leuten, am Stadtdeich, ernährte sich von ihrer Hände Arbeit und hatte ein sehr kleines Sümmchen, einige Spar- oder Erbgroschen als Nachhilfe. Nach sechs Wochen schon war Hebbel wieder ausgezogen, weil die Doktorin bereits angefangen hatte, über seinen Umgang mit den Mietsleuten basenhaft anzüglich zu sprechen. Wie ihm aber die Güte gleich beim Eintritt entgegengekommen war, so nahm er eine nachhaltige Neigung mit fort. Er besuchte Elisen öfters, trank später jeden Nachmittag bei ihr seinen Kaffee und aß dazu den Lieblingskuchen, Frenschbrote, die sie stets für ihn bereit hielt. Als die Mißhelligkeiten mit der Doktorin ausbrachen, da knüpfte sich das Band fester, und wenn bisher noch manche Zaghaftigkeit ein vollkommenes Einvernehmen gehindert hatte: nun war ihr innerer Verkehr miteinander ein unentwegter. Er erzählte ihr von seiner Vergangenheit, von der Mutter, der Kirchspielvogtei, den Freunden in Wesselburen, er teilte ihr seine Pläne mit und gab ihr jene Bücher zu lesen, die ihn selber anzogen. Das Mädchen hängt unendlich an mir, lautet ein Wort des Tagebuches aus dieser Zeit, wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, so bin ich zufrieden.

Angehaucht von der Innigkeit Elisens, in ihrer Gegenwart frei sich bewegend, löste sich der Druck der lieblosen Fremde, den er überall sonst empfand, von seinem Gemüte und ein warmer Strom rieselte durch die in dieser Periode entstandenen Gedichte. Zwar pocht in ihnen ein leidendes Herz, zwar braust in ihnen ein schmerzlicher Ton, aber der Ton schlägt voll an und klingt ohne die belästigende Kopfstimme der Lyrik melodisch aus. Die Gestalten der Jugend suchen ihn heim, als ob Elisens Hand sie herangewinkt hätte; die holdselige Doris kommt, um ihm aus der Welt der Abgeschiedenen den Schauer der Unendlichkeit ins Herz zu flößen (Offenbarung), der strenge Vater findet sich ein, dem er in späteren Jahren leiblich ähnlicher geworden, während er der Mutter, nach wie vor, in der Seele glich. Die ergreifenden

Strophen: Das Fest in meiner Geburtsnacht, geben die inneren Zustände mit der mächtigen Resonanz wieder, welche seine höchsten Produktionen auszeichnet. Es dröhnt darin eine Dantesche Saite.

Ich durfte über Nacht im Traum
Ein seltsam Fest begehen,
Ich habe meine Väter all
Um mich vereint gesehen.

Mein Vater führte stumm den Zug,
Er lächelte hinüber,
Dann aber wandte er sich ab,
Ihm ward das Auge trüber.

Er war der letzte, welcher starb,
Noch hatt' er all die Milde,
Der Himmel hatte nichts verschönt
An seinem teuern Bilde.

Großvater nahte nun heran,
Der mich zu wiegen pflegte,
Eh, wie er mich, ihn selbst der Tod
Ins stille Bette legte.

Ich habe ihn sogleich erkannt,
Als hätte, wie die Nische
Den Heiligen, mein Herz sein Bild
Bewahrt in voller Frische.

Sein Auge weilte, wie erstaunt,
Auf mir und schien zu fragen:
Bist du dasselbe kleine Kind,
Das einst mein Arm getragen?

Großmutter auch, sie nahte sich,
Die mildeste der Frauen,
Auf meinen Vater schien sie bald
Und bald auf mich zu schauen.

Und als sie fand, daß ich ihm glich,
Ging in den bleichen Zügen,
Als wär's ein neues Leben, auf
Das innigste Vergnügen.

Nun trat ein ernster Mann herzu,
Den ich nicht mehr erkannte,
Doch sah ich, daß er freundlich sich
Zu meinem Vater wandte.

Und immer größer ward die Schar
Der Männer, welche kamen,
Und stets durchzuckte mir's die Brust:
Du bist von ihrem Samen!

Auch zarter Frauen nahten viel,
In Trachten fremd und eigen;
Ein schlummerndes Jahrhundert schien
Mit jeder aufzusteigen.

Die sanften Augen waren all
So süß auf mich geheftet,
Doch war der lächelnd holde Mund
Zur Rede zu entkräftet.

Vom Turme schlug es dumpf und bang,
Sie schieden mit Getümmel;
Die Männer deuteten aufs Grab,
Die Frauen auf den Himmel.

Das war zur Stund', die mich gebar;
Nun frag' ich mich mit Beben:
Ob sich das Leben und der Tod
Im Grabe noch verweben?

Ob, die sich regt in meiner Brust,
Die ungestüme Flamme,
Die Toten noch im Schlummer stört,
Aus deren Blut ich stamme?

Ob sie mir bloß zur Seite gehn,
Unmächtig zu erscheinen,
Und lächeln, wenn ich glücklich bin,
Und, wenn ich's nicht bin, weinen?

Und ob ich selbst dereinst mein Kind,
Statt ruhig auszuschlafen,
Durch Nacht und Sturm begleiten muß
Bis an den letzten Hafen?

Wir wären sehr voreilig, wenn wir von diesem Gedichte aus zurückschließen wollten auf eine in Hebbel schon ausgebildete Kunst. Neben poetischen Hervorbringungen von formklarer Gestalt in der lyrischen Sphäre gewahren wir Unfertiges und Rohes zur Genüge. Schemen und Schatten bedrängen fortwährend seine Einbildungskraft; er tändelt mit ungeheuerlichen Grillen, mit barocken Themen und spitzfindiger Phantastik. Bald wollte er einen Roman: Der Teufel, der eine Jungfrau als Geliebter umspinnt, schreiben, bald eine Novelle: Der Blutsmann, worin die Gier des Raubtiers, in eine menschliche Phantasie verlegt, dargestellt werden sollte. Dabei überwachte er sich

beständig, wie ein umsichtiger Erzieher seinen Zögling, faßte Mut und zweifelte wieder, langte nach dem künstlerisch Guten und ward unversehens zum Häßlichen fortgerissen. Bis zum einundzwanzigsten Jahre Nichtigkeiten treiben, monologisierte unser Freund, dürfe nicht mit der Jämmerlichkeit verwechselt werden, daß ein Poet auch dann noch in seiner jugendlichen Torheit beharre; denn nun erst fange die Zurechnung an. Dem gebornen Schwächling sei es eigen, jeden eingefangenen Maikäfer sorgfältig aufzubewahren und niemals zu ahnen, wie weit er hinter dem Vortrefflichen zurückgeblieben. Ja, bis zu einem gewissen Punkte werde der Schwächling den Gesunden sogar zu überholen scheinen, weil er sich nur die gemeine Form aneignen könne, indessen der tüchtige Geist dieselbe so lange verschmähe, bis der Guß, der alles Notwendige aufgenommen habe, vollendet sei. In dieser Epoche bereitete Hebbel den von ihm verworfenen poetischen Arbeiten ein Autodafé.

Seine Prosa ward jetzt sichtlich epigrammatisch bestimmt, seine Ansichten über das Lebensprinzip der Kunst nahmen dauernde Umrisse an:

„Die Linie des Schönen ist haarscharf und kann nur um zweitausend Meilen überschritten werden. Das Geringste ist alles."

„Das Drama schildert den Gedanken, der Tat werden will, durch Handeln oder Dulden."

Überwiegend beschäftigte ihn Goethe, der ihm in Dithmarschen wie ein fernes Licht aufgezuckt und wieder verloschen war. Auch spekulierte er viel über religiöse und metaphysische Gegenstände. Selbst die Evangelienkritik, durch David Strauß eben auf das Zahlbrett der Literatur geworfen, trat ihm, wie wir aus Tagebuchbemerkungen entnehmen, nahe. Die lehrreichsten Aufschlüsse über seine damalige Entwicklungsstufe bieten uns eine Reihe handschriftlicher Aufsätze, für eine Genossenschaft junger Leute verfaßt, welche unter dem Namen: „Wissenschaftlicher Verein von 1817" in Hamburg bestand und bis zum heutigen Tage sich erhalten hat.

Dieser Verein war kurz nach den Befreiungskriegen gegründet worden, als die deutsche Jugend, eine andere als sie aus den Universitäten und Gymnasien fortgezogen, zu den Studien heimkehrte und in den Burschenschaften sich zusammentat. Ein Professor Zinserling vom Johanneum hatte in zwei Tertianern den Gedanken angeregt. Man las in dem Vereine Aufsätze, kritisierte sie, sowohl im mündlichen als auch im schriftlichen Vortrage, und spielte auf solche Weise die Komödie des rezen-

sierenden und papierenen Zeitalters im kleinen. Im Sommer 1835 war Hebbel vermutlich durch Gravenhorst und Rendtorf dort eingeführt worden. Leopold Alberti, ein Herr Schwabe und ein drolliger Kauz, namens Schneidler, gehörten, wie zu seinem Umgange, auch zu den Mitgliedern des Vereins. Der letztgenannte, dem Geistesgegenwart und persönlicher Mut unbekannte Größen waren, scheint unserem Freunde den Wesselburener Barbeck ersetzt zu haben. Bei sämtlichen jungen Leuten war Hebbel beliebt, stand er in geistigem Ansehen. Ein Doktor Krogmann spricht von seinem anziehenden Äußern: Hebbels Bild schwebe ihm noch als das eines genialen Menschen vor. Ein anderer erinnert sich seines ausdrucksvollen Kopfes und betont, daß seine ganze habendi ratio den ernsten, strebenden Geist verraten habe. Wegen seines stets abgemessenen Benehmens hatte er in der jugendlichen Gesellschaft den Übernamen Uhr-Hebbel. Es ließen sich, wie mein Gewährsmann, Herr C. F. Michahelles bemerkt, zur genetischen Namensexegese vielleicht Konjekturen anknüpfen, die auf die plattdeutsche hamburgische und holsteinische Mundart zurückgehen würden.

Den mir vorliegenden Kritiken Hebbels über die Aufsätze, die er im wissenschaftlichen Vereine zur Beurteilung empfangen hat, sind sozusagen alle fünf Finger seiner Artung aufgedrückt. Der unnachsichtliche, selbständige Charakter derselben ist an den Aperçus, den Gedankenreihen und an der Sprache jedem Auge erkennbar. Wo sich einer um die Ecke wendet, da ruft er ihn sofort an, wo jemand etwas unterschlägt, da deutet er gleich auf das Defizit hin, die Versuche, zu umgehen und auszuweichen, ertappt er auf der Stelle, allem Phrasentume reißt er das Blendwerk ab, jedem Fluchtversuche schickt er Kugeln des Spottes nach. Einige sparsam ausgewählte Beispiele werden das Gesagte bekräftigen.

In einem Aufsatze über den Einfluß der Poesie ward behauptet, daß der Dichter die Absicht habe, die nämlichen Leidenschaften der von ihm dargestellten Charaktere in dem Leser erregen zu wollen; wozu Hebbel bemerkt: „wenn dieses geschehe, so zeuge es höchstens dafür, daß der Dichter die Natur getroffen habe, daß er wahr gewesen sei. Sein Zweck jedoch sei: das Rätsel des Lebens zu erklären, und dieser Zweck werde dadurch erreicht, daß er das Leben richtig auffasse und es zum Gegenstande der Anschauung mache. „Denn das Leben ist erklärt, so wie es erkannt ist." — Der Verfasser einer Abhandlung über den Goetheschen Faust hatte die Ansicht ausgesprochen, daß nicht allein unbefriedigte Sehnsucht nach Erkenntnis, sondern auch

Sinnlichkeit Fausten bewogen habe, sich mit der Magie abzugeben. Dazu schreibt Hebbel folgende Glosse: „Soviel ich erinnere, beklagt Faust in denjenigen Formen, in welchen er am tiefsten von der Nichtigkeit alles irdischen Treibens ergriffen ist, nur die Unzulänglichkeit seiner geistigen Kräfte, und erst dann, als der Adler die Schwäche seiner Flügel gefühlt hatte, suchte er Regenwürmer. Als sich der Himmel jenem Riesengeiste verschloß, da trat er zu der bis jetzt von ihm verschmähten Erde und verlangte von ihr, was jener verweigert". — In seiner Kritik des Aufsatzes: Über die Einteilung der Geistesvermögen, meinte er, es habe ihm niemals gefallen wollen, daß die Psychologen aus den über die menschliche Seele gemachten Erfahrungen immer auf Einteilungen derselben, anstatt auf ihre Natur Schlüsse zögen, und er habe hieraus gefolgert, daß der von der Psychologie eingeschlagene Weg: durch genaue Kenntnis der Teile zu einem Begriffe des Ganzen zu gelangen, ein vergeblicher sein dürfte, da sie sich schwerlich so lange mit Ausschmückung ihrer Laufgräben beschäftigen würde, wenn sie in die Festung hineinkommen könnte.

Was Hebbel ist und was er kann, wohin er sich gestellt hat und worauf er Gewicht legt, dies bezeugt sein eigener in dem Vereine vorgetragener Aufsatz: „Über Theodor Körner und Heinrich von Kleist." Derselbe ist zu umfangreich, als daß er hier eingeschaltet werden könnte; nur einige biographisch wichtige Punkte sollen hervorgehoben werden.

Die Einleitung sucht zuvörderst die Unterschiede zu bezeichnen zwischen den Dichtern, welche schwächlich sich anbequemend auf die Bedürfnisse der Zeit eingehen, und jenen, welche sich selbst vor allem Genüge leisten wollen. Kleist habe alles, was den großen Dichter und zugleich den echten Deutschen mache, während Theodor Körner bloß dafür erglüht sei. Sodann werden die ästhetischen Hauptbegriffe fixiert, und zwar völlig frei von schulmäßigem Zwange. An einer einzigen Stelle wird die Anlehnung an Goethes Bemerkungen über Sulzers Theorien (Frankf. Gel. Anz.) fühlbar. Die Aufgabe der Poesie bestehe darin, das Leben in seinen verschiedenartigen Gestaltungen zu ergreifen und darzustellen, was jedoch nicht mit dem Begriffe des Kopierens zusammenfalle, weil das Leben bei dem Künstler etwas anderes sei, als die Leichenkammer, wo es aufgeputzt und beigesetzt werde. Tiefsinnig ist sein Wort über die lyrische Poesie: „Das Gefühl ist ihr Element, die Kunst, es zu begrenzen und darzustellen, macht den lyrischen Dichter. Man werfe nicht ein, daß es Gefühle genug gibt, die infolge äußerer Eindrücke entstehen, und daß

auch diese oft genug vom Dichter ausgesprochen worden sind; ich bin sehr geneigt, zwischen den Resultaten dieser Eindrücke und den in geweihten Augenblicken aus der Tiefe der Seele aufsteigenden Gefühlen zu unterscheiden, und jedenfalls sind nur diese würdige Aufgaben des lyrischen Dichters, denn nur in ihnen lebt eigentlich der ganze Mensch, nur sie sind das Produkt seines ganzen Seins. Ich hasse Beispiele, weil sie entweder Lückenbüßer oder Irrlichter sind, aber hier muß ich doch hinzufügen, daß ich namentlich in dem Liede von Uhland: „„Es hat mir jüngst geträumet““, ein solches Gefühl ausgedrückt finde."

Nun folgen knappe Analysen der Körnerschen und Kleistschen Darstellungsart in Lyrik, Drama und Erzählung. Indem er Körners Bundeslied vor der Schlacht Strophe um Strophe zerpflückt, weist er die lyrische Unzulänglichkeit des Verfassers nach, wobei er ein günstiges Streiflicht auf Kleists Kriegslied: Germania an ihre Kinder, hinüber leitet. Wenn Körner, heißt es hier, den Soldaten, die das Gefecht bei Danneberg bestehen sollten, zumute, sich für deutsche Kunst und deutsche Lieder niedermetzeln zu lassen, die neben der Sklaverei eines Volkes nicht nennenswert und obendrein bei feindlichen Überfällen unter allen gefährdeten Schätzen am sichersten seien, so rufe hingegen Kleist den Deutschen zu: „Euere Wälder sind längst gelichtet, Schlangen und Füchse habt ihr vertilgt, nur den Franzmann seh' ich noch schleichen!" Dies jedoch sei ein Volkslied, weil Kleist darin das Ungeheure, Große an das Einfachste und Nächste geknüpft habe, und weil die gewählten Bilder nicht nur schön, sondern zugleich notwendig seien.

Die dramatische Ohnmacht Körners tut er bei der gleichsam satirischen Sektion des Zriny dar; die dramatische Potenz Kleists beleuchtet er bei der Dekomposition des Prinzen von Homburg. Indem er auf Goethe und Schiller einen Seitenblick lenkt, spricht er das treffende Wort aus: „Schillers Charaktere wären dadurch schön, daß sie gehalten seien, Goethes Charaktere dadurch, daß sie nicht gehalten seien." Schiller zeichne den Menschen, der in seiner Brust abgeschlossen, wie Erz, nur durch die Verhältnisse erprobt werde, und deshalb sei er nur im historischen Drama groß; Goethe zeichne die unendlichen Schöpfungen des Augenblicks, die ewigen Modifikationen des Menschen durch jeden seiner Schritte.

Als ein Selbstbekenntnis Hebbels aber trifft es uns, wenn er bei der Besprechung der Kleistschen Erzählungen sich also vernehmen läßt: „Er wußte und mochte es mit Schmerzen an sich erfahren haben, daß der Vernichtungsprozeß des Lebens keine

Wasserflut, sondern ein Sturzbad ist und daß der Mensch über jedem großen Schicksal, aber unter jeder Armseligkeit steht."

Die Epoche, in welcher Hebbel dieses menschliche wie künstlerische Liebeszeugnis für Heinrich von Kleist ablegte, war die der Körnerschen Phrase, wenn diese gleich damals nicht so anmutig vergoldet aussah, wie in den Gesängen des liebenswürdigen Lützower Jägers. In dieser Epoche aber sich an Kleist halten und Körner abweisen, wie es der junge Hebbel tat, ersetzt ein Programm seiner Denkungsart und des eingeschlagenen Weges. Wir dürfen daher nicht mit ihm rechten, daß er für das leichtsprühende Feuer der Körnerschen Dichtung kein Auge hatte und daß er die hold ritterliche Persönlichkeit unterschätzte, die zwar nicht an Schiller selbst, wie die Leute sich einbildeten, wohl aber an die jugendlichen Schwärmer in Schillers Poesie gemahnt hat. Unser Freund ging fortan seinen eigenen und einsamen Pfad.

Indem wir uns aber des Ortes erinnern, wo dieser Aufsatz vorgelesen wurde, summt uns unwillkürlich die Äußerung Reiffs aus Wesselburen im Ohr: daß es Hebbels Natur gewesen sei, gegen den Strom zu schwimmen. Für einen gewissermaßen aus den Freiheitskriegen herausgewachsenen Verein hatte unser Freund den Aufsatz geschrieben, vor flaumbärtigen Jünglingen ihn vorgetragen, die sich gewiß an dem Schaume der Dichtung Körners erquickten, an dem leichtflüssigen Enthusiasmus des jugendfrohen Poeten erbauten und begeisterten. Als ein Todesengel ihrer Freuden mußte ihnen Hebbel füglich erscheinen, mit dem spröden Kleist, den sie weder lieben, noch begreifen konnten, mußte er das flinke Primanervölkchen mehr verwirren und verblüffen, als fördern und erheben. Wahrscheinlich hat er nicht einmal auf williges Entgegenkommen von ihrer Seite gerechnet, hat es ihm vielmehr ein boshaftes Vergnügen gewährt, sie in ihren Illusionen zu erschrecken, in ihrer Unvollkommenheit zu demütigen. Als die Abhandlung, den Statuten gemäß, an Hebbel zur Selbstrezension im Turnus zurückkam, da schrieb er darüber die charakteristischen Worte: „Ich habe bei nochmaliger Durchlesung und Prüfung meines Aufsatzes nichts gefunden, was hinzuzusetzen oder wegzunehmen wäre, und muß daher meine Selbstkritik auf diese Erklärung beschränken." Am 23. November 1835 zeigte er dem Vereine, dessen Mitgliedern er für die freundliche Aufnahme dankte, seinen Austritt an.

Er bedurfte solcher Anregungen, solcher Kurzweil nicht. Beides empfing und genoß er auf den Spaziergängen in und um Hamburg allein. Freilich konnte er hier erst recht die Angst-

lichkeit der Armut gegen die sichere Haltung, die der Besitz verleiht, empfinden. Aber was Tausende wie ihn betraf, das war unvermögend, ihn selber hart zu treffen. In der bewegten Hansestadt sah er sich der kümmerlichen Enge entrückt, die er zu Wesselburen so sehr verwünscht hatte, und jedes Bild, jede Szene, welche er hier auffing, trug doch auch zur Erhöhung seines erlangten Freiheitsgefühles bei; mochte er nun vor dem stattlichen Eimbecker Hause stehen, dem Sitze des Handels- und Niedergerichts, vor den in rotem Backstein aufgeführten, nach holländischem Geschmacke verzierten massigen Formen, oder mochte er zur Börsestunde an den Käufern und Verkäufern, Maklern und Reedern vorüberkommen, die sich nicht nur durch rechnende Mienen, gespreizte Beine und in den Rocktaschen wühlende Hände auszeichnen, die auch an den Küsten ferner Meere, an den Stapelplätzen dreier Erdteile Welt und Lebensblick, Enthaltsamkeit und Ausdauer gewonnen haben. Sogar ein Stück altertümlicher Pracht konnte unser Freund, wenn er auf ein vornehmes Leichenbegängnis stieß, seiner bilderlustigen Phantasie einverleiben: Da gingen noch die Brüderschaften barhäuptig voraus, mit breitem spanischen Kragen, welche die Entfernung zu großen Greifgeiern stempelte, und die reitenden Diener des Senates folgten in gefältelten Ärmelmänteln, mit gepuderten Lockenperücken, dem pompös geschmückten Sarge hinterdrein. Zwar nicht „wohlgekämmt und gebürstet", und nicht immer „blank in der Tasche den Taler", wie der lüsterne Stutzer in seinem Gedicht: „Mutter und Kind" einherschreitet, dafür aber wie dieser zu verliebten Angriffen aufgelegt, ging er oftmals den Hafen entlang, „wo die Masten so eng und so dicht zusammen sich drängen, wie die Spitzen des Schilfs in den holsteinischen Gräben und Sümpfen", oder er spazierte nach Flottbeck hinab, am Ufer der Elbe, „wo die Schiffe kommen und gehen und die prunkenden Gärten am breiten Fluß sich dahinziehn." Am Alsterbassin aber, wo die großstädtische Genußsucht ihre Werbetrommel schlägt, und am lustigsten und schmetterndsten in den lauen Sommernächten, wird ihm der Unterschied zwischen Hamburg und seinem Geburtsorte zu seiner nicht geringen Genugtuung aufgegangen sein. Liebte er doch die geräuschvolle Straße, den bunten und lärmenden Szenenwechsel der Außenwelt um so mehr, je stiller es in ihm selber ward, je einsamer sich seine Tagestraumwelt in der Seele abschloß.

Zu der fesselnden Wirkung Hamburgs trug auch die muntere Sinnlichkeit der Weiber das ihrige bei. Seine eigenen Erlebnisse in diesem Betracht beschränkten sich jetzt auf die niedere

Gesellschaftsklasse des schönen Geschlechts und auf ziemlich derbe Freuden. Wir sind in Hebbels Lebensbeschreibung an einen Punkt gekommen, wo eine Berührung dieses Gegenstandes unerläßlich ist. Der schlichte Biograph Michel Angelos, welcher in einem unverkünstelten Zeitalter geschrieben hat, der naturvolle Condivi, spricht, ohne Arges darin zu sehen, noch Ärgernis bei seinen Lesern befürchten zu müssen, von der Gesundheit Michel Angelos, si per natura, si per l'esercizio del corpo e continenza sua tanto nel coito, quanto nel cibo. Hebbels Sinnlichkeit entsprach seinem heißen Naturell, der Heftigkeit aller seiner Lebensäußerungen. Und er gehorchte den wilden Impulsen, die durch den rückwirkenden Eindruck seiner leidenschaftlichen Persönlichkeit, welche die Weiber anzulocken pflegt, verstärkt wurden. Schon in Wesselburen hatte er sich in letzter Zeit mit verlorenen Geschöpfen hin und wieder abgegeben, was diejenigen, die davon erzählen, nicht mit seinen lautern, ja zaghaften Liebesneigungen reimen können. Diese Verdutzten wissen eben nicht, daß die unschuldigen und die begehrlichen Empfindungen des Jünglings nicht selten, wie auf einem Kreuzwege, die eine hierhin, die andere dorthin abschwenken. Den reinen Untergrund seiner Natur aber bezeichnet die Tatsache, daß er als Einundzwanzigjähriger, nach seinem ersten Trunke trüben Weines, sich tags darauf wohl zehnmal im Spiegel besah, indem er des Gellertschen Verses gedachte: „Wie blühte jenes Jünglings Jugend", und daß er seinen Freund Franz bei der nächsten Begegnung mit ihm halb bekümmert fragte: Ob er denn nichts bemerke?

Ein Jahr war abgelaufen, seitdem er sich nach Hamburg gewendet hatte, um hier einen geordneten Bildungsgang zu beginnen, um nachzuholen, was durch ein Jahrzehnt versäumt worden war. Allein Vorsatz und Vermögen gingen weit auseinander; er erkannte sich als unfähig, die kurzen Gymnasiastenschritte länger fortzusetzen und entschloß sich rasch, seine Freunde Gravenhorst und Rendtorf, welche ihn lebhaft dazu ermunterten, auf die Universität nach Heidelberg zu begleiten. Außerdem hatten seine Gönner zu den höchst bescheidenen Schülererfolgen ihres Schützlings verdrießliche Gesichter gemacht und vielleicht der Lässigkeit, dem Mangel an gutem Willen zugeschrieben, was in den seltsam verschlungenen Umständen allein begründet war. Einigen unter ihnen mochte der Vorwand, daß die Unterstützungen eigentlich nutzlos an Hebbel vergeudet wurden, für die sich schließenden Hände willkommen gewesen sein. Immerhin hatte er bei dieser Wendung der Dinge noch über 230 Mark zu verfügen, deren Auszahlung Herr Pastor Schmalz anfänglich verweigerte, bis

Hebbel die Genehmigung hiezu von Amalie Schoppe vorzeigte. Der Pastor sprach nämlich die Überzeugung aus, daß Hebbel die zum Beziehen der Akademie erforderliche Reife noch nicht erlangt haben könne, und es war dem dürren Verstande dieses Geistlichen erwünscht, zur Bekräftigung dessen auf den Doktor Kraft am Johanneum verweisen zu dürfen, welcher das betreffende Maturitätszeugnis auszustellen abgelehnt hatte.

Bevor jedoch unser Freund Hamburg gegen Heidelberg vertauschte, wollte er seine Mutter wiedersehen, vielleicht auch seine Heimat, mit der er in Briefen an die alten Freunde, vorzugsweise an Wacker, die Beziehung ziemlich regelmäßig unterhalten hatte. Im Februar 1836 unternahm er die Reise nach Hause, von Alberti begleitet, dem noch immer seine Larve nicht herabgerissen worden und der nichts Schlimmes darin zu erblicken schien, dem schmählich Hintergangenen zur Seite zu bleiben.

Hebbel war, als er den dithmarsischen Grund und Boden wieder betrat, zumute, als ob er zu einem alten, fast vergessenen Freunde zurückkehrte. Er hatte sich in der Ferne nur der unangenehmen Eigenschaften desselben erinnert, nun er ihm von neuem ins Auge sah, ging ihm das Andenken seliger Stunden, die ihm durch ihn geworden, in der Seele auf, und er fühlte sich jetzt ebenso geneigt, ihm in der Liebe zuviel zu tun, wie ehemals in der Gleichgültigkeit. Überall begegnete man ihm mit Herzlichkeit und er lebte in Wesselburen so heiter, anschließend und gesellig, als sollte er ewig hier leben, bis jene ihm eigentümliche Unruhe erwachte, die ihm, nach seinen Worten, wie ein Sturmvogel, das Ende der glücklichen Tage in Dithmarschen voraussagte und ihn antrieb, sein Schiff segelfertig zu machen. In einem Briefe an Elise teilte er der Freundin die Bewegungen seines Gemütes mit:

„.... An einem kalten Wintertage sitze ich in der Stube meiner Mutter, die in diesem Augenblick — es ist neun Uhr morgens — das Kaffeegeschirr vom Tisch nimmt, um mir Platz zum Schreiben zu machen. Es ist merkwürdig, wie nicht allein einzelne Menschen, sondern ganze Verhältnisse in gewissen Augenblicken ihre Auferstehung feiern; Fäden der Liebe, der Freundschaft, ja des ehemaligen, nun aber längst verschwundenen Bedürfnisses knüpfen sich wieder an und umspinnen die Seele mit einem Netz, welches unzerreißbar scheint; und dennoch dauert es oft nur wenige Stunden und die Bande sind wieder aufgelöst und das Herz fühlt sich durch alles das, was es noch eben vorher beglückte und entzückte, geängstigt, und man flieht einen vollen, innigen Lebenskreis, wie den ekelhaften Spuk eines Kirchhofs.

Hierin offenbart sich die Ohnmacht des Menschen von ihrer entsetzlichsten Seite; er ist nicht imstande, alles festzuhalten, was er festhalten möchte und sollte; aber wenn im Reiche der mineralischen und vegetabilischen Natur zwei Kräfte sich nur dann trennen, wenn eine noch verwandtere, noch reichere Kraft sich ihnen zu inniger Wechselwirkung naht, so kann der Mensch sich im Verhältnis zu Menschen einer solchen Wahl verwandtschaft nur selten rühmen, ihn trifft der Bibelfluch: „Die letzten sollen die ersten sein!“ Gegen Wacker ließ Hebbel leise durchschimmern, daß er in Alberti sich doch wohl getäuscht habe. Jener fand ihn nicht in der gewohnten Heiterkeit und dem Anscheine nach mit getrübten Aussichten in die Zukunft. Hebbel sprach ihm von seinem Entschlusse, Hamburg den Rücken zu kehren, und versicherte ihm, er werde sich glücklich fühlen, wenn er einmal den Staub dieser Stadt von seinen Füßen geschüttelt habe.

Beim Weggange aus Dithmarschen wähnte er, daß all die schmutzigen Steige und tiefen Gräben nur da seien, um ihn festzuhalten an die teuere Muttererde. „Wahrlich,“ ruft er in einem Briefe, in dem er die Stimmung des Augenblicks mit einer nachhaltigen verwechselte, „wahrlich, wenn ich, anstatt erst mit dem Leben zu ringen und zu kämpfen, schon seine Früchte pflücken sollte, so würde ich dies nirgends als in meinem Vaterlande tun!“

Wie engherzig Amalie Schoppe seinen Entschluß auffaßte, und wie weit die Verwirrungen, die Alberti angerichtet, gediehen waren, dies bewies ein Brief an ihn, worin sie in den schroffsten und kältesten Ausdrücken ihm erklärt, daß sie an seinen ferneren Schicksalen keinen Anteil mehr nehmen wolle. Vierzehn Tage vor seiner Abreise wurde sie über die Umtriebe des unseligen Alberti aufgeklärt. Am Rande des schon erwähnten Memoires unseres Freundes an Wacker stehen von Amalie Schoppes eigener Hand geschrieben und von ihr unterzeichnet die Worte: „Auf Ehre und Gewissen bescheinige ich, daß die in diesem Briefe vorgetragenen Fakta sich ganz so verhalten, wie Hebbel sie vorgetragen hat, und daß sämtlich darin Benannte Gelegenheit hatten, in L. Alberti ... einen Ränkemacher und Friedensstörer kennen zu lernen, und zwar dermaßen, daß er nicht den Mut hatte, einem von uns wieder vor Augen zu treten.“ — „Alles, alles kam ans Licht,“ rief Hebbel, „nur nicht der Zweck der abscheulichen Ränke!“ Wir aber gehen sicherlich nicht fehl, wenn wir diesen verborgenen Zweck in dem Dichterneide des Unvermögenden suchen.

Die juridische Ausgleichung ist niemals auch eine menschliche. Und so wird in Amalie Schoppe, wenn nichts anderes, so

doch ein Gefühl der Beschämung zurückgeblieben sein, an welchem sich die erloschene Teilnahme für Hebbel nicht wieder entzünden konnte.

Das edelste, innigste Menschenherz hatte er in Elisen gewonnen. Dem Scheidenden weinten in Hamburg zwei fromme Augen nach, wie ihm in Wesselburen das Mutterherz nachgeweint hatte.

Dem alten treuen Voß hatte er angezeigt, daß er am 26. oder 27. März nach Heidelberg abreisen werde. Er freue sich sehr, heißt es in diesem Briefe, auf die Pandekten und er werde mit dem größten Ernst und Fleiß das Unrecht, denn dies sei die Wissenschaft des Rechts, studieren, nicht sowohl, um sich dadurch den Zutritt zu einem Amte zu eröffnen, welches er schwerlich jemals annehmen werde, als vielmehr um sich geistig nach allen Seiten hin umzutun und sich die Freiheit zu erwirken, den lahmen, steifen Esel, der i h m die Brotsäcke nicht schleppen soll, an denjenigen Wegstrecken, wo er zu stolpern pflege und wenigstens langsam gehe, zu peitschen und zu stacheln. „Unsere Zeit ist eine Zeit, worin die Entscheidung für ein Jahrtausend sich vorbereitet; was bei Leipzig die Kanonen nicht getan haben, das müssen in Paris die Federn tun, und ein Hund will ich sein, wenn ich mir den Geist binde, bevor mir die Hände gebunden sind. Alles dieses, was Ihnen dunkel sein muß, da Dithmarschen in dem Verhältnis zur Welt steht, wie ein Bettler zu seinem reichen Oheim, wird Ihnen klar werden nach Jahren, und je weniger Sie in der nächsten Zukunft von mir hören werden, je mehr hören Sie vielleicht in einer späteren . . .“

Zweites Kapitel.

Unter den Studenten in Heidelberg.

Sonnabend vor Ostern, abend sechs Uhr, traf er in Heidelberg ein und stieg im Hotel de Nassau ab. Entzückt begrüßte er den Heiligenberg, der dunkel und ernsthaft in sein Fenster hineinragte, und am Neckar, wo er sofort spazieren ging, erblickte er, der Sohn der Marsch, nicht ohne Staunen die ersten Felsen. Der Hausknecht besorgte ihm ein geräumiges, nahe der Universität gelegenes Zimmer, in welchem sogar das ihm nötige Sofa nicht fehlte. Für Zimmer, Schlafkammer und Aufwartung bezahlte er 24 Gulden per Halbjahr. Außer ihm wohnten noch vier Studenten in dem Hause, Untergasse 146, bei Knopfmacher Neuer. Er freute sich seiner Zimmerbequemlichkeit, bereitete sich selbst des Abends seinen Tee oder Kaffee, den er dann einsam schlürfte, da Gravenhorst und Rendtorf gewöhnlich in der Kneipe unter den Studenten saßen.

Er zweifelte, daß ihn die Professoren immatrikulieren würden: doch focht ihn dieser Zweifel nicht sonderlich an, da er die Kollegia jedenfalls hospitieren konnte und es ihm gar nicht darauf ankam, ob sich ein echter deutscher Bursch mit ihm schlagen wolle oder nicht. Wie er vorausgesehen, schob sich dem geregelten akademischen Studium in der Tat ein Riegel vor. Auf deutschen hohen Schulen dürfe, einem Bundesgesetze zufolge, niemand immatrikuliert werden, sagte man ihm, der nicht die nötigen Schulzeugnisse beibringen könne. Von dem Präsidenten der Immatrikulationsbehörde, dem Geheimrate Schwarz, an den er sich auf den Wunsch seiner Freunde wendete, empfing er die Versicherung, daß er, obwohl erst Verhaltungsbefehle vom Karlsruher Ministerium eingeholt werden müßten, sich doch mit ziemlicher Gewißheit auf ein günstiges Resultat verlassen dürfe. Hebbel hoffte, daß gescheite Leute ihm die nämlichen Rechte ein-

räumen würden, welche sie fünfzig Schafsköpfen und Schuljungen eingeräumt haben, denn, meinte er, etwas anderes seien ankommende Studenten selten, woraus übrigens nicht folge, daß sie auch nichts anderes werden könnten.

Das günstige Resultat traf, wie zu erwarten war, nicht ein. Unser Freund belegte ein Kollegium bei Thibaut, der römisches Recht vortrug, und eines bei dem jungen Dozenten Guyet, welcher über Enzyklopädie las. Thibaut, der ihm das Honorar erließ, erschien ihm bald als der geistreiche Mann, der noch jeden verständigen Zuhörer zu fesseln verstand, während ihm Guyet, dessen innerer Fond und spärliches Auditorium zu boshaften Vergleichungen herausforderten, ebenso rasch den unsicheren Führer verriet. Er ist jung, urteilte er nicht ohne Selbstüberhebung über diesen Dozenten, und wie es mir bei der Unterhaltung, die ich mit ihm hatte, vorkommen wollte, grün; das tut aber nichts, es ist dem Weber einerlei, wer das Garn spinnt, was er zu verarbeiten gedenkt. Nichtsdestoweniger harrte er nicht lange in diesem Kollegium aus.

Noch empfindlicher als in Hamburg drückte ihn hier der materielle Mangel. Er klagte, daß es ein eigenes Ding um die Sparsamkeit auf Universitäten sei. Ein jeder beziehe sie mit vollem Beutel und ausreichender Garderobe und wenn er dann auf einen armen Teufel stoße, den er nun einmal als Kollegen anerkennen müsse, so suche er es ihm durch tausend Kleinigkeiten fühlbar zu machen, daß er es wenigstens nicht gerne tue. Er müsse täglich seine besten Sachen tragen, schreibt er an Elise, in seinem alten schwarzen Kittel und den Taglöhnerschuhen wäre er so wenig auf der Straße als in den Kollegien gegen Anzapfungen gesichert und er möchte sich doch nicht eben wegen der Falten seines Rockes duellieren. Es war nur zu begreiflich, daß ihm das Leben in Heidelberg mißbehagte und daß er nach irgendeinem Auswege spähte, die Studien niederlegen zu können. Die äußeren Hindernisse nannte er fast unübersteiglich, da der Mangel schon eintrete, wo der Überfluß aufhöre: er habe jedoch auch mit inneren zu kämpfen. Die Wissenschaften verlangten vielfältig einen Karrenschieber, dies aber könne der Mensch nur in demjenigen Alter sein, „wo er noch nichts ist". Man spreche soviel vom Fleiße und von der lieben, lieben Geduld. „Ach Gott, ja, ich hab' allen Respekt, aber man weiß wohl, es ist die Art des Vogels zu fliegen, und er wird sich schwerlich an den Paßgang eines Ackergauls gewöhnen, wenn dieser gleich jeden Abend eine volle Krippe findet." Immerhin könne es der Fall sein, daß ein künftiges Zeitalter ihn der Selbstüberschätzung zeihen und wenn

es seine Ansprüche gegen seine Leistungen abwäge, ein Recht dazu haben werde. Wenige verstünden sich auf die Wechselwirkung zwischen dem Menschengeiste und dem Leben, noch wenigere wüßten eine untergegangene Kraft nach ihrem Schatten, der dargelegten, mathematisch zu berechnen.

Hätte Hebbels Natur nur ein klein wenig Läßliches gehabt, er hätte dann nicht jede äußere schlimme Folge seiner Verhältnisse zu seiner inneren Qual verwendet und nicht jede gewonnene Erkenntnis zu einem peinigenden Vorwurfe gemißbraucht. Erst wenn wir dies erwogen haben, verstehen wir Aussprüche wie die nachstehenden seines Tagebuches vollständig:

Der Schmerz ist ein Eigentum wie das Glück und die Freude.

Das Licht beleuchtet jedes Ding, allein nicht jedes hat sich zu bedanken.

All mein Leben und Streben ist jetzt eigentlich nur noch ein Kämpfen für Mutter und Leichenstein.

Mit Gravenhorst und Rendtorf, sowie mit dem einige Wochen später in Heidelberg auftauchenden Schneidler war er manche Stunde des Tages zusammen, die mehrste Zeit aber seinen finstern Stimmungen allein überlassen. Gravenhorst, der auf dem Wege von Frankfurt nach Heidelberg in einem Wagen mit Professor Guyet gefahren, hatte durch diese Annäherung Zutritt in dessen Hause erhalten, wo es an gesellschaftlichen Anregungen nicht fehlte. Unserem Freunde kam zwar auch eine Einladung dahin zu, aber da Guyet verheiratet war und ein Haus machte, so konnte Hebbel, weil ihm nach seinem Ausdrucke die hochzeitlichen Kleider mangelten, dieselbe nicht benützen. Er sei bisher närrisch genug gewesen, sagt er, den Grund seines schwankenden Auftretens in seiner Persönlichkeit zu suchen; der Grund liege aber gewiß nur in einem leeren Geldbeutel und einem kahlen, schlechtsitzenden Rock. Das wirke bis in die innersten Knochen hinein. Die flüchtigen Berührungen mit Studenten reizten seine geheime Erbitterung über den Widerspruch ihrer Unreife zu ihrem behaglich festen Auftreten. Auch ihm mochten, mit einem Dichter der Gegenwart zu sprechen, diese durcheinander wogenden Jünglinge rücksichtslos und selbstgefällig erschienen sein, welche in Erwartung von Amt und Würden, die sie zu verhöhnen vorgeben, einstweilen ihren Entwicklungszustand zu einer Art souveränen Autorität machen, von welcher aus alles sich bemessen und verachten ließe. Dennoch spürten einzelne genau, wie weit der unzufrieden dreinschauende Holsteiner ihnen voraus sei, wenn er auch, des Vorzugs der Immatrikulation entbehrend,

neben ihnen sein Heft schrieb. Es spürten dies der junge Rudolf Ihering, der nun berühmte Romanist, der uns seinen Eindruck späterhin erzählen wird, und der junge Emil Rousseau, einer der vier Bayern, die in dem Hause wohnten, wo Hebbel logierte.

Emil Rousseau, der Sohn eines Oberappellationsrates aus Ansbach, suchte eifrig seine Bekanntschaft zu machen und pries sich, nachdem der Verkehr angesponnen war, darüber glücklich. Da er damals „wütend" Verse schrieb, so kam er beinahe jeden Tag auf Hebbels Stube, um ihm das Neueste vorzulesen. Hebbel kargte nicht mit seinem mehr als aufrichtigen, mit seinem herben Urteil, und da Rousseau lernbegierig zugleich war, so stieg für ihn der rauhe Lehrmeister in dem Grade an Bedeutung, als dessen kritischer Stachelstock dem Zögling Schmerzen verursachte. Die Jugend sei voll Hoffnung, meinte er: gewöhnlich habe er Rousseau des Morgens um sich, wenn er sich rasiere oder seinen Kaffee mache; es sei eine Professur ganz eigener Art. Sein Verhältnis zu dem jungen Enthusiasten, der sich eben mauserte, war auf seiner Seite ein herablassendes und richterliches, auf der Rousseaus das der geistigen wie seelischen Hingebung, des unbedingten Glaubens und Vertrauens an und in die Kraft des Meisters.

Was Hebbel selbst aushalten konnte, mutete er immer auch allen andern zu, und die Schonungslosigkeit, die seine eigene Jugend erfahren hatte, ließ er jedes fremde Dasein fühlen. Wie seiner Strenge gegen sich selbst und seiner Beharrlichkeit die erleichternden Mittelglieder gebrachen, so schnitt er auch im menschlichen Verkehr alle mildernden Übergänge ab und wählte stets den abkürzenden Weg. Durch die Pforte von einem Lebensabschnitt in den andern dürfen Kinder weder gedrängt noch gestoßen werden, lautet ein schönes Wort Therese Ösers. Hebbel wurde als Kind so gedrängt und gestoßen und nun drängte und stieß der Jüngling wieder. Ihn schmerzte es allerdings, daß er nicht mehr, wie einst, Menschen, die ihm voll Herzlichkeit entgegen kamen, mit Herzlichkeit aufzunehmen vermochte. Kann's der Apfel, den ein Wurm angenagt hat, ändern, seufzt er, daß er nicht schmackhaft ist?

Kühl, wie gegen Rousseau, benahm er sich jetzt gegen einen zweiten der bayerischen Studenten, die zu seinen Hausgenossen zählten, den Sohn eines Münchener Appellationsrates Schumann. Die treue, gute Seele fühlte er dem jungen Manne an und dennoch widerstrebte ihm ein engeres Verhältnis. Denn dieser sei ein Grenzmensch, der in der Mitte zweier Welten stehe, wobei er sich in der einen nicht zu bescheiden, in der andern nicht zu

behaupten imstande wäre. Leute dieser Art nötigten ihm ein ewiges Wachehalten auf, was ermüdend und unersprießlich sei. In seiner Natur aber liege es zum Glücke nicht, Personen, welche in ihrem Kreise schätzbar, für den seinigen jedoch sich nicht eigneten, unwürdigerweise eine Zeitlang zu nutzen und dann abzuschütteln. Offenbar wirkten auf diese seine spröde Zurückhaltung auch die an Alberti gemachten Erfahrungen ein.

Mit dem Gros der Studenten kam er die Woche einmal in der Kneipe zusammen. Doch glitt das tolle akademische Leben an ihm ab und er rechnete sich dies so wenig zum Verdienste als zur Schuld an. Man bedürfe, wie er richtig bemerkt, des vollen Gefühls unverkümmerter Jugend, des heiteren Lebensmutes, wenn man sich freudig in einen Kreis stürzen solle, der weder mit den höchsten Interessen des Menschen noch denen der Menschheit etwas zu tun habe, und der, weil Kraft und Vermögen immer ihr Medium suchen, für die Notwendigkeit das willkürlich Phantastische supponiere; niemand aber komme von der Galeere, wie er sie betreten. Sein Bestreben war auf poetisches Schaffen, innere Kräftigung gerichtet, und was nicht irgendwie damit zusammenhing, war für ihn nicht da. Dabei hatte er keineswegs den Anstrich des Stubenhockers und Sonderlings; er stand vielmehr bei den alten Häusern im Kredit eines, wenngleich nicht vielversprechenden, so doch leidlichen Fuchses, dem man seine Eigenheiten nachsehen mußte. Im Anfange hatte er z. B. Anfechtungen wegen seines langen Haares. Die Heidelberger Studenten, die fünf Jahre vorher noch in zerrissene Strümpfe und beschmutzte Röcke ihren Stolz gesetzt hatten, waren jetzt von einem aristokratischen Fieber ergriffen, trugen Fracks und Tituskëpfe und konnten sich an Hebbels langes Haar, das nichts weniger als in zierlichen Locken herabfiel, durchaus nicht gewöhnen. Man gab ihm häufig und deutlich zu verstehen, man erwarte, daß er es scheren lasse. Hebbel jedoch duldete nicht, daß man sich in seine persönlichen Sachen mische, und er ging nicht darauf ein. Dies hatte unangenehme Szenen zur Folge und es wäre bis zur Mensur gekommen, wenn Hebbel nicht zufällig Gelegenheit gefunden hätte, einigen Studenten zum Sophienfeste durch ein paar Verse einen Gefallen zu erweisen. Dadurch kam er denn ganz ohne seine Absicht in den Ruf der Originalität und stand wieder mit allen Burschen in Frieden.

An Fleiß in und außer dem Kollegium ließ er es nicht fehlen. Bei Thibaut war er unter den Zuhörern derjenige, der die Vorträge am regelmäßigsten besuchte und vielleicht auch sein Heft am sorgfältigsten studierte und memorierte. Aber aus den

Schwankungen, ob er die Jurisprudenz trotz seines Widerwillens festhalten oder abstreifen solle, kam er lange nicht zu einem bestimmten Vorsatz. Ihrer rein wissenschaftlichen Seite gewann er nicht den mindesten Anteil ab, Reiz hatte für ihn nur das Hors d'oeuvre. Wenn Thibaut Beispiele einstreute, an denen Rechtsnormen erläutert oder juridische Sophismen ad absurdum geführt werden sollten, dann weckten die Rechtsfälle an sich sein psychologisches Interesse; als er Mittermaier, in dessen Kollegium er zuweilen erschien, über die Zurechnung sprechen hörte, wobei einmal ein Hexenprozeß die Illustration abgab, da kam seine Phantasie allsogleich in Schwingung und sein bildnerischer Verstand in Tätigkeit. Alles Lebendige und Problematische der Menschennatur, womit die Rechtswissenschaft hantiert, verfolgte er, natürlich ohne Rücksicht auf die abstrakten Ziele derselben, mit Aufmerksamkeit.

Eine Zeitlang beschäftigte ihn der Gedanke, nach Kiel zu übersiedeln, weil er dort wohlfeiler leben und Elisen näher sein könnte. Aber der Zweifel, ob er mit seiner Kenntnis des Lateinischen beim Jus ausreichen werde, und die Erwägung, daß sein Wiederauftauchen in Hamburg alle hämischen Zungen einzelner seiner Gönner in Bewegung setzen möchte, drängten diesen Gedanken wieder in den Hintergrund. Was ihm Elise aus Hamburg über den Pastor Schmalz und über neuerliche Verleumdungen Albertis mitteilte, bestärkte ihn in seinem Grauen vor einer Rückkehr dahin, ehe er nicht mit dem Doktortitel ausgestattet die Vorhersagung seiner falschen oder kurzsichtigen Freunde Lügen strafen und durch anerkannte literarische Leistungen seine Neider niederschmettern könne. Die kleine Summe, welche ihm die Gräfin Rhedern aus Berlin zu schicken versprach, war ausgeblieben. Amalie Schoppe ließ seine Briefe aus Heidelberg unbeantwortet, und dies war ihm gleichfalls ein Zeichen, wie man jetzt in Hamburg über ihn denke. Seine Barschaft aber war beinahe erschöpft. „Das ist der größte Irrtum im Leben," schreibt er an Elise, „daß wir's für ein Gewebe ansehen, worin sich ein Faden mit dem andern verknüpft und keiner verloren geht; Abgründe trennen Stunde von Stunde, jeder Augenblick ist Schöpfer und Zerstörer einer Welt. Hierin stehen sich innere und äußere Natur als schroffe Gegensätze gegenüber; wir aber wollen das Widerstreitende vereinen und machen den Zwiespalt größer. Du verstehst mich vielleicht nicht; halte fest an dem Glauben, daß der Mensch nicht besser gesegnet sein kann, als wenn er so etwas nicht versteht." — Er sehnte sich nach Elisen, bei ihr würde er auftauen, im Süden sei er eingefroren, und

Elise, welche ihm nach seiner ersten unzufriedenen Äußerung über den Heidelberger Aufenthalt ein Asyl in ihrem Hause angeboten hatte, mochte ihn je eher je lieber wieder bei sich in Hamburg wissen.

Indessen brachte ein Gespräch Thibauts mit unserem Freunde, das sich über allgemeine Gegenstände verbreitet hatte, Hebbels Entschluß, das Rechtsstudium aufzugeben, zur Reife. „Sie werden es zu irgendeiner Zeit doch tun", sagte der Vertrauen erweckende, menschenkundige Thibaut, „denn es steckt etwas anderes in Ihnen als ein Jurist. Ich traue es Ihrer Energie zu, daß Sie den Entschluß erst nach dem bestandenen Examen fassen werden, aber Sie haben schon Zeit genug verloren und müssen zu Rate halten, was Ihnen noch übrig bleibt." — So hätte niemals einer der Exakten sprechen können, denen Abfall vom Fach und Mangel an Ernst gleichbedeutende Begriffe sind. Als ihn Immermann aufsuchen wollte, was durch einen Zufall vereitelt ward, da hoffte dieser mit Recht auf eine menschliche Begegnung mit ihm, obgleich Thibaut ein Gelehrter sei. Denn die Gelehrten, meinte Immermann, verstünden meistens nur die Genossen ihrer Gilde und deshalb sei ihre Nähe in der Regel unerfreulich. Daß es zwei Reihen von Naturen gebe, deren eine mit ihrem Erleben, Erleiden, glücklichen Tasten und Finden gerade so viel Recht habe als die andere erlernende, bleibe ihnen ein ewiges Rätsel, und wie viel sie selbst der sogenannten Ignoranz verdanken, wüßten sie noch weniger. Sechs Jahre vor Hebbels Aufenthalt in Heidelberg hatte der junge Robert Schumann unter den Augen des musikliebenden Thibaut gegen seine Abneigung von der Jurisprudenz gekämpft, hatte er ihre Anfänge eiskalt und trocken genannt und war er über diese Anfänge ebensowenig als Hebbel hinausgekommen.

„Der Pastor Schmalz wird triumphieren, wenn er's erfährt", schreibt Hebbel der Freundin, „die Schoppe wird vor Ärger braun und blau werden, doch das läßt sich nicht ändern." Er richtete nun sein Augenmerk auf München, das von dem literarisch so bedeutenden Stuttgart nicht weit entfernt sei, und wo er, wie die beiden Bayern ihm versicherten, um ein Drittel wohlfeiler als in Heidelberg leben könne. Daß die juristische Fakultät dort schlecht besetzt sei, brauche ihn nicht zu kümmern; er habe dafür eine in ganz Deutschland nicht mehr vorkommende Gelegenheit, die trefflichsten Kunstwerke zu sehen und Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums, die er schon in Hamburg habe vornehmen wollen, am günstigsten Orte zu studieren. Auch erwartete er in München einen geeigneten Boden für schriftstellerisches

Wirken zu finden. „Denn die bayerische Journalliteratur", sagte er, „stehe unter dem Gefrierpunkte und die bayerischen Schriftsteller seien nicht Lampenanzünder, sondern Lampenausputzer, und wer ein Saatkorn habe, dem biete sich dort das weiteste Feld dar."

Bei diesen inneren Kreuz- und Querzügen verging der Sommer. Doch verdankte ihm unser Freund manches eindringliche Bild der Natur wie der Kunst und viele produktive Stimmungen. In der Heidelberger Gemäldegalerie sah er zum ersten Male Meisterstücke der alten Italiener, Lukas Cranachs, niederländischer Maler, und er kam sich, von den lebensprühenden Tafeln umgeben, wie Hans in der großen Stadt vor. In Schwetzingen fesselte ihn die melancholische Anmut des weitläufigen Parks, in Speier der Dom, wo er seinen Bubensonntag dichtete. Die Kühnheit der gewaltigen Massen des Heidelberger Schlosses, das den Berg hinaufgebaut ist, sprach ihn besonders an, und die Stadt, meinte er, könne eher einen Berg als das Schloß entbehren. Er hielt sich gerne in der nach Hölderlins Worten schicksalskundigen Burg auf, über welche die ewige Sonne ihr verjüngendes Licht gießt, während freundliche Wälder über die Burg herabrauschen und Sträucher herabblühen,

> Bis wo im heitern Tal,
> An den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold
> Deine fröhlichen Gassen
> Unter duftenden Gärten ruhn.

Einst saß er ganze Sommerstunden in den Ruinen und las dort Goethes Achilleis. Entzückt betrachtete er oft das Schloß im Mondschein, vom Karlsplatze aus, „wie es geheimnisvoll, gleich einem Gespenst des Mittelalters, herunterhing, aber überwuchert von üppigster Vegetation der frischesten Gegenwart, ein Geist, der sich mit Laub und Blumen schmückt; in den Bäumen, die auf den Türmen und Mauern aufgeschossen sind, säuselt der Nachtwind und darüber, gleich einer goldenen Krone, funkelt der Sternenkranz." In einem an den Kirchspielschreiber Voß gerichteten Briefe, dem auch die eben zitierte Stelle entnommen ist, nennt er die Brücke, welche über den muntern Neckar führt, „schlank wie der Bogen, den eine Schwalbe im Fliegen beschreibt." Dreimal bestieg er den Kaiserstuhl, mit seinem achtzig Fuß hohen, das Rheintal beherrschenden Turme; einmal in einer ihm unvergeßlichen Nacht, um den Sonnenaufgang zu sehen. Und wieder war ein Hund sein unzertrennlicher Gefährte, wie in Dithmarschen, ein schönes, braunes Hündchen mit weißen Pfoten und dem appetitlichsten Gesicht. Das Tier, das ihm Rousseau

geschenkt hatte, war im Zimmer wie auf allen Spaziergängen ihm zur Seite, so daß ihn immerwährend „eine freundliche, tölpelhaft schmeichlerische Kreatur umgab".

Die Heidelberger Sommernächte zeitigten das helldunkle Nachtlied der deutschen Lyrik, Hebbels Nachtlied, das später Robert Schumann mit der ganzen Innigkeit des Geheimnisses nach- und ausgesungen hat.

Quellende, schwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
Sage, was ist da erwacht!

Herz in der Brust wird beengt,
Steigendes, neigendes Leben,
Riesenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis,
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehst du den schützenden Kreis.

Wenn ihm in Hamburg der Vater, stumm den Ahnenzug führend, und die Jugendgeliebte Doris erschienen waren, so hebt sich jetzt die Großmutter empor, der wir schon in Dithmarschen zugehört haben, was sie Faselndes zu sagen hat, so grüßt ihn jetzt die noch lebende Mutter, und er fühlt sich in das Kind zurück, das am Sonntag Morgen zur Kirche geht (Bubensonntag), und das die Mutter jeden Abend selber auszieht.

Nachtgefühl.

Wenn ich mich nachts entkleide,
Gemachsam Stück für Stück,
So tragen die müden Gedanken
Mich vorwärts oder zurück.

Ich denke der alten Tage,
Da zog die Mutter mich aus;
Sie legte mich still in die Wiege,
Die Winde brausten ums Haus.

Ich denke der letzten Stunde,
Da werden's die Nachbarn tun;
Sie senken mich still in die Erde,
Dann werd' ich lange ruhn.

Schließt nun der Schlaf mein Auge,
Wie träum' ich oftmals das:
Es wäre eins von beidem,
Nur wüßt' ich selber nicht was.

Der ungewisse Zustand der suchenden und hilflosen Seele und die warme landschaftliche Szenerie Heidelbergs, der zusammenhaltende Norden in Hebbels Wesen und die auftauende Heiterkeit des Neckarlandes verleihen seiner Gestalt einen schwebenden, märchenhaften Charakter, zeichnen uns ein wahrhaftiges Dichterleben hinter gelüfteten und wieder zufallenden Schleiern.

Der Heidelberger Sommer brachte ihm auch die erste novellistische Frucht von Bedeutung. Zwar hatte er sich schon in Wesselburen, wie wir wissen, in der erzählenden Form versucht, aber die gelieferten Proben vertrugen dazumal noch gar keine Ansprüche, die dem künstlerischen Kreise angehören. Eine in Hamburg geschriebene Erzählung: „Barbier Zitterlein", welche dann in der Mitternachtszeitung erschien, zeigte wohl Ansätze zur Charakteristik, war jedoch erfindungslos, und gefiel sich in einem zweifelhaften Humor, der fortwährend Miene macht, in das Gräßliche umzuschlagen. Erst jetzt bemächtigte er sich der schwierigen Form in der Erzählung: Anna. Am 9. Juni notierte er in seinem Tagebuche: „Gestern abend die Anna beendet. Zum ersten Male Respekt gehabt vor meinem dramatisch episch in Erzählung sich ergießenden Talent." Er war zu diesem Worte berechtigt. Denn diese kleine, wenige Blätter umfassende Erzählung beurkundet ebensosehr sein eigentümlich plastisches Vermögen, wie seinen Einblick in das Kunstgesetz dieser Form. Es scheint, daß er sich schon die alten Italiener angesehen hatte und ein Kompromiß ihrer Darstellung mit jener Kleists eingegangen war. Die Eile der romanischen Erzählung hat er beibehalten, aber die Attribute des Spielerischen und Ergötzlichen hat er gegen die dem deutschen Vorbilde abgelauschte Ängstlichkeit und Schwere eines inneren Prozesses vertauscht. Bei den Italienern atmen wir fröhlich auf, indem sie ihre anekdotischen Geschichten, die lüsternen wie die grauenhaften, fliegen lassen, bei Kleist halten wir den Atem an, indem er die Knappheit des Autors der Annalen auf die poetische Erzählung überträgt und mit der Anteillosigkeit des Berichterstatters die tiefsten Bewegungen des Gemütes begleitet. Ungleich härter geht Hebbel zu Werke. Das noch immer faltige Gewand der Erzählung Kleists wird unter seinen Händen schon so sparsam zugeschnitten, daß hin und wieder das Skelett der Form sich abzeichnet.

Eine arme Magd, wird Anna von ihrem feudalen Guts-

herrn mit Anträgen verfolgt, die sie nicht verstehen will. Dies erbittert ihn, er schlägt das schöne Mädchen und befiehlt ihm, am Tage der Kirmes, da alles im Schlosse sich zum vergnüglichen Abend rüstet, in ihrer Kammer zu bleiben und den dort zusammengeschichteten Flachs abzuhecheln. In schweigender Zerknirschung gehorcht sie. Das rohe Gesinde, das ihr als einer reinen Natur feindselig gesinnt ist, empfindet Schadenfreude darüber. Während auf polternden Wagen Knechte und Dirnen zur Lustbarkeit fahren, sitzt Anna in der Flachskammer und arbeitet. Da tritt ihr Geliebter herein und sucht, vom Wein erhitzt, sie zu überreden, daß sie das Gebot des Gutsherrn breche. Sie weigert sich dessen, und der Geliebte stürmt mit einer Verwünschung gegen diesen ins Freie hinaus. Aber eine unvorsichtige Armbewegung Annas hat die Kerze herabgeschleudert, der Flachs entzündet sich, die Kammer steht in vollen Flammen. Nun verläßt auch Anna, zufrieden, daß der Zufall Verderben bringend über das Haus gekommen, den brennenden Verschlag, die Feuerglocken läuten, Verwirrung und Entsetzen nehmen von dem Umkreise des Schlosses Besitz. Bald taucht Anna, nachdem sie ihr glühendes Gesicht im feuchten Grase gekühlt hat, in halbem Wahnsinn unter den Löschenden auf und findet in dem verzehrenden Elemente, von dem sie gleichsam angezogen wird, den Tod. Die Kälte Kleists durch Grausamkeit überbietend, schließt Hebbel mit der Relation: „Als der Freiherr am andern Morgen erfuhr, was sich mit Anna begeben hatte, befahl er, ihre Gebeine aus dem Schutte hervorzusuchen und sie auf dem Schindanger zu verscharren. Dies geschah."

Auf einem Raume, der dem Halbtalente nicht genügt hätte, um mit den novellistischen Vorbereitungen fertig zu werden, kommt unser Poet mit der Schilderung des Schauplatzes, der Hauptfigur und der Nebenfiguren, der Verwicklung und Lösung des Konflikts bequem zustande. Den Anstoß zu dieser Erzählung möchte, wie mich bedüngt, Uhlands Mähderin gegeben haben. Der liebliche Balladenduft, der über der leidenden Mähderin schwebt, ist in der Anna der dramatischen Gewitteratmosphäre gewichen, und das romantisch ergebene Mädchen des Liedes hat sich in der Erzählung in das schmerzhafte Dulden einer leidenschaftlichen Weibesseele verwandelt. Biographisch betrachtet, liegt die jedem Schimpf und jeder Kränkung preisgegebene Magd nicht fern ab von den Zuständen des Dichters, welcher in der Hörigkeit der Armut seufzte. Er selbst bekannte nachmals, daß er in der Anna einen Beitrag zu der Lehre von der Zurechnung

habe geben wollen. So hätten denn auch seine juristischen Studien einen zweifelhaften Anteil daran.

Nicht nur für seine Dichterbegabung zeugten die in Heidelberg entstandenen Produktionen, auch für seine Einsicht in die Poesie und für seine geistige Redlichkeit. Er berührte keinen Stoff, der dem Grade seines Könnens noch nicht gemäß war, er hatte nichts von der Strebsamkeit der Tröpfe oder der Falschmünzer. Die stillschweigenden Ermahnungen und Ratschläge, welche die Werke großer Schriftsteller enthalten, und welche die ausübenden Kleinen entweder gar nicht bemerken oder, was noch schlimmer, so auffassen, als ob dieselben sie nichts angingen, auf Hebbel machten sie den angemessenen Eindruck und wie Gedenktafeln stellte er sie vor sich hin, an denen er sich je nach den redenden Chiffren ermutigte oder bescheiden lernte. Als er Goethes Briefwechsel mit Zelter las, zog er unter anderem nachstehende, für ihn doppelt beachtungswürdige Sätze aus:

„Das Technische einer Kunst muß eigentlich in frühen Jahren ordentlich erlernt werden. Regt sich erst der Geist von innen heraus, so muß die Sorge für äußere Darstellung beseitigt sein, und wer das schöne Handwerk kennt, wird gestehen, daß es gleichsam Dichten hilft, denn es ernährt die Lust und macht den Trieb frei." Zelter.

„Legen Sie ja keinen alten Fehler ab, Sie fallen entweder in einen neuen, oder man hält Ihre neue Tugend für einen Fehler." Goethe.

„Die Tiere werden durch ihre Organe unterrichtet." Eines der größten Worte, die uns der Altvater hinterlassen, setzt Hebbel hinzu; er wußte eben nicht, daß es ein Wort der Griechen war, welches Goethe zitierte.

Um des literarischen Erwerbs willen, nicht aus dem ungeduldigen Antriebe, mit poetischen Arbeiten hervorzutreten, stellte er jetzt ein Bändchen Erzählungen zusammen und bot sie dem Buchhändler Engelmann zum Verlage an. Es waren die Stücke: „Anna", „Eine Nacht im Jägerhause", „Herr Weiß", „Johann", „Gertrud". Die letztgenannten drei, welche niemals gedruckt wurden, sind später in Verlust geraten. Ferner sammelte und sichtete er seine Gedichte, für die er sich die Erlaubnis Uhlands erbat, ihm dieselben widmen zu dürfen.

Am 4. Juli 1836 schrieb er an Uhland. In den Eingangszeilen bezeichnet er seinen Brief zuvörderst als den einfachen Ausdruck der Dankbarkeit einer zum Bewußtsein gekommenen Individualität, auf deren Ausbildung zum Denken und Dichten

Uhland den entschiedensten Einfluß gehabt habe. Er erinnert an die im Jahre 1832 durch Uhland ihm gewordene menschenfreundlich teilnahmsvolle Antwort, welche den idealistisch ausschweifenden Jüngling zart, aber fest aufs Leben verwiesen und ihn auch den kleinen Kreis, worin er sich befand, und die Hilfsmittel, die dieser ihm bot, nach Gebühr schätzen gelehrt habe. Er erwähnt hierauf die eingetretenen äußeren Lebensveränderungen, berührt seine Studien in Heidelberg, und teilt schließlich seine Absicht mit, eine Auswahl seiner Gedichte zu veröffentlichen. Wenn ihm auch über den objektiven Wert derselben kein Urteil zustehe, sagt er, so müsse er sich doch überzeugt halten, daß er schwerlich zu irgendeiner Zeit bessere hervorbringen werde. Der Zweck dieses Briefes aber sei kein anderer, als um Uhlands Erlaubnis zu ersuchen, ihm diese Gedichte zueignen zu dürfen. „Sie haben, ich muß es noch einmal anführen, denn ich hoffe dadurch meine Bitte begründen zu können, auf Entstehung und Wesenheit jener Gedichte den größtmöglichen Einfluß gehabt. Goethen wenig kennend und darum bei der oftmals orakelhaften Präzision seiner Kompositionen verschmähend, mit Schiller auf dem Felde unfruchtbarer Reflexion umherirrend, traten Sie mir als Apostel, zugleich der Natur und der Kunst entgegen, wiesen mich für Anschauung und Darstellung auf das einfach Menschliche zurück . . ." Uhland antwortete nicht und der Buchhändler Engelmann lehnte den Verlag der Erzählungen ab. Eine schon in Hamburg versuchte Anknüpfung mit dem Stuttgarter Morgenblatte hatte insoferne Erfolg, als einige seiner Gedichte darin gedruckt erscheinen, aber der in Heidelberg gemachte Versuch, dort einige Erzählungen unterzubringen und dadurch zu materiellen Einnahmen zu gelangen, war gleichfalls mißglückt. Dr. Hermann Hauff sandte weder die Erzählungen zurück, noch erwiderte er Hebbels Briefe.

Ohne Elisens Beistand hätte unser Freund schwerlich die Reise nach München antreten können. Er hatte längst kleine Beiträge von ihr empfangen, nun bot sie ihm hundert Taler an, die er nach manchen Bedenken in der Hoffnung annahm, diese Summe nach einigen Jahren ihr zurückgeben zu können. Er hatte den Sommer über grenzenlos sparsam gelebt und, Miete wie Schusterlohn eingeschlossen, kaum 130 Mark gebraucht. „Ein Leben dieser Art", sagte er, „halt' ich aber auch nicht länger aus."

Am 3. September veranstalteten ihm die Freunde in Heidelberg vor seinem Abgange einen Abschiedsschmaus. Am 12. machte er sich mit Rendtorf zu Fuße auf den Weg nach Straßburg. Rendtorf, an dem er ein tieferes Gefühl entdeckt haben wollte,

als er in Hamburg wahrgenommen, erschien ihm auch aus dem Grunde als ein angenehmer Reisebegleiter, weil derselbe auf solideste Weise in Hebbels eigene Lage sich zu schicken wußte, während die anderen ihm zu wenig Geld achtend waren.

Die durch Goethes Erlebnisse und Schilderungen erweckte Sehnsucht nach Straßburg konzentrierte sich auf das Münster. Hebbel bestieg die Plattform und dachte ausschließlich an Goethe. „Ich stand vor der kleinen Tafel", schreibt er in seinem Tagebuche, „worauf sein Name eingehauen ist, ich sah ihn, wie er mit seinem Adlerauge hineinschaute in das reiche, herrliche Elsaß, und wie Götz von Berlichingen vor seiner Seele auftauchte und ihn um Erlösung anflehte aus langem Tod zu ewigem Leben. Ich sah ihn unten im Dom, wo die Idee der reinsten, himmelsüßesten Weiblichkeit, des Gretchens, vor ihm aufging. Mir war, als ergösse sich der Strom *seines* Lebens durch *meine* Brust, es war ein herrlicher, unvergänglicher Tag." Auf dem Münster dichtete er das Lied *Traum*, das die in ihm aufschäumende Lebenslust hymnisch auffängt, um sie noch vor dem letzten Tropfen wieder zu verschütten.

Von einem Wunderbecher
  Hab' ich mit Angst geträumt,
Woraus dem durst'gen Zecher
  Die höchste Fülle schäumt.
Draus durft' er alles trinken,
  Was Erd' und Himmel bot,
Doch mußt' er dann versinken
  In einen ew'gen Tod.

Mit Wonne und mit Grausen
  Hielt ich ihn in der Hand,
Ein wunderliches Brausen
  In seinem Kelch entstand.
Es flog an mir vorüber
  Die Welt in ihrem Glanz,
Wie regellos im Fieber
  Verworrner Bildertanz.

Und als ich länger blickte
  Tief in den Grund hinein:
Wie Feuerflammen zuckte
  Mir's da durch Mark und Bein;
Und gänzlich drin versunken,
  Ward mir zuletzt zu Sinn,
Als hätt' ich schon getrunken
  Und wäre längst dahin.

Von Straßburg ging es zu Fuße weiter nach Stuttgart. Der erste Besuch war bei Dr. Hermann Hauff, den unser Freund

fragte, ob er dem Morgenblatte Korrespondenz-Artikel aus München senden dürfe. Hauff antwortete, „solche Beiträge würden sowohl ihm als dem Herrn von Cotta äußerst willkommen sein.“ Zu seiner Freude, bei allem Mißvergnügen, erfuhr Hebbel jetzt, daß die aus Heidelberg mittels Buchhändlergelegenheit an das Morgenblatt beförderten Erzählungen gar nicht angelangt seien; das Schweigen Hauffs hatte also keinen ihn demütigenden Grund gehabt. Dann ging Hebbel zu Gustav Schwab. Der herzliche Mann kam ihm mit großer Freundlichkeit entgegen und sagte ihm Verbindliches über seine Gedichte. Schwab unterhielt sich mit ihm über Dithmarschen und forderte ihn auf, dithmarsische Geschichte zu bearbeiten, ungefähr wie er und Uhland schwäbische bearbeitet hätten. Ohnedies gehörte eine solche Darstellung zu Hebbels liebsten Plänen. Zuletzt gab ihm der liebreiche Mann einige Zeilen nach Tübingen an Uhland mit, bei dem Hebbel tags darauf vorsprach.

Mit welchen Gefühlen unser Freund das anmutende Haus an der Neckarbrücke von ferne erblickt und dann betreten haben mag, können wir uns vorstellen. Den Wohltäter seiner Jünglingszeit, den am innigsten verehrten Dichter, sollte er nun von Angesicht zu Angesicht schauen. Aber wenn jemals der enttäuschende Anblick der belauschten Melusine sich geistig in einer Dichterbegegnung wiederholt hat, so war dies in betreff Uhlands der Fall. Die unscheinbare, gleichsam unter Schloß und Riegel bewahrte Persönlichkeit des Mannes, der, wie man weiß, einmal für einen Uhrmacher gehalten worden, erzeugte in Hebbel eine zwischen Bedauern und Erstaunen gemischte Empfindung; der Gegenstand des Bedauerns jedoch war eigentlich er selbst. Er hatte erwartet und er erwartete noch immer, Uhland werde, wie jeder bedeutende Mann, eine Voltaische Säule sein und wo man ihn berühre, elektrische Stöße geben: und er sah sich einer farblosen Schlichtheit gegenüber, die schon manchen vor ihm und nach ihm verleitet hat, ihr den Duft abzusprechen, der sich gleichsam nur gesellig entbinden konnte, wenn eine diesem Dichter verwandte Natur mit ihm zusammentraf. Hebbel vermißte in der ganzen Unterhaltung mit Uhland die kleinste Wendung, die ihn an den Verfasser des Glücks von Edenhall erinnert hätte. Wer sein Geld zu Rate halte, äußerte er betrübt, der pflege sich doch der Scheidemünze zu bedienen, Uhland aber habe über die unbedeutendsten Dinge die Konversation geführt und dies noch mit einer unbegreiflichen Schwierigkeit. Nie wolle er wieder eine menschliche Persönlichkeit zum Fokus ihrer geistigen Hervorbringungen machen, nie wieder vor irgendeinen Menschen mit

Befangenheit hintreten. Aus einem einzigen Besuche gestatte er sich gewiß nicht, das geringste zu folgern, er schildere bloß, wie dieser auf ihn gewirkt habe. „Ich wollte g e d r ü c k t, ja e r d r ü c k t sein, und eben dies, daß Uhland mich nicht drückte, war mir zuwider. Der Mensch ist ein Narr; läßt der Jupiter seine Donnerkeule zurück, so mag er sehen, wie er zum Weihrauch kommt." Der mißliche Eindruck wirkte so sehr in ihm nach, daß er noch zwölf Jahre später die Worte niederschrieb: „Auch unsere Zeit hat einen großen Lyriker, der, wenn er wagte, sich für sich selbst auszugeben, ohne sich durch seinen Reisepaß oder durch einen Bekannten ausweisen zu können, sehr leicht für einen Betrüger gehalten werden würde, und der desungeachtet mit manchem poetischen Heroen früherer Jahrhunderte um die Wette leben wird."

Auch der an Uhland abgesendete Brief war nicht angekommen, wie unser Freund erfuhr, und daraus schloß er mit Fug, daß nun auch seine Gedichte dem Meister völlig unbekannt geblieben, da Uhland sicherlich weder Zeit noch Lust habe, Journale zu lesen, nun gar darin abgedruckte lyrische Gedichte. Daß Uhland vor kurzem die ihm so teuere einzige Schwester verloren hatte und daß er tief in der nordischen Mythenforschung stehe, wußte Hebbel nicht, konnte er nicht wissen. Diese Umstände aber, im Vereine mit der persönlichen Artung des Dichters, die in ihrer äußeren Unscheinbarkeit eine Ausnahme bildete, waren eine hinreichende Erklärung der gleichgültigen Begegnung. Hebbel hatte ihm nichts als seine Begeisterung, noch dazu hastig dargereicht, entgegengebracht, und eine solche Gabe war Uhland ein Gewohntes, wie ihm das zudringliche Feuer peinlich war.

Mit ernüchterten Sinnen verließ unser Freund den Gartenfleck, wo eine seiner glühendsten Vorstellungen in Asche sank. — Über Reutlingen und Ulm setzte er mit Rendtorf die Fußreise bis München fort. Wenn ihm schon die Reise an sich kurzweilig gewesen, so freute es ihn noch nachträglich, daß er auf der siebenzig Meilen langen Strecke, behaglich wandernd und bedeutende Städte zum Rastorte wählend, nicht mehr Geld gebraucht habe, als wenn er dieselbe in der Pökeltonne des Postwagens, ohne sich irgendwo aufzuhalten und etwas zu sehen, zurückgelegt hätte. Wahrscheinlich durch Gustav Schwabs Mahnung angeregt, entstand auf dieser Reise ein Einleitungsgedicht zu dem dithmarsischen Liederzyklus, der nie fertig geworden ist. Nicht einmal dieses Gedicht ist mehr vorhanden; nur ein einziger Vers daraus hat sich erhalten, welcher also lautet:

Mein Tun soll sich erstrecken,
So weit es darf und kann,
Ich will die Toten wecken,
Die klopfen weiter an.
Ich steig' in die alten Grüfte
Und poch' an jeden Sarg,
Ob sich der Deckel lüfte,
Der großes Leben barg.

Drittes Kapitel.

Münchener Aufenthalt.

I.

Mit Hebbels Ankunft in München gelangen wir zu dem Wendepunkte seiner Entwicklung. In dem Maße, als sein Leben an äußeren Begebenheiten verarmt, wird es innerlich reicher und mannigfaltiger. Die Quellen zur Geschichte seiner Seele sprudeln für diesen Abschnitt besonders ergiebig, so daß der Biograph durch den Überfluß nicht selten ins Gedränge kommt. Mehr als früher gilt es nun, das in Briefen und Tagebüchern Verstreute zusammenzufassen und das der Zeitfolge nach Auseinanderliegende zu verknüpfen, wenn ein übersichtliches und anschauliches Bild gewonnen werden soll.

Von der anstrengenden Fußreise ermüdet, war unser Freund mit Rendtorf am 29. September in München angekommen. Er betrachtete es, weil er an kleinen Vorurteilen hing, als ein günstiges Omen, daß er vor dem Tore Gelegenheit fand, um einen geringen Betrag ein Paar Stiefeln zu erhandeln, die er notwendig brauchte. Von Heidelberg aus an eine Adresse gewiesen, bezog er sofort eine hübsche Wohnung in der Maxvorstadt, Sommerstraße 3, bei der Frau Revisorin Ruerl. Rendtorf logierte bei ihm. Hebbel tat es wohl, daß derselbe sich in alles zu schicken wußte, daß er sich gleich ihm zu Mittag mit Kaffee und Brot behalf, da Kleinigkeiten dieser Art, wie er sagte, ein Verhältnis zwischen Mensch und Mensch begründen. Die ersten Tage hindurch hielt er eifrig Umschau in der Stadt, denn er hatte dem Doktor Hauff versprochen, eine Schilderung des Oktoberfestes für das Morgenblatt zu liefern. Seine materiellen Hoffnungen waren auf die Schriftstellerei gebaut, deren goldener Boden ihm, wenngleich kein übertrieben großes, so doch ernstliches Vertrauen einflößte.

Der Anblick der königlichen Stadt, wie die Erinnerung an die Orte und Gegenden, die er auf seiner Fußwanderung kennen gelernt, versetzten ihn in eine ungewöhnlich heitere Stimmung. Er rief: „Leben ist Reisen, sagt der Christ!" mit größerem Rechte sage man: Reisen ist Leben! Der Baum müsse nie u m gepflanzt, der Mensch nie e i n gepflanzt werden. Das brause und schäume durch alle Adern, wenn man mit jedem Tage eine neue Welt um sich sehe; eine schönere sei gar nicht einmal nötig, schöner sei alles, was nur anders ist! Er habe das Leben eingeatmet wie frische Luft, und er wisse, daß es etwas in ihm hervorbringen werde. Hypochondrie und Unzufriedenheit mit sich selbst wären jetzt verschwunden, soweit sie überhaupt verschwinden könnten, ohne daß der Mensch mitverschwinde. Rasch warf er eine Beschreibung des Oktoberfestes aufs Papier und schickte sie nach Stuttgart. Alsbald dachte er an einen neuen Beitrag für das Morgenblatt, an eine Skizze seiner Reise, die ihm ein Klavier sein sollte, worauf er seine Lieblingsmelodien abzuspielen sich vornahm; die durch Pückler, Heine und deren Nachahmer in Schwung gekommene Form. Am 19. Oktober reiste Rendtorf ab, um seine medizinischen Studien auf einer anderen Universität zu betreiben. Hebbel war nun völlig einsam in der großen Stadt. Aber da die Sinne viel aufzunehmen hatten, und der Anstrich Münchens ein freundlicher ist, so ertrug er diese Vereinsamung im Anfange leichter.

Das lebendige, in seiner architektonischen Kleidung sich gerade verändernde, in seiner Genußsucht jedoch beharrende München sagte ihm überaus zu. König Ludwig machte eben Anstalten, der alten, feierlich prächtigen Stadt einen griechischen Überwurf zu verleihen. An der Westflanke des Hofgartens wurden jetzt durch Cornelius' Schüler die Wandgemälde aus der bayerischen Geschichte ausgeführt, und Moritz v. Schwind, der kurz zuvor mit David und Abigail seine schimmernde Laufbahn begonnen, entwarf den nachmals berühmten Fries für die noch im Entstehen begriffene Pinakothek. Klenzes Meisterstück, die Glyptothek, war längst vollendet, die Basilika brach allmählich aus der steinernen Puppe hervor, und in der lieblichen Ludwigskirche mit ihrem bunten Dache, dem zwei schlanke Türme entsprießen, malte Cornelius sein jüngstes Gericht. Neben dem auf Grund ehrwürdiger Kunsttraditionen sich verjüngenden Teile der Stadt behauptete die der Neuerung trotzende Seite Münchens ihre Rechte. Gegen die übermäßig breiten Straßen Neumünchens stachen die sich eigensinnig zuspitzenden Gassen und Gäßchen entlegener Zeiten auf das grellste ab; Kontraste, die in allen

modernen Städten vorkommen, wo Vergrößerungstrieb oder künstlerische Laune eine nicht aus den Bedürfnissen natürlich erwachsende Umbildung hervorrufen, die dann immer nur auf einzelne Teile beschränkt bleibt. In München mischten sich obendrein noch herkömmliche krause Bräuche in die hellenisierende Szene. Maskierte Bauernzüge, Bürger mit Fahnen und anderen Symbolen, Zünfte und Gewerke in mittelalterlicher Zurüstung zogen öfters, auch außer der Faschingszeit, am hellen Mittage durch die Straßen.

Aber auch viele andere Gegensätze standen hier einander schroff gegenüber. Eduard Gans bemerkt: „Wie wenn im Monat April warmes und kaltes Wetter nebeneinander geht, so wanderten hier Liberalismus und Jesuitismus Hand in Hand." Der König gefiel sich in Worten freier Selbständigkeit, aber damit konnte man wieder die den Klöstern, ja den Redemptoristen zugewendete Gunst nicht vereinigen. Es widersprach der dunkle mittelalterliche Ton, der auf allen diesen Unternehmungen ruhte, das Erhalten der Partikularitäten und das Auffinden neuer Besonderheiten, welche mehr als jemals im Schwunge waren. Da die Gesinnungen des Kronprinzen noch in aller Andenken lebten, so konnte der König nicht weniger tun, als den Zensurdruck vorläufig mildern. Zudem war den Bayern ein lange geschmälertes Menschenrecht zurückgegeben worden: Jedermann, sogar der Beamte, durfte einen Schnurrbart tragen. Wenn zu Max Josefs Zeiten ein Handwerksbursche mit behaarter Oberlippe zu München angelangt war, so hatte man ihm in der Wachstube am Tore zugleich mit dem Passe den Bart abgenommen. Solange König Ludwig regierte, sagt ergötzlich Wilhelm Chezy, ließ er die Bärte seiner Untertanen stets ungeschoren und blieb er ein eifriger Beförderer der bildenden Künste: aber noch bevor er ein Jahrzehnt den Zepter geführt, gab er die Presse an Händen und Füßen gebunden und mit festgeschnalltem Maulkorbe in die Hände der Polizei zurück. Den zwei Seelen, welche in dem Könige wohnten, dessen Verwandtschaft der Gaben und des Charakters mit Friedrich Wilhelm IV. einer der Biographen Ludwigs richtig hervorgehoben hat, schienen die Widersprüche auf dem ganzen Gebiete des Münchener Lebens zu ähneln. Katholizismus und Protestantismus schauten einander mit beiderseits unerfreulichen Grimassen ins Gesicht, wobei die des zweiten bei weitem ungefälliger waren. Der Katholizismus Münchens, nach Hebbels eigenen Worten wohlbeleibt und zählebig, machte mit der eisernen Gesundheit eines Großvaters Miene, seinen roten Enkel nicht bloß zu wiegen, sondern auch

zu bestatten, während der Protestantismus, indem er die Musik ächtete, Empfindung und Phantasie zum Hungertode verdammte, trotz seiner gläsernen Durchsichtigkeit den dunkelfarbigsten Pietismus gebar, Traktätchen verbreitete und Richtwege zum Himmel aufspürte. Was in den geistlichen Zusammenkünften der Protestanten für junge Damen, welche häufig dort auch ihren Valentin fanden, an dürrer Erbaulichkeit geleistet wurde, das machte bei den katholischen Predigten, denen auch unser Freund häufig beiwohnte, die klerikale Munterkeit wieder wett. Der Predigerton war noch gerade so komisch, wie ihn Schubart an der bayrischen Homiletik wahrgenommen.

Sogar unter den Münchener Gelehrten konnte man zwei verschiedene Rassen unterscheiden, welche, wie die Mongolen und Tartaren in China, zwar nebeneinander wohnten, aber in Geist. Sprache und Sinnesweise vollkommen voneinander abwichen. Hier die Altbayern, die auf ihr autochthones Wesen versessen und eingebildet waren, dort die aus allen deutschen Landen herangezogenen Fremden, die von jenen als entbehrliche Eindringlinge angesehen wurden. Als Eduard Gans einige Jahre vor Schellings Berufung nach München mit einem altbayrischen Professor im englischen Garten spazieren ging und die Universität glücklich pries, daß sie sich der Anwesenheit dieses Philosophen zu erfreuen haben werde, da erhielt er die Antwort: „Ei, was haben wir denn den Schelling nötig, wir besitzen ja einen weit klareren Philosophen.“ Auf die verwunderte Frage: „wer dies sei?“ erwiderte der unerschütterliche Bayer: „Kennen Sie den Meilinger nicht?“

Die Ausgleichung aller dieser Gegensätze besorgte das heimatliche Getränk, das jedes erhitzte Gemüt besänftigte, die gestörten Mischungsverhältnisse zwischen Altbayern und Fremdlingen auf Augenblicke wieder herstellte, Liberalismus und Jesuitismus, Heidentum, Christentum und Ketzertum in einem schweigsamen Räuschchen zur Balance verhalf. Nennt doch noch heute das Volk die massive Doppelgestalt der Frauentürme, die als erstes Wahrzeichen der Stadt dem Ankommenden in der Ferne winken, „Münchener Halbekrügeln“. Die absolute Herrschaft übte der Bock aus, welcher, altem Herkommen gemäß, nur im Mai geschenkt werden durfte. Vor den Gewölben des Kellers, in dem offenen Vorhofe an dem Rande eines Wassers, fast venezianisch situiert, war dann vom frühen Morgen bis zur Polizeistunde kein Plätzchen frei. Das Embleme des Kellers, ein junger Rittersmann, den ein Böcklein niederrannte, ging tausendfältig variiert in Wirklichkeit über. Aber auch im Hofbräu und den damals üblichen Kaffeeschenken war lebhafte Bewegung, und zwar

nicht im schönen Mai allein. Die letzteren wurden namentlich zur Marktstunde, des Winters vor Sonnenaufgang, von Mägden und von andächtigen Besucherinnen der verschiedenen Frühmessen bevölkert. Meistens brauchte jede weibliche Kundschaft der Schalen zwei; die andere für einen männlichen Gast. Auch gab es neben dem großen Schankzimmer noch abgesonderte Räume für dicht verschleierte Betschwestern und für Herren, denen ein paar übrige Sechser leicht genug durch die behandschuhten Finger glitten. Weltlust eben, mag sie in welchen Flittern immer sich zeigen, macht verträglich. Die nämliche Eintracht waltete zwischen Glaube und Kurzweil in der damals dominierenden Bayrischen Landbötin, welche noch wenige Jahre vorher ein derber Landbote gewesen war. Heiliges und Profanes setzte sie ihren Lesern mit einer der Unwissenheit entlehnten Unbefangenheit vor. Unter „Ausland" begriff sie sämtliche Weltteile, und die Nachricht: „Der Herzog von Meiningen hat den Sommeraufenthalt bezogen" oder: „Unsere musikalische Graßlfamilie aus Berchtesgaden spielt jetzt mit vielem Beifall in Aschaffenburg" schloß sich dicht an die Mitteilung: „daß der Vizekönig von Ägypten eine Schule für Feldscherer gründe." Unter den schöngeistigen Blättern stand eine Flora, von einem Hofrat Klebe redigiert, obenan, reichte aber der Dresdener Abendzeitung, deren hofrätliche Lyrik und Novellistik sicherlich keinen großen geistigen Aufwand verursachten, nicht das Wasser. Unser junger Freund ließ sich die Figuren des Münchener Bilderbogens so wenig entgehen als die Nachrichten der Landbötin, die ihn schon wegen ihrer Stilwunder vergnügte.

Den regsten Anteil nahm er an den Weibern Münchens. Ein realistischer Beobachter ihrer Formen wollte durch die Art derselben an die satteltiefen Burgunderpferde mit den breiten Hufen erinnert worden sein und spöttelte über die stiefmütterliche Kargheit der Natur vorn oberhalb des Gürtels, während sie sich so freigebig an der Rückseite und so großmütig unter dem Gürtel erwiesen habe. König Ludwigs Galerie der Schönheiten Münchens straft diesen Steckbrief Lügen, und was unsern Freund betrifft, so war sein Auge mit den Münchnerinnen nichts weniger als unzufrieden. Gerne verfolgte sein Blick, zuweilen auch sein Schritt, die sich selbst gefallenden und über das Gefühl leise errötenden Mädchen mit dem goldenen oder silbernen Riegelhäubchen, wenn sie auf den Markt oder zum Tanze gingen, besonders wenn eine, das duftige, in Korduan gebundene Gebetbuch in der Hand, in die dunkle Frauenkirche eintrat. „Das Münchener Mädchen ist sinnlich", sagt er, „ja, aber denkt dabei nur nicht an die häßliche, tagscheue, norddeutsche Sinnlichkeit,

die etwas anderes sein will als sie und die nichts mehr verabscheut als sich selbst. Jene Sinnlichkeit ist besserer Art, sie wurzelt in dem süßen Mysterium der Liebe, sie weiß, daß sie da sein darf, und sie wagt es, da zu sein. Dazu kommt der dunkle, mit Sternen geschmückte Hintergrund des Katholizismus. Es ist reizend an einem Mädchen, wenn sie katholisch ist und dennoch der Gottes verlorene Ketzer von ihren Lippen speist."

Unser Freund sprach aus Erfahrung. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in München war ihm ein katholisches Mädchen über den Weg gelaufen und er hatte es vertraulich angehalten. Es war eine Tischlerstochter und hieß Josefa Schwarz; Hebbel nannte sie immer Beppi. Wenn es dämmerte, begleitete er sie eine Strecke weit auf der Straße, hörte zu, was sie ihm von den Bräuchen der Stadt, den Heimlichkeiten ihres Glaubens vorschwatzte, freute sich, wenn sie ihm merkwürdige Träume erzählte, und ging mit ihr zu den Adventmusiken, die er bisher nur nach protestantischem Muster kennen gelernt hatte. In den Tagen des Alleinseins spann sich diese Liebschaft an, die seinem ungeduldigen Mitteilungstriebe nicht weniger ihre Existenz verdankte, als seinem rasch entzündlichen Blut. Zufällig naht man sich, man fühlt, man bleibt, und nach und nach wird man verflochten.

Die gehobene Stimmung Hebbels war von kurzer Dauer; sein Lebensmut ließ bald wieder die Flügel hängen. Er war kaum an Ort und Stelle: und es drängte ihn schon wieder leise und mächtig in die ungewisse äußere Ferne. Ihn erfaßte ein Reisetrieb, wie er denjenigen zu ergreifen pflegt, mit dem es auf die Neige geht; so hätte auch der in alten, düstern Zuständen leidende Hebbel gerne aufs neue den Aufenthalt gewechselt, um gleichsam seine Vergangenheit auf solche Weise abzustreifen. Aus dieser Stimmung heraus sang er das Lied:

Der junge Schiffer.

Dort bläht ein Schiff die Segel,
  Frisch saust hinein der Wind;
Der Anker wird gelichtet,
  Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geschwind.

Ein kühner Wasservogel
  Kreist grüßend um den Mast,
Die Sonne brennt herunter,
  Manch Fischlein blank und munter
Umgaukelt keck den Gast.

Wär' gern hinein gesprungen,
Da draußen ist mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
Da ist's mir nur ums Fahren,
Wohin? das gilt mir gleich!

Bis zum nächsten Frühling war er mit Geld leidlich versorgt; was aber dann beginnen, in dem Falle, daß Hauff die erzählenden Skizzen nicht bringt, von deren Honorar er den Sommer bestreiten würde?! Und es hatte allen Anschein, daß das Morgenblatt nicht zu seinem Ernährer auserlesen sei. Überdies kam unser Freund mit den weiteren Korrespondenzberichten, die dem Morgenblatte ungleich wichtiger waren, nicht recht vorwärts. Je mehr er in der Erkenntnis dessen vordrang, was geschrieben werden darf und soll, desto schwerer fiel ihm das Schreiben; ja in matten Stunden war ihm dieses ganz und gar unmöglich. Setzte er aber in Augenblicken der Fülle die Feder an, so quälte ihn wieder der Gedanke, ob nicht auf die Flut noch eine Springflut folgen könne, und dann müsse die Mühle wirbeln, anstatt bloß zu gehen! Niemals, dies fühlte er, werde er schnöden Lohnes wegen sein Talent mißbrauchen; schon deshalb nicht, weil er es nicht imstande wäre, auch wenn er es wollte. Er erblickte darin eine Art Bürgschaft, daß hinter dem Talent etwas stecke, da elendes Klimpern und Nachklimpern, weil sie nur Handwerksgriff und technische Geschicklichkeit voraussetzen, einmal gelungen, immer gelingen müßten. Jedoch für Börse und Magen, meinte er, sei dies schlimm genug. Er empfand, daß ihm die Natur jene seltene Fruchtbarkeit versagt habe, die einigen auch wahrhaften Dichtern gegeben ward; bevor aber die Welt die verborgenen Fäden gewahre, die sich durch die besten seiner Arbeiten als befruchtende Adern hindurchzögen, könne er zehnmal verhungern. In der Tat quälte ihn diese Furcht jetzt unablässig.

Wie aus einem der Briefe an Elise zu entnehmen ist, so hatte er von dem Tage der Ankunft in München an bis Ende November nicht fünf Male warm zu Mittag gegessen, sondern, um möglichst lange mit den ihm von ihr vorgeschossenen hundert Talern zu reichen, sich beständig mit Brot beholfen. Er wendete allerlei Kniffe an, auf daß seine Hausleute nicht hinter die frugale Mahlzeit kämen, weil er schon in Hamburg erfahren, wie töricht es sei, in solcher Leute Augen sich Blößen zu geben. Er trank jeden Mittag seinen Kaffee, den er nicht entbehren durfte, wenn er gesund bleiben wollte, daraus aber schlossen seine Mietsleute, daß er ein wohlhabender Herr sei, der sich nichts abgehen

lasse. Späterhin besuchte er dann und wann die Kraftsuppenanstalt, wo er für zwölf Kreuzer seinen kargen Mittagstisch hatte. Im übrigen befand er sich nach seiner Versicherung bei dieser Lebensweise wohl und wünschte nichts anderes, als daß er so viel erwerbe, um dieselbe auch den künftigen Sommer hindurch fortsetzen zu können. Dabei wütete die Cholera in München schon seit dem Spätherbste. Wenn ihn auch in der Folge zuweilen Anwandlungen von Todessehnsucht beschlichen: in dieser Zeit hatte er den Wunsch zu leben. Fürs erste um der Mutter willen, fürs zweite, weil er sich oft genug über des Lebens Ungerechtigkeit gegen ihn beschwert hatte und durch einige Hervorbringungen, denen er sich gewachsen fühlte, der Welt zeigen möchte, daß er vielleicht angemessenere Verhältnisse verdient habe.

Der Rückblick auf seine verkümmerte Jugend, seinen ungeregelten Bildungsgang, die Einsicht in sein eigenes, den großen Dichtern nicht ebenbürtiges Vermögen, das Gefühl des Impulses der ihm verliehenen Kräfte, die sie begleitenden Zweifel und endlich die gemeine Sorge um seinen Unterhalt erzeugten ein Seelenklima, das von Hitze zu Kälte, von Trotz in Zerknirschung umsprang und alles Wärmende wie Kühlende auszuschließen schien. Wer diese Vorgänge und Leiden mit dem verwerflichen Ehrgeize, den Begierden und Qualen derjenigen verwechselt, die nichts sind und alles werden, die wenig haben und Reichtümer besitzen wollen, der vergißt, daß das große Erdulden und das mächtige Kämpfen nur den wahrhaft Begabten auferlegt, wie möglich ist, den Unseligen, welche ihre königliche Abstammung ebensosehr fühlen, wie den Bastardmakel, der an ihnen haftet.

Der geringfügigste Anlaß brachte Hebbel in den Zustand des ungemäßigten und ungemessenen inneren Überfließens, wie er ihn bezeichnet, worin der Mensch sich selbst zu verlieren fürchtet. An solchen Tagen behandelte ihn Welt und Natur wie der Musiker in zerstreuten oder langweiligen Stunden sein Instrument; hier lasse er eine Saite anklingen, dort wieder eine, zuweilen gar den Ansatz zu einer wilden oder süßen Phantasie, aber nichts komme zu Ende. Ein Durcheinanderschütteln des Geistes und des Herzens ohne Ziel, kaum zum Aushalten. Jedes innere Erlebnis, jeder Eindruck von außen, jedes Buch weckt in ihm Takte des alten Liedes, des Lieds von der gedrückten Kindheit, der verfinsterten Jugend und des satanischen Geschenks einer unvollständigen Dichterbegabung. Wir müssen diese abgerissenen Akkorde sammeln, wenn wir uns den Grad und die Schwere seines Leidens anschaulich machen wollen.

In Not und Elend aufgewachsen sein, dies sei der ärgste

Fluch eines menschlichen Daseins und keine Ewigkeit werde ihn von dem Haupte des Unglücklichen nehmen. Solch ein Unglücklicher komme allenthalben zu spät, gelange wenigstens nie zu einer vollkommen ausgebildeten Persönlichkeit. Ein Quentchen Glück mehr in früherer Zeit, und der Baum hätte ganz andere Zweige getrieben, ganz andere Früchte gezeitigt. — Man könne sich aus einem Kerker befreien und wenn man ins Freie komme, tot zur Erde sinken. — Seine Jugend sei eine Hölle gewesen, seine frischesten Jünglingsjahre habe er auf der Galeere unter dem Kommando eines vornehmelnden Philisters vergeuden müssen; als ein jämmerliches Justemilieu habe sich derselbe zwischen ihn und die sogenannte blanke Not hingestellt, deren Anhauch ihn mehr gekräftigt hätte, als das Hocken unter seinem kümmerlichen Regenschirm. — „Daß Jean Paul doch soviel Mut behalten!" ruft er verwundert aus, um gleich die Erklärung hinzuzufügen: „Aber er war doch als Kind im Paradiese gewesen, es galt ihm nur, das Paradies wieder zu gewinnen!" — Den Keim seines Unglücks jedoch nennt er sein Dichtertalent, welches zu groß sei, als daß er es unterdrücken, zu klein, als daß die darauf zu verwendende Sorgfalt verhältnismäßig gelohnt werden könnte. Freilich habe ihn nur der schlimme Lebensweg in ein so übles Verhältnis zu seinem Talente gestellt; die Handhaben, die Hebel, durch die sich seine Kräfte in Bewegung setzen lassen, wären zerbrochen, und er sei viel reicher, als ihm jemals zu zeigen gelingen werde. Nur wer sich in einem ähnlichen Falle befinde, vermöge zu fühlen, was dies heiße. „Es ist wahr", schreibt er in sein Tagebuch hinein, „bei dem ewigen Gott, es ist wahr, ich weiß nichts so gewiß als dies!" Er vergleicht sich mit einem Menschen, der um ein Bein gekommen ist, und dem ganz so zumute sein müsse wie ihm. „Wenn er sitzt oder liegt, wird er die vollste Gehkraft verspüren und vor keinem Ziel zurückschaudern, steht er aber auf, so ist er lahm und wird wohl gar ausgelacht. Ich bleibe dabei, die Sonne scheint dem Menschen nur einmal, in der Kindheit und der früheren Jugend. Erwärmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird frisch herausgetrieben, wird blühen und Früchte tragen. Tieck sagt in diesem Sinne irgendwo: „Nur wer Kind war, wird Mann": ich erbebte, als ich dies zum ersten Male las, nun hatte das Gespenst, das mich um mein Leben bestiehlt, einen Namen."

Indem er so aus den Grundbedingungen seiner Anlage heraus mit dieser selbst wie mit den sie hemmenden Einflüssen haderte, übersah er eines, wenn nicht gänzlich, so doch in seiner hohen Bedeutung, daß sein Schicksal schon in seiner Anlage

wurzelte. Winckelmann war dreißig Jahre alt geworden, sagt Goethe, ohne irgendeine Gunst des Schicksals genossen zu haben, aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerten und möglichen Glücks.

Daß ihm ein Beigewicht dessen mangelte, was man in der Welt positive Kenntnis zu nennen pflegt, verhehlte sich unser Freund keinen Augenblick und ebensowenig, daß die Welt nicht mit Unrecht nur dieses Beigewicht wiege, da das andere sich überhaupt nicht wiegen lasse. Er räumte willig die Tatsache ein, daß es eiserne Naturen gegeben habe, die gleich ihm, in der Jugend hart vom Schicksal behandelt, durch unausgesetzten Fleiß sich alles noch in späteren Jahren erworben hätten. Er jedoch könne dies nicht, vielleicht, sagt er, weil ich schwächer bin als sie, vielleicht weil ich schon zu tief in das Nichts alles irdischen Treibens geblickt habe, um noch für irgendein Ziel zu Neste tragen zu können. Dabei ist es beachtenswert, wie er jeden Versuch zurückweist, der seine düstere Gemütslage auf die bösen Verhältnisse allein zurückzuführen sich anschickt. Wenn alles in den Verhältnissen begründet wäre, meint er bitter lächelnd, dann wäre ja Heilung möglich; ein Beutel mit Louisdors könnte Wunder tun. Die letzte Quelle liege aber anderswo, sie liege tief in seiner Persönlichkeit. Die Natur sollte keinen Dichter erwecken, der kein Goethe ist. Darin stecke das Unheil. Große Talente kämen von Gott, geringe vom Teufel. Zwar er erkenne das Vortreffliche, er erreiche es zuweilen, aber was helfe es ihm, wenn er nur b e s u ch e n dürfe, wo er wohnen sollte! Und wieder, könne er einen Baum umhauen, der ihm schon so manche schöne Frucht gebracht?! „Zwiespalt", seufzt er, „Zwiespalt! und wo ist ein Ausweg?!"

Dichterisch umschreiben die nachfolgenden Strophen diese furchtbaren Zustände.

Doch nur vergebens ranke
 Ich mich empor, es sprengt
Von oben kein Gedanke
 Den Ring, der mich beengt.
Da fühl' ich denn mich schauernd,
 Wie niemals noch, allein,
Und der ich bin, grüßt trauernd
 Den, der ich könnte sein.

Ich will nicht lange fragen:
 Warum, als ich begann,
Mir Licht und Luft versagen?
 Umsonst nur fragt' ich an.

Stolz aber darf ich sprechen:
Versagte Gott mir's nicht,
So konnt' ich manches brechen,
Was jetzt mich selber bricht.

Ein schwedischer Schriftsteller nannte die Melancholie eine Krankheit, in der man alles so sieht, wie es wirklich ist; der Alltagsverstand freilich legt ihr Grillen und Einbildungen unter, sozusagen einen gleichgültigen Text unter eine schwermütige Melodie.

Unserem Freunde stand aber auch die Beredsamkeit des Unwillens oder der Geringschätzung zu Gebote, wo sich die Leerheit aufblähte oder die Armseligkeit brüstete. „Unbeschreiblich ist meine Verachtung der Massen", sagt er einmal, „und so gerecht ist sie, daß ich nichts dabei riskiere, sie in diesem wenig objektiven Augenblick auszusprechen. Da krabbelt dieser geistige Pöbel die Liliputer Turmleiter, die er Wissenschaft nennt, mit Schneckenfüßen hinan und hält jeden Zoll, den er zurücklegt, für eine Meile, weil er nach seiner Mühe mißt und nicht nach der Länge. Sieht er dann über sich in ungemessenen Fernen den Adler schweben, so denkt er: ‚du bist freilich nicht völlig so hoch gedrungen wie der da, aber' — hiebei streichelt er die Leiter — ‚du stehst und auf Holz, und er hat nichts unter sich als Luft und nichts über sich als höchstens Wolken; unleugbar bist du im Vorteil'. Er könnte noch hinzusetzen: fällst du, so fällst du jedenfalls nicht tief und immer auf den Hintern, also aus dem Stehen ins Sitzen hinein. Aussichten sondergleichen!"

Je dichter verhangen unserem Freunde die Zukunft erschien, desto mehr vermutete er hinter ihren Schleiern, und je kärglicher die Gegenwart an freundlichen Gaben war, je leidenschaftlicher erwartete er eine nachträgliche Spende vom kommenden Tage. „Wir zehren immer auf Rechnung der Zukunft, kein Wunder, daß sie Konkurs macht". Öfter träumte er sich, wachend wie schlafend, in seine ängstliche Kindheit zurück: es gab wiederum nichts zu essen, er zitterte vor seinem Vater wie einstmals, die tragikomische Reise nach Meldorf stand vor seinem inneren Auge, er las die Passionsgeschichte mit knabenhaften Empfindungen wie ehedem, und er vernahm den Weihnachtschoral, den ein alter Mann in Wesselburen auf der Flöte blies. An einem Winterabende, als er sich derart abgeschieden fühlte, daß ihm sogar ein angenehmer „Diskurs" oder Kartenspiel willkommen gewesen wäre, da malte er sich aus, wie er jetzt bei seiner Mutter eintritt, ihr die Hand drückt und etwas in die Hand, und wie sie hastig ausruft: „Was, Junge, du? Schnell hinaus, Johann, und

mach Feuer im Ofen und auf'm Herd, Christian ist gewiß durch und durch gefroren!“ Johann aber stachelt sie eben so sehr, zeitig nach fettem Rahm zu gehen, klopft dann den Bruder auf die Schulter, lächelt pfiffig und sagt: „Es ist ein Glück, daß ich gestern Stoppeln getragen habe, denn sonst müßten wir uns durchprügeln, um uns zu erwärmen.“ — Während Hebbel in traumhafter Vorstellung seine Mutter besuchte, trat Elise anstatt seiner als Weihnachtsengel in die Stube derselben, indem sie der verlassenen Frau Geld und Wein schickte und dies alles in des Sohnes Namen, der darum nichts wußte.

Den ersten heiligen Abend in München verbrachte er poetisch arbeitend auf seinem Zimmer, trank eine Schale Kaffee und ging gegen Mitternacht, vermutlich mit Beppi, in die Mette. Die erste Silvesternacht in München feierte er beschaulich zu Hause, indem er sich vergegenwärtigte, was ihm das abgelaufene Jahr gebracht, wohin er in seiner Entwicklung gekommen sei: Er hat wenig positive Kenntnisse erlangt, aber höhere Einsicht in seine eigene Natur, wie in das Wesen der Kunst, größere Herrschaft über jenes Unbegreifliche, das er am besten Stil nennen möchte, klarere Übersicht der Welt und des Lebens. Er ist der Natur um vieles nähergetreten, namentlich in Heidelberg, wo sie ihm zum ersten Male als Wein, nicht wie bis dahin bloß als Becher aufgegangen. Er hat sich mehr und mehr von der Wahrheit überzeugt, daß beim Menschen nie von äußerer Erleuchtung, stets nur von innerem Tagen die Rede sein, daß alles Höchste, in welchem Gebiete immer, nur e r s c h e i n e n, selbst durch den geweihtesten Priester vergebens g e r u f e n werden kann. Man entdecke nichts d u r c h die Wissenschaft, sondern nur b e i G e l e g e n h e i t der Wissenschaft; dies aber gebe ihr noch Würde genug. Äußerlich handelt es sich jetzt für ihn um eine Begründung seiner Existenz durch literarische Bestrebungen; innerlich kann der zwischen überflutender Fülle und gräßlicher Leere hin und her schwankende Zustand nicht lange mehr fortbestehen. Eine Erfahrung von Bedeutung hat er gewonnen: er vermag nichts zu schreiben, was sich nicht aufs innigste mit seinem geistigen Leben verkettet hat. Zugleich fühlt er jetzt, was bisher nicht der Fall gewesen, daß er vom Innersten heraus zum Dichter bestimmt ist; irrte er dennoch darin, so wäre ihm mit dem Talente die Fähigkeit versagt, das in der Kunst Würdige und Gewichtige zu erkennen. Er gibt sich das Zeugnis, redlich um den höchsten künstlerischen Maßstab sich bemüht und denselben strenge an die Ergebnisse seines Schaffens gelegt zu haben. Er spürt, daß die Kunst das einzige Medium ist, wodurch Welt, Leben und Natur

Eingang zu ihm finden. „In dieser ernsten Stunde", sagt er, „habe ich nichts zu bitten und zu beten, als daß es mir nicht durch ein zu hartes Schicksal unmöglich gemacht werde, die Kräfte, die ich für sie in meiner Brust vermute, hervorzukehren".

Wenn in Heidelberg Goethe der Autor war, mit dem er sich am meisten beschäftigt und der am stärksten auf ihn gewirkt hat, so war in der ersten Münchener Zeit Jean Paul sein Vertrauter wie sein Liebling.

Länger schon als ein halbes Jahrhundert mochte man Jean Paul den Jugendheiligen des deutschen Volkes nennen. Auf dem Kreuzwege der männlichen Entwicklung bleibt Schiller gewöhnlich hinter dem Jüngling zurück und Jean Paul schließt sich dafür demselben liebreich als Führer an. Bis zu einem gewissen Punkte hat der Flügel Schillers das unreife Alter getragen, hat er gleichsam die Muskelarbeit versehen, die der junge Mensch nicht aus eigenem aufzubieten imstande war. Dann aber überläßt ihn Schiller sich selbst, seinen individuellen Kämpfen und Kraftversuchen. Unvermögend, den großen Schritten des idealsten aller Dichter fürder zu folgen, den eisernen Willen zu fassen, der die goldenen Zeiger seiner Dichtung treibt, legt nun der junge Mensch seine persönliche Ohnmacht dem Meister unter und bildet er sich ein, daß das glänzende Zifferblatt ein schwächliches Uhrwerk bemänteln wolle. Er fängt an, die Entzückungen, die ihm durch Schiller geworden, zu belächeln, und er kommt sich in seinem voreiligen Spotte als ein höheres Wesen vor, das seine Verirrungen überwunden hat. Dem unbestimmten Schwärmen ist jetzt ein Trieb nach dem Sachlichen der Welt und des Lebens beigesellt, und wo ihm dieses Sachliche handgreiflich entgegentritt, ihm aber noch großmütig die Bewegungen einer faselnden Sehnsucht gestattet, da wird er sich wohl, da wird er sich heimisch fühlen. Beides gewährt ihm die Mittelregion Jean Pauls, in der das Derb-Sinnliche und das Ahnungsvolle behaglich nebeneinander walten, Wirklichkeit und Ideal verträglich zusammenwohnen. Jean Paul vergönnt ihm, ja ermutigt ihn, den Tastsinn an realen Gegenständen zu üben und sich jeden Augenblick überschwänglichen Phantasien mit der dem jugendlichen Gemüte erwünschten Willkür hinzugeben. Das unvermittelte Verknüpfen des Höchsten mit dem Niedrigsten, der rasche Übergang vom Ernsten zum Lächerlichen, worin vorzugsweise Jean Pauls Humor besteht, entspricht der jugendlichen Vorstellung von der Beherrschung der Kontraste, von geistiger Ungebundenheit und Freiheit; das Verflechten des Alltäglichen und Sublimen, welches Jean Pauls Virtuosität ausmacht, dem Bestreben der Unerfahren-

heit nach einer Ausgleichung der Gegensätze im Handumdrehen. Grillparzer sprach das schöne Wort: Goethe kommt von oben, Schiller geht nach oben; von Jean Paul ließe sich sagen, daß er unentschieden zwischen zwei Welten sich bewegt, wobei er den Himmel irdisch und die Erde himmlisch auszumalen liebt. Aber eben diese Unentschiedenheit rechtfertigt den Jüngling, der gerne zwischen Sehnsucht und Erinnerung gaukelt, der das Glück seiner Gegenwart aus Gestern und Morgen sich aufbaut. Nicht minder erquickt ihn an Jean Paul der warme Anteil, den dieser an den kleinsten Verrichtungen des menschlichen Herzens nimmt, seine Bienennatur, der alle Lebenslagen und Empfindungen den unschuldigen, den süßen Tropfen abgeben müssen, wohl auch seine Rhetorik des Herzens, die sentimentale Beredsamkeit, die dem geringsten Detail zustatten kommt, während Schillers oratorischer Geist stets nur auf das Ganze gerichtet ist. Endlich erweckt Jean Pauls Raritätenkasten die Schaulust und den Wundertrieb des Jünglings und vollends berauschend wirkt auf ihn die Spekulation des Titan-Dichters, die sich in der Wiege des Glaubens schaukelt.

Jean Pauls Wirkung auf unseren jungen Freund war nicht so unbefangen jugendlicher Art, denn er hatte, wie wir gesehen, längst den Jüngling abgestreift. Er schwelgte nicht, dem jungen Adalbert Stifter gleich, in den elegischen Naturschilderungen des Titan, und er wandelte nicht schmerzlich, wie der junge Robert Schumann, in Jean Pauls Garten mit Zypressen und Trauerweiden und weinenden Figuren. Ihn zog die geistige und seelische Überfülle Jean Pauls an, die um einen Ausweg verlegen ist, das Durcheinanderwogen der Elemente, die, anstatt in der Kunstform Gestalt, in dem Individuum allein ihre Begrenzung gefunden haben. Der in Hebbels Wesen begründeten Neigung zum Spalten und Teilen, Mischen und Entmischen war die halb dem Verstande und halb der Phantasie aufgebürdete Mühe, um Jean Paul zu entziffern, ein willkommener Anreiz. „Die Form“, sagt Friedrich Vischer, „sollte dem lautern Wasser gleichen, durch das man die Gewächse, Felsen, Perlen auf dem Grunde sieht; hier müssen wir das Wasser immer erst seihen.“ Nur zu oft werde man durch Jean Pauls Sprache in die Lage eines Müden versetzt, der sich erst lange plagen müsse, um den Knoten eines Bandes am Kleide aufzulösen, ehe er sich zur Ruhe niederlegen könne. Auch diese Plage wird Hebbel gereizt haben. Zwar vermißte er an den Werken Jean Pauls sofort das unsichtbare zarte Gewebe der Form, zwar entging das Wallende der Umrisse seinem Scharfblicke nicht. Aber er glaubte in der

Totalität der Natur Jean Pauls eine genügende Entschädigung für jenen Mangel gefunden zu haben und er räumte vor allem dem Humor, dessen Sendung er noch nicht erkannt hatte, Rechte auf die Komposition ein, die sich einen solchen Eingriff niemals straflos gefallen läßt. Wo die Bildkraft im Humor erlischt, da ist der Humor nicht echt, wenigstens kein zum Bündnis mit der Plastik geeigneter Humor, wie der des „Don Quijote" oder der „Empfindsamen Reise". Als Hebbel Jean Paul zu lesen anfing, da meinte er: „Über diesen Dichter ins klare kommen, heiße über den Nebel ins klare kommen; man sehe entweder nichts vorm Nebel oder nichts vom Nebel." Und als er sich in Jean Paul hineingelesen hatte, da verglich er dessen Formlosigkeit mit dem Ozean, der über alle Grenzen hinausschwelle und die Unendlichkeit repräsentiere, während geringere Geister an die Gesetze des Bachs gebunden wären, der nur durch seine Ufer schön sei.

Neben der überschüssigen, nicht eigentlich zur Poesie bestimmten Kraft Jean Pauls, welche unseren Freund wie ein Verwandtes ergriffen haben mag, macht auf ihn die Darstellung verklärter Armut einen überwältigenden Eindruck und flößte ihm das umarmende Wohlwollen dieses ohne Frage bedeutenden Geistes die innigste Liebe ein. Was ihm bis nun stets als ein Fluch erschienen war, das sah er auch einmal als Segen sprudeln, was ihn bisher wie eine Fußschelle gedrückt hatte, das verwandelte sich unversehens vor seinen Augen in den Flügel an der Ferse des Götterboten. Offenbar ergötzte er sich an den Blumen- und Fruchtgewinden, womit Jean Paul das Klein- und Stilleben sich bescheidender, gemütstiefer Menschen, Schulmeister, Armenadvokaten und Feldprediger verziert und durchflochten hatte; ohne Zweifel richtete er sich an der heiteren Ergebung innerlich bevorzugter und äußerlich um die meisten Genüsse verkürzter Menschenkinder fröhlich auf, schwang er sich mit ihrer humoristischen Selbsthilfe, die ihnen der Dichter als Schadenersatz für die fehlenden Glücksgüter verliehen hat, über die mannigfaltigen Hindernisse auf seinem eigenen Wege hinaus. So ins Unendliche hinein geläutert, so von allem Störenden gereinigt, wie in Jean Paul, wollte er die Menschheit noch nie gesehen haben. Einen Heiligen nannte er ihn, zu dem beten müßten, die sich gesund wähnen, damit er sie krank mache. „Soviel Milde bei soviel Vermögen; mit der einen Hand hält er den Orbis pictus, mit der andern gibt er dem hungernden Kinde Brot. Was war das für eine Liebe in dieses Menschen Brust! Gezittert, ja geweint hab' ich, und das kommt mir selten, bei der Leichen- oder vielmehr Verklärungsrede, die er im dritten Teile seiner Vorschule der Ästhetik

seinem verblichenen Freunde Herder hält. Wenn ich an den denke, so fühle ich mich fast nur als Fehler. Wohl der Menschheit, daß in ihm endlich auch das Herz seinen Hohenpriester hat."

Diese enthusiastische Neigung erweckten in ihm die komischen Romane Jean Pauls allein, insbesondere Siebenkäs, Quintus Fixlein und die Flegeljahre. Mit dem Titan konnte er sich nicht befreunden, und Liane, die er ein Produkt aus Rosen- und Lilienessenzen nannte, war ihm sogar unleidlich. So sind die Weiber nicht, sagte er, und Gott bewahre sie vor solcher Verklärung! Auch fehle es hier fast überall an der Gestalt.

Mit der Bewunderung Jean Pauls hielt eine glühende Verehrung Heinrichs von Kleist gleichen Schritt, des Dichters, welchem er sich schon in Hamburg mit einem wahren Ungestüm des Herzens angeschlossen hatte. Ausdrücklich bezeichnete er ihn jetzt als Muster in der Erzählung. Bei ihm dränge sich in einer einzigen Situation mehr Leben zusammen, als bei einem modernen Romanschreiber in drei Bänden, er zeichne allezeit das Innere und das Äußere zugleich, eines durch das andere, was das allein Richtige sei. Auch Börne las er eifrig und ward zu lebhaften Äußerungen des Beifalls hingerissen. Indem er dieses vertrauten Umganges mit Geistern genoß, die einander von Grund aus entgegengesetzt sind, indem er sich dem einsamen, in sich selbst vertieften Kleist, wie dem seraphisch verzückten, menschenbedürftigen Jean Paul zur nämlichen Zeit hingab, indem er die gezähmte Form des einen pries, ohne sich deshalb von der wild wuchernden Poesie des andern gewarnt abzuwenden, vollzog sich in ihm unbewußt eine seltsame Vermittlung der ihn beherrschenden Widersprüche, als dessen Niederschlag wir die komischen Produktionen betrachten können, die in jenen Tagen entstanden. Trübsinnig und dem Schmerz untertan, wie Kleist, in die beschränktesten Verhältnisse eingepfercht, wie die Armen Jean Pauls, flüchtete er sich jetzt in einen bittern Humor, der über die szenischen Motive Jean Pauls Kleistsche Schatten warf. Er dichtete dazumal lauter komisch burleske Genrestücke und Charakterbilder, unter denen Schnock und Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd die biographisch wichtigsten sind.

Schnock, dessen Name dem Sommernachtstraume entlehnt ist und dessen erste Anregung auf den Attila Schmelzle zurückgeht, war schon in Hamburg begonnen worden. Damals hatte er die weitläufige Anlage eines komischen Romans. In München arbeitete Hebbel das Angefangene gänzlich um und hier erst gewann die Produktion die genrebildliche Form. Schnock ist ein

Schreiner mit breiten Schultern, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Gesicht, worauf nach des Dichters Worten das erste Kindergreinen über empfangene Rutenstreiche versteinert zu sein scheint. Er verflucht diese vermaledeiten breiten Schultern, diese lügnerische, großprahlerische Leibesgestalt, womit irgendein schadenfroher Teufel ihn begabt habe. Wer ihn sieht, der glaubt nämlich, er könne Berge versetzen, indessen ihm jedes drohende Auge und jede erhobene Faust Schrecken einjagt. Holt er einmal aus Versehen zu einem Streiche aus, so riskiert er einen Totschlag, so wuchtig ist sein Hieb; aber die wie Espenlaub zitternde Seele hat sich mit den herkulischen Gliedmaßen in ein vollständiges Einvernehmen gesetzt. Warum bin ich unglücklich? stöhnt er. Weil ich nicht um einen Kopf kürzer bin. In seiner Jugend hat er Schneider werden wollen, weil diese Leute ein friedsames und geruhiges Leben führen, weil sie schon sprichwörtlich keine Courage haben, man also nicht das Unglaubliche von ihnen erwarte. Der Vater jedoch begehrte, daß er ihm im Schreinerhandwerk folge, und dies werde er ihm höchstens auf dem Totenbette vergeben. Den Umtrieben seiner Mutter wieder ist es gelungen, ihn mit einem unlieblichen Frauenzimmer zu verbinden, die sich ungeachtet aller seiner Bemühungen, ihr verabscheuungswürdig vorzukommen, nicht hat einschüchtern lassen und bald nach ihrer Verheiratung mit ihm sich in sein Hauskreuz verwandelt. Magdalene Kotzschneuzel, so heißt sie, wußte ihn, der als gepreßter Liebhaber lange auf seiner Hut gewesen, eines Abends zu verlocken, daß er aus der harmlosesten Ursache von der Welt den Weg in ihre Kammer durch das Fenster nahm. Als aber der geprellte Liebhaber wider Willen in ihrem Zimmer stand, da meinte die listige Jungfer: „Es wäre ihm wohl sicherlich nie eingefallen, zu einem unbescholtenen Mädchen des Nachts durchs Fenster zu steigen, wenn er nicht die ernsthaftesten Absichten hegen würde.“ „Ich schwieg noch immer“, sagt Schnock, „und schwieg so lange, bis ich fühlte, daß mein Schweigen schon alles entschieden hatte und daß es lächerlich sei, nicht darin zu verharren.“ Denn er hält an der Überzeugung fest, daß der Mensch an Herzhaftigkeit und Geistesgegenwart gewöhnt werden kann, wie an Reiten, Springen und Schwimmen; nur muß man, wie Schnock berichtigend hinzusetzt, von früh auf ihn dazu anhalten; angeboren ist's keinem, jeder hat sein Leben lieb. Die Stationen seines Ehestandes sind ebensoviele Staffeln, wo alle erdenklichen Verdrießlichkeiten und kleinen Leiden sich einfinden und obendrein jeder Anspruch an seine Männlichkeit kläglich zuschanden wird. Seine Feigheit ist, um einen Ausdruck Shake-

speares zu gebrauchen, dem feisten Kraut ähnlich, das ruhig Wurzel treibt an Lethes Bord. Den Gipfel seiner Bedrängnis wie seiner Zaghaftigkeit stellt die Szene dar, wie er eines Nachts, um sich einmal nach Herzenslust zu sättigen, in seine eigene Speisekammer einsteigt, dort zu seinem Entsetzen mit einem wirklichen Diebe zusammentrifft und mit diesem fein säuberlich umgehen muß, wenn er sein Verbrechen nicht von der trefflichen Gattin entdeckt wissen will. —

Wer möchte leugnen, daß dieser Charakter und diese Situationen wahrhaft komisch sind! Dennoch ist die Gesamtwirkung des Schnock keine erfreuliche. Hebbel hatte im Beginne der Arbeit befürchtet, daß das Bild nichts anderes als den fortgespielten hasenherzigen Feldprediger Jean Pauls vorstellen würde, und er war beruhigt, als er sich von der Grundlosigkeit seiner Besorgnis überzeugte. Nur Böswilligkeit, äußerte er in einem Briefe, könne ihm Nachahmung vorwerfen, denn Schnocks Feigheit sei von jener Schmelzles durchaus verschieden. Darin hatte er unbedingt recht; aber der Umwandlungsprozeß war nicht durchweg zum poetischen Heile ausgeschlagen. Ein Blick auf das Vorbild möge das Gesagte erläutern helfen.

Attila Schmelzle ist der liebenswürdigste Hasenfuß, den jemals eine zwischen Gemüt und Laune sich bewegende Phantasie ersonnen hat; ein Milchbruder der Prahlhänse, welche wir von Andreas Gryphius her kennen, nur daß Schmelzle mit seiner Feigheit bramarbasiert, wie Horribilikribrifax mit seiner Tapferkeit; ein friedfertiger Mann Gottes, der gerne den Mut anpreist, um seine Zaghaftigkeit zu beschwichtigen, und der an Montaignes Lehre sich klammert: man trage nur Furcht vor der Furcht. Nach seinem naiven Bekenntnis wird Schmelzle nicht, wie andere, durch Mutige mutiger, vielmehr am stärksten durch Hasen, weil an ihm das schlechte Beispiel sich zum Widerspiel umdrehe. Er geht wenigstens zehn Äcker weit an jedem Ufer voll Badegästen und Badeschwimmern vorüber, weil das Herz den Kopf überflügle und er einem Ertrinkenden dann leichtlich nachspränge. Als er eines Hundes mit abgeschnittenem Schwanze ansichtig wird, da entpreßt ihm diese Wahrnehmung einen Stoßseufzer über die schlechte Polizei: denn woran halte sich der Mensch, wenn er weder aus der eingezogenen, noch aus der aufgerichteten Fahne einen Schluß ziehen könne, ob das Vieh toll sei oder nicht. In Wien kommt er einmal auf einen schönen Honigschimmel zu sitzen, der aber alt und hartmäulig wie der Satan ist, so daß die Bestie in der nächsten Gasse mit ihm durchgeht, und zwar — im Schritt. Hingegen hat er Träume, deren sich,

wie er versichert, weder Cäsar noch Alexander zu schämen brauchte. — Wiewohl Schmelzle in lauter Übertriebenheiten geschildert wird, so macht er dennoch nicht den Eindruck der Karikatur, weil sein menschlicher Kern von der Charge unberührt bleibt. Ebensowenig leidet das geschilderte Verhältnis zu seiner Gattin unter der eigensinnigen Jean Paulschen Einkleidung. Die schalkhaft ehrbare Heiterkeit der deutschen Rokokozeit ist über das ganze Gemälde, namentlich über die Szene ausgegossen, wo Schmelzles junge Ehefrau Berga ihrem fahrenden Attila gestiefelt nachgereist kommt, um gleich wieder ihre blumigen Schuhe anzuziehen und den rosigen Traghimmel der Liebe über den Gatten zu halten.

Bei Hebbels Schnock leisten Auffassung, Stimmung und Vortragsweise dem reinen künstlerischen Eindruck empfindlich Widerstand. Was bei Attila Schmelzle Feigheit der Phantasie ist, das ist bei Schnock Feigheit des Naturells, des Nerven- und Aderngeflechts; was uns an Schmelzle als komische Eigenschaft erlustigt, das beängstigt uns an Schnock als eine Krankheit der Seele. Hebbel hat einen Schritt zu weit vorwärts getan, als daß wir uns noch fröhlich erbaut fühlen könnten, und doch zu wenig vorwärts, als daß wir etwas von der tragischen Erschütterung empfänden, welche humoristische Gestalten, wie Don Quijote, Falstaff, der Dorfrichter Adam, auf den Höhepunkten der Darstellung in uns erregen. Walter Scott hat die gleichfalls zur Krankheit gesteigerte Feigheit des Clans im Schönen Mädchen von Perth sogar in die reine tragische Sphäre erhoben. Hebbel betonte allzusehr den Gegensatz zwischen der äußerlichen Stärke und der inneren Furchtsamkeit Schnocks, während Jean Paul den Beruf des Feldpredigers und dessen possierliches Vermeiden aller Fährlichkeiten zu einem anmutig erheiternden Kontraste vereinigt. Schmelzle regt als eine Charakterspielart unsere Einbildungskraft an, ohne uns dabei mit der Wirkung des Außergewöhnlichen zu belästigen; Schnock beschäftigt als ein Experiment, das der Dichter mit ihm und durch ihn anstellt, unsern Verstand und peinigt uns zugleich mit der Aufdringlichkeit des Unerhörten. Endlich erleichtert der reisende Schmelzle dem poetischen Maler das Sammeln der kleinen Züge, welche bald hier, bald dort zum Pflücken einladen, wogegen der Umstand, daß der seßhafte Schnock dem Dichter im Wirtshause seine Geschichte erzählt, das Mißliche der Selbstbespiegelung hat und wie ein drückendes Beigewicht auf der Glaubwürdigkeit der Schilderung lastet.

Das Seitenstück zum Schnock bildet: Der Schneidermeister

Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd. Auch hier weisen die aneinander gefügten Detailzüge auf den Autor des Siebenkäs zurück, ferner das Überwiegen seltsamer Situationen und das komische Original des Schneidermeisters selbst; das kalte Kolorit jedoch, das Spröde der Zeichnung, und das oft Gewaltsame der Empfindung bezeugen die Abstammung von Hebbel. Kein einziger Strich erinnert an Jean Pauls schmelzende Seele, an dessen weiches, einfaches Gemüt, das uns zutrauliche Menschen in bizarren Lagen nahe bringt und an den geschilderten Sonderbarkeiten unschuldiges Vergnügen empfindet. In Hebbels Genrebilde atmet vielmehr eine leidenschaftlich bittere Stimmung, welche uns durch ihre Zurückhaltung nicht täuschen und durch den szenierten Maskenscherz des grotesk Abenteuerlichen ihr Alibi nicht beweisen kann.

Nepomuk Schlägel ist arm wie eine Kirchenmaus, aber reich an Erfindungsgeist, die Schrunden und Ritzen aufzuspüren, wo sein Neid Wurzel fassen und sprießen kann: ein Mensch, der, nach des Dichters Worten, jede Gelegenheit zum Ärger mit der Begierde eines Stöberhundes, der Hasen aufjagt, eifrig sucht. Schlägels Neid ist von der gemeinen Mißgunst unterschieden, welche dem Nebenmenschen jeden Vorteil und jede Besitzfreude gleichsam entreißen möchte, welche stechen und ätzen müßte, wenn sie jemals körperlich wirksam werden könnte: seine Mißgunst ist eine Form der Selbstquälerei, die als künstliche Steigerung eigenen Wehegefühls wiederum zu einer Art Genuß verhilft. Begleiten wir ihn auf ein Weilchen durch die Straßen Münchens.

„..... Jetzt tritt er in einen Bäckerladen, nicht um Brot einzukaufen — Geld hat er nicht —, sondern weil er gehört hat, die reiche Tante des Bäckers, den er noch von seinen Gesellenjahren her kennt, sei gestorben und habe dem Manne ihr Vermögen hinterlassen, nun will er kondolieren und gratulieren und hofft dabei zu erfahren, daß alles, zum wenigsten das Beste, nämlich die Erbschaft, erfunden und erlogen sei. Bettelkinder könnt' er durchprügeln, weil sie ihn nicht anbetteln; woher weiß das Gesindel, denkt er, daß ich ein Lump bin; könnt' ich nicht auch ein Sonderling sein, ein Engländer, der sich aus Grillenhaftigkeit in nichtswürdige Kleider steckt? Was hat der Kerl für Fäuste, ruft er aus, indem er in die laute, vom Steinkohlenfeuer lustig und hell erleuchtete Werkstatt eines Schmiedes hineinlauscht und auf den riesenhaften Gesellen, der eben den schweren Hammer schwingt, grollende Blicke wirft — ich glaube, er könnte den Ambos zerschmettern wie Glas, wenn er wollte. Aus dir, Nepomuk, hätte nie ein tüchtiger Schmied werden können, denn du

bist aus Lappen zusammengepfuscht; pfui über die Wirtschaft! Dem liebenden Paare, das innig in sein süßes Geschwätz verloren vorüber schleicht, folgt er auf dem Fuß, nicht aus Neugier oder um es zu stören, sondern um sich bei Laternenlicht aus des Mädchens Gesicht die Impertinenz zu abstrahieren, mit der sie ihn würde ablaufen lassen, falls er sich zum Seladon antrüge. Daß ich längst ein Weib habe, denkt er, sieht mir keine an, aber wohl, daß ich häßlich bin wie die Nacht. „Jung freilich, aber jungfräulich?“ ruft er dann und schießt vorbei. Einer alten Frau, welche die Gosse zur rechten Hand hat, rennt er gegen den knöchernen Arm, damit sie ihm seine krummen Säbelbeine und den Ansatz zum Höcker vorwerfe, oder doch wenigstens, falls sie wider sein Vermuten nicht zu dem streitbaren Korps gehört, das bei Tage Äpfel oder Fische feilbietet, seine Tölpelhaftigkeit ... Ebenso ist er jeden Sonnabend der erste, der der alten halbblinden Tischlerswitwe, die neben ihm in einem elenden Dachkämmerlein wohnt und leidenschaftlich in der Zahlenlotterie spielt, weil sie Sarg und Leichenhemd gern herausbringen möchte, mit zuvorkommender Dienstfertigkeit es anzeigt, daß ihre Nummern wieder ausgeblieben sind. Die schöne Militärmusik beim Aufziehen der Hauptwache am Schrannenplatz ergötzt ihn zuweilen sehr, aber nur dann, wenn es grimmig kalt ist oder viel Schnee fällt, so daß den Spielleuten die Finger erstarren; jetzt, denkt er, wissen sie doch, wofür der König sie löhnt. An Theaterabenden versäumt er selten, sich vor dem Schauspielhause einzufinden. Es verdrießt ihn, daß das Haus nie bei einer Oper, wie es doch in andern Städten schon geschah, in Flammen aufgeht, denn das wäre ein Schauspiel, das in seinen Augen jedes sonstige überträfe und ein komisch-unentgeltliches obendrein ... Wenn junge Herren, die nur ins Theater eintreten, um es in einer Szene, die alles spannt, mit Geräusch wieder zu verlassen, anbettelnden Gassenbuben die Kontermarke verweigern, weil sie sich keine geben ließen, so vergnügt's ihn einigermaßen ... Zuweilen geht er bei sich selbst zu Gast und beneidet sich, seiner früheren Jahre wegen. Da ich ein Knabe war, denkt er, und es nicht zu schätzen wußte, mangelte mir's an nichts; meine Hemden mußten immer etwas feiner sein als die der Nachbarskinder, kein Sonntagsmorgen ging vorüber, wo ich nicht mit Lebkuchen vor die Tür oder ans Fenster treten und auf die rothaarige Böttcherstochter, die ihre trockene Semmel verzehrte, stolz herabschauen konnte, und wenn mir die Mittagskost nicht behagte, so buk die Mutter mir heimlich einen leckern Pfannkuchen. Wurde nicht damals mein Geburtstag so gut gefeiert, wie der des Königs, und gab's dann nicht

Gänse mit Äpfeln und Rosinen gefüllt und mit herrlicher brauner Sauce übergossen? O, verflucht und dreimal verflucht sei jene Zeit! hätt' ich solche Gänse nie gefressen, so würde mir jetzt nicht das Maul danach wässern...!"

Wie im Schnock allem Anscheine nach die Erinnerung an Hebbels Jugendfreund Barbeck nachgeklungen hat, an dessen schwachmütige, leichtlich einzuschüchternde Seele in dem stattlichen Körper, so haben sich wieder in Schlägel seine eigenen Entbehrungen als in dem Hohlspiegel einer barocken Humoristik reflektiert. Die Kränkungen über die Zurücksetzungen des Schicksals verspottet er, indem er sie entmischt und verzerrt zum Ausdrucke bringt. Künstlerisch angesehen ist diese Studie durch die Energie des Pinsels ausgezeichnet. Wohl geht sie unaufhörlich auf die entscheidenden, das Programm des Charakters einhaltenden Züge los, ungefähr wie der Reiter im Karussell mit seinem Schwert stets auf den Eisenknopf zu stoßen sucht, damit oben das Fähnlein oder die Marionette herausspringe; aber gleichwohl erzielt Hebbel einen lebendigen Eindruck, den eine Theophrastische Tabelle, mit der ein Kritiker den Schlägel verglichen hat, nicht zu erreichen vermag.

Im allgemeinen werden wir über diese beiden komischen Produktionen sagen dürfen: daß es den Originalen Hebbels ordentlich Mühe kostet, ihre Freudlosigkeit zu unterdrücken und daß ihre Empfindungen bei weitem sonderbarer sind, als der Flitterstaat ihrer Eigenheiten und Liebhabereien. Die Epoche seiner tiefsten Bedrängnis war solchen Hervorbringungen nicht günstig. Aber auch, wenn wir von den Umständen absehen, werden wir die schwere und schwüle Natur unseres Freundes zu solchen Darstellungen wenig geeignet finden. Sein Stil, der sein Wesen ausdrückte, hatte nichts vom Lockern und Spielerischen. Dem burlesken Gegenstande jedoch ist der an allerlei Einschiebungen gewöhnte Vortrag Jean Pauls, der sich in tausend bauschige Falten legt, ungleich dienlicher, als die komprimierte Sprache Hebbels, welche immer bei der Stange bleibt und unverwandt auf die Hauptsache sich richtet. Ihn trieb es zum Konzentrieren und Abkürzen, allein enge Verhältnisse und arme Schelme muß uns ein flüssiges Talent geläufig machen. Das Wunderliche wird für unsere Empfindung erst dann das Natürliche, wenn es sich behaglich mit uns auslebt, wenn wir auf du und du mit ihm kommen, so daß es uns nicht mehr als ein exotisches Gewächs überrascht, sondern als ein schon Gewohntes anspricht. Lessing meinte einmal, indem er Rembrandt berührte, daß bei diesem Künstler die niedrigen, possierlichen, ekelhaften Gegenstände so

sehr Nebensache seien, daß sie gar nicht zu stofflicher Wirkung gelangen; seine wilde und unfleißige Art habe sie in ein wundersames Zwielicht versetzt, wo wir mit Vergnügen tausend Dinge sehen, welche deutlich zu sehen kein Vergnügen sei. Zum Unglücke für Hebbels Komik war er plastisch, deutlich, minutiös und knapp zugleich, konnte er aus einer methodischen und exakten Malerweise nicht heraus.

Ein Geständnis des Dichters über die Einflüsse, welche bei der Entstehung dieser Produktionen mitgewirkt haben, ist zur Erklärung derselben von Wichtigkeit. Der Schnock entstand, wie er erzählt, als er in München mit Eifer dem Studium Schellingscher und mehr noch Hegelscher Philosophie oblag, als ihm das Herz an dem Seziertische gefror, wo der kalte spitzige Begriff die Junkturen der Welt gelöst und alle Formen zerbrochen habe, und als er seine Rettung vor dem zu dem Feinde übergehenden Geiste nur noch in der Flucht aus dem Größten ins Kleinste, aus dem Weitesten ins Engste sah. München, die weiche, warme, sinnliche Stadt, die sich sonst in sich selbst so wohl gefalle und den Fremden so breit und behaglich anlächle, sie habe damals einer Henne geglichen, die sich ängstlich duckte, weil der in den Lüften über ihr schwebende Räuber ihr die Küchlein zu nehmen drohte. Die Cholera, die stille, schreckliche, die zu ihren Verwüstungen nicht einmal Zeit brauchte, war eingezogen. In unheimlicher Hast rollten die beladenen Totenwagen an ihm vorbei, wenn er an den nebelfeuchten Herbstabenden aus dem Kollegium, wo Medardus-Görres die Geschichte mit Apokalypse kommentierte, nach Hause kam, und nie konnte er wissen, ob sie nicht einen akademischen Bruder, mit dem er noch gestern auf langes Leben trank, an den letzten dunklen Ort schleppten. Blutrot gefärbte Laternen mit flackernden Lichtern brannten vor den Wohnungen der Ärzte, und aus den Fenstern des Hospitals, an dem ihn zuweilen noch ein später Spaziergang vorüber führte, plumpste nicht selten dumpf und schwer ein Bettsack herab, den man eben unter einem noch nicht erkalteten Leichnam weggezogen hatte. „Ich wußte nicht, wie ich dem Tode ausweichen wollte, der aus beiden Kreisen, in denen das Dasein aufgeht, aus dem Leben wie aus der Wissenschaft, auf mich zutrat, ich bedurfte eines Gegengewichts und griff zur Komik, zur Verspottung des Seins durch die Gestaltung des Nichts. Ich glaube überhaupt, daß das Komische da am besten gedeiht, wo just alle Litaneien zusammenklingen: der eine jammert und starrt so lange in die Grube hinunter, die das, was er nicht entbehren kann oder mag, verschlang, bis sie den Schlund noch einmal öffnet und auch ihn einschluckt; der andere

lacht und ruft mit dem Prediger: „Es ist alles eitel!“ oder mit Swift: „Vive la bagatelle!“

Charakteristisch ist die monologische Form seiner ersten plastischen Darstellungen, worüber ich mich einstweilen des Urteils enthalte. Alles, was er jetzt poetisch sich zurechtlegte, war in der Artung dem Schnock und dem Schlägel ähnlich. Er entwarf verschiedene Skizzen und Humoresken, die nicht fertig geworden oder in Verlust geraten sind, darunter eine, welche einen Menschen veranschaulichen sollte, der aus Feigheit tapfer ist. Lauter spleenhafte Grillen, womit er sich in seinen gequälten Lebensverhältnissen quälerisch Luft zu machen suchte. Auch einen humoristischen Roman: Der deutsche Philister, hatte er begonnen, worein er die neuesten Bestrebungen zur Wiedereinführung des Jesuitismus verweben wollte; wahrscheinlich durch Benzel-Sternaus Roman: „Der alte Adam“, eine Familiengeschichte, angeregt, in welchem der Apparat der Gesellschaft Jesu geschildert ist. In ziemlich rascher Folge entstanden: ein Märchen: „Der Rubin“, das er viele Jahre nachher dramatisch bearbeitete, eine erzählende Skizze: „Pauls merkwürdigste Nacht“, eine Fragment gebliebene Novelle: „Die beiden Vagabunden“, ein Charakterbild: „Die Medizinalrätin“, und ein Phantasiestück: „Ein Abend in Straßburg“. In der an die Vorzüge der Anna gemahnenden erzählenden Skizze und in den beiden Vagabunden begegnen wir Reminiszenzen aus der Jugend unseres Freundes. Die Obermedizinalrätin baut sich aus dem Albernhäßlichen auf, dem leider Hebbel auch späterhin nicht immer auszuweichen vermochte. Die vollständige Unkenntnis der Sitten der höheren Gesellschaftsklassen und eine durch ihre Geschmacklosigkeit verletzende Grausamkeit des Empfindens sind in dieser Skizze gepaart. Die zwischen Trunkenheit und Öde auf- und niedersteigende Seele Hebbels wird in dem Phantasiestück: „Ein Abend in Straßburg“, ausnehmend deutlich. Beide letztgenannte Skizzen waren in der Mitternachtszeitung erschienen.

Das Talent Hebbels antwortete, wie wir gesehen haben, eigensinnig auf die Muster, die sich seiner bemächtigt hatten. Dies ist ebensosehr in seinem Unverhältnis zu den Lagen und Lebensforderungen seiner Entwicklungszeit begründet, als in der Eigentümlichkeit seiner Natur. Seit den Hamburger Tagen macht er auf uns den Eindruck eines schweren Schiffs, das in einen Fluß hinein kam, welcher nur leichte Fahrzeuge bequem trägt. Schmerzlich bekannte er jetzt, daß es ihm an kritischer Kontrolle von außen gebreche, wenn ihm seine eigene nicht genügte. Er klagte, daß er auch nicht einen einzigen Menschen habe, dem er in poetischen

Sachen ein Urteil zutrauen dürfte, denn nur ein solcher würde belebend, befruchtend auf ihn wirken. Doch dieses weibliche Genie, das nur empfange und aufnehme, zeige sich eben selten. Alle, sagte er, käuen und würgen sie am Stoff und unerträglich würden sie, wenn sie in irgendwelcher Äußerung eines großen Mannes den Stein der Weisen gefunden zu haben sich einbilden. Der Stein der Weisen aber mache jeden, den Weisen, welcher seiner nicht bedürfe, ausgenommen, zum Narren. Wir werden hinzusetzen: ihm mangelte nicht nur solch' ein Freund, ihm mangelte auch das Glück der Jünglingsverirrungen. Seine Fehltritte gingen aus dem Gegensatze seiner ausgebildeten Individualität zu der Unfertigkeit seiner Bildung und der Armseligkeit seiner Verhältnisse hervor. Jeden Moment mußte er durch einen Sprung über Risse und Klüfte hinwegsetzen. Der Ernst, welcher günstiger organisierte Wesen vor dem Leichtsinn, der Übereilung und Oberflächlichkeit behütet, schmiedete das ohnehin zu Harte, Unbiegsame seiner Seele erst recht zu Stahl.

Goethe sagte einmal zu Eckermann das bedeutsame Wort: „So nach und nach fortschreitend, ging ich in meiner natürlichen Entwicklung fort und bildete mich nach und nach zu den Produktionen heran, die mir von Epoche zu Epoche gelangen. Und meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Lebens- und Entwicklungsstufen nie viel größer, als was ich auch auf jeder Stufe zu *machen* imstande war. Wäre ich aber als Engländer geboren und wären alle jene vielfältigen Meisterwerke bei meinem ersten jugendlichen Erwachen mit all' ihrer Gewalt auf mich eingedrungen, es hätte mich überwältigt und ich hätte nicht gewußt, was ich hätte tun sollen. Ich hätte nicht so leichten, frischen Mutes vorschreiten können, sondern mich sicherlich erst lange besinnen und umsehen müssen, um irgendwo einen neuen Ausweg zu finden." — Wir haben Hebbels Weheruf nicht vergessen: Die Natur sollte keinen Dichter erwecken, der kein Goethe ist! Große Talente kämen von Gott, geringe vom Teufel! Es sind die Töne, welche wie in einer kunstreich verschlungenen Fuge bald hier, bald dort in seinen Bekenntnissen anklingen. Seine Idee vom Vortrefflichen war stets viel größer, als was er auf jeder seiner Entwicklungsstufen zu machen imstande war. Unter der Schwere dieser Last beinahe erliegend, atmete er sozusagen in der Erkenntnis auf: daß er all' sein Tun und Treiben bisher zu einseitig auf Poesie bezogen habe. „Ich habe eingesehen, — daß dieser Weg mich am Ende auf ein schales Nichts reduzieren muß. Es heißt, anstatt des Baumes die Blüte pflegen; der Weg zum Dichter geht nur durch den Menschen. Ich werde von nun an

arbeiten um der Arbeit und des Nutzens willen, den sie als solche für mich, den Menschen, haben wird oder kann."

In Hamburg saßen indessen die Schöffen, die fortwährend über ihn Urteile schöpften, sowohl billigende als ungünstige, und die einen wie die andern ohne die Kenntnis und das Verständnis der Motive, welche seine Schritte bestimmten. Aus Briefen Elisens und Janinskis erfuhr er diese Urteile, die er in seinen Antworten zu entkräften oder zu berüchtigen suchte. Er wisse, schrieb er an Janinski, daß man ihn von vielen Seiten bitter tadeln werde, weil er die Jurisprudenz aufgegeben. Er handle jedoch den Bedürfnissen seiner Natur gemäß und bekümmere sich nicht um die Noten der Welt zu diesem heiligen Grundtext, den jedermann lästere und lästern müsse, der ihn nicht verstehe. Wenn der Mensch gewisse Erfahrungen über das Höchste gemacht habe, so würde jahrelanges sklavisches Versenken in das rein Positive, wie die Rechtswissenschaft es verlange, ihn töten. Mit der Jurisprudenz aber habe er freilich nicht zugleich ernstes Bestreben um Kenntnis und Wissenschaft aufgegeben. Strenge wies er Janinskis geringschätzige Bemerkungen über die dürre Wissenschaft zurück, womit der dünne Belletrist offenbar seine eigenen Bemühungen zu rechtfertigen und Wasser auf Hebbels Mühle zu treiben wähnte. „Du meinst, alle Schulgelehrsamkeit der Welt vergrößere die poetische Mitgift um kein Haar. Das ist richtig. Aber daraus folgt noch nichts, was jene Schulgelehrsamkeit verächtlich oder auch nur entbehrlich machen würde. Das Ohr verstärkt das Auge nicht, jedoch um das Rätsel der Welt zu verstehen, müssen wir zugleich sehen und hören können. Ein Organ, und wäre es auch das vollkommenste, reicht für die Unendlichkeit nicht aus. Zudem sind Schulgelehrsamkeit und Wissenschaft so verschiedene Dinge, wie Metrik und Poesie." Amalie Schoppe hinwiederum, welcher er schon von Heidelberg aus undeutlich mitgeteilt hatte, daß er einen Studienwechsel im Sinne habe, gefiel sich in ironischen Seitenblicken auf Hebbel, wenn sie mit Elisen sprach. Als Hebbel hämische Worte der Schoppe über sich vernahm, da klagte er gegen Elise, wie entsetzlich es sei, daß eine Tiergattung die andere nicht begreife; ein Schritt vom Brotkorb ab sei gleich ein Schritt ins Wasser hinein. Aber man solle mit der Natur nicht hadern; wenn es der Hamster ahnen könnte, nur ahnen, daß seine Höhle nicht die Welt sei, in einem Hamster stecke Mut und Kraft genug, die Grundfesten der ewigen Ordnung umzustoßen. Nicht sowohl durch das L i c h t als durch den M a n g e l des Lichts erhalte sich das Weltall. „Die Natur war klüger als die Menschen sind; wir beneiden einander, weil wir

einander in die Fenster sehen; sie brachte keine Fenster an.“ Er wolle vom Leben nichts als die Gelegenheit, herauszuschaffen, was in ihm sei, und es zu gebrauchen, wo es nütze und solange es nütze. Er wolle mit einem Worte am Wagen der Menschheit, nicht eines einzelnen Menschen, Vorspanndienste verrichten und es seinem Herrn überlassen, mit welchem Hafer er ihn füttern wolle. —

Als ihm kurze Zeit nach diesen Briefäußerungen ein Geldgeschenk von der Gräfin Rhedern zukam, da ratschlagte er lange mit sich, ob er es zurücksenden solle oder nicht, denn er wolle und werde niemand täuschen. Keiner möge sagen können, wenn er ihn später einen Weg einschlagen sieht, den man ungewöhnlich, närrisch oder töricht nennt: „hätt' ich dies gedacht, so hätt' ich gegen den jungen Menschen anders gehandelt!“ Amalie Schoppe, schreibt er an Elise, „und mithin auch die Gräfin Rhedern, die durch ihre Brille sehe, denke sich in ihm einen talentvollen, etwa gar genievollen Menschen, der nebenbei erstaunlich fleißig sei, mit Glanz sein Examen bestehen und dann in Staat und Literatur auf eine jeden Wohltäter und Gönner befriedigende Weise seine Karriere machen werde. Von dem allen“, sagt er, „bin ich nichts, und nichts von dem, was wenigstens die eine Hälfte anlangt, wird eintreffen. Ob er Talent oder Genie habe, dies stehe nicht ihm zu beurteilen zu; in Rücksicht auf die Poesie glaube er es zuweilen. Fleißig aber sei er ganz und gar nicht, könne er nicht sein, werde er nie sein. Vielleicht liege der Grund in seiner Gesundheit, die er für zerrüttet halte. Sein Studieren beschränke sich auf das Lesen solcher Bücher, die seinem Innern oder seinen literarischen Bedürfnissen entsprechen; das gebe vielleicht einen Künstler, jedoch niemals einen Doktor.“ — So öffnete unser Freund Fach um Fach, welche die meisten Menschen, selbst wenn sie aufrichtig sind, nicht ohneweiters aufschließen. Er nahm sich vor, was er an Elisen geschrieben, demnächst der Schoppe in trockenen Worten auseinanderzusetzen und sich jede weitere Unterstützung zu verbieten. „Der Dichter soll nichts einnehmen, was für den Juristen bestimmt war.“

Menschlicher, männlicher, rückhaltloser kann niemand schreiben, als Hebbel an Amalie Schoppe geschrieben hat. Dieser Brief, eine Generalbeichte, lautet also:

„... Sie meinen, ich hätte Ihnen etwas zu verzeihen. Das nicht, teuere Freundin, denn ich weiß, daß man immer ein Bittender bleibt, wenn man auch für andere bittet, und ich weiß, was es ein stolzes Herz kostet, zu bitten, unter welchen Umständen es immer sei. Ihre Bitte ist diesmal nicht fruchtlos

geblieben, die Frau Gräfin Rhedern hat mir neben einem Schreiben, das ich zur Verständigung dessen, was ich über diesen Punkt zu sagen gedenke, samt meiner Antwort abschriftlich beifüge, acht Louisdors gesandt. Ich gestehe, diese Sendung war mir nicht sowohl erfreulich, als überraschend und unbegreiflich, und ich wußte wirklich nicht, wie ich mich dabei benehmen sollte. Zuletzt dachte ich, es sei ein wohlwollender Schritt der hohen Dame, um das Peinliche aufzuheben, was in der Art und Weise liegen könne, womit sie das Verhältnis zwischen sich und einem Menschen, dem sie vielleicht doch zu viel getan, abgebrochen hatte. Da hielt ich's denn für meine Schuldigkeit, das Geld nicht, wie mir anfangs nahelag, zu remittieren, sondern meinen Dank auf eine meiner Stellung zu einer Gönnerin, die eine Härte gutzumachen wünschte, angemessene Weise auszusprechen und das Vornehme, was in diesem Abfinden lag, zu übersehen, um so mehr, als es von Vornehmen ausging. Ihre Zuschrift hat nun erklärt, was unbegreiflich war, und ich kann mich jetzt des Gedankens nicht erwehren, daß es wohl weniger die Rücksicht auf eine begangene (ich finde kein anderes Wort, oder vielmehr ich mag es nicht hersetzen) Rücksichtslosigkeit und auf mich, als Mitleid mit meiner anscheinenden Not gewesen sein mag, was mir jene acht Louisdors verschafft hat. Genug hievon, das Geld ist nun einmal in meinen Händen und mein Dank in den Händen der Frau Gräfin, und mit Bezug auf Vergangenheit mag man denken, nur nicht wünschen; was ich aber hoffe, ist: daß nicht mehr komme; diese in der Sache und in meiner Natur begründete Hoffnung wird mich auch wohl nicht täuschen; geschähe es dennoch, im Widerspruche mit Wahrscheinlichkeit und Weltruf, so müßt' ich freilich aus Zartheit einen unzarten Schritt tun. Ich will meiner Not nichts verdanken als höchstens meinen Charakter; ich werde meine Geisteskräfte für gering achten, wenn sie, nun sie entwickelt sind, zur Begründung meiner Existenz nicht ausreichen; ich werde, falls ich im Weltmeer untergehen sollte, darin nicht, wie vielleicht früher, einen Privathaß des Schicksals gegen mich sehen, sondern bloß den Beweis, daß ich nicht schwimmen konnte. Sie werden, teuere Freundin, die Wahrheit dieser Gefühle nicht darum bezweifeln, weil ich sie zufällig am besten in einer Metapher ausdrücken zu können glaubte; ich bin überzeugt, aufs innigste überzeugt, das Leben ist auf die Dauer gegen niemand ungerecht, und wer es so schilt, der verwechselt Gerechtigkeit mit Billigkeit und will sich ein Geschenk als einen Tribut ertrotzen; wehe dem, oder vielmehr pfui dem, der zugrunde geht, weil er nicht beschenkt wird. Ich gebe allerdings zu, daß der Mensch

vor Entscheidung des Prozesses, der zwischen dem Leben und einer falsch gestellten hohen Erscheinung mit Bitterkeit und Strenge geführt wird, erkranken kann; ich gebe aber nicht zu, daß eine solche Krankheit heilbar ist, und verlange von dem Kranken, daß er (eben in Betätigung seiner höheren Natur) dies beizeiten fühlen und an ein Sterbebett keinen Arzt fesseln soll. Auch ich bin krank, ich irrte mich, als ich beim Austritt aus der Gifthütte mich, einen Freiheitsrausch mit Gesundheit verwechselnd, den Alten glaubte; ich schreibe Ihnen also nicht so, und dies ist für die Würdigung meines Geständnisses ein wichtiger Punkt, weil ich viel hoffe, sondern nur, weil ich nichts fürchte. Ich bin hypochondrisch im höchsten Grade, mein Leben ist ein tolles Gemengsel von Rausch und ekler Nüchternheit, ich würde, selbst wenn ich ein Recht hätte zu hoffen, kaum mehr wünschen können. Als die Aufgabe meines Lebens betrachte ich die Symbolisierung meines Innern, soweit es sich in bedeutenden Momenten fixiert, durch Schrift und Wort; alles andere, ohne Unterschied, hab' ich aufgegeben und auch dies halt' ich nur fest, weil ich mich selbst in meinen Klagen rechtfertigen will. Mein Studieren bezieht sich deswegen allein auf meine inneren Bedürfnisse und durchaus nicht auf einen äußeren Zweck; ich bereite mich auf kein Amt vor, weil ich nie ein Amt suchen oder annehmen werde; ich habe keine Rücksichten auf eine etwaige künftige Familie zu nehmen, weil ich fest entschlossen bin, mich niemals zu verheiraten; ich bewerbe mich aber mit Ernst und Anstrengung um Kenntnis und Wissenschaft, weil sich in einem Jahrhundert, das nicht an den trojanischen Krieg grenzt, ohne Kenntnis und Wissenschaft kein Dichter, ja kein Schriftsteller, denken läßt, weil ein Mensch, der von den vorübergerauschten sechs Jahrtausenden keinen Pfennig geerbt hat, gegen die Menschheit steht, wie das Kind gegen den Mann. In allen Dingen gibt es ein Abc, das wird einmal erfunden und dann erlernt; für die Menschheit ist jeder große Abschnitt oder Mensch nur die Quadratwurzel eines größeren, darum lebt sie nur für und durch ihre Geschichte und darum macht selbst Shakespeare keine Ausnahme, denn er ward nur ein großer Dramatiker, weil er ein großer Geschichtskundiger war.... Was meine Studien anlangt, so werde ich mich wohl nicht weiter darüber auslassen dürfen; ich beziehe sie ausschließlich auf mich selbst, treibe sie nur privatim und ohne die geringste Rücksicht auf irgendeine Stellung im Leben, auf die ich Verzicht leiste, weil ich auf vieles andere Verzicht leisten kann. Seit Oktober vorigen Jahres beschäftigen mich Geschichte, Philosophie und plastische Kunst, und solchen Mühen kann ich Opfer bringen, wie ich sie

gebracht habe, aber, bei Gott, nicht der elenden Juristerei, die mich anwidert, seit ich sie von einer anderen als der praktischen Seite kennen gelernt habe ..."

Erstaunlich ist in diesem Selbstbekenntnis die durchschlagende Macht der Zurechnung. Die Not, für die Hebbel, wie man zu sagen pflegt, nichts konnte, hat seine Jugend verfinstert, die verfinsterte Jugend trübt nachwirkend seine Entwicklungszeit, lähmt seinen Mut und seine Tatkraft: er aber nimmt die ganze trostlose Vergangenheit in seine Verantwortlichkeit herein.

Bis in den Frühling des Jahres 1837 hinein war Hebbel äußerlich so einsam, wie in seinem Innern abgesondert. Mit der Ankunft Emil Rousseaus trat eine wohltätige Veränderung ein. Das auf der Seite unseres Freundes anfänglich lockere und gleichgültige Verhältnis, wie es in Heidelberg bestand, hatte sich schon durch einen brieflichen Verkehr mit Rousseau inniger und fester gestaltet. Aus den Mitteilungen desselben war ihm der auf das Wahrhaftige gerichtete Sinn des jungen Menschen unzweideutig aufgegangen und er hatte sich überzeugt, daß Rousseau, falls dessen poetische Bestrebungen das erwünschte Ziel nicht finden sollten, Kraft genug haben werde, sich zusammenzufassen und das Leben an einer ihm zugänglicheren Seite zu packen. Die Korrespondenz regte Hebbel an und Rousseau auf, bot jenem Gelegenheit, sich in dem Widerklange einer empfänglichen Brust zu empfinden, während sie in diesem Eifer entzündete, mit dem ihm übergeordneten Geiste halbwegs Schritt halten zu können. Bedürftig waren sie beide; der eine in seinem Kraftgefühle, das einen Ableiter verlangte, der andere in seiner Unfertigkeit und Unsicherheit, die sich nach einer modelnden Hand und nach einer Klammer sehnten. Suchte Hebbel mit der Tastlust eines ungestümen Dranges nach Erkenntnis alle Hüllen der Dinge abzustreifen, so stand der verschleierte Rousseau noch neugierig und erwartungsvoll in einer umflorten Welt.

Emil Rousseau, der einzige Sohn des Regierungsrates Rousseau in Ansbach, war schon als Knabe lernbegierig und mit besonderer Liebe der Poesie zugekehrt. Als er, neunzehnjährig, die Universität bezog, da studierte er zuerst auf den Wunsch des Vaters, trotz ausgesprochener und kundgegebener Abneigung, Jura. Der Umgang mit Hebbel in Heidelberg brachte seinen Entschluß, sich dem Berufe des Schriftstellers zu widmen, zur Reife, und nach langwierigen schweren Kämpfen erlangte er endlich die Einwilligung des Vaters, das Fachstudium aufgeben zu dürfen. Nun arbeitete er angestrengt, auf daß er in dem nämlichen Zeitraume, der den Juristenstudien zugewiesen ist, die philosophischen be-

wältigen könne. Hebbel hatte ihn, wie wir uns entsinnen, zu dem Wechsel seines Studienweges nicht ermuntert, ihm vielmehr das Schreckbild einer sogenannten freien, auf Poesie und Literatur gebauten Existenz vorgehalten und seine Talentproben völlig mitleidlos zerpflückt. Jetzt aber gab er ihm willig das Zeugnis, daß der getane Schritt kein unüberlegter, vermeidbarer, daß er im Gegenteil ein nach allen Seiten durchdachter gewesen und zugleich den tiefsten Bedürfnissen der Natur Rousseaus entspreche. „Rousseau habe sich nicht verhehlt", sagte Hebbel in späterer Zeit, „daß dies auf den fröhlichen Genuß des Lebens verzichten heiße, er habe sich jedes Opfers, jeder Anstrengung fähig gefühlt und, worauf es vor allem ankam, empfunden, daß er sogar dem kargen Lohne zu entsagen vermöge, der heutzutage im günstigsten Falle solche Bestrebungen kröne, wenn es ihm nur vergönnt sei, still und schlicht in diesen höchsten Kreisen menschlicher Tätigkeit das Trefflichste zu fördern."

Das Zusammensein in München wob ein Freundschaftsverhältnis seltener Art. „Wir hatten uns nicht zum Spaziergange die Hand gegeben, wir waren mit unserem Herzblut aneinandergeleimt. Wir drückten nicht vor dem Ernst der Welt die Augen zu, um ungestört mit ihren Blumen zu tändeln; wir feierten ein Bacchanal des Schmerzes." So lauten Hebbels eigene Worte. Wie ein idyllischer Ton in dem düstern Stilleben der Verlassenheit und Armut klingt es an, wenn wir lesen, was Hebbel bei der Ankunft Rousseaus in sein Tagebuch schrieb: „Heute ist ein glücklicher Tag für mich gewesen. 1. Erhielt ich heut morgen acht Louisdor aus Berlin. 2. Kam Rousseau. 3. Kam er ein und einen halben Monat früher, als er mir geschrieben hatte. 4. Ließ ich heut abend mein Licht zu Boden fallen, ohne daß es zerbrach."

An Rousseaus Verhalten lernte Hebbel zum ersten Male die unterjochende Macht seiner eigenen Persönlichkeit kennen, das verhängnisvolle Vermögen, sich jeden Blutstropfen eines unter seinem Einflusse stehenden Menschenwesens zinsbar zu machen; aber auch zum ersten Male die zärtliche Hingebung einer ihn wahrhaft verehrenden, selbstlos liebenden Männerseele. Er konnte mit Rousseaus Innerstem schalten und walten, wie es ihm gefiel, und er machte von diesem Können den rücksichtslosesten Gebrauch. Er unterwarf sich den Willen des Freundes vollständig, er verschlang dessen Herz und tat dies alles mit dem Anspruche der reißenden Woge, die von der Verantwortlichkeit nichts weiß, nichts wissen kann. Wenn er zur Besinnung kam, dann schauderte er freilich vor seinem Dämon, aber der Schauder fesselt nicht die

Gewalten, deren Produkt er ist, so wenig als der Widerschein des Feuers das Feuer zähmt. In wahrlich nicht geringem Grade hatte Rousseau unter der Reizbarkeit und Empfindlichkeit Hebbels zu leiden, deren sich unser Freund überhaupt häufig in Briefen und auf Tagebuchblättern anklagt. Denn Elise, wie Rendtorf, die kleine Beppi, wie Rousseau, waren diesen Ausbrüchen seines Ungestüms gleichermaßen ausgesetzt; der unscheinbarste Anlaß vermochte sie hervorzurufen, das harmloseste Mißverständnis ihnen Tür und Tor zu öffnen. Unser Freund betrachtete diese maßlose Empfindlichkeit bald traurig als das Ergebnis seines früheren Lebens, wofür, wie in manchem, das gegenwärtige bezahlen müsse, bald entschuldigend als eine Folge der Not, welche die inneren Fühlfäden nicht abstumpfe, sondern verfeinere, zuweilen aber auch als unentschuldbare Sünde, die jegliche Geißel und nicht die leiseste Schonung verdiene. „Es ist nicht wahr", sagte er einmal, „daß ich durch meine grenzenlose Empfindlichkeit ebensoviel oder gar mehr leide als andere; der Mensch fühlt in seinen Fehlern, wie in seinen Tugenden, nur sein Wollen und seine Kraft." Darüber, was Rousseau von ihm erduldet hat, gibt eine Briefstelle Aufschluß, welche zugleich das Charakterbild des edlen jungen Menschen im Umriß zeichnet. Hebbel schreibt an Elise:

„Du weißt, ich bin so schwer anzufassen wie ein Stechapfel, und ich setze gerade das, was mir am wertesten ist, am leichtesten aufs Spiel, um den Gedanken, als könnten mich Rücksichten bestimmen, ja nicht aufkommen zu lassen. Seine Geduld und Langmut, die Sorgfalt, die ihn jeden Dorn, statt ihn abzuhauen, mit Baumwolle umwickeln läßt, sind mir zuweilen selbst ein Gegenstand des Erstaunens gewesen; er ist mir von ganzer Seele ergeben, wie noch niemals ein anderer, seine Teilnahme für mich ist unbegrenzt und fast weiblicher Art. Und sein Blut ist heiß, jede Kleinigkeit regt ihn auf, in Heidelberg hat er sich (das Zeichen trägt er auf der Wange) wegen einer geringfügigen Ursache geschlagen; wenn er sich also bekämpft, so geschieht es mit Freiheit, und weil er glauben muß, daß an mir dies oder jenes zu schätzen sei, keineswegs aus Mangel an Feuer und Schwungkraft. Freilich ist er auch mir manches schuldig geworden, vorzüglich den wichtigsten Teil seiner poetischen Bildung; was ich ihm in drei Stunden des Gesprächs überlieferte, hätte ihm vielleicht, wenn er es selbst hätte finden sollen, Jahre zu schaffen gemacht..."

Die Abende brachte Hebbel meistens mit Rousseau auf dessen Zimmer, zur Sommerzeit im Freien zu; am öftesten sah sie

dann der englische Garten, wo sie plaudernd oder disputierend stundenlang die breiten schattigen Baumgänge durchschritten. Rousseau stellte ihm alle seine Bücher zur Verfügung, forschte emsig, wenn der Freund einen Korrespondenzbericht abgeschickt, ob dieser schon erschienen sei, damit er ihn mit der Nachricht erfreuen könne, und fertigte mit eigener Hand eine Reinschrift der Gedichte Hebbels an, deren Herausgabe dieser zu bewerkstelligen hoffte. Hebbel wieder vermittelte die Zusendung einiger Gedichte und Erzählungen Rousseaus an Amalie Schoppe, in deren Modeblättern diese poetischen Versuche veröffentlicht wurden. Zweifelsohne kannte Rousseau Hebbels mißliche Umstände im ganzen, aber ich glaube kaum, daß ihn der stolze Freund in die trübseligen Einzelheiten eingeweiht habe. Darum wußte Elise allein.

Mit Ekel schrieb Hebbel an jedem Bericht, der dann nach Stuttgart um Brot wanderte, und wenn ein Quartal abgelaufen, sah er sich regelmäßig in seinen Erwartungen getäuscht. Da er nämlich, um nichts verzehren zu müssen, nur selten ein Café oder eine Konditorei besuchte, so erfuhr er gewöhnlich erst aus der einlaufenden Honorarberechnung, was von seinen Sendungen gedruckt und was zur Seite geschoben worden. Das Morgenblatt war unter Hauffs Leitung ein peinlicher und eigensinniger Richter; von zehn Körnern fielen im Durchschnitt acht durch das Sieb. Im übrigen nannte Hebbel selbst die an Hauff geschickten Aufsätze brauchbares Papier für etliche Taler. Er hätte, um sich den Unterhalt zu fristen, noch immer leichter Noten abschreiben können, wie Jean Jacques, oder schlechte französische Romane übersetzen, wie der hochverdiente Diez in Bonn, der noch bis vor kurzem seine Lektorstelle nicht zu entbehren vermochte, als Korrespondenzberichte abfassen und Münchener Tagesvorgänge in tänzelnde Journalform bringen. Ob er zu den wenigen zähle, die durch Kampf und Widerstand sich nicht lächerlich machen, dies war ihm dabei noch immer eine offene Frage. „Ist es die Kraft oder ist es die Eitelkeit, die mir Marschorder erteilt?" Über allen Zweifel erhaben war nur seine Armut. Eine erhabene Armut, würde Hamlet gespöttelt haben. Seinen Mittagstisch bestritt er jetzt mit Brot für sechs Kreuzer und dazu trank er Kaffee. Er nannte gegen Elise die Brötchen wohlschmeckend und versicherte, daß er zufrieden sei, wenn es nur nicht schlimmer komme. Im ersten Jahre seines Münchener Aufenthalts, vom September 1836 bis September 1837, hatte er 242 Gulden verbraucht, wovon auf den Monat 20 entfielen. Zu dieser kleinen Summe hatte Elise ungefähr 170 Gulden beigesteuert und er selbst 30, die armselige Einnahme vom Morgenblatte. Indessen gewöhnte er sich

an die Kost eines Gefangenen ohne Murren. Aber sein verwitterter Anzug machte ihm Kummer. Offenherzig bat er die Freundin, seinem Kleidungsmangel abzuhelfen. Es gelinge ihm nur mit Mühe, einigermaßen anständig zu erscheinen. Er habe seinen Rock, den er zwei Jahre trug, wenden lassen, ohne daß Aussicht vorhanden wäre, ihn noch lange benützen zu können; die alte Hose jedoch sei vollends ein abgetragenes Stück. Wenn es Elisen nicht möglich wäre, beides zu spenden, so gebe er dem Rocke den Vorzug. Worum ich dich aber dringend bitte, fügte er hinzu, modern und nicht weniger fein als der Rock, den wir in Gemeinschaft kauften. Er würde einer schweren Sorge überhoben werden, wenn sie diese Wünsche erfüllen könnte. Elise, die früher schon Leibwäsche für ihn genäht und sie nach München geschickt hatte, erfüllte seine Bitte doppelt und dreifach.

„Die Sachen sind köstlich", antwortete Hebbel, als er sie empfing, beinahe in kindischer Freude. „Rock, Hose, Weste, Binde, mit einem Worte alles, über meine kühnste Erwartung, nicht allein fein und modern, sondern fast brillant. In meinem Leben hab' ich solch einen Anzug nicht gehabt! Jetzt bin ich auf zwei Jahre mit Garderobe versehen, meinen alten Rock kann ich für gewöhnlich noch lange tragen, mein Frack ist noch ganz gut und höchstens werd' ich in der besseren Jahreszeit einer Sommerhose bedürfen, die sich leicht anschaffen läßt... Ein guter Rock entscheidet auf der Polizei über die Erteilung der Aufenthaltsbewilligung und vergoldet den Menschen in allen Verhältnissen." Sogar zu einer Nachschrift bringt es Hebbels Freude über die Kleidergeschenke: Er habe zu erwähnen vergessen, daß alles so vortrefflich sitze und daß er sich stattlich darin ausnehme. Auch trage er jetzt Schnurrbart und Bart unterm Kinn und werde, wenn er nur irgend könne, einen Hut sich anschaffen, da alles, was in München mit der Kappe einhergehe, für Student gelte. Er hatte einstmals auf die Frage, wie er sich befinde, erwidert: wie meine Hose. Dies war nun nicht mehr nötig zu antworten, denn er hatte nach seinem eigenen Ausdrucke einen neuen Menschen angezogen.

Den Silvesterabend des Jahres 1837 beging er mit Emil Rousseau bei einem Glase Punsch. Tausend Pläne und Hoffnungen, sagte er, gingen wie Funken aus unseren entzündeten Seelen hervor, und als die zwölfte Stunde ausgeschlagen hatte, sprangen wir auf und umarmten und küßten uns innig. — Man glaubt einen verspäteten Laut aus dem Göttinger Dichterkreise zu hören.

Durch Emil Rousseau wurde ein junger Mann, namens

Franz Gartner, mit Hebbel bekannt. Gartner studierte damals Jura, ungeachtet seiner ausgesprochenen Neigung zum Zeichnen und zur Musik, namentlich zur letztgenannten Kunst, indem er den Bitten seiner Eltern, beim Rechtsstudium zu bleiben, willenlos sich fügte. Er war mit Rousseau viele Jahre in Regensburg zusammengewesen, und sie hatten dort miteinander Schöngeisterei getrieben. Auch er gab sich verständnisvoll dem hin, was ihm Hebbel entgegenbrachte, und wurde sozusagen dessen freier Verehrer, wie Rousseau dessen Schüler geworden. Er lernte seine Gedichte, gleich nachdem sie entstanden, kennen und versah diejenigen, die sich zur musikalischen Interpretation am meisten eigneten, mit improvisierten Melodien, an deren Hand Hebbel hie und da noch kleine Abänderungen in rhythmischer Beziehung vornahm. Gartner versichert, daß Hebbel überhaupt, obwohl er nicht imstande war, auch nur ein paar Noten wiederzugeben, ein wunderbares inneres Auffassungsvermögen für Musik hatte. Hebbel kam oft in den Nachmittagsstunden, noch öfter in der Dämmerstunde zu ihm auf Besuch. Gartner, der auf dem Piano eine mehr als gewöhnliche Kunstfertigkeit erlangt hatte, spielte ihm dann eine Mozartsche oder Beethovensche Sonate vor oder erging sich in Phantasien aus dem Stegreif. Wenn er aber hiebei einmal versuchen wollte, von der klassischen Basis auf den modernen Effekt überzugehen, so fiel ihm Hebbel sogleich in den Arm. Hatte er durch den Vortrag eines gediegenen Tonwerks dem entgegen sein volles Wohlgefallen erreicht, was sich meistens durch eine gänzliche Zurückgezogenheit in sich bei Hebbel kundgab, so sprach dieser kein Wort weiter, drückte ihm schweigend die Hand und ging. Den gerade damals in Gunst gekommenen Meyerbeer konnte er nicht vertragen. Mozart stand ihm über alle andere, manchen nicht begreiflich, wie Gartner sinnig bemerkt, welche positiv glauben wollten, Hebbel müsse sich von Beethovens Genius mehr angezogen gefühlt haben. Außer zu Rousseau und zu Gartner, so sagt dieser, kam Hebbel fast zu niemand regelmäßig, und folgte nur ungerne dann und wann einer Einladung in die kleineren Salons der Verwandten Rousseaus. Seine große Sparsamkeit fiel Gartnern gleichfalls auf und er bemerkte wohl, daß Hebbel so knapp leben müsse. Von Vergnügen habe er zuweilen Konzert und Theater genossen, namentlich die Oper, da das Schauspiel derzeit viel mit Birchpfeiffer überladen war, Schiller und Goethe nur Gastrollen gaben, Shakespeare aber beinahe verbannt schien. Der Konzert- und Theaterbesuch verursachte in jenen Tagen geringe Ausgaben, ob allerlei Treffliches gleich geboten ward. Gartner freute sich, seine Urteile über thea-

tralische Leistungen von Hebbel zustimmend aufgenommen zu sehen. Die Bühne war es auch, wozu ihn Hebbel, der ein Schauspielertalent in Gartner erblickte, fortwährend drängte, wobei er ihm fast böse geworden wäre, daß Gartner nicht die Kraft hatte, die durch häusliche Verhältnisse und Vorurteile ihm gesetzten Schranken mit einem Male zu durchbrechen. Ich lasse nun Gartner persönlich weiter reden.

„Aber ich war damals auch ein gar zu ängstlich überwachtes Hauskind, das es für das Äußerste hielt, sich von Eltern und Familie nur einigermaßen loszuschälen. Ja, ich war damals so kindlich und dabei so schauerlich unerfahren, daß ich nicht einmal meines Jünglingstumes mir bewußt war. — Hebbel kam mir in dieser Richtung oft scherzhaft, oft sogar ernstlich bei. Da er aber merkte, daß ich ihn in dieser Richtung wirklich nicht verstand, so ließ er von mir ab und wollte, wie er mir nach Jahren manchmal sagte, der natürlichen Entwicklung nicht mehr vorgreifen."

„Es war daher ein für meine Jahre wahrhaft komischer Schrecken, als ich den ernsten Hebbel einmal bei einem Spaziergange durch den englischen Garten mit einem Mädchen kosend auf einer Bank antraf, einem Mädchen, das noch dazu die Tochter seines Mietherrn, eines Schreinermeisters war, und mir bei meinen Besuchen gewöhnlich die Tür geöffnet hatte. Ich konnte nicht mehr zurück, und ich weiß nicht, warum Hebbel sich gedrungen fühlte, mir hierauf sein ganzes Verhältnis zu dem Mädchen und dessen Art und Weise kund zu geben, während er Rousseau gegenüber, der weit sinnlicher und erfahrener war, darüber völlig geschwiegen hatte. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß das Verhältnis von seiten des Mädchens viel bedeutender und ernsthafter genommen ward, als von seiten Hebbels, daß es schon Szenen mit den Eltern darüber gegeben habe, daß in der Familie seine Auffassung um so übleren Eindruck gemacht habe, als ein Bruder des Mädchens, ein leichtsinniger Verschwender, zu gleicher Zeit auch nicht dazu beitrug, die Beunruhigung, welche überhaupt in der Familie herrschte, zu zerstreuen. Ob jedoch die Verhältnisse der Art gewesen, daß durch dichterische Kombination und Steigerung sie die Basis der Maria Magdalena werden konnten, wage ich nicht zu behaupten. — Es ist im einzelnen möglich."

„Auf den Umgang mit mir übte die Sache jedenfalls keinen weiteren Einfluß aus. Hebbel war nach wie vor für mich der freundlich ernste, wohlwollende Gefährte. Ich sehe ihn noch vor mir, die lange, etwas nach der Seite gebeugte Gestalt mit den schmalen Schultern und der flachen zurückgedrängten Brust, in

schwarze lange Kleider gehüllt, eine schwarze Kappe auf dem echt nordischen, rotblonden Haar, das auch als Bart im wohlgepflegten Kranze das ganze Gesicht einrahmte. Ich sehe ihn noch vor mir, den klaren offenen Blick der blauen Augen, die von dem sanftesten Schimmer aus schreckenerregend werden konnten, wenn es galt, das Unechte und Unedle zu zermalmen. Ich sehe sie noch, die eckigen, aber dennoch so passenden und andeutungsvollen Gebärden; ich höre sie noch, die weiche melodische Stimme, biegsam wie keine, vom Lispeln bis zum donnernden Laut. Ich höre ihn noch, den belehrenden Ton, der im Eifer sogar etwas von dem salbungsvollen des Predigers annahm und, wenn Hebbel mich besuchte, auf meine gewöhnlich im Nebenzimmer als unfreiwillige Hörerin befindliche Mutter den Eindruck machte, daß sie, sobald Hebbel von mir fort war, den Kopf zur Tür hereinsteckte und fragte: „Na, ist die Predigt schon aus?" —

„Für mich waren aber diese Predigten von höchstem Werte, und ich wünschte nur, ich hätte sie noch voll im Gedächtnis. Ich könnte ein goldenes Buch damit schaffen. Es waren so recht die ursprünglichen Ergüsse eines in heiliger Stille zum hohen Fluge sich rüstenden Genius ... Mir wird Hebbel unvergeßlich bleiben, und was etwa außer dem Regierungsrate in mir ist, führe ich auf den Umgang mit Hebbel und dessen Einfluß auf meine Denkweise, selbst als der nüchterne Beruf in Wogen über mein Haupt schlug, zurück. So wurde ich wenigstens kein Philister und fühle noch frei und warm."

II.

Der gefährlichen Ablenkungen ungeachtet, welche für Rousseau in dem Umgange mit Hebbel lagen, harrte derselbe tapfer auf seinem Studienwege aus und ließ sich nicht beikommen, dem bewunderten Freunde auf dem schmalen Pfade des Autodidakten nachgehen zu wollen. Die Verschiedenheit des Ausgangspunktes und der zurückgelegten Stationen beider schrieb einem jeden, mehr noch als der individuelle Antrieb, sein Verhalten in diesem Betracht vor. Rousseau war in geordneten und glücklichen Verhältnissen aufgewachsen, hatte einen geregelten Unterricht genossen, wäre also in unnatürlichen Widerstreit mit natürlichen Voraussetzungen geraten, wenn er sich plötzlich der Vorteile einer akademisch gegliederten Bildung entschlagen hätte. Er besuchte regelmäßig die Kollegien und steuerte unverwandten Auges auf seine Promotion zu. Hebbel beschränkte sich auf ein fragmentarisches Aneignen wissenschaftlichen Materials. Er las Tacitus, Gibbon, Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte, Flögels Geschichte

der Hofnarren, Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums, Goethes Buch über Winckelmann, Lichtenberg, Lessing, Solger, Hegels Philosophie der Geschichte, sowie Schellings Anthologie kleiner Aufsätze über Kunst und Geschichte. Bald nach seiner Ankunft in München hatte er bei Schelling und Josef Görres zu hospitieren angefangen, wie wir dies bereits aus dem seine komischen Produktionen erläuternden Bekenntnis wissen. Die medizinischen Kollegien der Professoren Döllinger und Walther besuchte er gleichfalls hin und wieder. Unter den Studierenden, welche in den Früh- und Abendstunden zu den Toren der Universität aus- und einströmten, befand sich also an bestimmten Tagen auch unser Freund.

Die Münchener Hochschule war in der zweiten Hälfte des dritten Jahrzehnts ein Abbild im kleinen der auf dem politisch kirchlichen Theater sich abspielenden Kämpfe jener unseligen Periode deutschen Lebens. Auch hier behielten, was sich von selbst versteht, die Bedränger eines freien und unbefangenen Geistes das Heft in der Hand. 1837 arbeitete Friedrich Thiersch eine Streitschrift aus zur Verteidigung der deutschen Hochschulen gegen die Anfeindungen, welche von verschiedenen Seiten zugleich ausgegangen waren, von dem Seminardirektor Diesterweg in Berlin, von Jarcke in Wien und von ungenannten Staatsministern, wahrscheinlich in Dresden. Die Universitäten sollten in eine Art Schullehrerseminare bei gehöriger Überwachung der Studierenden umgewandelt werden. Aus einzelnen Gebrechen der Gelehrten hatte Diesterweg maßlose Anklagen gegen sie geschmiedet und schlug eine gänzliche Absperrung des Zeitgeistes von den Kreisen der Jugend vor. Jarcke, der Handlanger der Wiener Staatskanzlei, fand die Quelle alles Unheils in der kirchlichen Spaltung und die gebotene Abhilfe in der kirchlichen Einheit, worunter er den Katholizismus verstand. Der Ministerialbericht endlich verlangte Ablösung der philosophischen Fakultät von der Hochschule und Verbindung derselben mit dem Gymnasium, so daß dann die andern Fakultäten als vorbereitende Spezialschulen für den praktischen Beruf stehen blieben. Thiersch verfocht mit Mut und Einsicht die unveräußerlichen Rechte der Universitäten; seine Schrift bildete den Abschluß des vieljährigen Kampfes, den er um die klassische Bildung und die unverfälschten Grundsätze des Unterrichts geführt hat.

Mit dem Frevel in Hannover, der die sieben Göttinger Getreuen, das Bruderpaar Grimm an der Spitze, von ihren Lehrstühlen herunterstieß und einige in die Verbannung trieb, begannen die Gewalttätigkeiten sich allerorten einzunisten. Am 4. No-

vember trat das zwischen Kurzsichtigkeit und Böswilligkeit geteilte Ministerium Abel seine Amtstätigkeit in Bayern an. Zu den Hilfsarbeitern dieses mit Knebeln und Verfolgungsdekreten umgänglichen Ministeriums gehörte auch ein Pseudodichter, der Staatsrat E. v. Schenk, der gegen Thiersch und Jacobs in den Fragen des Unterrichts eine wenig beneidenswerte Siegerrolle spielte und kurz vor seinem Ende in Uhland auf einen Dichter traf, der zugleich ein Mann war und ihn den ruhig ablehnenden Trotz eines solchen kosten ließ. Ein Berliner Hofrat, Tzschoppe, überwachte dazumal die gesamte deutsche Presse, jene in Österreich ausgenommen, wo man für den Hausbedarf an Beschränkungen und Einschüchterungen eigens zu sorgen wußte. Die einander widersprechenden politischen und volkswirtschaftlichen Interessen der Länder des deutschen Bundes wurden von der den Dynasten gemeinsamen Angst vor „inneren Gefahren" neutralisiert, und es herrschte unter ihnen das Einvernehmen der Tiere in Noahs Arche, nur daß dort die gefürchtete Sündflut zuwege brachte, was hier die hereingebrochene getan hat.

Der Münchener Boden war für alle Auswüchse des krüppelhaften Zeitgeistes besonders geeignet. Religiöser Fanatismus und hierarchische Selbstsucht hatten sich dort verschränkt, weltliche und geistliche Gewalt sich zur Unterdrückung die Hand gereicht. Wo der König und das Ministerium noch vor dem Äußersten Halt machten, dort stachelte die bis zur Wildheit gesteigerte Unduldsamkeit der Kirche zu weiterem Vordringen an. Der Klerus legte Bresche in das Religionsedikt, welches der buchstäblichen Durchführung des Konkordats einen Riegel vorgeschoben hatte, die Errichtung protestantischer Gemeinden in katholischen Städten, wie Landshut oder Neuburg an der Donau, wurde erschwert, Übertritte Unmündiger zur katholischen Kirche wurden begünstigt und gegen die von den protestantischen Kirchenbehörden erhobenen Beschwerden in Schutz genommen. 1838 gebot ein königlicher Erlaß die Kniebeugung des Militärs vor dem Sanktissimum, ohne Rücksicht auf die Konfession, was unter den Protestanten um so mehr böses Blut machte, als es eine vom Zaun gebrochene Maßregel war, deren unnötige Verteidigung der nämliche Döllinger unternommen hatte, welcher heutzutage mit einem Luthergesicht einhergeht. 1838 erschien Görres' Athanasius, worin der Anwalt der Hexenprozesse das Kölner Attentat mit dem Grimme des Gerechten verfolgt und von dem starren Knochenmanne spricht, dem man zu viel Ehre erweise, wenn man ihn einen Geist nenne. Das Erhabene, Furchtbare und Teuflische, das Gentz einst in Görres' Rheinischem Merkur erblickt, das ihn

an Jesaias, Dante und Shakespeare erinnert haben wollte, schien zu anderen Zwecken verwendet, mit anderen Überzeugungen vermengt, im Athanasius wiedergekehrt. Schon lange war München der Herd, von dem die schwülen Dämpfe einer mit Spekulation vermischten Phantastik aufstiegen, die man schlechtweg bald Romantik, bald Mystik zu nennen pflegt. Hier hatte die schlüpfrige Frömmlerin Frau v. Krüdener ihre Missionen abgehalten, Clemens Brentano seine stigmatisierte Nonne beobachtet, der Fürst Alexander Hohenlohe seine Wunderkuren vollbracht. Noch lebte und lehrte hier Franz v. Baader, in welchem Gedankentiefe und Dogmatismus, Einbildungskraft und Mathematik ein grauenhaftes Bündnis eingegangen waren. Justinus Kerners und Eschenmayers Schriften über die Seherin von Prevorst hatten ihn auf das visionäre Gebiet hinüber gelockt; er rühmte sich einst, mit Geistern aus einer andern Sphäre Kommunikation gehabt zu haben und äußerte damals mit sichtlicher Genugtuung gegen Schelling, daß der Teufel nun endlich Zeichen gebe und ihn in seinem Hause aufsuche und verfolge. Als seine Tochter in Ekstase verfiel und sich in unzüchtigen Reden erging, sprach er davon wie von einem wissenschaftlich erfreulichen Phänomen. Thiersch nannte ihn den rasenden Schelling. In dieser Region aber war König Ludwig als Kronprinz heimisch gewesen (Anselm v. Feuerbach bezeichnete ihn als den Urheber des Vertrags mit Rom), und er wurde trotz Klenze und Glyptothek, trotz griechischer Landschaften und antiker Epigramme seinen Jugendneigungen so wenig untreu, daß er später sogar den großen Augustinermönch aus der deutschen Walhalla verwiesen hat. Er schützte, anfänglich duldend, dann offener und selbsttätig, die geistlichen Planmacher, die, aus allen Ländern und politischen Parteien rekrutiert, in München ihr Asyl gefunden hatten. Das Häuschen des deutschen O'Conel, Josef Görres in der Schönfeldstraße, sagt Karl Theodor Heigel, einer der Biographen König Ludwigs, sah in seinen Räumen französische Legitimisten, radikale polnische Emigranten und Schweizer Jesuiten. Ihre Organe führten den heftigsten Kampf gegen den Liberalismus, gegen die Götzendiener der gottleugnenden Vernunft, wie gegen die Sendboten der Fleischbefreiung und ihres organistischen Kultus, und beobachteten jeden Schritt der Regierung, der für die Alleinherrschaft des katholischen Prinzips gefährlich zu werden schien.

Bald mußte die Universität unter das hierarchisch-autokratische Joch sich beugen. Der Lehrplan wurde auf eine den akademischen Charakter entwürdigende Weise zugeschnitten. Jedem Semester waren bestimmte Kollegien angewiesen und an das Ende

desselben war ein Examen gestellt. Die Geschichte der Philosophie hatte man als allzu bedrohlichen Gegenstand beseitigt. Die Studenten mußten im Hörsale die ihnen vorgezeichneten Plätze einnehmen und die versäumten Stunden entschuldigen. So hatte der Studienzwang gesiegt und die philosophische Fakultät war einer elementaren Kinderschule ähnlich geworden. Der Unglückliche, welchem zuerst die Last des polizeilichen Ephorats auferlegt wurde, war Görres. Indessen unterzog er sich der Aufgabe mit der Geschicklichkeit eines geistvollen Mannes. Er ließ die einzelnen auf sein Amtszimmer kommen und erkundigte sich wohlwollend nach ihren Privatstudien. Ein Schalk gab ihm zur Antwort: „Ich übersetze den Athanasius ins Lateinische". In den Hörsälen verlasen die Professoren ihre Zuhörerlisten, um zu kontrollieren, wer etwa schwänze, bekamen aber bei jedem verlesenen Namen ein vielstimmiges Hier! zu hören. Oder man reichte einen Bogen Papier vom Katheder herunter mit der Aufforderung, die anwesenden Herren sollten ihre Namen aufschreiben, worauf dann jeder nicht nur sich, sondern gleich eine Anzahl abwesender Bekannten mit einzeichnete. Endlich stellte sich der Ephorus am Schlusse der Vorlesung an die Tür, um den Heraustretenden ihre Namen abzufragen. Görres fühlte die schiefe Stellung, in die er geraten war, und sagte darüber in gewohntem Humor: „Man habe ihn vor eine offene Schachtel voll Flöhe gesetzt, mit dem Befehle, dafür zu sorgen, daß keiner heraushüpfe".

Hebbel hörte gerade jene Professoren, welche zum Teil mit ihren Sympathien und Überzeugungen, aber wohl auch mit ihren Absichten und Interessen in das hierarchische Triebwerk verflochten waren. Schon die Lokalität, wo sich die Universität befand, das an die St. Michaelskirche anstoßende einstmalige Jesuitenkollegium in der Neuhäusergasse, mit seinem schwarzgrauen Mauerwerke, welches wilde Tauben umflatterten, stimmte mit den dominierenden Persönlichkeiten an der Hochschule vortrefflich überein.

Schelling las in den Jahren 1836 bis 1838: System der positiven Philosophie, Philosophie der Mythologie und über das Studium der Philosophie auf den Universitäten; insoferne nämlich seine empirischen Kollegia den sozusagen transszendentalen des Lektionskatalogs nicht widersprachen. Denn sehr oft kam es vor, daß „der Geheime Hofrat v. Schelling mit allerhöchster Erlaubnis kein Kollegium" gab, weil er eben ein neues Werk zu bearbeiten hatte oder zum Lesen nicht aufgelegt war. Die Vorlesungen selbst aber waren sowohl ihrer Anlage als auch ihrer Form nach rhapsodischer Art. Auf die Frage: „was denn Schel-

ling jetzt lehre?" antwortete einmal ein norddeutscher Student: „Ja, das möchten wir auch wissen". Wenn wir glaubten, wir hätten ihn, dann entwischte er uns immer wieder wie ein Aal, dann kam Poetisches oder Biblisches, ästhetische Blumen, Floskeln oder Schrifttexte. — Mit einer wahren Boskogeschicklichkeit, so erzählt Ludwig Walesrode, wußte Schelling Abstraktionen in Anschauungen zu eskamotieren und umgekehrt. Mit den Sprachwurzeln eines Sanskritstammes oder eines heiligen semitischen Wortes habe er ganze Offenbarungen ausgegraben. Wie das alte Testament, so hätten sich die Mythologien der Griechen, Ägypter und Inder unter seinen Händen zur vorchristlichen Offenbarungsdogmatik gestaltet: in der indischen Trimurti ruht verhüllt das Mysterium der Dreieinigkeit; aus der geheimnisvollen Klage um den Tod des Adonis, der zum „Adon" oder „Adonai" etymologisiert wird, ließ sich das süß schauerliche Mysterium von dem am Kreuze sterbenden Gottmenschen vorahnend vernehmen. Auch die Materie gestaltete sich in Spannungen und Lösungen zum Prozeß Schellingscher Potenzen. Das bunte Gemenge von willkürlichen Anschauungen und Einfällen aber sei mit logischen Kettengliedern aneinander geheftet worden, so daß das Ganze wie aus einem einzigen Denkprozesse der ehrlichsten Weltweisheit hervorgegangen zu sein schien. Dazu kam eine von eminenter vielseitiger Gelehrsamkeit unterstützte Gewalt sprachlicher Darstellung, welche die verzweifeltsten Gegensätze zu verquicken und plastisch zusammen zu schweißen verstand.

Schelling hatte seine Verwandlung aus dem heidnischen Naturphilosophen in den christlich-theosophischen längst durchgemacht und den ganzen Hochmut in sich ausgebildet, welchen Lessing dem eingebildeten Besitze der Wahrheit zuschreibt. Wenn ihm noch fünfzehn Jahre früher ein jugendlicher Rausch die Worte eingegeben hatte: „Die Frucht war reif, wer die Hand danach ausstreckte, dem fiel sie in die Hand — und ich habe sie danach ausgestreckt!", wenn er dazumal noch in Knittelversen vor seinen Zuhörern versichert hatte: „daß er die Welt von innen und außen kenne!" so war nunmehr ein gelassener Dünkel eingetreten, der eines Zweifels in die geistige Unfehlbarkeit des Denkers gar nicht gewärtig zu sein schien. Der „dunkle Grund in Gott", den er einst entdeckt haben wollte, war jetzt der „Urtatsache" des Christentums gewichen, welches den „höchst möglichen und alleinigen Einblick in das Wesen des Universums gewähre", und diesen ersehnten Einblick hatte Schelling, nach seinem wenig demütigen Geständnis, endlich in der Tat gewonnen. Die Ergebnisse seiner neueren Forschungen waren, wie

er einmal vertraulich herablassend ausplauderte, derart, „daß die gegenwärtige Welt keine Ahnung davon habe". Mit der „Philosophie der Offenbarung", was wirklich soviel besagt wie: hölzernes Eisen, hoffte er die Menschen von der Qual der Zweifel ein für allemal zu befreien.

Wenn er in den Hörsaal schritt, zur Winterszeit in einer Abendstunde, gingen die Pedelle mit flammenden Armleuchtern voran, hinter ihnen der Meister, gravitätisch, salbungsvoll, das Gesicht großmütig ausspendender Weisheit in Gang und Miene. Seine Toilette war stets gewählt: ein ins Braune spielender kurzer Überrock, schwarze Krawatte mit hervorragenden saubern Bäffchen, alabasterweiße Chemisette, gestreiftes dunkles Beinkleid, unten am Fuße von Strippen straff gehalten, gleichsam der Anzug eines Botschafters oder Geschäftsträgers des Absoluten. Das nicht bedeutende, mit einem kleinen zierlichen Stumpfnäschen markierte Gesicht, darin kleine graublaue Augen funkelten, hatte mehr den Stempel der Weltklugheit als der Weltweisheit, so daß mancher beim Anblick des nüchtern protestantischen Kopfes sich unwillkürlich fragte, ob denn Schelling an seine Philosophie glaube? Mit dieser modernisierten Dalai Lama-Haltung in vollkommenem Gleichgewichte blieb der kühl vornehme Vortrag, der jedes leichte Verständnis schadenfroh unterschlug und bei den dunkelsten orakelhaften Aussprüchen zu eisiger Ruhe erstarrte, als ob dieselben unumstößliche mathematische Lehrsätze wären. Der junge Savigny, nachdem er 1799 einer Schellingschen Vorlesung beigewohnt hatte, schrieb darüber in sein Tagebuch: „Der Philosoph stehe mit Gleichgültigkeit und Stolz auf dem Katheder und spreche, wie wenn er etwas nicht sehr Bedeutendes schnell erzählen würde." Ungefähr den nämlichen Eindruck empfing einige dreißig Jahre später der junge Hebbel. Die unhumane Nonchalance hatte jetzt etwas Steifes und Stockiges angenommen. Leute der Art, bemerkte unser Freund nach dem ersten Abend bei Schelling, seien gewöhnlich Gewitter anstatt Lichter; ein Gewitter aber sei Schelling nicht. Aus mündlichen Unterhaltungen mit dem Dichter, denen schon oben einzelne Farbenstriche entnommen sind, weiß der Biograph, daß Hebbeln während der Vorträge Schellings mitunter das Hexeneinmaleins eingefallen sei. Und als ihn Hebbel nachzuahmen suchte, wie er gesprochen habe, da lagerte die gespreizte Allwissenheit auf seinem Antlitz und eine süßlich bittere Ironie beherrschte die abgeschnellten kurzen Reden.

Gleichwohl war Hebbel ein aufmerksamer Zuhörer und spürte er den starken Puls dieses Geistes, der trotz seiner Schwächen und Grimassen erheben und die Phantasiekräfte bewegen

konnte. Die Magie der Kunst, die dem Philosophen der Offenbarung ebenso geläufig blieb, wie sie es dem Naturphilosophen gewesen, traf in Hebbel das empfänglichste Gemüt, nicht minder Schellings exklusive Auffassung des Genies, wie der Poesie, wonach diese auch dem Denker erst das Allerheiligste öffne und das in Natur und Geschichte, Handeln und Spekulation stets Entzweigebrochene und Gesonderte als ursprünglich vereinigt darstelle. Hingegen waren ihm die Pforten der eigentlichen Naturphilosophie unzugänglich. Der Versuch, in Hegels Logik und Phänomenologie des Geistes einzudringen, mißlang gleichfalls. Die spitzfindig dialektische und naturlose Form dieses Baumeisters des Begriffs wehrte er ab, nicht minder die Zuversichtlichkeit und Unduldsamkeit, welche von den Glaubenssätzen des kirchlichen Christentums auf die Vernunftdogmen des Systems übertragen worden. Er war, wie er versicherte, außerstande, den beiden Philosophen nachdenken zu können, da er sich bei einem ungefähren Verständnis nicht beruhigte, und er schmähte dann und wann die Methode der Sprache Hegels, die er nachmals, als er sich in Kant vertieft hatte, ein etymologisches Becherspiel schalt. Mit seinem philosophischen Bedürfnis schien nicht zugleich die Fähigkeit verbunden, das dialektische Exempel vom Ansatze bis zur Auflösung treulich mitzumachen. Indem er die Bemühungen der Identitätsphilosophie, das Rätsel der Welt zu entziffern, der Aufgabe der Poesie entgegenhielt, verglich er diese den Kundschaftern Josuas, welche Nachricht brachten über das Gelobte Land. „Mochte man über ihre Nachrichten denken was man wollte, so waren die, welche g e s c h a u t hatten, jedenfalls nur durch S c h a u e n zu widerlegen.“ Im übrigen verbarg er sich nicht, daß ihm das ganz besondere Talent des Denkens, das keine allgemeine Gabe sei, wie er früher geglaubt habe, versagt sei. Ihm wäre nur die Ahnung des Denkens verliehen, woher es denn komme, daß er sich nie genügen könne, wenn er einen Aufsatz schreibe. „Ich will gehen und kann bloß springen: ich will alles aufs Bestimmteste, Zusammenhängende, Gegliederte zurückführen und kann nur stückweise den Schleier zerreißen, der das Wahre verhüllt. Das echte Denken ist, wie jede schöpferische, ursprüngliche Kraft produktiv; der d e n k t noch keineswegs, der durch eine Vernunft- oder Verstandesoperation hie und da einen Irrtum matt macht; dies geschieht durch bloßes Messen, Wägen und Vergleichen. Jeder große Denker hat gewiß eine neue Denkmethode, obgleich er sich ihrer nicht bewußt sein mag.“

Durch die Macht der Persönlichkeit wirkte Görres auf ihn. Hebbel löste sich diese Persönlichkeit von den ihm widerstrebenden

Grundansichten des merkwürdigen Mannes los und entzückte sich an dessen Feuer, gleichviel was immer an diesem Feuer gebraut wurde. Görres war ihm ein willkommener Führer in die finstere Herrlichkeit des Mittelalters, das derselbe bald mit der Plastik Dantes zu gestalten, bald mit dem Schwunge der strengen Christen der ersten Jahrhunderte ideell zu erhöhen verstand. Zweimal, so rief er in einem Briefe, der offenbar von dem Eindrucke eines Görrresschen Vortrages nachzitterte, zweimal sei das Leben schön gewesen! Einmal als Griechenland blühte, doch jener Zustand sei seinem Innersten fremd; er könne nicht glauben, daß soviel Helles, Frisches, Fertiges ihn glücklich gemacht hätte. Das zweitemal während des Mittelalters; da habe es soviel gegeben, an das man sich klammern konnte. Freilich lauter Irrtum, und zwar Irrtum, der von dem Wahren noch viel weiter als unsere jetzigen Irrtümer abgestanden. Aber der Irrtum des Mittelalters habe Kolorit und Gestalt und schlinge sich heiter und lustig durch den Reigen des Lebens, die Wahrheit aber sei unsichtbar wie ein Gott, und unheimlich wie ein Gespenst. Wär' man doch damals geboren! Nicht weniger gerne tauchte er mit Görres in den wollüstigen Wellenschoß der asiatischen Mythe unter, wobei er die Zauberkünste, deren sich Görres bediente, um die geschichtlichen Tatsachen in einen mystisch theologischen Zusammenhang zu bringen, ohne weiteres mit in den Kauf gehen ließ.

Wiewohl Görres, dem Lektionskatalog zufolge, Universalgeschichte vortrug, indem er ein Semester nach dem andern den Faden abriß und wieder aufnahm, so war doch der Gegenstand nicht Geschichte, sondern Mystik, und sein Kollegium „eine welthistorische Irrenstation". Mochte er Bernhard v. Clairvaux oder Katharina v. Siena schildern, Frans Helden oder die der Spanier in den Mittelpunkt seiner Darstellung rücken: allzeit liefen die Strahlen derselben zu einer mystischen Rose zusammen. Die nämliche feurige Beredsamkeit, welche er über das Gemälde der Kreuzzüge ausgoß, entzündete sich, wenn er die Wundenmale einer Ekstatischen beschrieb oder den Flug einer Heiligen bis zur Decke der Kathedrale empor verfolgte. Die Zuhörer wurden hingerissen und sogar die unbefangensten fühlten, daß er selber Ähnliches hätte leisten können, wie die leidenschaftlichen Mönche, die zum Kreuzzuge anfeuerten, und daß die Mirakel, die nie geschehen sind, für ihn unumstößliche Tatsachen des Bewußtseins waren. Er redete über den W o h l g e r u ch der Heiligkeit, wie ein Geologe von Kristallen. So führte er einst eine Heilige an, deren Geruch sich nicht bloß der Nase, sondern auch als gekauter Zimt den Geschmacksorganen mitgeteilt habe, und ging dann

vom Geruche zur Ölbildung an den Leibern auserwählter Frauen über. Aus Brust und Fingerspitzen derer, welche der Gnadenfülle, der himmlischen Süßigkeit teilhaftig geworden, sei wohlriechendes Öl kannenweise heruntergeflossen. Hager und schlank, von mittlerer Größe, stand Görres auf dem Katheder, die Augen meistens geschlossen, wenn er sprach, oder starr auf ein Objekt im Saale gerichtet. Seine Stimme hatte einen wunderbar vibrierenden Ton von großer Kraft, jedoch ohne Modulation; sie strömte in immer gleichem Wellenschlage weiter. Die Arme stemmte er gerne trotzig auf die Ecken des Pultes, die Zuhörer beachtete er nicht. Das Auditorium bestand zum Teil aus Geistlichen; Priestersoutanen und härene Kutten gehörten zum dekorativen Schmucke dieses Kollegiums.

Freilich war dies alles für Hebbel mehr ein Schmaus der Einbildungskraft, als gesunde Nahrung. Aber er wußte es auch und hütete sich wohl, die tiefe künstlerische und psychologische Wirkung, die Görres auf ihn ausübte, mit der wissenschaftlichen zu verwechseln. Als Hebbel die dazumal erschienene „Christliche Mystik" mehrere Jahre nach seinem Aufenthalt in München las, da hielt er den Eindruck ihres Urhebers, wenngleich durch die Rückschau ein wenig verfärbt, in einer Skizze fest, welche wir hier nutzen wollen. „Hätte sich Görres doch zu diesem Buche in Kupfer stechen lassen!" sagte er. Niemand könne es lesen, der ihn nicht selbst mit Augen gesehen habe. Wer aber je in sein Gesicht hineingeschaut, den möchte es reizen, ihn bis in die dickste Finsternis hinein zu verfolgen, wäre es auch nur, um zu erproben, wie weit einer mit geschlossenen Augen forttaumeln könne, ehe er sich an einem Balken den Kopf einstoße. Sein Gesicht sei eine Walstatt erschlagener Gedanken; jede Idee, die seit der Revolution den Ozean deutschen Geistes mit ihrem Dreizack erschütterte, habe ihre Furche darin gezogen und diese Furchen seien, als der Jakobiner in den Heiligen zurückkroch, alle stehen geblieben. Man habe ein Wirtshaus in eine Kapelle verwandelt, aber das Schild abzunehmen vergessen; wer nicht wisse, daß darinnen gesungen und gebetet werde, der könnte hineintreten und Wein und Würfel fordern. Görres dürfe aber nicht mit den Leuten verwechselt werden, die ihn umgeben und ihn zu sich rechnen; er sei ein homo sui generis. Am meisten Verwandtschaft habe er mit Heinrich Steffens, der als Protestant alle Görresschen Phasen durchgemacht habe, wenn auch zum Teil in anderen Sphären. Solche Individuen, ohne Genie, aber mit einem fruchtbaren Kombinationstalent ausgerüstet, stünden der Welt und der Geschichte wie einem Schachbrett gegenüber und spielten, da sie nicht schaffen

könnten; sie glauben sich zu bilden, wenn sie den Sprung von Extrem zu Extrem ausführen. Man könne die Mystik Görres' nicht als wissenschaftliche Leistung, man müsse sie als psychologische Tatsache betrachten. Diese Tatsache aber sei furchtbarer Art. „Ist es nicht entsetzlich", ruft Hebbel, „daß ein Universitätslehrer sich der Naturphilosophie mit ihrem ganzen innern Reichtum und Formalismus nur deshalb bemächtigt habe, um durch ein halb verständiges, halb mysteriöses Räsonnement, durch ein gleichsam poetisches Motivieren den Verteidiger der Hexenprozesse zu machen! Dabei habe man fortwährend den Eindruck der Unehrlichkeit, denn wie könnte soviel Geist und Gesundheit in den Voraussetzungen sich mit soviel Abgeschmacktheit in den Folgerungen vertragen!? Man komme darüber nicht hinweg."

Als Universitätslehrer betrachtet haben Schelling wie Görres nur an der geistigen Oberfläche Hebbels hingespielt, dennoch sind tiefe, verborgene Einflüsse auf seine Phantasie und sein Gemütsleben nicht zu verkennen. Der Nachdruck, den Schelling auf das Symbolische, Anonyme, Visionäre legt, und Görres' Beschäftigung mit den Nachtseiten und Halluzinationen der menschlichen Natur brachten den auf das Rätselhafte gerichteten Sinn unseres Freundes in mächtige Schwingung. Wie gleichmütig und sicher er auch dem Christentume und jedem Offenbarungsglauben als Behelfen gegenüberstand, die ihn nichts angingen, weil er ihrer nicht bedurfte: der mystische Zug seines Wesens war doch immer in ungedeckter Stellung. Der Gedanke an das Unbegreifliche im Weltlaufe und im Menschendasein durchspann seine ernsten Betrachtungen und erzeugte in seiner Imagination einen Bilderdienst, der das Ungestaltete und Maßlose neben dem einfach Großartigen nicht verschmähte. Ein Zeugnis der zweiten Art gibt das in München entstandene Gedicht: „Zwei Wanderer", dessen Gehalt an Angelus Silesius, dessen parabolische Form an die Bibel erinnert:

Ein Stummer zieht durch die Lande,
Gott hat ihm ein Wort vertraut,
Das kann er nicht ergründen,
Nur einem darf er's verkünden,
Den er noch nicht geschaut.

Ein Tauber zieht durch die Lande,
Gott selber hieß ihn gehn,
Dem hat er das Ohr verriegelt
Und jenem die Lippe versiegelt,
Bis sie einander sehn.

Dann wird der Stumme reden,
  Der Taube vernimmt das Wort,
Er wird sie gleich entziffern,
Die dunklen göttlichen Chiffern,
  Dann ziehn sie gen Morgen fort.

Daß sich die beiden finden,
  Ihr Menschen, betet viel,
Wenn, die jetzt einsam wandern,
Treffen einer den andern,
  Ist alle Welt am Ziel.

Seherhafte, verzückte, geistig trunkene Gestalten der Geschichte wie der Sage regten ihn am lebhaftesten auf, ungewöhnliche Krankheitserscheinungen, wie der Somnambulismus oder wie der ungeheuerliche Sinnentaumel orientalischer und römischer Despoten sprachen sein Nachdenken am stärksten an. So verzeichnete er in sein Tagebuch das Wort Görres': daß die Hellsehenden vom Gesetze der Schwere entbunden seien; so erweckte in ihm dessen Bemerkung: daß Alexander des Großen Leben unter dem Zweifel verstrich, ob er ein Sohn König Philipps oder Jupiter Ammons sei, die Idee zu einer Tragödie. „Zustände der Art sind einzig", meint er, „und das Unermeßliche ist in ihrem Gefolge". Vielleicht gleichfalls durch Görres angeregt, trug er sich eine Zeitlang mit dem dramatischen Plane einer neuen Jungfrau von Orleans. Im ersten Anlaufe nannte er diesen Stoff als von Schiller verpfuscht. „In der Geschichte lebe, leide und sterbe sie schön, in Schillers Drama spreche sie nur schön." Aber rasch korrigierte er dieses Urteil, indem er es ein albernes und kindisches schalt. — Er hat inzwischen Schillers Jungfrau wieder gelesen, zum ersten Male seit seinen Jugendtagen, und preist sie nun als ein großes Gedicht des großen Dichters, wenn auch die Ausdehnung der lyrischen Partien nicht zu billigen sei. Die Jungfrau von Orleans, die er schreiben wolle, habe in der Wurzel nichts mit der Schillerschen gemein, wodurch sie nicht gewinne, aber auch nicht verliere. Die nachstehenden Zeilen sagen uns, wie er die Behandlung des Themas sich dachte, — und wir wollen sie im Hinblicke auf seine künftigen Produktionen nicht vergessen. „Die Gottheit selbst", lautet die betreffende Tagebuchnotiz, „wenn sie zur Erreichung großer Zwecke auf ein Individuum unmittelbar einwirkt und sich dadurch einen willkürlichen Eingriff (setzen wir den Fall, so müssen wir die ihm korrespondierenden Ausdrücke gestatten) ins Weltgetriebe erlaubt, kann ihr Werkzeug vor der Zermalmung durch dasselbe Rad, das es einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht schützen. Dies ist wohl das vor-

nehmste tragische Motiv, das in der Geschichte der Jungfrau von Orleans liegt. Eine Tragödie, welche diese Idee abspiegelte, würde einen großen Eindruck hervorbringen durch den Blick in die ewige Ordnung der Natur, die die Gottheit selbst nicht stören darf, ohne es büßen zu müssen." — Offenbar meldete sich jetzt in Hebbel der dramatische Bildnertrieb stärker als je. Die Lektüre der Genoveva des Malers Müller bot ihm Gelegenheit, sein komponierendes Vermögen zu prüfen; während er sich Rechenschaft über den Eindruck des Gedichtes zu geben suchte, baute er sich im Umriß ein eigenes Genoveva-Drama auf. Wie ein Stachel aber saß ihm der Wunsch im Fleische, Napoleon dramatisch gestalten zu können. Viele Monate hindurch hatte er Denkwürdigkeiten von und über Napoleon gelesen.

Aber weder Alexander der Große noch die Jungfrau von Orleans, nicht Genoveva und nicht Napoleon verdichteten sich aus Schatten zu Körpern. Ein bleierner Himmel ruhte auf seinem Leben. Zwischen dem Gefühl, innerlich ausgeplündert, mit verarmten Hoffnungen und geknickten Kräften einem schmählichen Lose verfallen zu sein, und einem wilden Aufschäumen des fieberisch siedenden Gemüts schlichen ihm die Münchener Tage freudlos, wenngleich nicht unfruchtbar dahin. Wilhelm Grimm, indem er das altdänische Lied vom Helden Vonved bespricht, hebt hervor, daß darin der Mißmut eines zerstörten, herumirrenden Gemüts ausgedrückt ist, das seine Rätsel gelöst haben will; die Angst eines Menschen, der die Flügel, die er fühlt, nicht frei bewegen kann und der, wenn diese Angst ihn peinigt, auch gegen sein Liebstes wüten muß. In mehr als einem Zuge gleicht unser Held dem der nordischen Sage.

Sogar die Genüsse, welche ihm die Meisterstücke der bildenden Kunst in München gewährten, hatten die Empfindungen des Neids und der schmerzlichsten Demütigung im Geleite. Vor einer Raffaelschen Madonna im Innersten befreit und erlöst, oder vor Cornelius' jüngstem Gericht in der Ludwigskirche zur Bewunderung emporgehoben, klagte er, wenn er wieder mit sich allein war, um wie viel besser der Maler daran sei als der Dichter. die Natur vom Zufalle zu reinigen und das Notwendige in seine Rechte einzusetzen, weil die Sinne so viel für den Maler täten. „Diesen Glücklichen", seufzte er, „beirre nie etwas Mystisches, dem er das Geheimnis ablauschen sollte, denn er habe stets das Bestimmte und Abgeschlossene vor Augen. Welche Beschwichtigung", sagte er, „mußte doch dieser stete Umgang der großen Maler mit dem Reinen in ihnen hervorbringen, während der Dichter alles auflockere!" Gerade hierüber möchte er gerne einmal

mit einem solchen Meister sprechen. „Auf Erden lebt jetzt nur einer, der heißt Cornelius und wohnt in München, aber wer kommt an ihn?“ Der einzige Trost sei der, daß ihm ein solches Gespräch am Ende wenig helfen würde, da wir Menschen zu einer grenzenlosen Einsamkeit verdammt seien und uns nie verstehen könnten, unser nächster Nachbar sei uns so unbegreiflich wie Gott. „Dies aber ist der Grundstein aller Pietät, sonst wäre sie ein Unding.“ Bei kühlerem Blute gestand er sich, daß man nicht leichtlich weit komme im Erfassen der bildenden Kunst, namentlich der Skulptur, sobald man nur aufrichtig sein und nicht in eigener erlauchter Person den Prometheus machen wolle, der die Statuen belebe, denn es handle sich darum, ihnen ihr Eigentümlichstes abzugewinnen. Ihn ergreife immer bei der Betrachtung eines solchen Steinbildes, das in stolzer, geheimnisvoller Ruhe auf ihn herabschaue, ein vernichtendes, ihn völlig zersetzendes Gefühl eigener Ohnmacht, wie der Unermeßlichkeit und Unverständlichkeit der Natur; ihn peinige die Apotheose des Seins und während er sich also mit dem Allgemeinsten abquäle, erfasse er vom einzelnen nicht das kleinste Haar, woran es sich festhalten ließe.

Immer und überall fragte er Woher und Warum, und so tauchten denn diese Fragen auch an den letzten Vorposten menschlicher Vorstellung auf. Als er der Freundin in Hamburg von einer Todeskrankheit sprach, an der er daniedergelegen habe, da dachte sie, begreiflicherweise, an das Nächste und Wörtlichste. Ihrem Mißverständnis verdanken wir zwei der wertvollsten Briefe Hebbels.

„Meinst Du im Ernste“, antwortete er, „daß mir etwas daran liege, ob ich als Poet anerkannt werde oder nicht, ja daran, ob ich ein Poet bin oder nicht? Einen halben Zoll höher oder tiefer auf der Leiter, die nur ins Blaue hineinführt, ist gleichgültig; gleichgültiger noch ist's, ob mein Hintermann sich oder mich für den Vordermann hält! Für die Existenz des Glücks auf irgend einem fernen Indien im Weltall spreche freilich nichts so sehr, als das Unglück; nicht weil die Wunde ein Pflaster voraussetze — die Augen könnt' er sich ausreißen, müßt' er denken, daß die Freundin solch eine triste Bedeutung nur überall hinein legen könnte — sondern weil die Idee des Glücks in einem Menschengeiste etwas so Unbegreifliches, Närrisches, ja Wunderbares sei, daß sie nur durch Offenbarung hinein kommen könne. So liege der echte Trost eigentlich in der Verzweiflung und es gebe keinen Propheten als den Wahnsinn.“

Auf ihre Frage, an welcher Todeskrankheit e r daniedergelegen? erwiderte er, daß es nur einen Tod und nur eine

Todeskrankheit gebe und daß beide sich nicht nennen ließen. Die Todeskrankheit aber sei diejenige, deretwegen Goethes Faust sich dem Teufel verschrieb, die Goethen befähigte und begeisterte, seinen Faust zu schreiben; es sei die, welche den Humor erzeuge und die Menschheit, d. h. die wenigen Menschen, in denen etwas Weniges vom Menschen ausschlage und in die Blüte trete, erwürge; es sei das Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen, mit einem Worte die Krankheit, welche die Fragerin nie begreifen werde, eben weil sie danach habe fragen können. Ob es für diese Krankheit ein Heilmittel gebe, wisse er nicht, wohl aber: daß der Doktor, der ihn kurieren wolle, sei er nun über den Sternen oder im Mittelpunkte seines Ichs, zuvor die ganze Welt kurieren müsse. Es sei das Zusammenfließen alles höchsten Elends in einer einzigen Brust, es sei die Empfindung, daß die Menschen soviel von Schmerzen und doch so wenig vom Schmerz wissen, es sei Erlösungsdrang ohne Hoffnung und darum Qual ohne Ende.

Von diesem Punkte aus, fährt er fort, komme man so leicht und ohne Umstände auf Religion, als von der Auszehrung auf einen Wunderdoktor. Die Religion der meisten Leute sei nichts weiter als ein Sichschlafenlegen, wobei wirklich zu fürchten sei, daß Gott sie für ihre Gottesfurcht noch einmal scharf ansehen möchte, da es doch keine Kunst heiße, zu Bette zu gehen, wenn man müde oder gar, was noch häufiger vorkomme, niemals aufzustehen und den Menschengeist mit all seinen Rheinfällen und Gewittern im Schlafe, nämlich im Glauben, an sich vorüberziehen zu lassen.

Nun sucht Hebbel nachzuweisen, daß man einen Gott, wie ihn der „wahre Christ" sich denkt, eben weil er in die große krause Maschine so erstaunlich gut paßt, füglich bezweifeln möchte. Es wäre doch etwas mehr als ein Wunder, wenn der menschliche Geist, der durchaus niemals eine Ursache durchdringe, die erste Ursache alles Seins so weit erfaßte, um sich ohne Frechheit herausnehmen zu dürfen, auf sein eigenes Zeugnis hin zu glauben und also jede andere mögliche mit grenzenloser Keckheit zu verneinen. Hebbel bekennt, daß er dieses Thema nicht so weit vor einem Frauenzimmer abgespielt hätte, wenn nicht der verfluchte Hochmut, der den „wahren Christen" schon seit achtzehnhundert Jahren zu einem wahren Spottwesen machte, auch in der Freundin ein klein wenig sich regte. Sollten in der Tat die Millionen Blinden, fragt er, die sonst auf der Erde nirgends Unterschiede wahrnehmen, berufen sein, Himmelskarten anzufertigen oder die einmal gezeichneten zu approbieren? Sollten Augen, denen der Sperling entgehe, der ihnen nicht auf der Nase sitze, Stand und Bahn

der Zentralsonne zu entdecken und zu verfolgen die Kraft haben? Und wäre es nicht gestattet, diese Leute etwas unverschämt zu nennen, welche es wagen, Christo Beglaubigungspatente auszustellen, Christo, der von seinem Gesichtspunkte aus vielleicht mehr sei, als von dem des strengsten Orthodoxen, wenngleich nie mehr als ein Mensch! Klinge dies nicht ungefähr ebenso, als hätte am siebenten Tage nach der Schöpfung, während die Erzengel auf den Knien lagen und nicht dachten, nicht sprachen, sondern sich begeisterten und schwiegen, ein Schulmeister sich erboten, sein Siegel darunter zu setzen? — Religion sei das Produkt höchster Ohnmacht und höchster Eitelkeit, beide miteinander multipliziert.

„Unsere Zeit ist schlimme Zeit. Das große Geheimnis, die letzte Ausbeute alles Forschens, Handelns und Strebens, die Überzeugung, daß Gott die Welt aus Nichts gemacht und bei der Spielerei in seiner langweiligsten Stunde von sich nichts als höchstens einen glänzenden Schauer unter das Machwerk gemischt hat, war ehemals hinter sieben Schlössern und Riegeln versteckt, und der Mensch sah sich und das Rätsel zu gleicher Zeit aufgelöst, d. h. er starb, wenn er klug wurde. Die alten Schlösser und Riegel sind schadhaft geworden, schon der Knabe kann sie aufreißen und der Jüngling reißt sie auf; ach, und fliegt der Adler wohl länger als er an die Sonne glaubt? Die Wissenschaft steht jetzt vor einer ungeheuren Aufgabe; die Hölle ist längst ausgeblasen und ihre letzten Flammen haben den Himmel ergriffen und verzehrt; die Idee der Gottheit reicht nicht mehr aus, denn der Mensch hat in Demut erkannt oder geahnt, daß Gott ohne Schmerz, d. h. ohne eine Menschheit, die er wiegen, säugen und selig machen muß, Gott nicht sein kann. Die Natur steht zum Menschen wie das Thema zur Variation; das Leben ist ein Krampf, ein Rausch oder eine Opiums-Ohnmacht. Woher soll die Weltgeschichte eine Idee nehmen, die die Idee der Gottheit überragt oder nur ersetzt? Ich fürchte, zum erstenmal ist sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Sie hat sich ein Brennglas geschliffen, um die Idee einer freien Menschheit, die, wie in Frankreich der König, auf Erden nicht sterben kann, darin aufzufangen; sie sammelt, die Weltgeschichte sammelt, sie sammelt Strahlen für eine neue Sonne; ach, eine Sonne wird nicht zusammengebettelt!"

Solche Beichtbriefe erleichterten Hebbel nicht, denn er sprach sich den Zustand nicht vom Herzen, sondern schärfte ihn erst recht, indem er ihm eine Ausdrucksform lieh. An Eindrücken aber, die ihn entschieden von sich selber abgelenkt hätten, mangelte es ihm in München vollständig. Sogar das Verhältnis zu Emil

Rousseau büßte, je inniger es wurde, desto mehr an beschwichtigender Wirkung ein, so daß dieser zuletzt gleichfalls in die wirbelnden Qualen unseres Freundes sich verstrickt sah.

Gegen das Ende des Jahres 1837 sendete er seine Gedichte an Uhland. Abermals, zum zweiten und dritten Male, gab er der Erkenntlichkeit gegen ihn Ausdruck. Er skizzierte seinen bisherigen Lebensgang und versicherte, daß nur die Rücksicht auf seine äußere Lage ihn bestimme, schon jetzt, in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, an die Herausgabe seiner Gedichte zu denken. Er bittet um Uhlands Vermittlung bei einem Verleger, der ihm ein billiges Honorar bezahle, weist auf die Strenge in der Auswahl hin und wiederholt den in Heidelberg ausgesprochenen Wunsch: dem hochverehrten Dichter die Sammlung widmen zu dürfen.

Neun Wochen verstrichen, bevor Uhland antwortete. Es stand ihm, wie er in seiner Erwiderung sagt, wegen einer außerordentlichen Ständeversammlung eine längere Entfernung vom Hause bevor und er mußte sich mit den Vorbereitungen auf die Beratung eines Strafgesetzbuches beschäftigen. „Um dieselbe Zeit", heißt es weiter, „waren mir mehrere poetische Handschriften zur Einsicht übergeben worden, und so Erfreuliches vorzüglich Ihre Sammlung darbot, so konnte ich doch für so verschiedenartige Gegenstände nicht über Zeit und Stimmung gebieten." Durch seinen Schwager Gustav Schwab, der jetzt sein Nachbar, habe er Hebbels Anliegen an Cotta nach Stuttgart befördert und zu diesem Behufe dem Manuskripte die Bezeichnung derjenigen Gedichte beigefügt, von denen er sich den günstigsten Eindruck versprach. Schwab jedoch sei mit der Nachricht zurückgekommen, daß Cotta bereits mehr Sammlungen lyrischer Gedichte in Verlag genommen habe, als dem Interesse der Buchhandlung zuträglich sei, indessen habe Cotta das Manuskript behalten, bis Uhland selbst in Stuttgart eintreffe. Dem Briefe Uhlands lag ein Blättchen bei, worauf von seiner Hand die nach seinem Dafürhalten besten Gedichte der Sammlung angegeben waren: „Mutterschmerz", „An Hedwig", „Spuk", „Das letzte Glas", „An den Tod", „Nachtlied", „Das alte Haus", „Bubensonntag", „Der junge Schiffer", „Zwei Wanderer". Auf diese Stücke schaute Hebbel in der Folge immer wieder als auf diejenigen zurück, deren er sich freute, die er besonders lieb hatte.

Des Dichters Fürsprache bei Cotta hatte kein günstiges Resultat, derselbe lehnte ab, wobei Hebbel jedoch aufs zuvorkommendste aufgefordert wurde, Gedichte dem Morgenblatte zu-

zuwenden, welches sie jederzeit honorieren werde. Die dankbare Freude über die freundlichen Zeilen Uhlands verwischte das schmerzliche Gefühl des Mißerfolges in der Hauptsache. Mit der Genügsamkeit eines ehrfürchtigen Gemüts bemaß er den Wert des Geschenks nach dem Werte des Gebers, letzte sich an dem mäßigen Lobe: „erfreuliche Gedichte" und war auf Uhlands „freundschaftliche Hochschätzung" beinahe stolz.

Er klopfte nun mit seinem Manuskripte bei Julius Campe an, während gleichzeitig ein diensteifriger Bekannter Elisens und Hebbels den Schnock und einige Gedichte aus Hamburg nach Berlin mitnahm, um dort einen Verleger für den komischen Roman zu werben. Dieser hinter Hebbels Rücken gemachte Versuch mißlang und unser Freund erzürnte sich über die ihm mitgeteilten kritischen Auslassungen Rellstabs, vor dessen Forum er ohne sein Zutun gebracht worden.

Die Anfrage bei Campe führte eine Annäherung Gutzkows herbei. Dieser war 1838 von Frankfurt nach Hamburg übersiedelt und hatte die Redaktion des Campeschen Telegraphen übernommen. Er äußerte sich über die ihm von seinem Verleger vorgelegten Gedichte Hebbels nachstehenderweise: „Die Gedichte von Hebbel haben mich innig und warm angesprochen; es weht in ihnen ein echt dichterisches Gemüt, zarte Empfindung und ein naiver, sinniger Humor, der niemals die Sentimentalität ins nasse Extrem ausarten läßt. Und dennoch, erschienen diese Gedichte, ich zweifle, ob sie sich Bahn brechen würden. Unsere Kritik ist so wenig organisiert und so sehr in Händen der Mittelmäßigkeit, daß sie das Reizende, wenn es bescheiden ist, entweder nicht aufsucht oder nicht versteht." Nun rät er an, Hebbel sollte ein Jahr lang Proben der Gedichte in den verschiedenen deutschen Zeitschriften geben, Gutzkow würde im Telegraphen damit anfangen und den Dichter ausdrücklich empfehlen; dann, so meinte er, wäre für die Sammlung mehr Aussicht vorhanden. „Teilen Sie Herrn Hebbel diese Ansicht mit. Die Wärme seines Gemüts hat mich zu seinem Freunde gemacht; aber ich kenne unser gespreiztes Zeitalter, unsere falschen Theorien, die indifferente Kritik und das gänzlich schlummernde Publikum, und möchte nicht, daß er mit seinem Hölty verwandten Herzen unverstanden an der Masse vorüberzöge." Campe, der einen noblen Tag hatte, erbot sich, unserm Freunde die Hälfte des geforderten Honorars, nämlich fünf Friedrichsdors, vorzuschießen, um ihn in den Stand zu setzen, Gutzkows Rat zu befolgen. Aber mit der Verwirklichung dieses großmütigen Vorhabens hatte es noch seine guten Wege.

Hebbel anerkannte die Willfährigkeit Gutzkows; zweifelte

aber stark, ob dieser ein Gedicht zu würdigen imstande sei; wenigstens wären Gutzkows und Laubes Urteile über Uhland flach und grundlos. In Deutschland lebten jetzt, die wenigen Dichter ausgenommen, welche lyrisch Wertvolles hervorbringen, keine fünf Personen, welche über diese zartesten Geburten der Seele ein Urteil hätten. Der Vergleichung mit Hölty habe er sich zwar nicht zu schämen, aber der Inhalt so wenig als die Form seiner eigenen Gedichte gebe dazu einen natürlichen Anlaß. Er walte in einer ganz verschiedenen Region, und wenn vielleicht das Gelinde, sanft Verschwimmende, das den letzten Eindruck seiner lyrischen Produktionen bezeichnen möchte, an Hölty erinnere, so gehe dies bei ihm aus einer Notwendigkeit der Form hervor, weil die lyrische Stimme, was sie auch besinge, stets melodisch und rein sein müsse, indessen das Gelinde bei Hölty aus dem Stoff entspringe.

Mit dem praktischen Vorschlage war er einverstanden. Das Ende der ganzen Angelegenheit freilich lief darauf hinaus, daß alles beim alten verblieb. Nicht einmal Gutzkows dargereichte Hand ergriff er, er unterließ es sogar, an ihn zu schreiben, weil er freies Bestimmungsrecht behalten wollte, um sich später gegen ihn zu stellen, wie es ihm gefiel und wie er es als nötig erachte. Den Brief an Campe verfaßte er artigkeitshalber so, daß das Blatt auch als an Gutzkow gerichtet gelten konnte.

Diese Vorsicht und Zurückhaltung Hebbels sind darin erklärlich, daß seine Natur und seine geistigen Ziele von Gutzkows Wesen und Bestrebungen, wenn nicht in allem, so doch in allem Entscheidenden abwichen. Hebbel wollte Geld verdienen auf die ihm allein angemessene Weise, mit dem, was er in heiligen Augenblicken aus sich geboren: denn mit schriftstellerischen Arbeiten, welche Publikum und Buchhändler begehrten und bezahlten, konnte er es nicht. Er wollte sich Geltung verschaffen in der Literatur, aber nicht auf dem Wege kameradschaftlicher Verbindungen, welche den Stempel des Eigennutzes und der Selbstsucht tragen. Das eine glückte ihm nicht, das andere verschmähte er. Der weltläufige Sinn wird es ihm übelnehmen, vielleicht den härtesten Vorwurf gegen ihn erheben, daß er sich lieber von einem Mädchen, das selbst nicht viel hatte, und dem er außerdem nur von Herzen zugetan, nicht in Liebe verbunden war, jahrelang unterstützen ließ, als sich die Finger schwielig zu schreiben, wie so mancher nicht verächtliche Arbeitsmann mit der Feder. Billig Denkende werden hier möglicherweise mißmutig fragen: warum hast du dich nicht mit Stundengeben ernährt, gleich anderen, die in ähnlicher Lage und nicht minder begabt als du gewesen? Solche

Vorwürfe und Anklagen kann nur der Eindruck seines ganzen Lebensbildes abstumpfen. Auseinandersetzungen, seien sie rhetorischer oder moralischer Art, würden jetzt wenig fruchten.

Aber nicht nur Gutzkow erschien ihm als unleidlicher Gegensatz, auch Wienbarg und Laube, die er sich mit ihm enge verbündet dachte. Keine Faser in Hebbel neigte zu den Grundsätzen und Meinungen der Schriftsteller, welche den Begriff der Jugend zum Partei- und Losungszeichen erkoren hatten. Der große Ausverkauf angeblich veralteter Ideen und Renommees, welchen diese Schriftsteller veranstalteten, kam ihm als ein Akt kecken Unterfangens, nicht als ein wichtiger Einschnitt in der literarischen Entwicklung vor. Er hielt sich an den ihrer Versicherung nach gebrochenen Sammet und verblaßten Brokat der Vorfahren und wollte von dem neuen Taffet, den die Enkelkinder herumreichten, nichts wissen. Dabei war er kein verstockter Anhänger des Vergangenen, vielmehr weit davon entfernt, den lauen Frieden eines stehenden Wassers der Unruhe werdender Erscheinungen vorzuziehen. Er war sich des Umschwunges der Epoche vollkommen bewußt, aber er deutete denselben anders aus als sie; er erkannte die im geistigen Leben eingerissene Schlaffheit, aber die lärmenden Versicherungen, daß man die Kräfte gesammelt habe, waren ihm noch lange keine Gewähr der verjüngten Kraft. Man hatte, wie er aus den Büchern Gutzkows und Laubes erfahren, die Kunst zu einem Waffenplatze politischer und sozialer Angriffe umgeschaffen, und gerade dies war ihm das unwidersprechliche Merkmal ihres Verfalls. Ihm mochte die Mahnung Jean Pauls an den Dichter im Ohre klingen: „Beflecke die Ewigkeit nicht mit irgendeiner Zeit!“

Ausnehmend deutlich spricht sich der Unterschied seiner Sinnesart von der des jungen Deutschlands in dem Umstande aus, daß er das Verhältnis der Geschlechter zueinander, das damals beliebte, von den Franzosen überkommene Thema, wesentlich anders auffaßte als jene Schriftsteller. Feierlich und poetisch waren, wie Alexander Herzen sagt, in der Welt der Bourgeois die Apostel des Vaters Enfantin erschienen, die enthusiastischen Jünglinge mit ihren geschlossenen Westen und ihren langen Bärten. Sie verkündeten einen neuen Glauben, sie riefen die alte Ordnung der Dinge, welche sie nach dem Tode Napoleon und der orleanistischen Religion verurteilen wollte, jetzt vor ihr Tribunal. Ihre Grundsätze waren die Emanzipation der Frauen, deren Teilnahme an der allgemeinen Arbeit, die Übergabe ihres Schicksals in ihre eigenen Hände und die Rehabilitation des Fleisches. Von den Deutschen aufgenommen, eigentlich von den

deutschen Belletristen, hatte der sexuelle Bestandteil dieser Botschaft widerwärtige Zusätze aus der Küche Friedrich Schlegels und aus Schleiermachers Apotheke empfangen. Die Forderungen jener Apostel, gallisch überschwenglich, halb revolutionär, halb gottesdienstlich gefärbt und von der Naivität des ersten Anstoßes getragen, wurden mit der frechen, aber temperamentlosen Sinnlichkeit der Lucinde und den sublimen, ein höheres Moralprinzip einschmuggelnden Auslegungen des Verfassers der Vertrauten Briefe vermengt zu einer Spottgeburt aus Dreck und Feuer.

Gutzkows Vorrede zu den Vertrauten Briefen und seine Wally breiteten die Botschaft weiter aus, und das gleiche taten Theodor Mundts Madonna mit ihrer Heiligsprechung gefallener Mädchen und Heinrich Laubes Reisenovellen mit ihren nicht erlebten, dem Muster Heines nachgeäfften liederlichen Abenteuern. So war also die von den Franzosen aufgeworfene soziale Frage zu einem schöngeistigen Modeartikel geworden. Anders stand Hebbel zu ihr. Er suchte in das geschlechtliche Rätsel metaphysisch einzudringen und verirrte sich dabei weder in das Lüsterne, noch in das Sublime, leitete aus der Betrachtung des Gegenstandes weder Folgerungen der Genußsucht, noch soziale Reformpläne ab. Nichts war ihm verhaßter, als die Begierde, die sich in gewissen Frauen als geistige Genialität vermummt umhertreibt, nichts fataler, als der hyperpoetische Trieb derselben, den ein Wochenbett zu verscheuchen imstande wäre. „Die Alten", schrieb er in sein Tagebuch, „kannten nur Tag und Nacht, wir kennen nur Dämmerung. Die romantische Liebe zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts, die zur Verkörperung des Ideals, aber nicht zur Erzeugung eines Kindes führt, spukt in allen unseren Verhältnissen. Der Schattenriß gilt uns mehr als die Sache, und wenn wir nur ahnen, so kümmern wir uns wenig um das Wissen." Die Gesellschaft, sagt er in einem Briefe, habe die Weiber emanzipiert, anstatt daß nur der Mann sie emanzipieren sollte. Darin stecke die Wurzel alles Übels. Dem Weibe gehöre der beschränkteste, der engste Kreis; ihr gerinne das Weltall in einen Tropfen zusammen. Sie sei die Wünschelrute, die dem Manne die Schätze der E r d e anzeige. Sie allein könnte den Himmel entbehren, wenn es keinen in der Vorstellung gebe, für sie sei der Himmel nichts anderes als Tradition und kein Weib hätte ihn jemals erfunden. Daß jede sich hineinsehne, komme daher, weil sie uns Männern nicht nachstehen, weil sie sein wollten, was wir sind. Wehe denen, die das Weib, diese Marketenderin des Augenblicks, zur Sonnenuhr machten, durch welche die Ewigkeit ihre Stunden anzeige. Wir gingen nur so lange sicher, als

die Sterne über uns sicher gehen; wankten die, so fielen wir. Das Weib ahne kein Ziel, kenne aber aufs genaueste den Punkt, von dem man ausgehen müsse, und jeden Rastort, der zur Erfrischung der Kräfte einlade. Im Weibe sei die Topographie des Lebens ausgebildet; was der Mann in den Sternen entdecke, das verwerte das Weib für das irdische Dasein. Und dies sei nicht so geringe, als es den Anschein habe. Die Sentiments der Weiber wären Aderlässe, und sie verlören in dem Grade, als wir durch erhöhtes Empfinden gewännen. Das Weib sei wie der Weinstock, wenn er Trauben bringen solle, dürfe er nicht bluten. — Wieviel auch immer Eigensinniges, Anfechtbares in diesen Bemerkungen enthalten sein mag: die Natur Fälschendes und Entstellendes liegt in ihnen nicht. Was aber sind die transzedenten Unzuchtsnovellen jener Epoche anderes als die Akten eines Fälscherprozesses, der uns in die Entartung des Geschmacks und der Empfindung einen Blick gestattet! Aus dieser stillen, naturgemäß in seinem Entwicklungsgange begründeten Opposition gegen die literarischen Neuerer und deren Tendenzen erwuchs allmählich der Wunsch und das Begehren nach einem offenen, lauten Protest. Daß Gutzkows Ansichten inzwischen längst wieder die Pferde gewechselt und ein anderes Tempo angenommen hatten, wußte Hebbel nicht, weil er dem Getriebe der Tagesschriftsteller gänzlich ferne stand. Er faßte jetzt den Gedanken, einen Band Kritiken, vorzüglich über die gerühmten Produktionen der modernen Literatur, zusammenzustellen und herauszugeben. Solange diese Gesellen dominieren, äußerte er in einem gereizten Augenblicke, sei für ihn an kein Aufkommen zu denken, er glaube ihnen doch an dichterischen Kräften überlegen und an polemischem Talente gleich zu sein; die gute Sache sei auf seiner Seite und der Unwille über die jämmerlichen Halbheiten in Deutschland allgemeiner, als die Journale, die von ihnen beherrscht und großenteils selbst geschrieben würden, ahnen ließen. Warum sollte er den Kampf nicht wagen! Hauptsächlich werde er gegen den arroganten Laube zu Felde ziehen. Um einen Verleger für ein solches Buch brauche ihm nicht bange zu sein. Der Plan lag ihm so sehr am Herzen, daß er mit Emil Rousseau verabredete, sie wollten beide, wenn dessen Promotion vorüber sei, eine Reihe einschlägiger Aufsätze anfertigen und sich im nächsten Frühling nach Hamburg begeben, um gemeinschaftlich eine Zeitschrift zur Bekämpfung der anmaßlichen sogenannten neueren Literatur zu gründen.

Einstweilen studierte Rousseau Tag und Nacht, um die Promotion vor sich zu bringen. Die Sommertage des Jahres

1838 blühten und verblühten gleichsam hinter seinem Rücken; der gewissenhafte junge Mann gönnte sich kaum eine Stunde Spaziergangs, saß immer unter seinen Büchern und Exzerpten. Hebbels Einfluß erstreckte sich augenscheinlich auch auf das Thema, das Rousseau als Inauguraldissertation ausarbeitete, sowie auf die Thesen, die er zu seiner öffentlichen Disputation wählte. Die Dissertation führt den Titel: „Beurteilungen der beiden berühmtesten Heldentaten, der Schlachten bei Thermopylae und Hemmingstedt, basiert auf eine Darstellung und Parallele der sozialen Zustände Spartas und Dithmarschens". Dem Gedankengehalt der Dissertation ist wenig Rühmliches nachzusagen, wenngleich einzelne glückliche Wendungen und ein nach Präzision ringender Vortrag nicht zu verkennen sind. Man fühlt der Arbeit an, daß ein lebhafter, liebenswürdig ernster, aber noch unsicherer Geist notgedrungen den Schein des Fertigen annimmt; daß jemand mit Zuversicht zu uns spricht, der von dem Souffleur im Kasten schmerzlich abhängig ist. Am auffallendsten machen sich Hebbels Spuren in der Einleitung bemerkbar. Der Satz z. B.: „An seiner Tat entwickelt sich der Mensch und seine Tat ist es, die ihn wieder richtet", rührt zweifellos von Hebbel her. Zu Rousseaus Charakteristik der Dithmarscher und ihrer großen Schlacht haben nicht nur die Farben des Neocorus gedient, haben auch die mündlichen Erzählungen Hebbels manches scharfe Schlaglicht beigesteuert. Wie ein liebevoller und bewundernder Aufblick Rousseaus zu seinem Freunde mutet uns die Stelle an, wo er die namhaften Männer aufzählt, die aus Dithmarschen hervorgegangen sind, um dann hinzuzufügen: „Wenn, wie es seltsamerweise oft den Anschein hat, die Erscheinung bedeutender Naturen auch räumlicher Folge gemäß stattfinden sollte, so hätte Deutschland von diesem Grenzstaat noch Bedeutendes zu erwarten". — Während Rousseau Sparta und dessen Söhne nur mit wissenschaftlichem Anteil, ja gemeinhin trocken schildert, haucht uns hingegen seine Darstellung der Heimat Hebbels und ihrer Kämpfe mit der Wärme des Gemütes an. Die Thesen, welche mir auf Hebbels Ideenkreise hinzudeuten scheinen, sind diese: Artifex re vera talis major philosopho — Artis et naturae opus quodque ad mathematicas normas reduci potest, quae nihil tamen nisi ejus sceletum exhibent — Sunt facta, ad quae explicanda nec historia satis valet — Cultura e vita prodit.

An Goethes Geburtstage, am 28. August 1838, promovierte Rousseau als Doktor philosophiae. Er forderte niemand zur Opposition auf als Hebbel, was nicht wenig auffiel, wie dieser sagte, da der Doktorand sich sonst immer an die Professoren

wende. „Unser Gefecht (meinerseits durchaus Spiegelfechterei, da es mir mit keinem meiner Einwürfe Ernst sein konnte, weil ich eigentlich mich selbst bestritt), dauerte über eine Stunde." Hebbel freute sich, bei diesem Anlasse die Erfahrung gemacht zu haben, daß es ihm einerlei sei, ob er in seinem Zimmer, einem einzigen Zuhörer gegenüber oder in der größten Versammlung reden solle. Diese war glänzend und ansehnlich genug. Alle Professoren der Universität hatten sich eingefunden und außerdem die Verwandten Rousseaus, dessen Familie mit halb München verschwägert war, ein starkes Kontingent zum Auditorium gestellt. Die Absicht Hebbels, sich selbst den Doktorgrad in absentia zu verschaffen, weil er nicht „als weißes Blatt" nach Hamburg zurück könne, scheiterte jetzt an der Kostenfrage. Hebbel hoffte, demnächst die achtzig oder neunzig Gulden aufzubringen, wofür man in Erlangen das Diplom sich kaufe. Zwar sei Erlangen einigermaßen in Verruf, doch dies kümmere ihn wenig, da es ihm nur auf den Titel ankomme. Und wenn er auch nichts könnte, schreibt er, von dem Scheingefecht erhitzt, an Elise, so sei er doch auf alle Fälle der Mann, hundert Doktoren, sie mögen es in Göttingen oder in Bologna geworden sein, zu Paaren zu treiben. „Das darf ich sagen, denn es ist keine Ehre dabei zu holen. Wie unbedeutend die Leute sind, die man die Gebildeten nennt, wie selten man sogar Kenntnis und Wissenschaft, die doch bis auf einen gewissen Punkt jeder, der mag, erlangen kann, bei ihnen antrifft, weiß ich erst, seitdem sie mir näher stehen."

Nach dieser akademischen Feierlichkeit blieb Rousseau nur noch wenige Tage in München. Diese Zeit verlebte er ausschließlich mit Hebbel, in fröhlichem Austausche der gemeinsamen Vorsätze und Anschläge für die Zukunft. Am 2. September reiste Emil mit dem Vater, welcher dem Freunde seines Sohnes rasch geneigt geworden war, nach Hause. Hebbel hatte dem Scheidenden versprochen, daß er in vier Wochen auf längeren Besuch folgen werde. Es sollte anders kommen. Er hat Emil Rousseau nicht wieder gesehen.

III.

Der Herbst des Jahres 1838 brachte unserem Freunde rasch nacheinander die härtesten Schläge. Im Anfang September erhielt er von Elisen die Nachricht, daß seine Mutter erkrankt sei. Zwar vertraute er auf die gute Konstitution derselben und mochte es sich gar nicht denken, daß der Himmel ihm seine schönste Freude rauben und ihm die Hoffnung vernichten werde, ihr das Leben dereinst noch zu verschönern und wert zu machen. Dennoch

war er in Angst und Sorge. Unter den stets wiederkehrenden Gedanken hatte seit Jahren dieser obenan gestanden: daß das Schicksal ihm vergönne, seiner Mutter, die bis jetzt nur vom Hörensagen wisse, daß auf Erden eine Sonne scheint, ein heiteres, ruhiges Alter zu verschaffen. Es gehöre, sagte er einmal, bei dieser armen genügsamen Frau, für die ein warmer Unterrock ein Krönungsmantel, und eine Stube, worin sie nicht zugleich wohnen und schlafen müßte, das köstlichste Fragment eines Palastes sei, es gehöre so außerordentlich wenig dazu, daß er es allein darum dem Schicksal nicht vergeben könnte, wenn es ihm diesen seinen liebsten und letzten Wunsch vereiteln würde. Schmerzlicheres habe nie einen Menschen getroffen, als Jean Paul der Tod seiner Mutter, die ihn so lange Jahre hindurch mit unermüdlicher Geduld durch ihrer Hände Arbeit ernährt hatte und die eben da starb, als er sich zum ersten Male imstande sah, einen Teil seiner Schuld an sie abzutragen. „Wie er's aushielt, begreif' ich kaum, doch mochte ihn das Gedächtnis der ihr fort und fort bewiesenen Liebeszeichen trösten: was bliebe aber mir in einem solchen Fall, da ich die meinige, solange ich bei ihr war, so oft durch Härte verletzte, und da selbst meine Liebe eine ungestüme Flamme ist, die, wenn sie nicht sogleich verstanden wird, versehrt, anstatt zu erwärmen." Als er diese Worte aussprach, ahnte er nicht, daß in ihnen das gefürchtete Unglück seinen Schatten vorauswarf.

Am 16. September kam ein Brief seines Bruders Johann mit der Todesnachricht. Die Mutter war in der Nacht vom 3. auf den 4. gestorben. Sie war nur fünf Tage krank gewesen, die ersten vier ganz leidlich, so daß sie noch selbst aufstehen konnte, den fünften bedeutend von Krämpfen geplagt, die ein Schlagfluß mit dem Leben zugleich, auf sanfte Weise, wie der Arzt sich aussprach, endete. Die Not, die am Sterbebette des Vaters gestanden, behauptete auch den Platz an der Leiche der Mutter. Johann mußte den Kirchspielschreiber Voß darum angehen, daß auf dessen Bürgschaft hin der Tischler den Sarg machte; mit Linnen und Weißzeug mußte die Kirchspielschreiberin aushelfen, damit das Leichenbegängnis nach gebräuchlicher Sitte vollzogen werden konnte. Und Hebbel selbst, den sich der alte brave Voß vermutlich als angehenden Doktor dachte, Hebbel mußte in seinem Dankbriefe das Abtragen der durch das Begräbnis der Mutter aufgelaufenen Kosten auf eine spätere Zeit hinausschieben.

Der Nachruf an seine Mutter, den er in sein Tagebuch schrieb, ist wie vom Schüttelfroste seiner in Selbstqual versunkenen Natur eingegeben. Er beschuldigt sich, nicht immer soviel zur

Verbesserung ihrer Lage getan zu haben, als in seinen wenn auch geringen Kräften lag, er klagt sich der zeitweiligen Rauheit und Härte gegen sie an, als er ihr noch näher war. Er habe in ihren Wunden gewühlt, weil er sie nicht heilen konnte, sie seien ein Gegenstand seines Hasses gewesen, weil sie ihn seine Ohnmacht fühlen ließen. Denn das Herz sei zuweilen ebensogut wahnsinnig wie der Geist. In dumpfer Unempfindlichkeit starrt er vor sich hin und hofft auf die jetzt ausgebliebenen Tränen, die der Entschlafenen fließen würden, wenn er einmal wieder zu sich selbst gekommen. Dann ruft er aus: „Ihres Bildes, ihres unausgesetzten Leidens gedenkend, werde ihm jede Last, welche ihm das Schicksal auferlege, gegen die ihrige leicht dünken, in der Erinnerung an ihre kümmerlichen Freuden, welche das Herz der Teuren dennoch in sanfter Seligkeit auftauen ließen, werde er sich niemals freudenleer vorkommen!"

Heiß drückt er Elisen im Geiste die Hand, der Unvergleichlichen, welche seiner Mutter das so unendlich dürftige Leben durch allerlei kleine und große Gaben versüßt hat: bald durch einige Taler, die zur rechten Stunde eintrafen, bald durch ein paar Flaschen Wein, die sie ihr auf den kahlen Weihnachtstisch stellte, bald durch den Mietbetrag, womit sie ihr eine schwere Sorge vom nächsten Halbjahr nahm — und dies alles im angeblichen Auftrage des Lieblings Friedrich, eigentlich Christians, wie die Mutter ihn immer genannt hat. Die Mutter soll nicht umsonst, so lautet eine Briefstelle an die Freundin, einen Dichter geboren haben! Hebbel will ihr Andenken mit dem höchsten Schmucke der Poesie, der ihm zu Gebote steht, umkleiden; der Scheiterhaufen, der sie verzehrt hat, soll sie nun auch verklären! — „Es war mir der süßeste Gedanke", so heißt es in einem andern Briefe, „meiner Mutter aus dem, was mir neben dem Göttlichen selbst noch sonst zufallen möchte, ein Paradies zu erbauen und ihr Alter für ihre früheren Jahre schadlos zu halten. Das ist nun vorbei. Sie verliert zwar nichts, aber ich; ich weiß jetzt nicht mehr, wofür ich arbeite; auch mein Leben scheint mir zu Ende."

Hebbel hatte den Pfeil noch nicht aus der Brust gezogen, die Leidenschaft des Schmerzes war noch nicht Leid geworden, als ihm auch schon die zweite Spitze ins Herz drang. Einen Tag nach der Todesbotschaft aus Wesselburen langte die Nachricht aus Ansbach ein, daß Emil Rousseau an einem gastrischen Fieber daniederliege. Hebbel erschrak, tröstete sich aber sofort mit der Jugend Rousseaus, welche den Anfall überwinden werde. Während er zwischen Zuversicht und Bangen wechselte, entwickelte sich das Übel des Freundes zu einem Nervenfieber, das bei seiner

großen Reizbarkeit um so gefährlicher war. Hebbel wurde über den Stand der Krankheit genau unterrichtet, und diese schien plötzlich eine freundliche Wendung zu nehmen. Aufatmend schrieb er an den Rekonvaleszenten, als den er sich den Freund vorschmeichelte, ein Briefchen, wie es nur herzliche Liebe schreiben kann. Ja, dieses Briefchen gemahnt fast an das zärtliche Geschwätz einer um ihr Kind besorgten Wartefrau: Wenn ihm der Himmel den Freund erhalte, so wollte Hebbel den Göttern die Erfüllung der übrigen Wünsche erlassen. Trotz der martervollen Wochen habe er eigentlich nie die Hoffnung aufgegeben. Es sei gar nicht anders möglich, Rousseau müsse gesund werden. Denn an mehr als einem Faden halte Emil das Leben fest. Er solle jetzt nichts als seine Krankheit bedenken, nicht seine eigenen Pläne, nicht den Freund. Wenn Hebbel bei ihm wäre, so wollte er sein bißchen Witz und Erfindungsgabe auf die Folter spannen, um ihn fortwährend lachen zu machen. Doch freilich, setzt er hinzu, sobald du wieder irgend ein Bedürfnis der Unterhaltung fühlst, kannst du ganz andere Leute kommandieren: den Don Quijote, den Katzenberger, den Schmelzle, Tristram u. a. m. Rousseau müsse alles Ernstes durch diese Bücher seine Nachkur machen, denn das Lachen sei die Elektrizität des Geistes. Er schärft ihm ein, daß er sich auf Schreiben vor Ablauf einiger Wochen nicht einlassen dürfe, weil Rezidiva häufig seien. Hingegen werde Hebbel dies fleißig tun, wenn er nur einmal wisse, daß Emil die Briefe ohne Schaden lesen könne. — Da der Vater des Kranken unserem Freunde mitteilte, Emil äußere ein lebhaftes Verlangen, das Doktordiplom in Händen zu haben, so betrieb Hebbel die Ausfertigung desselben mit Eifer. Er kündigte auf den Wunsch des alten Herrn die Wohnung des Sohnes in München, nahm dessen Effekten an sich und besorgte die Korrektur der Dissertationsschrift. Indessen brannte Hebbels schönstes Glück mit verheerender Eile nieder. Am 4. Oktober erhielt er die Kunde, daß Emil Rousseau am 2. sanft und bewußtlos entschlafen sei. — Den Lebenden wie den Hingeschiedenen, und zwar den ersten insbesondere, zeichnet der nachfolgende Brief, welchen Hebbel unterm 5. Oktober an Elise gerichtet hat.

„Erst jetzt ist die Welt mir öde. Wenn ich aus meinem Fenster sehe und mir denke: Er kommt nie mehr vorüber, er winkt nie mehr hinein, er öffnet die Tür nicht wieder und fragt mit seiner sanften, innigen Stimme: Wie geht es dir? ach, da scheint es mir unmöglich, daß ich fortleben kann. Ich weiß nicht, wohin ich mich vor meinen Gedanken und Erinnerungen flüchten soll; jeder Weg, den ich wandle, zeigt mir sein teures, jetzt in

ewige Nacht versunkenes Bild, denn Arm in Arm mit ihm habe ich ihn unzählige Male gemacht; jedes Buch, das ich ergreife, erinnert mich an auf immer vergangene reiche Stunden, deren Honig mich jetzt vergiftet, denn wir haben darüber gesprochen, daran empfunden. Unleidlicher Schmerz ergreift mich, und ich bin erbittert auf mich selbst, daß er zuweilen aussetzt, daß er nicht noch größer und gewaltsamer ist.

O Elise, das war der beste Mensch, den die Erde je getragen hat. Ich weiß, ein jeder sagt dies im Augenblick eines solchen Verlustes, aber ich sage nichts, als was ich immer gefühlt habe. Du kennst mich, du weißt, wie schwer es mit mir zu leben ist; dritthalb Jahre sind wir Freunde gewesen, zwei Jahre waren wir ununterbrochen zusammen, und niemals, niemals haben wir uns entzweit. An mir lag es nicht, wenn es nicht geschah, aber seine himmlische Sanftmut, seine Kraft, alles, was ihn verletzen mußte, still in sich zu verschließen, seine Großmut, meinem geringen, nichtswürdigen Talent jede Herbheit meines Wesens zu vergeben, ach, alle jene hohen Eigenschaften seines Herzens, die mich ihn jetzt in der Glorie eines Heiligen erblicken lassen, ließen nie einen Zwist aufkommen.

Er war mir alles, was ein Mensch in dem höchsten, würdigsten Verhältnis dem anderen sein kann; wehe mir, daß ich mir nicht das gleiche Zeugnis geben darf. Ich konnte mich, elenderweise, nie entschließen, ihn als ganz ebenbürtig zu betrachten; ich mißbrauchte meinen Geist nicht selten, und eben dadurch, daß ich ihn zur unrechten Stunde gebrauchte; ich munterte ihn nicht genugsam auf; ich hob immerwährend den Medusenschild der Wahrheit und bedachte nicht, daß ich ihren Anblick in früheren Jahren wohl auch nicht hätte ertragen können. Ich war nicht strenger gegen ihn als gegen mich; doch ich bin sechsundzwanzig und er war zweiundzwanzig. Wenn ich dies alles bedenke, wenn ich mir vorstelle, wie sehr die innere Verzweiflung, die die Brust jedes Künstlers beklemmt, durch dergleichen in ihm genährt werden mußte, wenn ich mich erinnere, daß mir Gedanken dieser Art auch früher schon gekommen sind, daß ich aber desungeachtet in meiner Strenge fortfuhr, da, Elise, möcht' ich mich für einen schlechten Kerl halten, und mein Gewissen sagt fast „Ja" dazu.

Könnte ich ihn aus dem Grabe zurückkaufen: kein Preis wäre mir zu hoch. Aber nichts ist mir geblieben, als die Hoffnung, daß ich von jetzt an, wenn nicht die äußere Unmöglichkeit eingetreten wäre, besser handeln würde, nichts, als ein Grund mehr, das Leben zu verachten und den Tod zu lieben.

„Schlummere sanft!" das war der Gruß, mit dem er mich

des Abends gewöhnlich entließ. Seine Stimme war so innig, so unendlich weich und mild, mir deucht jetzt, ich habe niemals etwas Süßeres gehört. Dies „Schlummere sanft“ klingt mir immerwährend in der Seele fort; ich glaubte es die ganze letzte Nacht zu hören, es tönte in meinen Schlaf hinein. Ja, schlummere sanft, mein liebster, teuerster, unvergeßlicher Rousseau! schlummere sanft, vergib mir, oder, wenn's sein muß, vergiß mich und bitte Gott, daß er dies verfluchte harte, starre Herz so zerquetsche, zerdrücke, martere, bis es wieder zu fühlen anfängt, oder zu schlagen aufhört! Dir aber gebe er die Seligkeit des reinsten Daseins und die Kraft, deinen Geliebten, deinen armen Eltern und Geschwistern noch als Geist zu nahen und sie zu trösten.

Ich kann jetzt nicht weiter schreiben.

Nachmittags.

Wie undankbar bin ich gegen den Himmel gewesen; ich klagte, ich murrte, und hatte einen solchen Freund! „An mich will ich gar nicht denken, ich habe nichts geleistet, aber du!“ Mehr als einmal hat er dies gesagt. Wie glücklich konnte ich ihn machen, wenn ich einmal fröhlich war, welch einen tiefen Anteil nahm er an meinen Schmerzen, meinen Fatalitäten, ja sogar meinen Grillen! Es wäre meine Pflicht gewesen, mich von ihm, wie von aller Welt, zurückzuziehen; in der trüben Atmosphäre, worin ich atme, muß frisches, freies Leben ersticken. Ich habe dies zuweilen zu ihm gesagt, dann lächelte er und drückte meine Hand. Ach, er wollte es nicht besser haben, als ich es hatte, er hätte mich in die Hölle hinein begleitet. Uhlands „treuer Kamerad“ war sein Lieblingsgedicht; oft zitierte er einige Strophen davon, wenn wir miteinander gingen. Den Gedanken, daß er mehr an meinem, als an seinem Kummer gestorben ist, kann ich nicht los werden. Welch' ein Maß von Liebe setzt dies voraus; Liebe, die M a n n gegen den M a n n trug! Und ich habe ihn gequält, mit ihm gerechnet; was mich hätte beseligen sollen, hat mir oft ein widerwärtiges Gefühl einflößen können. So unsinnig war ich, daß ich zuweilen mit der Q u e l l e dieser Liebe nicht zufrieden war; es verdroß mich, daß sie mehr aus Achtung vor meinem Geist, als aus Neigung zu mir, dem Menschen, entsprang. Ich bin gestraft. Gott hat mir ihn genommen, und mein Leben ist ein dunkles Gemisch aus Reue, Dumpfheit und Sehnsucht. Was ich hatte, wußte ich nicht zu schätzen; es ward mir entrückt und ist nun der einzige Gegenstand meines Verlangens. Für eine Stunde, noch mit ihm verbracht, gäbe ich so viel Jahre, als das Schicksal begehrte. Vergönne mir, liebe Elise, daß ich über ihn rede; es

erleichtert mich, wenn nicht Gott allein, wenn auch ein Mensch meine Sünden kennt.

Und stelle es dir in seiner ganzen Entsetzlichkeit einmal vor. Am 28. August promoviert er mit Ruhm und Glanz, ich mache die Bekanntschaft seines Vaters, der in Geschäftsangelegenheiten hieher kam, wir verlebten einige Tage in Freude und Heiterkeit; voll frischen Jugendmuts, mit dem süßen Gefühl, daß er nun alle Zwangsarbeit hinter sich hat und jetzt sich Aufgaben stellen kann, wie er will, reist er am 2. September, einem Sonnabend nach Ausbach ab. Ich stand des Morgens in der Frühe um 4 Uhr auf und ging noch zu ihm; wie mich das jetzt erfreut, kann ich dir kaum sagen, wir waren doch noch bis 6 Uhr, wo der Wagen vorfuhr, beisammen. Ich umarme ihn, der in Kraft und Gesundheit blühend vor mir steht, es war unter uns abgemacht, daß ich in 4 Wochen nachkommen sollte, noch ein Handschlag, „Grüße an die Deinigen!“ und der Wagen rollt fort. Acht Tage später erhalte ich einen Brief von ihm, worin er mir einige Notizen über das Morgenblatt mitteilt; er klagt über Kopfschmerz und starke Ermattung, ich finde dies natürlich und denke, es wird schon wieder verschwinden, ich bedauere ihn in meiner Antwort so kühl, wie es bei geringen Unpäßlichkeiten zu geschehen pflegt. Bald darauf zeigt sein Vater mir an, daß Emil mir zurzeit nicht antworten könne, weil er an einem gastrischen Fieber daniederliege, daß er zwar sehr verlange, mich bei sich zu sehen, daß aber die Ärzte die dadurch entstehende Aufregung fürchteten und daß ich also noch nicht kommen möge. Die Nachricht erschreckt mich freilich, doch hoffe ich das Beste. Ich erhalte einen zweiten Brief; das gastrische Fieber ist ein Nervenfieber geworden. Jetzt packt mich die ungeheuerste Angst, ich weiß mich nicht zu fassen, ich stecke den Brief in die Tasche und gehe aus dem Hause. Im Hofgarten setze ich mich auf eine Bank, ich bete, viele Menschen gehen an mir vorüber, ich halte die Hand vor die Augen und denke: Was du nun zuerst siehst, soll dir ein Zeichen sein. Ich öffne die Augen und — stelle dir mein Grauen vor! — eine in tiefste Trauer gekleidete Dame fällt mir ins Gesicht. Ich kann den Zustand nicht ertragen; es ist nichts! sag' ich zu mir selbst, er ist stark und kräftig, es kann ja gar nicht sein! Die Ruhe kehrt wieder zurück. Ich erhalte am letzten Freitag einen dritten Brief; der kritische einundzwanzigste Tag ist überstanden, es bessert sich mit ihm, sein Vater bittet mich, die Ausfertigung des Doktordiploms zu betreiben. Ich habe gar keine Furcht mehr, ich gehe zu dem Dekan, Hofrat Ast, dieser verspricht mir, daß ich das Diplom so schnell als möglich erhalten soll, mir ist

ganz leicht ums Herz. Am Mittwoch (gestern) erhalte ich einen vierten Brief, ich zittere, wie ich den Postboten nur höre, das Siegel ist schwarz, er, dem ich schon wieder ein paar scherzhafte Zeilen (zu seiner Erheiterung) zugesandt hatte, ist tot!"

Beinahe vierzehn Tage ließ Hebbel diesen Brief liegen, dann setzte er, zu trotziger Besinnung gekommen, nachstehendermaßen ein:

„Was ich oben unter häufigen Tränenergüssen (die bei mir seltener sind als die sie erzeugenden Schmerzen) niedergeschrieben habe, weiß ich nicht mehr; wie ich es niederschrieb, weiß ich noch wohl. Mein Freund verdient im vollsten Maße jedes Lob, das ich ihm beigelegt, aber ich verdiene nicht den Tadel, den ich im ersten Aufruhr der Gefühle maßlos gegen mich selbst richtete. Es ist keine Sünde, es ist Bedingung des Lebens, daß der Mensch seine Kräfte gebraucht; Kraft gegen Kraft, in Gott ist die Ausgleichung. Ich fühle es jetzt nicht bloß, ich weiß es, daß ich jenen Tadel nicht verdiene; die Gründe dieses Wissens, zum Teil aus der Sache an und für sich, zum Teil aus den hinterlassenen Briefen und Papieren meines Freundes hervorgehend, kann ich hier nicht weiter auseinandersetzen..."

Aber aus den Flammen seines Schmerzes und seiner Beschuldigungen gegen sich selbst ging das tiefste, nachhaltige Weh um den Abgeschiedenen hervor. Als Hebbel noch für ihn zitterte, gestand er, daß die Bekümmernis ihn fast seine Mutter vergessen lasse, daß Rousseau ihm nicht weniger unersetzlich, wie diese, wäre! Und als sich das Grab über den Freund geschlossen hatte, da nannte er den Verlust, den er erfahren, den größten, der ihn auf Erden treffen konnte. Er hänge nur noch, schrieb er dem Vater Rousseaus, durch sehr wenig Fäden mit dem Leben zusammen und sei frühzeitig alt geworden. Er wünschte sich nicht einmal einen Freund wieder, wie den verlorenen; an der Stelle, wo dieser gestanden, dürfe sich in alle Ewigkeit kein fremdes Bild eindrängen. Die Familie des Verstorbenen betrachtete dessen einstmalige Liebe zu Hebbel als ein Vermächtnis, das sie in hohen Ehren hielt. Namentlich gestaltete sich eine herzliche Beziehung zwischen ihm und der Schwester Rousseaus, Charlotte (jetzt verwitweten Kirchenrätin Meinel), in deren trauliches Verhältnis zum Bruder dieser ihn eingeweiht hatte. In einem der Briefe an Charlotte nennt er den Tod eines heißgeliebten Menschen die eigentliche Weihe für eine höhere Welt. Man müsse auf Erden etwas verlieren, damit man in jenen Sphären etwas zu suchen habe. Die in Wehmut gelöste Seele spricht sich in dem Liede

Abendgefühl aus, der ersten Opfergabe, die er auf den Grabhügel des Freundes legte.

Friedlich bekämpfen
  Nacht sich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
  Wie das zu lösen vermag!

Der mich bedrückte,
  Schläfst du schon, Schmerz?
Was mich beglückte,
  Sage, was war's doch, mein Herz?

Freude wie Kummer,
  Fühl' ich, zerrann,
Aber den Schlummer
  Führten sie leise heran.

Und im Entschweben,
  Immer empor,
Kommt mir das Leben
  Ganz wie ein Schlummerlied vor.

Den liebreichen und dringenden Einladungen der Familie Rousseau, nach Ansbach zu kommen, leistete er keine Folge. Er schlug sich mit den Erwägungen herum, ob er nach Hamburg zurückkehren oder noch den nächsten Winter in München ausharren solle. Er bat Elisen, ihm in der Sache zu raten und das Für und Wider ernstlich zu überdenken. Er hätte jetzt Reisegeld, könnte vor dem Anbruche der schlimmen Jahreszeit den Weg nach Hamburg zu Fuße machen, fände vielleicht Anregungen alldort, die ihn literarisch fördern würden, und wäre vor allem bei Elisen; hingegen stehe er in München jetzt beinahe völlig allein und werde bei solcher inneren und äußeren Verlassenheit schwerlich ins Arbeiten kommen. Als die Kehrseite aber stelle sich dar, daß er ohne den Doktortitel käme, da derselbe sogar in Erlangen kostspieliger sei, als er vermutet, daß er Campen nicht gerne als eine uncharakterisierte Person gegenüber träte und daß er die Besuche bei den Leuten scheue, die ihm einst einen Freitisch gegeben. Elise gehorchte dem Eigennutze zärtlicher Neigung, indem sie für die Rückkehr stimmte. Inzwischen hatte er selbst den Gedanken daran wieder beseitigt; über dem Zögern, sich zu entscheiden, war der Winter hereingefallen und die Unmöglichkeit einer Fußreise ihm beinahe ein willkommener Vorwand des Bleibens. Die Ansicht Elisens, daß er in Hamburg Gutzkow eine Zeitlang sich anschließen könne, um sich später auf eigene Füße zu stellen, erklärte

er ihr als eine falsche, die aus ihrer Unkenntnis der Verhältnisse der Literatur entspringe. „Schon im gewöhnlichen Leben", sagte er, „ist es nicht ratsam, sich in die Mitte von zwei Extremen zu stellen, da man dort meistens zerrieben wird; in der Literatur aber muß man, was man auch sei, zu allen Zeiten ganz sein." Sich Gutzkow anschließen, hieße sich ihm unterordnen, und dies sei ihm aus dem gerechtesten Stolze unmöglich. Überhaupt aber könnte Gutzkow ihn keineswegs brauchen, wie er ist, sondern nur wie er etwan für Gutzkows Zwecke und Absichten zurecht zu stutzen wäre, und da würde dann gewiß als Schnitzel wegfallen müssen, was Hebbel für das Fundament seiner Natur halte. Hebbel will ihn dereinst besuchen, um ihn kennen zu lernen, doch glaubt er kaum, daß der Besuch von der einen oder anderen Seite zu einer Annäherung führen werde. Der deutsche Schriftsteller habe in unserer Zeit eine ganz außerordentliche Stellung zum Publikum und zur Literatur. Das größte Talent sei jetzt schon eitel, wenn es sich nicht für überflüssig halte, das Vorzüglichste sei in allen Kreisen gebracht, es könne höchstens noch einmal gebracht werden, und dies sei gar nicht notwendig. Wem es daher um Selbstachtung zu tun wäre, der müsse strenger und unnachsichtlicher gegen sich sein, als es jemals ein Autor gewesen. Versuche und Experimente seien verächtlich in einer Zeit, wo selbst das Vorzügliche keinen A n s p r u ch machen dürfe. Nun aber geselle sich noch dies hinzu, daß das Publikum nicht gute, sondern miserable Ware verlange, daß es verachte, wenn es geachtet werde. Da koste es Mühe, den Halt nicht zu verlieren. Er sei entschlossen, zehnmal lieber sich selbst, als die Wahrheit zu opfern, und dies sei bei ihm kaum ein Verdienst, da ihm das Gegenteil völlig unmöglich wäre.

Trübselig ging er dem Winter entgegen, nicht wissend, wie er ohne alle Anregung, ohne Aufforderung zur Tätigkeit, die er aus dem Umgange mit Rousseau geschöpft hatte, durchkommen solle. Die ganze Woche sah er oft keinen einzigen Menschen. Und wenn er sich nunmehr auch gedrängt fühlte, sich enger an Gartner zu schließen, so war dieser Umgang, wie der Genannte selbst meint, nicht fruchtbar. Sie gingen oft stundenlang still und stumm nebeneinander her, und wenn sich Hebbels Mund öffnete, so brachte er nur Klagen um Emil hervor. Seine Korrespondenz war auf den Briefwechsel mit Elise beschränkt, wo er sich erst recht in sich selber einbohrte. Gravenhorst schwieg schon seit einem Jahre und Rendtorff verstand die Natur eines Briefes nicht oder wollte sie nicht gelten lassen, zog alles zu sehr ins Enge, glaubte immer nachmessen zu müssen und machte einen freien Geistes- und

Stundenerguß dadurch unmöglich. „Ich muß auch diesen Zustand aushalten“, seufzte Hebbel, „aber was das mich kosten wird, fühle ich, und ich habe wenig oder nichts mehr zuzusetzen.“ Er fürchtete diese geistigen Entbehrungen weit mehr als die physischen, obwohl es, nach seinen eigenen Worten, auch etwas sagen wolle, daß er schon seit zweieinhalb Jahren, einen Sommer ausgenommen, nicht mehr warm gegessen hatte. Zudem litt er in den letzten Monaten an Schlaflosigkeit, Schwindel, Kopfschmerz und Brustbeklemmungen; sicherlich die Folgen einer schlechten Ernährung bei so unendlich gesteigertem Nervenleben. Oftmals dachte er, das Glück könnte ihm dadurch den ärgsten Possen spielen, daß es nur zu s p ä t käme. „Dann brächte es mich richtig“, sagte er, „auch noch um den Leichenstein und die wohlverdiente Grabschrift.“ Der Leser erinnert sich des Wortes, worauf Hebbel hier anspielt: daß sein Leben jetzt nur noch ein Ringen um Mutter und Leichenstein sei! „Armer Baum“, fährt er fort, „armer Baum, mit dem die Sonne zu liebäugeln beginnt, nachdem seine Wurzeln erfroren sind. ‚Elender Stumpf!‘ ruft der müßige Spaziergänger aus, der ihn belorgnettiert, ‚warum grünst du nicht, da doch alles grünt?‘ — Überhaupt, was ist denn entsetzlich? Nicht daß eine Welt in Trümmer gehen, sondern daß sie so ganz im stillen verwesen kann.“

Wie ein Geizhals, der sein Geld überzählt in der umsichtig versperrten Kammer, so brütet Hebbel über die ausstehenden Posten seines Lebensbuches, mit einer wahren Habgier forscht er nach den Lücken seines Wesens, um am Ende den Großinquisitor seiner selbst zu machen. Als Rousseau noch lebte, da störte dieser nicht selten, schon durch sein jugendlich helles Antlitz allein, diese traurige Tätigkeit; nun der heilsame Störer verschwunden war, hatte die melancholische Arbeit königliche Muße.

Da die ganze Qual des Leidenden und die ganze Kälte des Anatomen in der Beobachtung seiner selbst vereinigt waren, so fielen einander gleichsam Zuschauer und Akteur unaufhörlich ins Wort und es verwirrten sich Leidenschaft und Besinnung zu einem unauflöslichen Knäuel. Wir schauern zusammen, wenn wir uns die Stimmung vorstellen, deren Niederschlag das nachstehende Bekenntnis bildet: „Es ist sehr schlimm, mit äußeren Hindernissen kämpfen und daran die Hälfte der geistigen Mitgift vergeuden zu müssen; am schlimmsten aber ist, daß ein Mensch, der das mußte, nie über sich ins klare kommen, daß er nie wissen kann, ob sein Ich, sein ursprüngliches, unverfälschtes, oder sein verschrobenes Verhältnis zur Welt, in ihm wirksam ist, wenn er zuweilen nicht aus noch ein weiß. Dunkelheit über diesen

Punkt kann zur Verzweiflung führen; ich wollte mich an jegliche, an die abscheulichste Erscheinung gewöhnen, die aus meinem Innern auftaucht, wenn ich mir sagen dürfte: Auch in solcher Gestalt mußtest du eine Zeitlang einhergehen, wenn du überhaupt existieren solltest; doch der Gedanke: es ist nicht deine eigene Krankheit, es ist fremdes Gift, was dich entstellt, ist fürchterlich, um so fürchterlicher, da er ganz und gar täuschen kann." Wer sollte es auch ungestraft versuchen können, seinen eigenen Wurzeln beikommen und den geheimnisvollen Einschlag seines Innern betasten zu wollen!

Hebbels Genius hatte ihm die Begegnung mit einem Geiste, der ihn übersah, der längst über ihn hinausgeschritten war, in der Periode des Werdens versagt. Stets war in dem Verkehr des Frühgereiften mit andern eine einzige Schale belastet, diejenige, welche das Bewußtsein seiner Stärke trug. Da er aber die Risse und Brüche seines Vermögens nicht minder scharf erkannte, so beschwerte er die zweite mit der Strenge gegen sich selbst, mit einer lieblosen, unduldsamen Härte, der überdies alles Fehlerhafte und Gewalttätige der ursprünglichen Anlage beigemischt war. Das durchdringende fremde Auge eines bedeutenden Mannes hätte ihm nicht so wehe getan und vor allem es hätte den heiligen Umkreis gemieden, wo die Grundkräfte des Menschen schlafen. Hebbel war sich der Gefährlichkeit dieses Beginnens wohlbewußt. An eine Bemerkung der Rahel anknüpfend, klagte er einmal, daß unser Leben zu innerlich geworden und daß es ohne ein Wunder nicht wieder äußerlich werden könne; er fürchte, daß wir an der Grenze unseres Witzes ständen und alle für den Himmel reif wären, was notabene der schlechteste Zustand auf Erden sei. Dieses stete Bespiegeln und Auskundschaften unserer selbst, meint er treffend, wohin führe es? Nicht einmal zum Irrtum, höchstens zu einer verzweiflungsvollen Ahnung unserer eigenen schauerlichen Unendlichkeit, zu einem Punkte, wo uns das eigene Ich als das furchtbarste Gespenst gegenüber trete; das heiße die Wahrheit durch die Tortur auspressen und mit dem Saft des Lebens den Baum der Erkenntnis düngen. Es sei etwas ganz anderes, ob die Welt, der Zufall, das Schicksal dem Menschen die Fragen vorlege oder ob er sich selber frage. Man könne dem eigenen Ich fremd werden, dies sei der umgekehrte Wahnsinn und der letzte, d. h. tiefste Abgrund, in den man hinunter taumle. Eine der Personen seines Lustspiels: „Der Diamant", spricht ausdrücklich die Warnung aus: daß, wer den Menschen zwinge, unter sich selbst hinabzuschauen und das schmale Fundament seines Daseins ins Auge zu fassen, ihn auf ewig verwirren könne. Den nämlichen Gedanken

enthalten die ergreifenden Verse Grillparzers auf Zacharias Werner: „O unglücksel'ge Frucht der Selbstbeschauung, du hast dich auch geschaut und bist gestorben, denn das nicht, was er i st, nur was er t u t, das soll der Mensch erkennen und erwägen". — Hebbel war kräftig genug, dieses Gesicht auszuhalten; er ist nicht daran gestorben: dem Menschen aber hat es ein böses Denkzeichen aufgedrückt und dem Dichter hat es die spielende Hand auf immer gelähmt.

Schlafen, Schlafen, nichts als Schlafen!
  Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
  Leisestes Erinnern kaum,
Daß ich, wenn des Lebens Fülle
  Niederklingt in meine Ruh,
Nur noch tiefer mich verhülle,
  Fester zu die Augen tu'!

So hatte er in der ersten Zeit zu München gesungen, so klang es auch jetzt in seiner Seele fort.

Unter den neueren Autoren, die ihm während des Jahres 1838 den größten innern Anteil eingeflößt hatten, stand Tieck obenan. An den Erzählungen dieses Dichters bewunderte er die „unvergleichlich ersonnenen und dargestellten Situationen", sowie dessen eigentümliche Kunst, nichts zusammenzubringen, was nicht unbedingt zusammen gehört. Er betrachtete dies als eine Art Prädestination, welche nur bei grenzenlos freier Übersicht, bei dem reinsten und ruhigsten Wollen möglich sei. Dennoch erkannte er dieser Art der Novelle nicht den Preis zu, sondern der Kleistischen, obwohl er jene für die schwierigere hielt. Sie kommentiere die Natur eigentlich mehr als sie solle und dürfe, die höchste Wirkung der Kunst trete aber nur dann ein, wenn sie nicht fertig werde; ein Geheimnis müsse übrig bleiben und läge das Geheimnis auch nur in der dunklen Kraft des entziffernden Wortes. Tiecks satirische Komödien interessierten ihn schon als Versuche, aus der Sphäre des gemeinen Lustspiels in eine höhere aufzusteigen; gleichwohl ließ er sich durch den schillernden Reichtum des Geistes nicht über das künstlich Getriebene dieser Gewächse täuschen. Beim Zerbino zum Beispiel störte ihn die Unwahrheit der Form, da diese Produktion sich ihrer eigenen Idee nur indirekt annähere, mittels des Kunstgriffs, wie sie falsche Poesie verhöhne, um die wahre zu zeigen. Diese Poesie taumele verlegen zwischen dem Lyrischen und Dramatischen umher, träume sich selbst mehr, als sie lebe, und könne sich an Kraft und Fülle

nicht mit der ihr entgegengesetzten Polemik messen, welche sie rechtfertigen, ja begründen solle. Zudem stehe sie mit jener Polemik nicht in einem Verhältnis der Notwendigkeit, sondern nur in dem des Bedürfnisses; eine Verbindung, wie zwischen Herr und Knecht, wobei man nicht einmal recht klar darüber werde, wer denn herrsche und wer diene. Die schwächste Seite Tiecks, dessen Lyrik, trifft er mit dem einzigen Worte: daß es doch zu originell sei, die Natur durch Darstellung ihrer äußeren Erscheinung, ohne das Medium des vermittelnden Menschengefühls aussprechen zu wollen. Augenscheinlich fesselte ihn an Tieck im ganzen und großen der spielerische Kunstverstand, die mutwillige Einbildungskraft eines ernsten, ja melancholischen Geistes, weil unserem Freunde sowohl das Spielerische als auch das Mutwillige fehlte. Inwieferne der Umgang mit Tieck die Wirkung eines bösen Beispiels auf Hebbel hatte, dies werden wir im Fortgange seiner Lebensgeschichte wahrnehmen.

Die Eindrücke des dazumal Gelesenen legte er in größeren oder kleineren kritischen Skizzen nieder, welche sich in seinem Tagebuche vorfinden; so über einzelne Stücke von Reinhold Lenz, über Tiecksche Dichtungen und über Emilia Galotti. An diesen Aufsätzen bedauerte er den Mangel der innigen Harmonie zwischen Wort und Gedanke, sowie der Grazie der Sprache. Den Herren Mundt und Laube, sagte er, beneide ich ihre stilistischen Schönheiten nicht, wohl aber Lessing die seinigen. Aber ihn tröste wenigstens das eine, daß er nach diesem Ziel bisher nicht gestrebt habe, weil ihm die Sachen noch immer zuviel zu schaffen machen, als daß er auf die sorgfältige Behandlung sein Augenmerk richten könnte.

Ins Produzieren kam er nicht. Eine Lustspielerfindung, welche ihm im letzten Frühling aufgegangen war, trat ihm zwar näher, der erste Akt war geschrieben, er hoffte fortfahren zu können; aber die wiederaufgenommene Arbeit wollte nicht vom Flecke. Wie beim Schnock, so reizte ihn jetzt gleichfalls der Kontrast des komischen Vorwurfs zu den traurigsten Erlebnissen. Ein Jude war die Hauptperson des Lustspiels, ein Schelm, der einen Diamant gestohlen und verschluckt hat, ihn aber nicht wieder aus dem Leibe los zu werden vermag.

Ruhelos und unbestimmt wallten aber auch die Umrisse eines tragischen Bildes vor ihm auf und nieder, eines bürgerlichen Trauerspiels, wozu ihm ein Vorgang in der Familie des Tischlermeisters Anton Schwarz, bei dem er längst wohnte, den Anlaß gegeben. Der Tochter wegen, um der lieblichen Beppi willen, hatte er das Logis gewechselt und sich bei ihrem Vater ein-

gemietet. Mit einer zerstreuenden Tändelei anhebend, war der Verkehr in der Folge ein intimer geworden, was bedenklich aussah, da er in dem Mädchen Hoffnungen, ja Ansprüche erweckte, die er schon deshalb nicht erfüllen konnte, weil er Tieferes nicht für sie empfand. Sie erfreute ihn, wie der Sonnenstrahl, der sein Fenstergesimse streifte, den er aber kaum entbehrte, wenn er sich einmal nicht einfand. Sie scheint ein sehr gutmütiges Geschöpf gewesen zu sein und vielfach herumgestoßen von der derben Faust des Lebens. Dabei hatten die erfahrenen Unbilden ihr Mitleiden erhöht, anstatt es abzustumpfen. Einst erzählte sie ihm, daß sie auf eine Tagwerkerin zornig sei, weil diese, hochschwanger, noch immer Holz und Wasser schleppe, ohne ihr Kind zu schonen. „Oft hab' ich ihr schon das Wasser hinaufgetragen." Sie war sinnlich, katholisch-abergläubisch und beurkundete in den Träumen, die sie nicht müde ward, Hebbel ausführlich zu schildern, eine volkstümliche Einbildungskraft. Hebbel, der seit jeher auf das Traumleben Gewicht legte, notierte manchen ihrer Träume und schenkte ihren Reden von der Muttergottes und den Heiligen der Kirche willig Gehör. Was er bei Görres ablehnte und was ihm an Elisens Christentume verdrießlich war, das erschien ihm in der schlichten und unwissenden Beppi als völlig unverdächtig. Jeden Morgen brachte sie ihm das Frühstück und die Bayrische Landbötin, auch sorgte sie für seine schadhafte Wäsche. Seine Heftigkeit und sein dämonischer Hang, die ihm ergebenen Menschen zu verletzen, führten öfters zu Kränkungen des Mädchens, die sie nichts weniger als verdient hatte. Nach einer Entzweiung und wieder eingetretenen Versöhnung beider sagte sie zu ihm: sie sei entschlossen gewesen, ihn ganz zu verlassen. „Aber auf einmal fiel mir ein, wie viel zerrissene Strümpfe du hättest, und ich fühlte so ein Mitleid mit dir, daß ich mich gleich anders entschloß." — Eines Tages erschienen Gendarmen im Hause und verhafteten den Sohn des Tischlers, einen leichtsinnigen Jungen, welcher des Diebstahls überwiesen war. Das ganze ehrbare Bürgerhaus verfinsterte sich mit einem Schlage. Hebbel war Zeuge der Szenen des Jammers und der Scham, und namentlich erschütterte ihn die Wahrnehmung, daß Beppi ordentlich wieder Atem schöpfte, als er mit ihr in dem alten Ton scherzte und Possen trieb. Sie hatte sich eingebildet, er werde ihr nun die Schande des Bruders zurechnen und jede Vertraulichkeit mit der Schwester eines Diebs sofort aufheben. Das Glück ihrer Enttäuschung rührte ihn sehr und vielleicht, ja gewiß, gesellte sich etwas von eigenem Schuldgefühl hinzu, da doch sein Umgang mit ihr nicht gerade beitrug, den rechtschaffenen Vater in ihr zu

ehren. Er mochte sich der Erzählung ihrer Verführungsgeschichte erinnern, welche er auf einem Tagebuchblatte mit dem Zusatze verzeichnet hatte: „Armes Kind, erst mußtest du an den kommen und dann an mich!" — Es sollte ziemlich lange währen, bis der betrübsame und am Ende alltägliche Vorfall zu einem tragischen Symbole ausgereift war.

Von dem Wunsche erfüllt, ein Buch und etwas Honorar nach Hamburg mitbringen zu können, hatte er seinen komischen Roman samt der Erzählung Anna und dem Märchen: „Der Rubin", an Tieck in Dresden gesendet und um dessen Urteil gebeten, wie auch um Fürsprache bei einem Verleger. Es war der dritte Versuch mit dem Schnock. Aber sowohl dieser als auch ein zweiter Brief an Tieck blieben ohne Antwort. Des Dichters Schweigen kränkte ihn, wenn er sich gleich sagte, daß Tieck bekanntlich oft leidend, von der schwärzesten Melancholie ergriffen, daß er ferner bejahrt und groß genug sei, um ein Verlangen, wie das an ihn gestellte, zu überhören. Trotzdem kränkte ihn Tiecks Schweigen dermaßen, daß er sich vornahm, wenn es ihm selbst jemals begegnen sollte, mit dem Vertrauen junger Schriftsteller und Dichter beehrt zu werden, ihnen allsogleich zu antworten, was immer auch er ihnen zu sagen habe. — Das Morgenblatt, wofür er sich von Zeit zu Zeit einen Beitrag abpreßte, schickte ihm gerade so viel klingenden Lohn, daß er sich dafür die Schuhe konnte besohlen lassen, und Elise, die vor kurzem ein kleines Modegeschäft errichtet und dabei Mißgeschick erfahren hatte, mußte die Unterstützung, die sie ihm nach wie vor zuwendete, den Umständen gemäß einschränken. Es ging ihm also herzlich schlecht. Er aß jetzt an dem ärmlichen Tische seiner Hausleute, ein Trauriger unter Betrübten. „Wenn ich einmal mit Extrapost aus der Welt gehen sollte", — so hatte er einst aus München an die Freundin geschrieben, „so geschieht es, du darfst darauf schwören, nicht aus Verzweiflung, sondern aus Hunger."

Noch vor Torschluß seines Münchener Aufenthalts machte er ein paar neue Bekanntschaften und hatte er einige gesellschaftliche Berührungen, denen er bisher immer ängstlich ausgewichen war. Er verkehrte mit einem einsichtigen Maler Bischof, der vor ihm den lustigen Guckkasten des Münchener Künstlertreibens aufschlug und ihn in seiner Verehrung Cornelius' bestärkte. Durch Gartner wurde er in einem Odeon eingeführt, wo eine Schauspielerin, wahrscheinlich auf dessen Veranlassung, zwei der Gedichte Hebbels deklamierte: „Der junge Jäger" — „Das Haus am

Meere", und wo er, wie jeder Fremde, dem Könige vorgestellt wurde.

Einige Male kam er in den Zirkel des Hofrats Vogel, dessen Gemahlin, eine Tante Emil Rousseaus, längst durch den Neffen auf ihn aufmerksam geworden. Sogar einem Balle wohnte er dort bei, auf welchem das ganze angesehene und gelehrte München, darunter auch Schelling, erschien. Hier lernte er die Hofrätin Förster, die Tochter Jean Pauls, kennen, mit der er sich lange über deren herrlichen Vater und dessen Werke unterhielt. Die anmutige Emma — heißt es in Karl Hases Jugenderinnerungen — war fast in des Vaters Stil, nur ins kleine gezogen. Hebbel freute sich der Wahrnehmung, seine Schüchternheit gegen Unbekannte abgestreift zu haben, eine der unheilvollen Nachwirkungen der unwürdigen Behandlung Mohrs, und er war mit seinen geselligen Tourneen sichtlich zufrieden. Schwerlich werden ihm die eleganten Damen ein gleich gutes Zeugnis ausgestellt haben.

Mit dem Beginne des Jahres 1839 rüstete er sich im Geiste zur Rückkehr nach Hamburg. Er hatte das alte mit der Gewißheit geschlossen, daß ihm das neue nicht wieder bringen könne, was ihm jenes geraubt habe. Die Mutter verloren und den treuesten Freund. Stets war ihm jetzt zumute, als ob seine geheimsten Regungen ein Verhältnis zu Rousseau hätten, als ob sie diesem schon im Augenblicke ihres Entstehens bekannt sein müßten. Unwillkürlich nannte er oft seinen Namen und erklärte sich gegen ihn über manches, als wäre er anwesend und hätte ihn mißverstanden. Weit weniger denke ich an dich, teuere Mutter, sagte er sich im stillen, ich kann's nicht ändern; ich bin starr und kalt und werde vom Leben nur noch hin und wieder im Vorbeigehen besucht.

Amalie Schoppe, von der er längere Zeit hindurch keine Nachrichten mehr erhalten, schrieb nun an ihn voll freundschaftlicher Gesinnungen und riet ihm an, er solle, um promovieren zu können, sich vorläufig um eine Hofmeisterstelle bemühen; Gutzkow und der junge Schriftsteller Wiehl, die an seinem Talent Interesse nehmen, wären der nämlichen Ansicht. Schleiermacher, A. W. Schlegel, Varnhagen, die Brüder Grimm und Hegel seien gleichfalls diesen Weg gegangen, es liege also nichts Schimpfliches darin. Man würde sich um eine passende Stelle der Art in Hamburg für ihn umtun. Ein anderes Auskunftsmittel wäre, wenn er sich einstweilen in Kiel ansiedeln und um ein dithmarsisches Stipendium bemühen wollte. Dort könnte er wohlfeil leben, Privatunterricht geben und nebenbei als Publizist auf-

treten. Die jüngst ausgebrochenen Wirren in Dithmarschen böten ihm bei seiner Vertrautheit mit den Verhältnissen herrlichen Stoff, sich auszuzeichnen und bemerkbar zu machen. Er müßte jedoch rasch herüber kommen, da sonst alles wieder ruhig werde, „dank den Dragonern, womit der König Ihr Vaterland beglückt hat". Hebbel, indem er seine Erkenntlichkeit ausdrückte, erwiderte: „Da andere Leute sich der Literatur widmen, warum sollte er mehr riskieren, wenn er denselben Weg einschlage? Aus ihm könne das Glück wenigstens noch etwas machen, denn er sei etwas und brauche nicht viel Glück. Nicht jeder dürfe so sprechen. Obendrein gebe es wohl nicht leicht ein Verhältnis, in das er weniger hinein passe, als in das gefirnißt-knechtische eines Hofmeisters." Wir glauben es ihm aufs Wort. Es hätte mit ihm noch ungleich schlimmere Auftritte gesetzt, als wir sie aus dem Hofmeisterleben Hamanns kennen. Das Unglück war nur, daß er in gar keines der sich ihm darbietenden Verhältnisse hineinpaßte, in das schriftstellerische so wenig, als in das des Erziehers oder in das Lehramt.

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, wo er von München scheiden sollte, desto mehr Lichter sammelten sich auf dem Bilde dieser Stadt, die er einzig und ohnegleichen nannte, in der man leben könne, wie es einem gefalle. So oft ich an München denke, schrieb nachmals Cornelius an den dortigen Künstlerverein, ist es mir, als ob Sonntag wäre und das schönste Wetter. Dieser Sonntagsblick hatte auch Hebbel getroffen. Zugleich traten jetzt die inneren Besitztümer, deren Erwerb sich für ihn an München knüpfte, lebhaft in seine Vorstellung; die bedeutende Lebensperiode, die er hier zurückgelegt, wurde ihm gleichsam sinnlich und er sagte sich, daß sie bei minderer Vereinsamung wahrscheinlich nicht so bedeutsam geworden wäre. Hier, wo er ganz auf sich allein gestellt, das ihm sonst immer von außen aufgedrungene Verhältnis zu seiner Umgebung sich selbst habe bilden müssen, hier erst sei der Charakter in innerster Eigentümlichkeit entfaltet worden; er wolle nur hoffen, daß diese Eigentümlichkeit nicht gar zu schroff und abstoßend sei. Wenn er auch viel zu beklagen habe, zu bereuen habe er wenig; „denn wer sein Leben, so wie ich, zusammenflicken und stücken mußte, der ist wohl zu entschuldigen, wenn er nicht im Purpur einhergeht." Als Talent stelle er sich unter niemand, der jetzt lebe, seinen hohen Meister Uhland und Tieck natürlicherweise ausgenommen; auch glaube er im Lyrischen einiges hervorgebracht zu haben, was als rühmliches Denkmal seines Daseins fortdauern werde. Er stehe an einem Wendepunkte und eben darum sei er überzeugt, daß Gott ihn noch nicht abrufen könne. „Kein Mensch verläßt die Erde, so

lange sie ihn in Rücksicht auf Geist oder Herz noch verändern kann; der Tod hat nur Macht über das Gewordene.“ —

In dem Maße, als der Gedanke an den Abschied von München diese Stadt vergoldete, verdunkelten sich vor seinem Blicke die Hamburger Verhältnisse. Er hatte sich gegen seine Wohltäter ehedem nicht zu stellen gewußt, er hatte seine Rechte zwar nicht aufgegeben, aber auf gelegenere Zeit sich vorbehalten, wie sie geltend zu machen wären. Von Heidelberg und München aus hatte er gesucht, das Versäumte schriftlich einzubringen, jedoch dabei erfahren, daß das Bild, welches der Mensch in dem Geiste seiner Freunde und Bekannten zurücklasse, zum Ausleger seiner Briefe werde. Wie die Schoppe seinen Bildungsgrad begriffen habe, dies bewiesen alle ihre Ratschläge und Urteile. Es heiße also, in Hamburg ganz von vorne anfangen. Sei es darum! Aber keine Rücksicht soll ihn bewegen, sagte er sich, eine Beschränkung seiner Unabhängigkeit zu dulden, und ob er deshalb von Kurzsichtigen für undankbar gehalten, von Böswilligen dafür ausgeschrien werde.

Alles machte er sich klar, nur das Wichtigste nicht: wie er zu Elisen stand und Elise zu ihm. Er war nicht der Mann, mit Vorbedacht darüber im Dunkeln bleiben zu wollen; er schien wirklich unbefangen über dieses Verhältnis zu denken und den Unsegen nicht zu ahnen, den es für beide in sich barg. Elise liebte ihn, er selbst aber empfand für sie nur innige Freundschaft. Zwar, den Ton des Liebhabers hatte er niemals gegen sie angeschlagen; im Gegenteil, sie konnte aus jedem seiner Briefe entnehmen, daß eine leidenschaftliche Wallung ihn nicht bewege. Und doch — daß sie mit seiner Freundschaft vollauf sich begnüge, daß sie nicht mehr verlange, nichts Süßeres erwarte, war er aus ihren Blättern zu lesen gewiß außerstande. Die zärtliche Neigung eines Mädchens, wenn sie noch so wunschlos gibt und noch so deutlich sieht, erzeugt aus sich selbst leise, allmählich das Versprechen erwidernder Neigung: Über Nacht wird dir das Teuerste, das Unerwartete aufblühen! Worauf du schon verzichtet hast, das kehrt mit einem Male lächelnd bei dir ein! So war es auch bei Elisen. Wenn sie aber auf einen Blick der Zärtlichkeit rechnete, so pries er ihr umfassendes Gemüt, dem er sich dergestalt erschließe, wie keinem anderen sonst in der Welt! Und wenn sie auch nur in verblassender Ferne auf eine dauernde Vereinigung anspielte, so hielt er ihr das Schreckbild entgegen, daß eine solche Verbindung das Grab des jungen Mannes, namentlich des Dichters, sei und daß in der Ehe etwas Versteinerndes liege. Alles Unveränderliche werde ihm zur Schranke und jede Schranke zur Beschränkung. Wenn

ein Künstler sich verheirate, so geschehe immer ein Wunder, so gut, als wenn ein anderer sich nicht verheirate. „Das zwischen uns bestehende Verhältnis", schrieb er ihr einst, augenscheinlich als Erwiderung auf heiße Worte, die wir uns leicht vorstellen können, „das zwischen uns bestehende Verhältnis ist auf einen sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung gegründet; trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir dies nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge unvermeidlich, aber noch weniger wollen wir bedauern, daß er vorüber ist." — Nicht selten sei, was man Liebe nenne, die Vorläuferin einer unvergänglichen Vestaglut, der Freundschaft! Keinem Menschen auf Erden schreibe er Briefe, wie ihr, sie genieße mit ihm sein geheimstes Leben, und eine innigere Verbindung sei nicht möglich. Auf ihre bange Frage, die sie nicht unterdrücken kann: „Ob sie nicht erstarren werde, wenn er ihr beim Wiedersehen ruhig, kühl gegenüber trete?" weiß er nichts anderes zu antworten, als daß er diese Befürchtung nicht verdiene. Sie möge bedenken, setzt er sentenzenhaft hinzu, daß das Herz eine tausendfältige Sprache habe. Dem Weibe sei es angemessen und notwendig, ihr Gefühl ufer- und schrankenlos dahin brausen zu lassen, denn das Weib wirke nur durch die Liebe; der Mann aber müsse sich vor Überschwemmungen des Herzens hüten. Also die Beredsamkeit der Weisheit sollte ein ungestüm pochendes Frauenherz zur Ruhe bringen, die Standrede, die er der Ebbe hielt, dem Fluten der Leidenschaft Halt gebieten. Und diese Standrede hielt der nämliche Mensch, der als den bedeutendsten Ausspruch in Bettinas Goethe-Briefen das Wort bezeichnet hatte: „Die Leidenschaft ist der Schlüssel zur Welt." Elisens Miene wird bei solchen Gegengeschenken an das Gesicht des Bettelmädchens erinnert haben, das anstatt der milden Gabe, welche die Notdurft lindert, bitter enttäuscht eine Blume empfängt.

Die Freundin hatte gewünscht, daß er zu seinem Geburtstage, dem 18. März, bereits in Hamburg sei. Doch ließ sich die Reise des Schneegestöbers und der schlechten Wege halber nicht beschleunigen, da Hebbel entschlossen war, sie zu Fuße zu machen. Er bat Elisen, ihm ein gutes Zimmer zu mieten, wenn möglich in ihrer, gewiß nicht in der Doktorin Nähe; er sei jetzt ein anständiges Logis gewohnt. Auch möge sie nicht vergessen, die Hausleute zu benachrichtigen, daß er ein Hündchen bei sich habe. Ferner mußte ihm Elise trotz ihrer Bedenken versprechen, ihm bis nach Hoopte entgegenzukommen, damit er sie nach langer Trennung zuerst ohne Zeugen in traulicher Stunde sehe. Ernsthaft stellte er die Bitte und wiederholte sie, Franschbrote mit-

zubringen, seinen Lieblingskuchen, damit er sofort mit ihr Kaffee trinken und dabei nach Herzenslust plaudern könne. Der Ort, wo sie sich treffen sollten, hieß: „Der letzte Heller"; ein historischer Ort, was Hebbel vermutlich nicht wußte. Denn hier hatte Tettenborn 1813 die Deputation Hamburgs empfangen und ihr bedeutet, daß er als Freund erscheine, sie müßten aber zuvor die französischen Einrichtungen beseitigen und den Senat wieder einsetzen, damit Rußland nicht die Hand auf Hamburg lege, dann erst werde er mit seinen Truppen einziehen. Vivat! rief Hebbel in seinem letzten Münchener Briefe, Vivat der letzte Heller!

Seine Garderobe, seine Bücher und Schriften packte er in den Koffer, um ihn voraus zu schicken. Zur Fußreise bedurfte er ja nur eines Ränzchens. Wir aber wollen, bevor er seine Tagebuchhefte mit in den Koffer verschließt, noch einen Blick darein tun und ihnen einiges entnehmen, was die Charakteristik seines Geistes- und Gemütslebens in der abgelaufenen Epoche ergänzen hilft.

Aus den Tagebuchblättern.

Der Mensch ist die Kontinuation des Schöpfungsaktes, eine ewig werdende, nie fertige Schöpfung, die den Abschluß der Welt, ihre Erstarrung und Verstockung, verhindert. Es ist höchst bedeutend, daß alles, was als menschlicher Begriff existiert, nicht vollkommen und ganz — wohl stückweise — in der Natur vorhanden ist, und alles, was in der Natur vollkommen und ganz existiert, sich dem menschlichen Begriff entzieht, des Menschen eigene Natur nicht ausgenommen. So wissen und definieren wir, was Recht und Unrecht ist, was Tugend und Unschuld ist (diese, sobald wir sie verloren haben), aber nicht, was Leben ist usw. Wo uns Erkenntnis vergönnt ward, da bedarf die Natur unserer Mithilfe.

Wenn der Dichter Charaktere dadurch zu zeichnen sucht, daß er sie selbst sprechen läßt, so muß er sich hüten, sie über ihr eigenes Innere sprechen zu lassen. Alle ihre Äußerungen müssen sich auf etwas Äußeres beziehen; nur dann spricht sich ihr Inneres farbig und kräftig aus, denn es gestaltet sich nur in den Reflexen der Welt und des Lebens.

Ich lese die Rahel. Goethes Wort: „Sie hat die Gegenstände", möcht ich doch nur in bedingtem Sinne unterschreiben. Sie urteilt eigentlich wie eine somnambule Kranke; immer richtig, aber nur in bezug auf sie, auf das, was ihrem Zustande zusagt. Jedenfalls darf man von dieser höchst gesunden Frau

ebensowenig Folgerungen ableiten, wie von ihrem Gegenbilde, der Seherin von Prevorst. Übrigens eine der alleraußerordentlichsten Erscheinungen und — sie erkennt es zuletzt an, anfangs sah sie darin einen Fluch — ein Glück für sie, daß sie als Jüdin geboren war, denn dadurch war ihre Stellung sogleich eine scharf gesonderte, deren diese wundersam-fremde Natur so sehr bedurfte. Ich sagte lieber: Sie hat ihr Verhältnis zu den Dingen, und vor allem hat sie ihre Zustände.

Eine bedeutende Kraft im Menschen kündigt sich dem Gefühl als ein Mangel an, solange sie sich noch nicht entwickelt hat.

Wenn ein Mensch recht aufrichtig ist, so schadet ihm nicht sowohl das, was er ausspricht, als das, wovon man meint, daß er es verschweigt. Denn niemand glaubt an seine Aufrichtigkeit, und daraus, daß er viel sagt, schließt die verdorbene Menge bloß, daß er noch viel mehr zu sagen hat.

Ein Gefangener ist ein Prediger der Freiheit.

Gegen jede sogenannte Wahrheit bin ich mißtrauisch, die nicht in mir das Gefühl erregt, als hätte ich ihre Existenz schon lange zuvor geahnt.

Diejenigen Menschen, die sich auf demselben Wege befinden, aber in verschiedenen Stadien, sind am weitesten auseinander.

Es gibt keine reine Wahrheit, aber ebensowenig einen reinen Irrtum.

Einige Menschen sind die Barbiere ihres Jahrhunderts, einige Jahrhunderte die Barbiere der Zeit.

Viele tragen in ihre Poesie Logik hinein und meinen, das heiße motivieren.

Wenn die Hieroglyphenschrift sich vervollkommt, so wird die Buchstabenschrift nicht erfunden.

Um einen Schriftsteller in bezug auf Stil zu beurteilen, muß man besonders auf die Freiheiten passen, die er sich mit der Sprache nimmt, und untersuchen, ob dabei auch Freiheit stattfindet.

Die meisten Dichter machen das Wort, das sie ihren Gestalten in den Mund legen, zum Spiegel ihrer Zustände; es muß aber zugleich Echo ihrer Natur sein.

Vor einer hohen Freude zittert der Mensch fast so sehr, wie vor einem großen Schmerz. Da mag er fürchten, die Traube des Lebens auf einmal zu pflücken und den dürren Stab in der Hand zu behalten.

In die Hölle des Lebens kommt nur der hohe Adel der Menschheit; die anderen stehen davor und wärmen sich.

Das Gemeine ist verloren, sobald es kämpft.

Zwei Menschen sind immer zwei Extreme.

Es ist die größte Dummheit der Maus, daß sie, einmal in die Falle gegangen, nicht wenigstens noch den Speck, der sie hinein gelockt hat, verzehrt.

Es war eine große Idee der katholischen Kirche, daß bedeutende Menschen in den Augen der Gottheit etwas gelten und durch Fürbitten wirken können.

Es fragt sich, ob, wenn Kleist das Gebrechliche der Welteinrichtung zeigt, er dadurch nicht mehr erhebt, als wenn er sie priese.

Platen brüstet sich mit dem Zügel und hat nicht das Pferd.

Ich weine jetzt fast nie aus Schmerz, kaum noch aus Zorn. Aber bei schöner Musik oder wenn ich ein munteres Kind sehe, kommen mir so leicht Tränen ins Auge.

Die Sprache begräbt die Sachen; sie bezeichnet sie obenhin und man meint, es sei nichts weiter dabei zu denken.

Nichts kann bewiesen werden, als was zu beweisen sich nicht verlohnt.

Ein Hofmann ist ein umgekehrter Hofnarr.

Die Weiber aktiv zu machen, um sie zeichnen zu können, ist ein Kniff Laubes. Ich glaube, schon Gutzkow bemerkte ihm dies.

Es hat mir einen tröstlichen Eindruck gemacht, daß Schiller (nach Humboldts Briefwechsel) so wenig die Griechen, als die schweren Lateiner, in der Ursprache las.

Die Musik ist blind, die Bildhauerkunst taub, die Malerei stumm.

Allegorie.

Dereinst raubt das Unglück dem Glück die Flügel. Es schwingt sich himmelan und das Glück muß auf der Erde weilen.

* *
*

Kurz vor seiner Abreise lud ihn die Familie Rousseau von neuem zum Besuche in Ansbach ein und empfing er einen Brief Gutzkows, der ihn um eine Korrespondenz für den Telegraphen bat.

Hebbel war elegisch gestimmt, als er von den ihm werten Stätten Münchens Abschied nahm. Er ging noch einmal die Straße nach Ingolstadt hinaus, einen seiner liebsten Spaziergänge, die Straße, welche Herzog Albrecht ritt, nachdem er seine Agnes zum letzten Male geküßt hatte. Er besuchte noch einmal die Pinakothek und die Glyptothek, sowie die Leuchtenbergsche Galerie, indem er sich nicht ohne Schmerz die Entbehrungen künstlerischer

Genüsse vorstellte, die in Hamburg seiner warteten. Nur der Gedanke: ‚Du kehrst wieder einmal zurück!‘ versüßte ihm die schweren Scheidestunden. Auch dem Haberederschen Kaffeehause am Englischen Garten sagte er Lebewohl, das ihn und Rousseau im vorjährigen Winter jeden Abend gesehen. Er setzte sich an den Tisch, wo er mit dem Unvergeßlichen immer zu sitzen pflegte, und ließ sich ein Glas Bier geben, das er auf sein Andenken leerte. „Leben Sie auch noch?“ sagte der kleine Wirt, den sie stets den Kobold nannten. Das Zimmer war verändert, die Tochter war lange in die Höhe geschossen, die Gäste waren dieselben: Offiziere, Bauern, Bürgersleute. Im Nebenzimmer sprach ein krausköpfiger Geschichtsforscher über Karl den Großen. Der letzte Spaziergang galt dem Englischen Garten.

Bei sehr schönem Frostwetter, morgens 6 Uhr, ging Hebbel am 11. März 1839 aus München. Beppi trug ihm sein Ränzchen bis ans Ende der Ludwigsstraße, dort nahm er es selbst auf den Rücken. Neben ihm her lief sein Hündchen. Sie begleitete ihn über zwei Stunden. In einer Bauernschenke, die einsam im Walde stand, der sogenannten kalten Herberge, tranken sie das letzte Glas zusammen. Dann schieden sie unter unendlichen Tränen. Über Pfaffenhofen, Ingolstadt, Eichstädt, Wasserburg, Roth und Schwabach ging es nach Nürnberg, in welcher Stadt er sich ein bißchen umsah. Er besuchte unter anderem die Bibliothek, wo ihm ein alter Bibliothekar viele Inkunabeln, ein Konzept Luthers, Handschriften von Frischlin und Regiomontanus zeigte. Nach Benützung der kurzen Eisenbahnstrecke bis Fürth, wobei er den ersten Eindruck einer solchen Schnellfahrt empfing, setzte er sich, sein Hündchen auf dem Schoß, in den Postwagen, der ihn spät nachts sehr unwohl, weil er plötzlich das Fahren nicht vertragen konnte, und bei mörderischem Wetter nach Bamberg brachte. Am nächsten Morgen trat er den sehr langen Weg nach Koburg an, benützte aber zeitweilig um einen geringen Preis ein Brieffelleisen oder ein anderes elendes Wägelchen, das ihn weiter schüttelte; einmal bei schneidender Nachtkälte, ohne Mantel und mit nassen Stiefeln. Mehr als ihn selbst dauerte ihn sein armes Hündchen, das er vergebens auf seinem Schoße zu erwärmen suchte. Vom Laufen waren dem Tiere die kleinen Füße wund und blutig. Durch hochgetürmte Schneelager, unheimliche Gehölze, über Bergkämme und holprige Chausseen entlang wanderte er mit seinem Hündchen.

In der Frühe, wenn er in die frische Kälte hinausschritt, verspürte er tagtäglich Mut und Kraft in jedem Nerv; wie ein Schwimmer, sagte er, den die Wellen schaukeln und der das ganze

große Meer unter sich zu haben und es ordentlich zu drücken meint, wie ein keuchendes Roß. Dann sang er Lieder oder dichtete einen Vers, lustig bergauf, lustiger bergab. Auf einem Meilensteine oder im Walde auf einem hohlen Stamme frühstückte er und tat einen Schluck aus der Branntweinflasche. Mittags aber war er kein Dichter mehr, wenn auch immer noch ein rüstiger Wanderer. Dann nahm er im Wirtshause ein Glas Bier und, als er Bayern hinter sich hatte, eine Tasse Kaffee und aß Brot dazu. Hänschen aber bekam seinen Teller Suppe oder was sonst Warmes zu haben war. Das reinliche Hänschen, anstatt es sich in der Wärme behaglich zu machen und hinter den Ofen zu kriechen, leckte sich den Schmutz ab und war gewöhnlich fertig, wenn er wieder aufbrach. Hebbel sagte, es gab ihm, wenn er zu Stock und Ränzchen griff, auf eine fast unwiderstehliche Weise durch die lieblichsten Gebärden zu verstehen, daß es noch bleiben möchte. Aber er durfte sich nicht daran kehren, sondern es hieß: Vorwärts. Nun war das Marschieren eine Arbeit. Die Sonne hatte die Wege aufgeweicht, man konnte keinen festen Fuß fassen, und anstatt Gedanken nachzuhängen und Phantasien abzuspinnen, wurden die Meilensteine gezählt und die Begegnenden nach der Entfernung der Örter befragt. Um vier oder fünf noch einmal eine kleine Labung, dann ohne Aufenthalt ins Nachtquartier.

An seinem Geburtstage, an dem er nach Suhl kam, erquickte er sich ausnahmsweise an einem leckern Mahle in einem vortrefflichen Wirtshause. Von dort nach Gotha mußte er die höchste Höhe des Thüringer Waldes, 2500 Fuß, ersteigen, als es eben heftig schneite. Ungeachtet der Winterkälte und der Ermüdung ergriff ihn das Naturbild gewaltig: die schwarzen Wälder auf dem weißen Grunde. In Mühlhausen, der ehemaligen freien Reichsstadt, schrieb er ein Gedicht nieder, das auf der Wanderung entstanden war: Winterreise, worin er der unfreundlichen Aufnahme gedenkt, die ein abgerissener Wandersmann überall erfahren muß.

Man prüft am fremden Gast
Den Mantel und den Kragen.

Über Heiligenstadt marschierte er nach Göttingen, wo er bei Regenwetter nachmittags zwei Uhr eintraf. Gleich nach seiner Ankunft ließ er sich in der Universitätsbuchhandlung den Adreßkalender reichen, um nach Bekannten zu sehen. Er stieß auf den Namen Rudolf Jhering, dessen wir uns noch aus Heidelberg erinnern, sah, daß er ganz in der Nähe wohne, ging zu ihm und ward notgedrungen von ihm eingeladen, in seiner Stube anstatt im Wirtshause zu logieren.

Es fügt sich schön, daß wir aus dem Munde Rudolf Iherings selbst wertvolle Mitteilungen hier vernehmen können. Der ausgezeichnete Romanist hatte dem Biographen in traulichem Gespräche seine Beziehungen zu Hebbel erzählt und war später so gütig, die Bitte zu erfüllen, diese Mitteilungen schriftlich wiederholen zu wollen.

„Drei Male im Leben oder genauer, während meiner Studienzeit, bin ich mit Hebbel zusammen getroffen. Das erstemal in Heidelberg, das zweitemal in München, das drittemal in Göttingen. Im Jahre 1836 um Ostern bezog ich die Universität Heidelberg, um dort die Jurisprudenz zu studieren, und fand auch dort in einer Vorlesung für Anfänger der juristischen Enzyklopädie, die von einem jüngeren Dozenten gehalten ward, mit einem Kommilitonen auf derselben Bank zusammen. Seine für einen Studierenden des ersten Semesters ungewöhnliche Erscheinung erregte meine Aufmerksamkeit; es war unser Hebbel. Über die Jahre hinaus, in denen man regelmäßig die Universität zu beziehen pflegt, verleugnete er in allem und jedem den Typus des sogenannten akademischen Fuchses, ja sogar des Studenten, sowohl in seiner äußeren Erscheinung: dem charaktervollen, mit einem blonden Vollbarte versehenen männlichen Gesicht, dem festen, bestimmten Gange und Auftreten und selbst der Tracht, als auch in seiner Unterhaltung: der Reife des Urteils und der Sorgfalt der Diktion. Ich kann nicht sagen, daß der Mann mich anzog, es war mir etwas Absonderliches in ihm, ich weiß nicht, ob ich mein damaliges Gefühl richtig wiedergebe, wenn ich sage: etwas Gesuchtes, Gemachtes. Er sprach nicht wie wir andern Studenten, frisch und frei, wie es uns in den Sinn kam, sondern er sprach mit Vorbedacht, er wählte die Worte und akzentuierte sie in etwas salbungsvoller Weise. Noch jetzt, nach vielen Jahren, ist es mir, als wäre ich wenigen Leuten im Leben begegnet, die mir die Worte mit einem solchen Aplomb und Nachdruck, gleich als wären es lauter Lehrsätze, zugemessen und zugewogen hätten, wie dieser mein Mitschüler. Ich würde damals darauf gewettet haben, daß er früher Schulmeister gewesen sei. Einen ergiebigen Stoff, seine geistige Superiorität zu bekunden, fand er an den Vorträgen und der Persönlichkeit des zum Lehrer nichts weniger als geeigneten, überaus unfreien und befangenen Dozenten. Der ganze Vortrag bestand im ängstlichen Ablesen eines dürren Heftes, und die Röte, die das Gesicht des Lehrers überzog, er errötete wie ein Mädchen, wenn er je seinen Blick von dem Heft ab über die wenigen Zuhörer schweifen ließ, mußte diese sehr bald über die Gemütsbewegung ins klare bringen, mit welcher

der Mann auf dem Katheder selbst diese rein mechanische Arbeit vollzog. Und dieser Dozent sollte einen gereiften Mann, wie Hebbel, in die Jurisprudenz einführen! Eine kurze Zeit hielt Hebbel es aus, indem er durch reichlichen Spott und schneidige Kritik sich schadlos zu halten versuchte, und ich vermute, daß insbesondere der Widerschein dieser Kritik auf dem Gesichte an Hebbel es war, was unserem armen Lehrer, wenn er einmal die Augen zu uns erhob, stets jenes Schauern der Verlegenheit zuzog, das an der plötzlichen Röte der Wangen und der Art, wie er Hals und Kinn schnell wieder in die Halsbinde steckte, fühlbar ward. Dann aber duldete es Hebbel nicht länger in der Vorlesung; mit einer kräftigen Verwünschung erklärte er eines Tages seinen Entschluß, nicht weiter erscheinen zu wollen, ein Beispiel, das für mich entscheidend ward. Als ich einige Wochen später der Neugierde wegen mich einmal ins Auditorium verfügte, fand ich niemand mehr vor, weder Zuhörer, noch Lehrer. Roß und Reiter sah man niemals wieder. Die Rosse hatten sich verlaufen und der Reiter war später so verständig, das Reiten für immer aufzugeben.

Auch meinem Nachbar begegnete ich in Heidelberg nicht mehr; erst in München, wohin ich mich um Ostern 1837 begeben hatte, brachte mich ein Zufall mit ihm auf der Straße zusammen. und hier knüpfte sich eine gewisse nähere Bekanntschaft an, die zu gegenseitigen Besuchen führte. Hebbel hatte, wie ich jetzt vernahm, mit der Jurisprudenz für immer gebrochen, und ich kann dem Manne, der es zuerst verstanden hatte, sie ihm in so gründlicher Weise zu verleiden, hinterher nur Dank wissen, daß er diesen Entschluß in ihm zur Reife gebracht hat. Erst in München erfuhr ich, wer mein Bekannter in Heidelberg war: Name und Heimat und seinen jetzigen Lebensberuf. Dieser war mir ganz neu, ich hatte bis dahin von der Existenz eines Literaten gar keine Kunde gehabt, erst in Hebbel sollte sie mir entgegentreten, von der verlockenden in München, später in Göttingen von der düstern Seite. Hebbels Tätigkeit, soweit sie mir bekannt wurde, bestand in dem Studium allgemein wissenschaftlicher Werke und der Abfassung von Korrespondenzartikeln für verschiedene Blätter, unter denen ich mich recht erinnere, das in Stuttgart erscheinende Morgenblatt war. Nicht das persönliche Vertrauen Hebbels, dessen ich mich nicht rühmen durfte — der Unterschied der Jahre und der geistigen Reife schloß eine solche Annäherung seinerseits aus —, aber ein Zufall, der mich selber nicht weniger betreten machte wie Hebbel, verschaffte mir die Überzeugung von den intimen Beziehungen, in denen er zur Tochter seiner Haus-

wirte, einfacher Bürgersleute, stand. Für mich blieb der Einblick, den ich hier zum ersten Male in eine Literatenexistenz gewann, nicht ohne Folgen, es regte sich in mir etwas von einer verwandten Stimmung, ich gab den Besuch der Vorlesungen auf, was mir bei der Beschaffenheit derselben nicht allzu schwer fiel, entwarf allerhand Pläne für belletristische Arbeiten und brachte eine kleine humoristische Novelle — meine erste und einzige im Leben — zustande, die ich Hebbel vorlas und die seinen Beifall fand. Er sprach mir ein humoristisches Talent zu und forderte mich auf, in dieser Richtung weiter zu arbeiten. Unglücklicher-, vielleicht auch glücklicherweise geriet ich auf den Einfall, mein Erstlingsprodukt den Meinigen zuzusenden. Als Antwort kam statt der erwarteten Anerkennung ein schwerer Vorhalt, daß ich den Zweck meines Studiums so gänzlich aus den Augen verloren habe, und der Befehl, mit dem nächsten Semester München gegen Göttingen zu vertauschen; schon im Juli verließ ich München, so daß sich mein ganzer dortiger Aufenthalt auf etwa drei Monate beschränkt hatte. Damit war für mich der Gedanke einer Literatenexistenz für immer abgetan, denn in Göttingen war dafür gesorgt, daß derselbe keine weitere Nahrung fand, die Jurisprudenz vielmehr in ihr volles Recht trat.

Drei Semester hatte ich dort obgelegen, und es war, wenn ich mich recht entsinne, vor den Osterferien, als es eines Tages bei mir klopfte und ein Mann hereintrat, den ich beim ersten Blick nach seiner ganzen äußeren Erscheinung für einen Handwerksburschen hielt, der mich um ein Almosen ansprechen wollte. Die Kleidung und der Hut abgetragen und völlig bestaubt, die Stiefel schmutzig und abgetreten, der starke Knotenstock in der Hand, alles verkündete einen Mann, der eine lange Reise zu Fuß zurückgelegt hatte, aber nicht wie der Student zum Vergnügen — schon die rauhe Jahreszeit schloß dies aus —, sondern wie der Handwerksbursche, der aus Mangel an Geld zum Gehen gezwungen ist. Der Aufzug Hebbels hatte in der Tat etwas Wildes, Wüstes, und es war nicht bloß das Gefühl der Teilnahme, das mir dieser Anblick einflößte, sondern es mischte sich — ich will mich von dieser Schwäche nicht freisprechen — ein gewisses Gefühl der Beschämung ein, einen solchen Mann als Bekannten bei mir aufnehmen zu sollen. Denn darauf war es abgesehen. Hebbel kam, ohne sich mir vorher angekündigt zu haben, als mein Gast zu mir, und es zeigte sich sehr bald, wie nötig ihm der Zuspruch an meine Gastfreundschaft gewesen war. Er war von allen und jeden Mitteln entblößt und es handelte sich nicht nur um seine Aufnahme bei mir, sondern ich war sogar genötigt, ihm sofort

seine Stiefel, die alle ferneren Dienste versagten, neu versohlen zu lassen und ihn mit etwas Reisegeld für seine Weiterreise nach Hamburg zu versehen. Welche Überwindung mag es ihm gekostet haben, ihm dem älteren, gereiften Manne, bei seinem Stolz und Unabhängigkeitsgefühl, einen Studenten, den er stets mit einer gewissen Herablassung und väterlichen Überlegenheit behandelt hatte, in dieser Weise angehen zu müssen! Ich bin meinerseits nicht sicher, daß ich als junger Mensch den Eindruck, den dies erste Begegnen und der Einblick in seine Lage auf mich machte, so zu bemeistern verstanden habe, daß er denselben nicht hätte wahrnehmen können, und ich möchte seinen Manen noch hinterher dafür Abbitte tun. Noch jetzt erinnere ich mich, wie gelegen es mir kam, daß die Reparatur seines einzigen Paares Stiefel ihm das Ausgehen unmöglich machte und mir es ersparte, mich in Göttingen mit ihm blicken zu lassen; ich hätte die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich gezogen. Konnte doch mein Hauswirt, ein pensionierter Beamter und ziemlich neugieriger Mann, mit dem ich befreundet war, der Versuchung nicht widerstehen, die seltsame Erscheinung, die er beherbergte, und von der offenbar das Dienstmädchen berichtet haben mußte, in Augenschein zu nehmen. — Hebbel ward b e s e h e n! Für mich hatte dieser Besuch die wohltätige Folge, daß, wie meine Übersiedlung mich äußerlich und gewaltsam, so dieser Besuch mich innerlich von meinen Träumen eines Literatenlebens befreite. Ich erblickte dasselbe hier von einer Seite, die mich erschrecken ließ bei dem Gedanken, daß ich selbst nahe daran gewesen war, und die es mir klar machte, daß meine Individualität für eine solche Unsicherheit der Existenz nicht geschaffen war. Aber noch einen andern Eindruck ließ der Besuch Hebbels bei mir zurück, einen Eindruck, der sich allerdings erst im Laufe der Jahre zur vollen Klarheit herausgearbeitet hat, den ich aber damals jedenfalls schon empfand. Es war der der entschiedenen geistigen Überlegenheit Hebbels über mich und der Gewaltigkeit, oder soll ich sagen: herrischen Gewaltsamkeit seiner Persönlichkeit. Ohne Zutun von meiner Seite hatte sich das Verhältnis sofort ungefähr so gestaltet, als beehrte der Lehrer den Schüler, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen. Hebbel war der Gebende, ich der Empfangende, er erwies mir die Ehre, eine Gefälligkeit von mir entgegenzunehmen, für die allenfalls ich ihm, nicht er mir dankbar zu sein habe, und gab sich nicht einmal die Mühe, auf meine Interessen einzugehen, eine Vermittlung mit mir durch Herabsteigen auf meinen Standpunkt zu suchen oder mir das Gefühl meiner geistigen Unreife oder Inferiorität zu ersparen.

Er sprach zu mir, wie der Professor vom Katheder, ohne eine Antwort meinerseits hervorzurufen oder nur möglich zu machen; er dozierte, er dozierte unausgesetzt, und als ich nach einem solchen längeren Vortrage, der, wie ich glaube, das Wesen der Kunst betraf, ihm für den Genuß und die Anregung, die er mir gewährt habe, meine Befriedigung ausdrückte, erwiderte er mir: daß er nicht sowohl meinetwegen geredet, als um sich seine Gedanken klar zu sprechen! Ich hätte ihm bloß als Wand gedient, gegen die er sprach! Ich glaube, diesen Zug nicht verschweigen zu sollen, obschon er das Zartgefühl und die sozialen Umgangsformen Hebbels nicht gerade in ein günstiges Licht setzt, weil er mit einem Schlage die ganze Persönlichkeit zeichnet. Hebbel mein Gast und in drückendster Weise auf meine Unterstützung angewiesen, ich hinwiederum mich willig ihm unterordnend und seine Überlegenheit anerkennend — und dann solch ein unerwarteter Hieb ins Gesicht! War es das ihm unbequeme Gefühl der Lage, in der er sich bei mir befand, welches sich hiemit Luft zu machen suchte, der Protest seines Unabhängigkeitssinnes gegen jeden Schein einer mir geschuldeten Rücksicht? oder war es nur die ihm angeborene Naivität urwüchsiger Derbheit und das Behagen an dem rücksichtslosen Durchbrechen der konventionellen Umgangsformen, die ästhetische Freude an dem Effekt einer überraschenden Grobheit? Ich lasse die Frage dahingestellt, aber zu meiner eigenen Ehre will ich hinzufügen, daß ich von der Eigenschaft des Humors, die er mir in München zugesprochen, genug in mir hatte, um in dieser Grobheit weniger das für mich persönlich Verletzende, als die komische Seite herauszukehren. Es brachte mir eine Szene in einem Grabbeschen Phantasiestück in Erinnerung, in welcher der Teufel, der als Gast bei Fremden freundlich aufgenommen wird und den es mitten im Sommer friert, Stühle und Tische des Gastzimmers zum Heizen verwendet. Mit der Formel: absonderlicher Mensch, kam ich über den persönlichen Eindruck hinweg.

Später haben unsere Wege uns leider nie wieder zusammengeführt. Als ich im Jahre 1862, meine ich, einen Versuch machte, ihn in Wien aufzusuchen, war er nicht anwesend, und um schriftlich mit ihm anzuknüpfen, dazu war unser Verhältnis nicht innig genug gewesen. Aber selbst jene flüchtigen Berührungen mit ihm sind mir stets als eine Art persönlicher Illustration seiner Schriften erschienen; so vieles darin gemahnte mich an den Mann, wie er mir im Leben entgegengetreten war — absonderlich, eckig, etwas schulmeisterlich, aber eine ursprüngliche, gewaltige Kraft, der ich bereitwillig den Vorzug geistiger und per-

sönlicher Überlegenheit einräumte, ohne mich sympathisch von ihr berührt zu fühlen. Ich hatte das Gefühl, daß es sich schwer mit ihm leben ließe."

* *
*

Von dem Schreibtische des jungen Jhering aus, als dieser sich im Kollegium befand, richtete Hebbel den letzten Brief an Elise vor dem Wiedersehen. Er schilderte ihr die mühselige Reise und bezeichnete ihr die veränderte Route, die er einschlagen werde. Anstatt in Hoopte wolle er sie in Harburg begrüßen, wo er am 30. März anzukommen und mit Zuversicht sie zu treffen hoffe. Eine Ausrede für die Ihrigen werde sie leichtlich finden, es gelte ja, ihren Freund für die gräßlichste Strapaze seines Lebens zu belohnen. Von neuem ermahnte er sie, die Frenschbrote gewiß nicht zu vergessen; dreifach unterstrich er dies in seinem Briefe. Auf dem Schreibtische vor ihm standen in stattlichen Reihen Jean Pauls, Schillers, Lessings Werke, von dickbäuchigen Juristen, wie er sich ausdrückte, nur ungerne im Repositorium geduldet. Eine Schwarzwälder Uhr pickte hitzig, munter hüpfte ein Kanarienvogel hin und her, während sein armes kleines Hündchen auf den wundgelaufenen Füßen zu ihm heran hinkte und um sein Frühstück bat.

Am 23. März brach er nach Eimbeck auf und ging über Elze nach Hannover, wo er bei starkem Schneegestöber anlangte. Hier ließ er sich die Haare scheren, welche wegen ihrer Länge unangenehmes Aufsehen erregt hatten. Dann wanderte er wieder auf der durchnäßten Chaussee nach Celle, wo er nächtigte, unablässig mit seinem Hündchen beschäftigt, bei dem er später in Soltau Krankenwärterdienste versah, anstatt zu schlafen. Während er Häuschen Bouillon geben ließ, begnügte er sich mit Brot. Es war ihm ein unsäglich peinlicher Gedanke, daß die treue Kreatur unterwegs sterben solle, wie ein Bauer in Welle ihm versichert hatte. Er konnte die Tränen nicht zurückhalten und nahm, ungeachtet er den schweren Ranzen schleppen mußte, Häuschen auf den Arm, bedeckte es mit seinem Rocke und versprach ihm, als ob es ihn verstehen könne, in Hamburg das schönste Leben. In der letzten Nacht dieser martervollen Reise irrte er lange, da im Wirtshause der kleinen Station kein Platz mehr vorhanden war, auf der Landstraße umher, bis er endlich auf einem Bauernhofe ein Unterkommen fand; aber welch ein Unterkommen! Schmutzige Betten, häßliche Menschen, Fenster ohne Läden; „frech und kalt schien der Mond hinein".

Am Vormittage nach dieser greulichen Nacht traf er in Harburg ein. Ihm war beklommen zumute, als er die Türme Hamburgs wieder erblickte. die ihm bei einer Biegung des Weges plötzlich in die Augen sprangen. Lauter halbe, zerrissene, in sich nichtige und bestandlose Verhältnisse! so rief es in ihm — ein Wolkenheer und nur ein einziger Stern: Elise! Diese kam am Nachmittage mit dem Dampfschiffe. Hebbel sagte: ‚Es war ein schmerzlich süßes Wiedersehen. Denn auch wir standen nicht zueinander, wie wir sollten, und schlecht vergalt ich ihr ihre unendliche Liebe, ihre zahllosen Opfer, durch ein dumpfes, lebefaules Wesen.‘ Am 31. März betrat er wiederum den Boden Hamburgs.

Drittes Buch.

Der Dichter der Judith.

(1839—1842.)

Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke.
Schiller.

Erstes Kapitel.

Schriftstellerleben in Hamburg.

So saß denn Hebbel wieder in der nämlichen Kammer, in welcher er vor drei Jahren gesessen und lateinische Vokabeln auswendig gelernt hatte. Denn zwei schöne, von Elisen für ihn hergerichtete Zimmer konnte er erst nach Verlauf eines Monats beziehen. Er stellte Vergleichungen an zwischen einst und jetzt, die nach seinem Gefühle zugunsten der Gegenwart ausfielen: Vergleichungen zwischen dem kaum entpuppten Schreiber aus der Wesselburener Kirchspielvogtei, der es für eine große Ehre gehalten habe, in einen Gymnasiastenverein eingeführt zu werden, und dem nun entwickelten Manne, den literarische Berühmtheiten aufsuchen und respektieren; zwischen dem Verlegenheitsmenschen, dessen er sich doch noch in München habe anklagen müssen, und dem nunmehr seiner selbst gewissen Geiste, der sich getrost auch in das ihm fremdeste Gebiet hineinwagen könne. Zu diesen Erwägungen hatte ihn vornehmlich das mit Gutzkow eingeleitete Verhältnis angeregt. Gutzkow war bald nach Hebbels Ankunft in einer Konditorei am Alsterbassin mit ihm zusammengetroffen und ihm herzlich entgegengekommen. Er hatte sich teilnehmend nach seinen Studien erkundigt, sich über München allerlei erzählen lassen und manches literarische Thema besprochen, wobei sich zu Hebbels Befriedigung vielfach eine Übereinstimmung der beiderseitigen Ansichten ergab. Janinski, der sich an Hebbel hängte, und Ludwig Wihl, der dazumal den journalistischen Kammerdiener Gutzkows machte, waren Zeugen dieser Unterredung, und der erstgenannte meinte, daß er Gutzkow noch nie so unbefangen und zutunlich gesehen und daß Hebbel alle Ursache habe, mit der Art, wie dessen Beziehung zu dem einflußreichen Schriftsteller angeknüpft worden, vollauf zufrieden zu sein. Gutzkow lud ihn

ein, ihn zu besuchen und sowohl für sein Jahrbuch als auch für den „Telegraphen" Beiträge zu liefern. Inzwischen hatte Julius Campe ihn gleichfalls aufgefordert, für ihn tätig zu sein. Hebbel solle einen historischen Roman schreiben, der in Dithmarschen spiele; auch wurde ihm von dem Verleger ein kleiner Vorschuß bewilligt. „Arbeit genug", rief Hebbel aus, „ich darf nicht länger klagen, die Pforte ist mir geöffnet!" Auf jeder Lebensstation haben wir ihn im Anfange so zuversichtlich gesehen.

Gleichwohl ging Hebbel nicht ohne Vorsicht in das Verhältnis zu Gutzkow hinein. Zwar die ursprüngliche Abneigung gegen ihn war schon während der letzten Wochen seines Münchener Aufenthaltes einigermaßen gemildert worden durch zwei Bücher Gutzkows: Götter, Helden und Don Quijote und den Roman Blasedow und seine Söhne, welche ihn, das eine des würdigen Tones und der treffenden Bemerkungen wegen, das andere in Ansehung der bedeutenden Idee und der teilweise gelungenen Ausführung, mehr als die früheren Schriften desselben Verfassers ansprachen. Er glaubte auf eine Sinnesänderung Gutzkows wie auf höhere Entwicklungen seines poetischen Talentes schließen zu dürfen, eines Talentes, das ihm in der Wally und in den Novellen als ein verächtliches erschienen war. Dennoch vermochte er sein Mißtrauen gegen diesen Autor nicht zu verwinden. Ängstlich überwachte er seine eigenen Schritte in dem Verkehr mit Gutzkow, ja nach dem ersten und zweiten Besuche bei ihm brachte er die empfangenen Eindrücke sorgsam zu Papier, als ob es sich um nötigenfalls einmal zu verwertende Prozeßakten handeln würde. „Gutzkow hat mich allerdings sehr freundlich aufgenommen", lautet eine böse Tagebuchnotiz, „aber wer sagt mir, daß es aus wirklicher Herzlichkeit geschah? .... In allen diesen Leuten liegt keine Wahrheit, darum glauben sie auch an keine. Sie ekeln mich an." Trotzdem war der Mann der Absichten, der persönlichen Zwecke und der Kameradschaften nicht durchweg unaufrichtig und vor allem war er bei seiner entschiedenen Selbsterkenntnis in die schmerzlichsten inneren Widersprüche verstrickt. Allein Hebbels Selbsterkenntnis gab dem Vortrefflichen die Ehre und am bittersten litt seine Seele unter dem versengenden Strahle derselben. Gutzkows Selbsterkenntnis dagegen suchte sich mit seinen mangelhaften poetischen Kräften in ein schnödes Gleichgewicht zu setzen und er verschaffte sich für ihre Qual einen Ausweg, indem er emsig fremde Gebrechen aufstöberte und vor fremdem Verdienste, wo er vermochte, die Augen schloß. Zwei Typen der Literatur standen solchergestalt einander in Hebbel und Gutzkow gegenüber, beide leidender und angriffslustiger Natur, nur daß

der eine in den peinigendsten Anforderungen an sich selbst, der andere in maßlosem Ehrgeize sich verzehrte und dabei fortwährend nach außen kämpfte und tobte.

Als Hebbel vor Gutzkows Abreise nach Frankfurt, im Mai 1839, von ihm Abschied nahm, teilte ihm derselbe mit, daß er ihn an zwei Zeitungen, die Hallischen Jahrbücher und das eben begründete Hannoversche Museum, als Mitarbeiter empfohlen habe, was Hebbel um so willkommener war, als sein Erwerb von zahlreichen Verbindungen mit öffentlichen Blättern abhing. Nachdem Hebbel von seinem Wunsche, die Sammlung seiner Gedichte herauszugeben, nicht ohne Selbstgefühl geredet und den Umriß eines Romanes: „Der deutsche Philister", den er noch von München her festhielt, auseinandergesetzt hatte, wobei Gutzkow mit Beifallsäußerungen nicht kargte, händigte ihm dieser eine Reihe Bücher zur Besprechung für den Telegraphen ein und rief ihm noch die Treppe hinunter nach, daß er sich dieses Blattes während seiner Abwesenheit von Hamburg redlich annehmen möge. In einer der düstersten Gassen, der Abc-Straße, wohnend, wo Gutzkow auch bei Tage Licht brennen mußte, um schreiben zu können, redigierte er die Zeitung, welche zum Verdrusse der „belletristischen Revolverpresse", die um das Stadttheater gruppiert war, aufblühte.

Hebbels Hauptumgang bestand jetzt aus Dilettanten, wie Janinski, mit dem er halb hofmeisterlich, halb familiär verkehrte, und aus Leuten von der Feder, wie Ludwig Wihl, welcher ihn unaufgefordert in die häßlichen Geheimnisse gewerblichen literarischen Frondienstes und ohnmächtigen, aber geräuschvollen Rezensententums einweihte. Bei der Doktorin Amalie Schoppe, die ihn anscheinend mit der alten Teilnahme wiederbegrüßt hatte, war sozusagen ein Meierhof für das Federvieh angelegt, so daß er auch dort vorzugsweise von Schriftstellerglück und -Misere, Verlegern und Journalvorkommnissen, wie von der ganzen aufgeflirrten Herrlichkeit strebsamen Unvermögens zu hören bekam. Dann und wann sah er bei der Schoppe den Doktor J. D. Assing samt dessen Frau Rosa Maria und den Töchtern Ottilie und Ludmila. Die Berührung mit den zwei Alten war Hebbel wohltuend. Er erfreute sich an der sinnvollen Frau, die nach Gutzkows Worten einen eigenen Kultus der Erinnerung und ein beinahe künstlerisches Prinzip der schönen Geselligkeit hatte. Nie, sagte ihr Schilderer, sei ihm ein Wesen vorgekommen mit einem so wie Rosa Maria festlich geschmückten Gedächtnis. „Ihre Erinnerung war stets mit Kränzen behangen: Alles stand darin im schönsten Sonnenlichte; sie knüpfte an die kleinsten Reliquien lange Selig-

keiten von Eindrücken, die mit unverwelklicher Frische in ihrem Innern blühten.“ Noch mehr fühlte sich Hebbel zu ihrem Gatten hingezogen, dem rechtschaffenen, guten, mit Witz und Satire begabten, von einer spröden und darum täuschenden Außenseite gegen störende oder ihm unleidliche Gäste geschützten Manne. In der Zeit der romantischen Schule aufgewachsen und in Justinus Kerners Umgange die Gegensätze seines eigenen Wesens an denen des Freundes schärfend oder bestärkend, war ihm, wie es in Gutzkows feiner Charakteristik Assings heißt, die Mischung von gläubiger Poesie und verneinendem Humor, die Geisterseherei am hellen lichten Tage eigen, wobei er die gesunde Erkenntnis des Tages im vollen Maße behauptete. Gutzkow erschrak, daß es Naturen gab, die in geistigen Dingen so zart angefaßt sein wollen; Assings Schonung gegen Andersdenkende, seine Geneigtheit, bei doppelsinnigen Gerüchten über die Menschen immer erst das Gute zu glauben, wirkten auf ihn wie ein edles und erhebendes Beispiel, und er bekannte offen, daß er ihm jede Nummer des Telegraphen gerne unterschlagen hätte, wann er gezwungen gewesen war, in einen groben Klotz einen groben Keil zu treiben. Assings Sinnigkeit und sein gleichgültiges Verhalten gegen die literarischen Neuerer, die er mit schweigendem Genießen griechischer oder deutscher Klassiker beseitigte, machten eine Verständigung zwischen ihm und Hebbel leicht. Hingegen mißfielen diesem die Töchter Assings, welche nach seinem Ausdrucke die Genialität in der Aussprache suchten. Sie waren kritische, besser krittelnde Geschöpfe, huldigten der Frauenemanzipation, verehrten Georges Sand als eine Hohepriesterin und hegelten so rücksichtslos ins Aschgraue hinein, daß Wihl sich manchmal nach seiner Versicherung wie ein Mägdlein vorkam und rot wurde. Zuweilen geschah es, daß, wenn sie über Freiligrath entzückt faselten, der inzwischen eingetretene Vater mit einem Preise der römischen Elegien Goethes antwortete, und während die verbildeten Töchter über die Romane der Sand stritten, las er vielleicht schon zum zwölften Male die Wahlverwandtschaften. Stockte das Gespräch über Strauß oder Ruge, er knüpfte es wieder mit Homer oder Hippokrates an, von welchem sein Lieblingszitat lautete: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte.“ Ludmila sprach über Mundt, der Vater benützte eine Pause und wiederholte: „Der Arzt aber sieht das Grauenhafte.“ Die fanatisch jungdeutsche Gesinnung der zwei Frauenzimmer widerte Hebbel an und seine Bekenntnisse sagen uns, wie unangenehm ihm, nur um der Mädchen willen, der Assingsche Kreis geworden, wie sehr er nach erfrischenden, belebenden Eindrücken schmachtete.

Da brach plötzlich eine Krisis herein, diesmal in Gestalt einer Todeskrankheit. Er wurde in den ersten Tagen des Juni von einer Lungenentzündung befallen, die nur durch einen zur rechten Zeit angewendeten Aderlaß einen guten Ausgang nahm. Er machte damals, wie er später gestand, Erfahrungen, die er, so teuer er sie auch erkaufen mußte, doch um keinen Preis im Komplexe seines Lebens hätte entbehren mögen. Es war ihm höchst merkwürdig, daß sein Zustand, wiewohl er sich über die Gefahr durchaus nicht täuschte, innerlich gar nichts Beklemmendes und Ängstigendes für ihn hatte, sondern daß er dem Fortschritte der Selbstauflösung, soweit das allerdings große und mit jedem Moment sich steigernde physische Leiden es gestattete, mit Freiheit, ja mit einer gewissen kalten Ruhe zusah. Hin und wieder war ihm so zumute, als ob sein geistiges Ich für sich selbst existierte, während es zugleich ganz ungemein von dem heruntergekommenen Körper belästigt ward. Ihn hob in dieser Krankheit ein unbegrenztes zuversichtliches Vertrauen, worüber er nachmals bemerkte, daß er es lieber ein allgemein poetisches als ein spezifisch-religiöses nennen möchte. Und damit war ein unwiderstehlicher Drang verbunden, alle Spuren seines irdischen Daseins, namentlich seine Gedichte, zu vertilgen, weil sie ihm bis auf weniges gar zu unzulänglich vorkamen. Das wenige aber, was sich behauptete, peinigte ihn am meisten; er wandte es unablässig hin und her, um es gleichfalls verurteilen zu können, aber er hätte es ohne hinreichenden Grund verdammen müssen. Sieben Nächte nacheinander wachte Elise an seinem Krankenlager und vorzüglich ihrer aufopfernden Pflege verdankte er die verhältnismäßig rasche Zunahme seiner Kräfte. Im fieberhaften Halbschlummer hatte er eines Tages ganze Szenen eines dithmarsischen Dramas ausgearbeitet. Die Dithmarschen lösten sich bald wieder in den Nebel zurück, aus dem sie schattenhaft zu dichterischem Körper hervorgeschwebt waren, und die schwärzeste Melancholie bemächtigte sich seiner vollständig, wie schon öfters. „Ich bin ein Baum, der vertrocknet“, sagte er mit der Gleichgültigkeit seiner dunklen Geständnisse, „zuweilen noch ein Knospenansatz, welcher der Wurzel die letzten Kräfte raubt, ohne der Krone Schmuck zu verleihen. Essen und Trinken und dazu der Gedanke, daß ich's nicht lange mehr werde können, weil das Geld ausgeht; lange Mittagsschlafe — Wunsch zu reisen — Lesen in Leihbibliotheksbüchern — Rezensionen. Nachts ein dummer, dicker Schlaf; Träume, so öde und wüst wie Disteln auf Mistbeeten. Ohne viel an Selbstmord zu denken, ein Krampf in der Hand, als ob ich stets Pistolen abdrückte, und in den Schläfen eine Empfindung,

wie vom Druck der Pistolenmündung. Das Lustigste, daß niemand ahnt, was in mir vorgeht; die Doktorin muß alle meine Münchener Briefe für Lügen halten, weil ich ihr ganz anders vorkommen muß. Ich bin in Gesellschaft heiter; soll ich denn für mich selber schwarz gehen? Es ist genug, daß ich das Sterben übernehme!" —

Das in München Befürchtete war vollständig eingetroffen: die Hamburger Verhältnisse wurden unerträglich. Schon fingen schlimme Reibungen zwischen ihm und Amalie Schoppe an, der unbedeutenden, oberflächlichen und durch häuslichen Kummer, den ihr die Söhne bereiteten, reizbar gewordenen Frau. Sie wollte nach wie vor die Rolle des Protektors gegen Hebbel spielen, ihre Ratschläge als unabweisbar von ihm angesehen wissen und ihre Modeblätter als das ihm am meisten erwünschte Forum für seine Gedichte. Einige im Telegraphen erschienene Kritiken Hebbels veranlaßten sie gesprächsweise zu der Frage, ob er wohl den kritischen Teil der Abendzeitung in Dresden übernehmen möchte. Hebbel bejahte es und Amalie Schoppe schrieb an den Redakteur. Dieser, Hofrat Winkler, unter dem Pseudonym Theodor Hell bekannt, antwortete, daß Hebbel ihm als Mitarbeiter allerdings willkommen sei, daß beide aber, da Schwarz und Weiß sich nicht miteinander vertrügen, sich gegenseitig akkommodieren müßten. Als Hebbel dies las, rief er begreiflicherweise aus: „Die Sache ist also nichts!" Wie hätte es ihm auch einfallen können, den Ansichten Theodor Hells sich anzubequemen und in der Vespertina, wie die Dresdener das Blatt gerne nannten, das Schankamt hofrätlicher Tees mit dem Redakteur zu teilen?! Diese Ablehnung jedoch nahm die Doktorin Schoppe, welche sie nicht begriff, übel auf. Die gute Frau, die in Theodor Mundt und Heinrich Laube Genien unserer Literatur erblickte, sah einen Schriftsteller, wie Theodor Hell, als sehr achtungswürdig an. Wer jemals einen Blick in ihre Erzählungen und Zeitschriften getan, ja wer nur ihre Lebenserinnerungen gelesen hat, der wird in jener Auffassung nichts Auffälliges finden. Die „gebildete Welt" und die „gesittete Gesellschaft" galten ihr als die Pfeiler geistigen Daseins, „zauberische Töne" der Äolsharfen verzücken die Menschen, welche sie schildert, und über eine Schar Kinder in einer Familie bemerkt sie, daß „e i n i g e derselben ein hervorragendes Talent zum Zeichnen verrieten". Hebbel hielt, soviel er konnte, an sich, um seinen Mißmut zu unterdrücken, seine Empfindlichkeit zu verbergen. Er suchte ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er wollte sich daran erinnern, daß sie im Verlaufe ihres Lebens sehr viel ausgestanden und dessenungeachtet sehr viel durchgesetzt

habe; er wollte es nie vergessen, daß sie ihm die Tür zum Leben geöffnet und trotz der Erniedrigung, die sich für ihn daran knüpfte, seinetwegen Schritte getan habe, die einer schwer für den andern tue. Aber die notwendigen inneren Lebensbedingungen konnte er sich denn doch nicht schweigend und widerstandslos verkümmern lassen, auch nicht von seiner „Wohltäterin“. Ebensowenig Erfreuliches schöpfte er aus dem Umgange mit Janinski. Dieser war in der landläufigen Bedeutung des Wortes ein guter Mensch, jedoch ein Mannweib, immer mit Versen geladen, gleich einer Leydener Flasche, egoistisch gesinnt, seicht als Schriftsteller, schwankend und tappend in seinen Urteilen, so daß sein Heute stets sein Gestern Lügen strafte; er blieb einem, wie Hebbel meinte, an den Fingern sitzen und war schmeichlerisch und widerwärtig gefällig. Sogar die Schoppe sah dies ein, sie hatte ihn oftmals im Gespräch ein Weib genannt; dennoch gefiel er ihr und sie zog stillschweigend zwischen ihm und Hebbel, was dieser wohl empfand, eine Parallele, welche nicht zu seinen Gunsten ausfiel. Ludwig Wihl hinwiederum, dem er so nahe gekommen war, als man, um mit seinen Worten zu sprechen, der Schwäche, die sich für stark hält, kommen kann, und dessen wohlwollendes Herz wie ausgebreitete Kenntnisse er aufrichtig schätzte, Wihl war als Talent gleichfalls geringfügig und zudem ausbündig in seiner Eitelkeit.

So bildeten denn die traulichen Stunden bei Elisen, in deren Hause nunmehr Hebbel wohnte, seine einzige menschliche Erquickung. Anregend waren aber auch diese Stunden nicht; sie stellten gleichsam den Mantel seiner Eigenart vor, den er jetzt um ein ihm willenlos hingegebenes und innig ergebenes Wesen breitete. Bei Elisen nahm er dem Schmerz und dem Zorn über die von anderen ihm zugefügten Unbilden die Dämpfer ab, so daß die traurigen oder wilden Seelenstimmungen für das liebevolle, zärtliche Mädchen allein aufgespart schienen; den Hintergrund dieser Häuslichkeit aber, an welcher auch Elisens Mutter und ihr Stiefvater, der Schiffer Ziese, teilnahmen, füllten Szenen materieller Unsicherheit und Sorge betrübsam aus.

Den kritischen Aufsätzen Hebbels, welche in der ersten Zeit des zweiten Hamburger Aufenthalts zahlreich entstanden und ihm beim Telegraphen einen sehr bescheidenen Ertrag abwarfen, merkte man bis auf einen einzigen nichts von seinen unwirtlichen, gequälten und beengenden Zuständen wie Verhältnissen an. Sie sind vielmehr nach Gehalt und Form ruhig erwogene, Übersicht und Selbstbeherrschung bezeugende Arbeiten, denen weder die Flughitze des Enthusiasmus, noch das Willkürliche vorgefaßter Meinungen, noch Bitterkeit oder Gehässigkeit des Tadels vor-

geworfen werden können. Nicht einmal der dozierende oder meisternde Ton, der die späteren Aufsätze Hebbels hie und da durchklingt, ist in ihnen hörbar. Mitunter, aber selten, stoßen wir auf ein geschmackloses Gleichnis, auf einen überreizten Ausdruck. Sie geben uns lehrreiche Aufschlüsse über seine literarische Denkungsart, über die inneren Resultate seiner bisherigen Studien und sie weisen, wie Wegzeiger, in seine nächsten dichterischen Produktionen hinüber. Halbwissenschaftliche, literargeschichtliche, biographische und poetische Schriften bilden die Gegenstände der zum großen Teile äußerst knapp gehaltenen Besprechungen. Er sucht überwiegend allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen, die Gattung zu charakterisieren, der ein bestimmter Autor angehört oder auf welche die Einzelleistung hindeutet. Auf das Detail geht er nur insoweit ein, als es der zu markierende Lebenspunkt erheischt.

Er skizziert, er analysiert nicht. Viele Worte macht er niemals und zum elften Male sagen, was bereits zehnmal gesagt worden, einer pikanten Wendung, eines Effektes zuliebe, ist nicht seine Sache. Sein heißes Blut färbt dann und wann den Ausdruck, nicht die Ansichten, seine dichterische Anschauung unterstützt den Gedankenprozeß, suppliert auch zuweilen den strengen Gang desselben, pfuscht ihm aber nirgends ins Handwerk und verwirrt ihn nicht mit halb ausgegorener Bildlichkeit. Nordische Sparsamkeit des Zuschnittes verleiht seinem Stil den Schein der Einfachheit, während wieder das Heftige, Blitzende seines Naturells der schwunghaften Darstellung eines ihrer Elemente entlehnt. Das episch Wohltuende, leicht Dahinströmende ist seinem Vortrage ebensowenig eigen, als das großartig Hinreißende, mächtig Überzeugende der Rede. Zuweilen staut sich die Eindringlichkeit und Deutlichkeit seiner Sprache an einem aus Wortkargheit und trübem Tiefsinn gemischten Lakonismus.

Was er über Geschichte, über Glauben und Wissen ausspricht, das kann die Einflüsse der Lehre Hegels in dessen Philosophie der Geschichte und der Straußschen Grundsätze nicht verleugnen. In dem Umstande allein, daß noch niemals einer der großen allgemeinen Kämpfe abgeschlossen ward, erblickte er die Göttlichkeit dieser Kämpfe — also im Werden. In dem Aufsatze: „Über Literatur und Kunst“ sehen wir ihn in entschiedener Opposition zu den herrschenden Meinungen der Schöngeister des Tages. Unumwunden sagt er, daß die gegenwärtige Epoche die Kritik, nicht die Produktion gezeitigt habe. Gleicherweise rügt er die Tendenz der Gegenwart, wonach die Gestaltung der reformatorischen Ideen von der Kunst, anstatt, wie sonst, vom Leben verlangt werde. Er verwahrt sich aber gegen das Mißverständnis,

als ob er die Kunst von der Zeit und dem, was sie bewegt, losreißen wollte. Denn dies könne schon deshalb nicht die Absicht sein, weil es unmöglich wäre. Die nachfolgende Stelle ist ein gelassener, aber entschiedener Protest gegen die törichte, das Wesen der Poesie völlig verkennende Mission, welche ihr die Herolde jener Tage aufgebürdet hatten. „Die Zeit prägt jedem ihrer Erzeugnisse ihr Monogramm auf; im schlimmen Fall als Stigma, im guten als Glorienstrahl. Aber eben weil dies immer geschieht, braucht es nicht förmlich zum Zweck erhoben zu werden." In einem anderen dieser Aufsätze sagt er, daß wir zwar die Zeit, in der wir uns bewegen, nach Kräften in unsere Speise verwandeln, daß wir aber nicht uns selbst zur Speise der Zeit machen sollen, denn nur das in uns, was nicht in ihr aufgehe, was ihr ohne Kampf siegreichen Widerstand leiste, sei ewig und göttlich.

Die Gedichte Zimmermanns und die Gedichte von Julius Krais bieten ihm Anlässe zu epigrammatischen Äußerungen über Form und Gehalt und über eine Modeunart der dazumal gangbaren Lyrik. „Die Form habe nie einen Mangel", heißt es dort, „der nicht vom Inhalt ausginge, der Inhalt habe keinen, der nicht im Dichter selbst wurzle." Das künstlerische Darstellen sei kein bloßes Ankleiden, welches, wenn man das bißchen Putz ausnehme, alles andere voraussetze; es solle jedoch auch keineswegs ein Brückenschlagen zwischen Subjekt und Objekt sein. Sehr fein ist der auf ein Geschlecht von Lyrikern ausdehnbare Tadel: „Zimmermann scheint sich zuweilen mehr für etwas als durch etwas zu begeistern. Die Glut ist da, nun greift er nach diesem oder jenem spröden Stoff und sucht ihn flüssig zu machen. Das ist nicht das Rechte und kann am wenigsten beim Lyriker, der streng auf die innerliche Symbolik verwiesen ist, gutgeheißen werden. Die lyrische Poesie ist durchaus ein Tauchen, ein Ergründen des inneren Reichtums; sie soll die Quellen des Menschen aufgraben und sich nicht um die Welt, sondern nur um ihren Widerstrahl in Geist und Gemüt bekümmern." Die beliebte und noch jetzt fortwuchernde Manier der Lyriker, mit Dichterglück und Dichterschmerzen, Liederschmuck und Rhytmuswonne schön zu tun (manche dieser Sänger suchen sogar die Geliebte zu überreden, sie solle ein funkelndes Sonett allen Schätzen Indiens vorziehen), ereilt unser Kritiker mit scharfen, wohlgezielten Worten: Es sei ein schlimmes Zeichen, wenn die lyrische Poesie sich selbst besinge, wenn sie über die Würde des Sängertums in Verzückung gerate, wenn sie die Wunder, die sie schon verrichtet habe, nicht vergessen könne; sie sei dann am weitesten davon entfernt, neue Wunder zu wirken. Dieses Wort erinnert an die Bemerkung Klings-

ohrs im Heinrich von Ofterdingen: „Der Dichter wird wenig Wunder tun können, wenn er selbst über Wunder erstaunt.“ Ist ein Gedicht, das keinen Gegenstand als sich selbst hat — fragt Hebbel — nicht eine unsinnige Heuchelei? Ja, gibt es auch nur Gedanken, die sich selbst denken? Dieser nichtigen und lächerlichen Bespiegelung des Lyrikers in seinen Liedern stellt er die Berechtigung eines Gedichtes, wie des Goetheschen Sängers, des Uhlandschen Mohns gegenüber und fährt dann also fort: „Julius Krais freut sich viel zu sehr darüber, daß er ein Dichter sei, um wirklich einer zu sein. Niemand ist gerne, was er ist. Dieser Erfahrungssatz verbirgt einen tieferen Sinn, als man gewöhnlich in ihm sucht. Die bedeutendsten Menschen tragen oft schwerer an ihren Vorzügen, als an ihren Mängeln und Leiden. Denn allem Individuellen liegt ein Bewußtsein des Allgemeinen zum Grunde und jenes leistet nie für dieses Ersatz.“ Mit nicht minderer Sicherheit wendet er sich in dem Aufsatze: „Schillers Gedichte, in allen ihren Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt von Heinrich Viehoff“ gegen die unstatthafte Vermengung der Poesie mit der Bildung und gegen die destillierende Kunstfertigkeit unserer Kommentatoren, wie man die Tätigkeit derselben wohl nennen darf. Dieser Aufsatz ist vielleicht der wertvollste von allen und musterhaft in der Darstellung. Die Poesie, beginnt er, setze das, was man Bildung nenne, voraus, sie soll es nicht bringen. Wie alle Kunst habe sie das hohe Amt, an den Menschen die letzte Hand zu legen und ihm, nachdem er die Elemente der Welt und des Lebens durchdrungen und in sich aufgenommen, zu dem Gehalt die Form zu geben. Jeden inneren Nahrungsstoff gewinne er besser und leichter auf einem anderen Wege, als auf dem ihrigen; an sie sollte er sich erst dann wenden, wenn es sich am Schlusse des geistigen Prozesses, der sich in seiner Bedeutsamkeit immer steigere, um die eigentliche Wiedergeburt handle. Ihre eigenste Kraft liege im Ausgleichen, im Ordnen und Bestimmen von Verhältnis und Maß; sie sei die Wage im Chaos der Schöpfung. Man könne aus Gold so gut ein Grabscheit machen als eine Monstranz, doch werden nur die Wilden dies tun. Die Bildung zu einem bestimmten einzelnen Zweck mitteilen wollen, bedeute das nämliche, als wenn man eine Handvoll Sonnenstrahlen aufgreifen wollte, um damit einen von der Sonne selbst nicht beglänzten Ort notdürftig zu erhellen.

Das erste Heft der Broschüre Ludolf Wienbargs unter dem barbarischen Titel: „Die Dramatiker der Jetztzeit“ regt Hebbel zu Entwicklungen über das Drama und das deutsche Theater an. Beachtungswürdig sind in diesem Aufsatze nur jene Stellen,

welche sich auf den Unterschied zwischen der Tragödie der Alten und der Tragödie der Neueren beziehen. Die Alten, sagt er, suchten bei der Fackel der Poesie die Labyrinthe des Schicksals zu durchspähen, die Neueren suchen die Menschennatur, in welcher Gestalt oder Verzerrung sie uns auch entgegentrete, auf gewisse ewige und unveränderliche Grundzüge zurückzuführen. Was jenen Zweck war, das sei uns Mittel und umgekehrt. „Bei den Alten ging das Leiden aus dem Handeln hervor; ihre Tragödie war eigentlich der Triumph des Instinktes. Der kecke erste Blitz des halb erwachten Bewußtseins beleuchtete den öden Olymp und weil der Mensch die Götterhalle leer fand, so suchte er in der eigenen Brust ein Zentrum für den Kreis seines Daseins. Aber wie er nun um sich selbst sich drehend und dadurch den Pol der Welt negierend in seiner spröden Isoliertheit dem großen Ganzen im Wege stand, da packte ihn mit zentnerschwerer Gewalt das unsichtbare Schwungrad, welches das All umtreibt, und schleuderte ihn höhnend in einen Abgrund hinein. Nun fühlte er sich sündig und wußte nicht, worin, er fand sich gerechtfertigt in seinen irdischen Verhältnissen und ward den Alpdruck einer geheimen ungeheuren Schuld doch nicht los von der Brust; da ahnte er schaudernd, daß die Sünde weiter gehen kann, als die Erkenntnis, daß in Dingen und Ereignissen, sowie im menschlichen Denken und Empfinden, ein mysteriöses Letztes liegt, das, von welcher Beschaffenheit und Wirkung es auch sei, heilig geachtet werden will. Man erinnere sich des Ödipus und der Art, wie in diesem immer Rätsel durch Rätsel gelöst wird.“ Bei den Neueren hingegen gebiere das Leiden meistens erst das Handeln, der Held gerate — er wisse nicht wie — in den Strudel hinein, zeige sich aber, dem Untergange nahe, als furchtloser Schwimmer. Dies komme von dem Versuche, die Idee der Freiheit mit der Idee der Notwendigkeit nicht sowohl auszugleichen als zu vergleichen. Die moderne Tragödie habe daher, neben die antike gestellt, einen kränklichen Anstrich, was durch den Umstand noch erhöht werde, daß das Individuelle ihr Ausgangspunkt sei. — Wir werden in der Folge wahrnehmen, wie Hebbel, halb unbewußt, halb mit Überlegung bemüht war, das Schwergewicht der Tragödie auf das mystische Verhängnis zu werfen, wovon in den oben durchschossenen Zeilen die Rede ist. Man glaubte Sätze Schopenhauers zu lesen.

Der Aufsatz über Wilhelm Waiblingers gesammelte Schriften lenkt wieder, wie von selbst, zu dem Persönlichsten in Hebbel hinüber. „O, wir kennen es wohl“, sagt er bei der Besprechung

der düsteren Lebensgeschichte Waiblingers fast mit verräterisch zitternder Stimme, „o, wir kennen es wohl, dies schreckliche Lachen, das sich wider sich selbst kehrt; wir kennen diesen entsetzlichen Witz, der das eigene Elend zu seinem Abgott macht, diesen grauenhaften Humor, der sich stellt, als ob die Todeswunde seine Lebensquelle sei! Aber vergesse nur niemand, daß dies alles aus einem hohen Stolz entspringt, der sich nur noch durch Selbstverleugnung zu retten weiß. Eine edle Natur stößt den Pfeil, den sie nicht herauszuziehen vermag, mit aller Kraft tiefer in die Brust hinein und ruft aus: „er kam mir eben recht!" Denn sie will sich schützen vor dem gemeinen Mitleid, das sich gerne an die Sterbenden drängt, um auf ihre Kosten in wohlfeilen Rührungen zu schwelgen; sie will dem Schicksal eine Schande und der Welt eine Hinrichtungsszene ersparen. Der Kampf um die Existenz ist der einzige, mit dem ein Mensch um so eher verschont werden sollte, je höher er steht, und doch ist es gerade dieser, den die Bedeutendsten kämpfen müssen."

Gutzkow mochte in diesen Arbeiten und ihrem Urheber, so sehr auch die einen anderswohin zeigten, als wo seine eigene Straße lief, und so sehr auch Hebbel als einen Friedensstörer der kritisierenden und produzierenden Literaten der Gegenwart sich erwies, auch Gutzkow mochte in ihnen und dem Verfasser Kräfte erkannt haben, die als Bundesgenossen wünschenswert und als Gegner nicht zu übersehen wären. Hebbel hatte den besten Willen, mit Gutzkow in gutem Einvernehmen zu bleiben, ja er war sichtlich bestrebt, alle trefflichen Seiten des Gutzkowschen Talentes zu erspähen, um ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So nahm er den Roman Wally von neuem vor, weil er ihn in München nur durchflogen hatte, und las ihn jetzt mit Aufmerksamkeit. Er erstaunte nun über die Treulosigkeit, welche dieses Buch so arg in Verruf gebracht, da es nicht, wie der Denunziant Menzel vorgab, aus Eitelkeit und sich spreizender Sinnlichkeit hervorgegangen sei; er fand vielmehr, daß darin die Wahrheit wehe und daß jedes Blatt ein geistiges Erlebnis enthalte. In poetischer Hinsicht freilich vermochte er es nicht zu verteidigen; denn die Unzulänglichkeit der Ausführung sei offenkundig. Nur die große Dichterkraft — sagte er sich — könne ein verfängliches Thema behandeln, sie nur könne eine scharf einschneidende Idee gestalten und als lebend und dem Leben Gesetze vorschreibend geltend machen. Er neigte sich ferner zu dem Glauben hin, daß Redlichkeit der Grundzug der Natur Gutzkows sei und daß manches, was diesem zu widersprechen scheine, aus der schiefen Stellung, in die er von vornherein geraten, erklärt werden müsse. „Viel-

leicht geht er in der Reue weiter als in der Beichte und verdient größeres Vertrauen, als ich ihm bis jetzt geschenkt habe." Dennoch schoben sich immer wieder Bedenken und Zweifel dazwischen. Je länger er die Tätigkeit dieses Schriftstellers in der Nähe beobachtete, desto deutlicher erkannte er, daß Gutzkow das eigene Ich, nicht Kunst und Wissenschaft als das Herz der Literatur betrachte. Allmählich trat eine unerquickliche Spannung zwischen den beiden ein.

Unerwartet empfing Hebbel jetzt einen Brief von Tieck, dem von der jungen Literatur geschmähten und gemißhandelten Dichter. Dieser Brief bestärkte unseren Freund in der ablehnenden Empfindung gegen die Diktatur des Tages und deren Repräsentanten. Was sie als Popanz brandmarkten, das flößte Hebbel Verehrung und, wo sich diese nicht einstellen konnte, mindestens Pietät ein. Tieck beantwortete das aus München an ihn gerichtete Schreiben, welches den Schnock Hebbels und sein Märchen: „Der Rubin" begleitet hatte. Der bejahrte und kränkliche Dichter entschuldigte zuvörderst die lange Verzögerung, indem er der unzähligen Zusendungen von Manuskripten gedachte, die sein Vertrauen ansprächen. Hebbels Blätter seien obendrein durch die Ordnung machenden Domestiken verkramt worden, nachdem Tieck den Schnock, kaum empfangen, mit großem Vergnügen gelesen habe; später habe er diese Lektüre mit noch größerer Ergötzung wiederholt. „Glauben Sie mir, daß ich Ihnen nicht leere Worte und komplimentierende Phrasen vorsagen will. Dieser Humor, das frische Kolorit, die kecke Sprache und die vielen bizarren und barocken Gestalten Ihres kleinen Romans fesseln mit Wohlgefallen die Aufmerksamkeit: die Erzählung der Begebenheiten spannt und man ergeht sich in vertraulichem Umgang mit den Kaprizen des Autors." Tieck wünschte, daß ein wohlhabender und gutdenkender Verleger dieses wetterwendische Kind gut ausstatten und dem Verfasser auch einen anständigen Gewinst seines Talents möge zukommen lassen; auch hoffte er, daß Hebbel bald zu einem noch umfassenderen Werke begeistert werde, in welchem er seine Eigentümlichkeit mit noch mehr Freiheit entfalten könne. „Ich muß nur wünschen", schloß der Brief, „daß dieses mein spätes Schreiben uns nicht für die Zukunft trennt und Sie mir auch künftig Ihr Wohlwollen und Vertrauen schenken. Viele junge Autoren, denen ich unmöglich etwas Aufmunterndes sagen konnte, sind aus scheinbaren Freunden zornige und schmähende Feinde geworden; ein Talent, wie ich es in Ihnen zu erkennen glaube, ist niemals ohne Enthusiasmus und lenkt diesen nicht nach kleinen persönlichen Rücksichten."

Zweites Kapitel.

Judith.

Kriegslustig, wie Gutzkow, nur aus anderen Motiven und zu anderen Zielen, Mitarbeiter an dem Blatte, welches eigentlich das Gegenteil dessen verfocht, was er selber anstrebte, mit dem durchdringenden Blicke des großen Talents ausgestattet, aber von der Schwere der Erkenntnis niedergezogen, zwischen Stolz und Schmerz, wie zwischen zwei Magnete, gerückt, die Anforderungen seiner „Wohltäter" kränkender empfindend, als den gröbsten Undank, und unter der Liebe Elisens, die er nicht als Liebhaber zu erwidern vermochte, wie ein Schuldiger leidend: ward er plötzlich in eine dramatische Produktion hineingerissen, die vom Gewitter alle Schauer borgte, aber keinen erlösenden Zug und Hauch. Am 2. Oktober 1839 begann er seine Tragödie Judith, jubelnd, daß Leben, Situation und Charaktere in körniger Prosa frisch und kräftig hervorsprangen; ohne lange, bauschige Adjektiva, wie er sich ausdrückte, die den Jambus so oft müssen ausfüllen helfen. Gott, wenn das ginge! meinte er, wenn die bisherige Pause, das Stocken des poetischen Stromes nichts bedeutet hätte als ein neues Bett! Er pries sich glücklich; denn von meiner Poesie, rief er, hängt mein Ich ab; ist jene ein Irrtum, so bin ich selbst einer! Leider gossen die eben jetzt ausgebrochenen Mißhelligkeiten mit Amalie Schoppe Wasser in sein Feuer und erst im Dezember wieder konnte er zu der Dichtung zurückkehren. Er hatte, um das Instrument zu prüfen, wohl auch, um mit dem Stoffe Fühlung zu gewinnen, den fünften Akt zuerst gedichtet; er hatte den kühnen Entwurf gleichsam beim Schopf genommen, wie das schöne Judenmädchen selbst das Haupt des Assyriers. Am Weihnachtsabend, der Regen sauste, Sonnenstrahlen fielen hindurch, ein Frühlingswetter! setzte er

sich, von einem Gange in die Stadt heimgekommen, Novalis' Schriften in der Hand, an den Tisch, wo schon der Kaffee dampfte; vor ihm lag die aufgeschlagene Bibel und seine Judith. Er schwelgte in seinen Weihnachtsfreuden, die er solange hatte entbehren müssen. Er frohlockte, daß es mit dem Drama so herrlich weiter ging, mit seinem Römerzuge, wie er sagte; wenn er mißlinge, so sei es aus auf immer.

Der Strom der Dichtung hielt an und in wenigen Wochen war die Judith vollendet; das Produkt seiner Lebenszustände der getreue Ausdruck seines innersten Wesens. Wir müssen aber auf die Vorgeschichte dieses Dramas zurückgehen, ehe wir das Bild selbst betrachten können. Aus einem schillernden Gemenge von Anregungen war der Anstoß dazu gekommen und viele Spindeln hatten die Fäden hergegeben. Fürs erste waren wohl die von Josef Görres befruchteten Vorstellungen von visionären wie ungeheuerlichen Gestalten der mittleren und der alten Geschichte bedeutsam. Die in Görres' Kollegium zu München vernommene Erzählung von Alexander dem Großen, dessen Leben angeblich unter dem Zweifel verstrich: ob er ein Sohn Philipps von Mazedonien oder Jupiter Ammons sei, hatte, wie wir uns entsinnen, auf Hebbel starken Eindruck ausgeübt. Solche Zustände sind einzig, sagte er damals, und das Unermeßliche ist in ihrem Gefolge. Er hatte sich ferner eine Jungfrau von Orleans ausgemalt, als ein Drama, womit er gegen das Schillersche in die Schranken treten wollte. Die Gottheit selbst, schrieb er in sein Münchener Tagebuch, wenn sie zur Erreichung großer Zwecke auf ein Individuum unmittelbar einwirke und sich dadurch einen gewissermaßen willkürlichen Eingriff in das Weltgetriebe erlaube, könne ihr Werkzeug vor der Zermalmung durch das nämliche Rad, das es einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht schützen. Dies sei das vornehmste tragische Motiv in der Geschichte der Jungfrau von Orleans, und eine Tragödie, welche diese Idee abspiegeln würde, brächte sicherlich einen großen Eindruck hervor, durch den Blick in die ewige Ordnung der Natur, welche die Gottheit selbst nicht stören dürfe, ohne es büßen zu müssen. Das Fatum der Alten, mit christlichen Anschauungen verschmolzen! Von jenem mystischen Alexander aber, der seine Einbildungskraft reizte, war der Phantasieweg nicht weit zu Napoleon, den er gleichfalls bilderlustig in seiner Seele trug. Da ward er eines Tages, in den Anblick der Judith Giulio Romanos versunken, vor welchem Bilde er an einem trüben Novembermorgen in der Münchener Galerie stand, auf die apokryphe biblische Fabel hingelenkt, die ihm offenbar jene beiden

Themen in veränderter Form wieder nahe rückte. Das Judenweib, das sich, um in seiner Sprache zu reden, einen willkürlichen Eingriff in das Weltgetriebe erlaubt, konnte immerhin Motive der Jungfrau von Orleans gegen die von der Bibel ihr gegebenen eintauschen, und beim Feldhauptmann Holofernes durfte Hebbel mit einigem Fug und Recht an den zwischen einem Heros und einem Gotte schwebenden Alexander denken. Vielleicht hat noch Heinrich Heines Reproduktion der Judith des Horace Vernet seine Auffassung der Heroine aus Bethulien bekräftigt oder beglaubigen helfen. Nachdem Heine von dem „blühend schönen Mädchen" gesprochen, das sich eben vom Lager des Holofernes erhob, fährt er also fort: „Das Gesicht ist etwas beschattet und süße Wildheit, düstere Holdseligkeit und sentimentaler Grimm rieselt durch die edlen Züge der tödlichen Schönen. Besonders in ihrem Auge funkelt süße Grausamkeit und die Lüsternheit der Rache; denn sie hat auch den eigenen beleidigten Leib zu rächen an dem häßlichen Heiden." Den eigenen beleidigten Leib. Hier war der tragische Keimpunkt augenfällig. Die Bibel, welche Judith als Witwe bezeichnet, läßt sie nach der blutigen Tat, womit sie die Grenzen ihres Geschlechtes überschritten hat, jauchzend vor der Bundeslade tanzen, bei Zimbel- und Schalmeienklang, als ob ein Meuchelmord, durch Weibeshand verübt, wenn auch aus Beweggründen höherer Art, seinen Gegenstachel in das Herz der Urheberin hinein jemals verlieren könnte. Der Rhetoriker der Geschichtschreibung mag solch ein Heldentum ohneweiters preisen; den Aposteln der Freiheit und des Völkerwohles mag es sogar, dichterisch verherrlicht, als ein würdiger poetischer Gegenstand erscheinen. Der Dichter jedoch, der ebensosehr den Zwecken der Geschichtschreibung aus dem Wege geht, wie den Gelüsten der Freiheitsschwärmer, kann dieses Heldentum, wenn es nicht durch rein menschliche Motive, durch individuelle Motive gebrochen wird, künstlerisch nicht brauchen; weder Homer, noch Schiller hat es brauchen können. Nicht das allgemeine Pathos, das die Achaier erfüllt, war vermögend, den Kampf um Troja zu entscheiden: dies gelang nur der persönlichen Notwehr, dem persönlichen Zorn, der persönlichen Rache Achills, welcher die Griechen zu Hunderten dahinsinken sah, ohne sich zu regen, und den erst der erschlagene Freund und der Grimm über seine eigene gedemütigte Rüstung am Leibe des erschlagenen Patroklus zu erneutem Anteil am Streite und damit zur letzten Entscheidung des Krieges heranrief. Keiner derjenigen, die auf dem Rütli getagt haben, war dazu angetan, den Landvogt zu töten: dies konnte nur, dichterisch begriffen, der persönlich verletzte, an seinen

individuellen Wurzeln schmählich verwundete Tell, also auch hier dem gemeinen Besten entgegengehalten, die persönliche Notwehr, die persönliche Rache allein vollbringen. Und gerade dagegen erhob der Stimmführer der politischen Gesinnung in den dreißiger Jahren, erhob Ludwig Börne, als er den Tell rezensierte, seinen Tadel, indem er damit beurkundete, daß ihm die letzte Empfindung des Dichterischen vollkommen fremd war.

Für die Richtigkeit des eben entwickelten Gedankenganges, den ich in Hebbel glaubte verfolgen zu dürfen, spricht dessen ausdrückliches Bekenntnis, das sich in den Bemerkungen zu der als Manuskript gedruckten Judith vorfindet. Es heißt dort: „.... Das Faktum, daß ein verschlagenes Weib vorzeiten einem Helden den Kopf abhieb, ließ mich gleichgültig, ja es empörte mich in der Art, wie die Bibel es zum Teil erzählt. Aber ich wollte in bezug auf den zwischen den Geschlechtern anhängigen großen Prozeß den Unterschied zwischen dem echten, ursprünglichen Handeln und dem bloßen Sichselbstherausfordern in einem Bilde zeichnen.... Auch reizte mich nebenbei im Holofernes die Darstellung einer jener ungeheuerlichen Individualitäten, die sich mit dem All fast noch als eins fühlten, weil die Zivilisation die Nabelschnur, wodurch sie mit der Natur zusammenhängen, noch nicht durchschnitten hatte, und die, aus einem dumpfen Polytheismus in die frevelhafteste Ausschweifung des Monotheismus stürzend, jeden ihrer Gedanken ihrem Selbst als Zuwachs vindizierten und alles, was sie ahnten, zu sein glaubten..." Dieses Bekenntnis sagt uns im übrigen mehr, als wir zu wissen verlangt haben. In dem pretiösen Satze von dem „zwischen den Geschlechtern anhängigen großen Prozeß" duftet uns das bevorzugte Problem jener Zeit, wenn man will: „die Frauenfrage" an, die dazumal allerwärts in Frankreich und Deutschland ihre verwilderten Schößlinge trieb, nur daß Hebbel sie, im Gegensatze zu den Jungdeutschen, wie schon eine Tagebuchstelle aus den Münchener Tagen bezeugt, von der naturalistischen, man könnte sagen: von der metaphysischen Seite anfaßte. Über sein gekniffenes Geständnis: was ihn am Holofernes reizte, wollen wir hier schweigend hinwegsehen.

Leider ergab sich die menschliche, der Poesie dienliche Motivierung der Judith-Tat nicht so ungezwungen und auch nicht im entferntesten so unbefangen das Gemüt ansprechend, wie die Motivierung der Achilles- und der Tell-Tat. Hebbel bildete die Witwe der Bibel zur jungfräulichen Witwe um, die durch eine mystisch-fatalistische Vorherbestimmung in ihrer Hochzeitsnacht und in ihrer drei Jahre währenden Ehe unberührt geblieben war,

aufgespart bis zu dem Moment, wo sie ihr Magdtum, als das Mittel zur Errettung ihres Volkes, opfern sollte; und er knüpft an diese Opferung eine vorhergängige Verwirrung ihrer Sinne, so daß die vor der blutigen Tat betäubte und geblendete Jungfräulichkeit ein gleichsam befleckter Preis ward, mit dem sie sich den Ruhm und Wert ihres Heroismus erkauft hat. Durch dieses mystisch-sinnliche Räderwerk aber war Judith in die bedenkliche Sphäre der Ausnahmsnaturen, der psychologischen Unica hineingehoben, die im Drama bekanntlich verhängnisvoll sind. Hebbel fühlte dies auch im Fortgange seiner Arbeit. „Wegen meiner Judith“, schrieb er anfangs Jänner 1840 in sein Tagebuch, „befinde ich mich jetzt in einer inneren Verlegenheit. Die Judith der Bibel kann ich nicht brauchen. Dort ist Judith eine Witwe, die den Holofernes durch List und Schlauheit ins Netz lockt; sie freut sich, als sie seinen Kopf im Sack hat, und singt und jubelt vor und mit ganz Israel drei Monate lang. Das ist gemein. Eine solche Natur ist ihres Erfolges gar nicht würdig; Taten der Art dürfen der Begeisterung, die sich später durch sich selbst gestraft fühlt, gelingen, aber nicht der Verschlagenheit, die in ihrem Glück ihr Verdienst sieht. Meine Judith wird durch ihre Tat paralysiert; sie erstarrt vor der Möglichkeit, einen Sohn des Holofernes zu gebären; es wird ihr klar, daß sie über die Grenzen hinausgegangen ist, daß sie mindestens das Rechte aus unrechten Gründen getan hat. Nur aus einer jungfräulichen Seele kann ein Mut hervorgehen, der sich dem Ungeheuersten gewachsen fühlt; dies liegt in der Überzeugung des menschlichen Gemütes, in dem übereinstimmenden Glauben der Völker, in den Zeugnissen der Geschichte. Die Witwe muß daher gestrichen werden. Aber — eine jungfräuliche Seele kann alles opfern, nur nicht sich selbst, denn mit ihrer Reinheit fällt das Fundament ihrer Kraft, sie kann die Zeichen ihrer Unschuld nicht mehr haben, sobald sie ihre Unschuld selbst verlor. Ich habe jetzt die Judith zwischen Weib und Jungfrau in die Mitte gestellt und ihre Tat so allerdings motiviert; es fragt sich nur, ob Judith nicht hiedurch ihre symbolische Bedeutung verliert, ob sie nicht zur bloßen Exegese eines dunklen Menschencharakters herabsinkt.“ — Etwas wie eine solche Exegese ist sie zwar geworden, aber die große plastische Kraft des Dichters trotzt ihr, und wenn uns auch das Drama keinen lauteren künstlerischen Genuß gewährt, so nötigt uns doch die Hartnäckigkeit, womit das Talent Hebbels den gefährlichen tragischen Posten verteidigt, Bewunderung ab. Wo aber das Mißbehagen an den poetischen Gebrechen der Leistung sich einstellen will, dort nimmt uns, wenigstens die mit dem Dichter

Vertrauten und ihm darum mehr Geneigten, der biographische Anteil liebreich und versöhnlich auf.

Wenn uns eine Shakespearesche Tragödie den Eindruck des Tages macht, der sich allmählich verfinstert, so macht uns hingegen Hebbels Judith den Eindruck der Nacht, in welcher Fackeln auftauchen, die einen bestimmten Umkreis der wogenden Dunkelheit gespenstisch erhellen. Die Gesamtstimmung seines Dramas ist die der beleuchteten Nacht. Düster und geheimnisvoll, ahnungsreich, alle Möglichkeiten des Geschehens dumpf in uns wachrufend, wallt diese Dichtung anfänglich auf, um dann ruckweise besonnen und bestimmt, ja stellenweise bis zu greller, schmerzhafter Deutlichkeit und beinahe bis zur Absicht ernüchtert, ihrem Ziele zuzustreben. Dieser Kontrast zwischen mysterienhafter Blindheit und unbarmherziger Bewußtheit der Darstellung ist nichts anderes als der widergespiegelte Kontrast in dem Seelenleben des Dichters. Jenes Ahnungsreiche und Geheimnisvolle soll jedoch nicht so verstanden werden, als ob Hebbels Drama mit zerfließenden Linien begänne, die erst späterhin aus den verschwimmenden Umrissen der Handlung zu festen und dauernden sich gestalten; es ist vielmehr ein organisiertes Chaos sichtbar, welches uns über die Geburt und Art der Form nicht im Zweifel läßt, so daß uns jene schmerzhafte Deutlichkeit dann nicht als ein Ungefähr überfällt, sondern als eine erwartete oder befürchtete Folge eintritt. Wie ein eiserner Ring legt sich die Baulinie dieses Stückes um die innere Gliederung desselben, jede Vermutung abweisend, daß wir es mit einem Erstlings- und Jugendwerke zu tun haben. An die Jugend gemahnt die Keckheit des Wurfes, der hier und dort im Detail aufbrausende Ungestüm der Phantasie, das funkelnde Auge, das über die Szenen hinblitzt. Die dramatische Architektonik aber ist sparsam und streng, ja sie ist künstlerisch einfach, ob wir gleich dieses höchste Lob nicht dem Stücke als Ganzem geben dürfen, weil ihm die Einfachheit der Empfindung mangelt.

Der erste Akt, schon durch die szenische Bewegung eines rasthaltenden und wieder aufbrechenden Lagerhaufens voll dramatischer Unruhe, legt inmitten der phantastisch fremden Kriegs- und Sittenbilder, die rasch an uns vorüberziehen, den Akzent auf den assyrischen Feldhauptmann Holofernes, der in seinem ungebändigten und unbegriffenen Kraftgefühl einsam trostlos schwelgt. Blut- und beutegierig wittern seine Leute in die nächste Zukunft hinaus, während sie zugleich ängstlich und mit gekrümmtem Rücken zu ihrem drohenden Anführer emporstieren. Boten vieler Könige entbieten ihm den Gruß der Unterwerfung, den er mit

dem Lächeln und dem Überdrusse eines müde gewordenen Überwinders vernimmt. Unter allen diesen kläglichen Kriegsknechten und Vasallen am kläglichsten sieht uns Nebukadnezar an, der, durch die Siege seines Feldhauptmannes in einen faselnden Rausch versetzt, die Botschaft seiner Erhöhung zum Gotte in das Lager sendet und den Baal zertrümmern heißt. Mit stillem Hohngelächter, das die freche, weil unberechtigte Verkürzung seiner eigenen mythologischen Ansprüche in ihm erweckt, schickt Holofernes den Ausrufer der neuen Gottheit durch die Zeltreihen. Da rückt ihm plötzlich der unsichtbare Gott der Juden an den Leib. Der Moabiterhauptmann Achior erzählt von dem allmächtigen, eifersüchtigen, seine Gegner zermalmenden Jehova; er erzählt von den Hebräern, welche sich in ihrer Bergstadt Bethulien verschanzt haben, entschlossen, dem Holofernes Widerstand zu leisten; er warnt vor einem Aufnehmen des Kampfes mit dem auserwählten Volke, dessen Widersacher durch ihren Gott zuschanden werden müssen. Diese Nachricht und diese Warnung rüttelt den schläfrig gewordenen Grimm des Holofernes lustig auf. Indem er befiehlt, man solle den wahnwitzigen Propheten, der entweder aus Furcht oder aus Arglist des Herzens weissage, ungefährdet hinführen — wer ihn aber bei Einnahme der Stadt niedermache und sein Haupt ihm bringe, dem wolle er es mit Gold aufwiegen! bricht die Heeressäule des trunkenen Eroberers gen Bethulien auf.

Wie aus dem Halbschatten eines Rembrandtschen Hintergrundes hebt sich im zweiten Akte die Gestalt der Judith empor. Sie ist einsam und unbegriffen, wie Holofernes, nur daß sie eine geheime Sehnsucht bebrütet und über ihre üppigen Mädchenwünsche mit der Melancholie, die alles Unerfüllte und Unerfüllbare einflößt, sinnt. Das erneute Drängen ihrer Dienerin Mirza, sie möge aus ihrem Witwentume heraustreten und dem um sie werbenden Ephraim ihre Hand reichen, entpreßt ihr das lange zurückgehaltene Geständnis ihrer Unberührtheit, ihres grauenhaften Magdtums. Mit unheimlichen Worten, in die sich gleicherweise der Schauer vor sich selbst und die Schwüle sinnlichen Begehrens mischen, schildert sie ihre Hochzeitsnacht: wie sie dem ihr zugeführten Manne die Arme begehrlich entgegenstreckte, während er plötzlich scheu zurückwich und leise für sich zu beten anfing. Sie malt der Zuhörenden, die sie nicht versteht und nicht verstehen kann, die peinigenden Qualen dieser Scheinehe aus, sie spricht von dem dunklen, unbekannten Etwas zwischen sich und ihrem Gatten, und von solchen Erinnerungen verschattet, versenkt sie sich in die Betrachtung ihres unnützen Daseins.

„Kennst du die Frucht, die sich selber essen kann?" — „Ein Weib ist ein Nichts, nur durch den Mann kann sie etwas werden. Das Kind, das sie gebiert, ist der einzige Dank, den sie der Natur für ihr Dasein darbringen kann." Man nenne sie fromm und gottesfürchtig, aber ihre Frömmigkeit und ihre Gottesfurcht sei nur eine Flucht vor ihren eigenen Gedanken, ihr Gebet nur eine andere Art von Selbstmord: sie springe in den Ewigen hinein, wie Verzweifelnde in ein tiefes Wasser! — Da pocht Holofernes an die Tore. Die Meldung seiner Ankunft bringt ihr Ephraim, indem er seine wiederholte Werbung an diese Nachricht knüpft: in den nun hereinbrechenden Tagen der Not bedürfe Judith einer Stütze. Sie jedoch fordert ihn auf, er solle zuvor die Mannestat leisten und den Holofernes ermorden. Dieser Appell an die Tollkühnheit schreckt den schwächlichen Schwärmer zurück. „Verachte mich!" ruft er ihr zu, „aber erst zeige mir den, der das Unmögliche möglich macht." Judith erwidert: „Ich werde ihn dir zeigen!" nachdem sie sich kalt und höhnisch an Ephraims Mutlosigkeit geweidet hat. „Und wenn die Feigheit dieses Menschen", sagt sie, „die seines ganzen Geschlechtes wäre, wenn alle Männer in der Gefahr nichts sähen als die Warnung, sie zu vermeiden, dann habe ein Weib das Recht erlangt auf eine große Tat." Mit dieser Gegenbewegung schließt der zweite Akt.

Judith ist aus der Amazonenstellung, die sie mehr auf Geheiß des Dichters als kraft ihrer Antriebe annahm und die ihr deshalb einen an das Unschöne grenzenden Ausdruck des Starkgeistigen verlieh, in ihre traumhaft gedrückte Haltung zurückgesunken. Das war nicht der unmittelbare Griff nach dem Helm, dessen Schillers Jungfrau sich bemächtigt. Denn Judiths Strafrede gegen die Männer und ihr besonnenes Abwägen männlichen Sollens und weiblichen Dürfens gegeneinander hat wie ein scharfer Frost die Blüte naiven Tuns gestreift. Das Helmergreifen der Jungfrau wirkt wie eine Fortsetzung der himmlischen Gesichte unter dem Druidenbaum; sie hört, mit den Zeichen des Krieges bewehrt, nicht auf, das schlichte, göttlich umsponnene Mädchen zu sein. Judith aber schwebt jetzt zwischen einem mystischen und einem genialischen Weibe in der modernen Wortbedeutung. Der dritte Akt zeigt sie uns in Sack und Asche trauernd, nach dem totenhaften Brauche ihrer Väter. Schon drei Tage und drei Nächte lang kauert sie so, Speis' und Trank verschmähend. Sie sucht den Pfad, auf dem wir sie bereits wandelnd glaubten, sie späht nach dem Finger Gottes, dem die Jungfrau von Orleans beinahe eher gefolgt ist, als sie ihn erblickt hat.

Sie verkriecht sich in ihr Ich, sie möchte in dem verborgensten Schlupfwinkel der Selbstbeschauung die Losung erlauschen, mit der sie sich wieder aufrichten kann; sie will die Gnade und Eingebung des Herrn von seinem Thronsitze zu sich herunterzwingen, wie dies die leidenschaftlich wilde Zerknirschung des jüdischen Beters zu wollen scheint an seinem düsteren Versöhnungsfeste. Judiths Hineinhorchen in ihr Inneres hat gefruchtet; zur rechten Zeit fängt das bisher stumme Geheimnis ihrer Hochzeitsnacht zu plaudern an: Wie, wenn deine ungepflückte Jugend und Schönheit nur deshalb überreif am Stocke hinge, weil Gott der Herr sie nehmen will zur Verherrlichung seines Namens, zur Errettung seines Volkes! Wie, wenn du diese deine kostbarsten Besitztümer hinaustrügest zu Holofernes! — — Zaghaft spielend, wendet Judith diesen Gedanken hin und her, um ihn mit einem Male zu umklammern und nicht mehr freizugeben. Wenn ihr bis zur Stunde ihr Dasein nutzlos erschienen war: jetzt hat sie den Schlüssel seines Wertes. Wenn sie sonst geklagt hatte, daß es besser sei, nicht jung und nicht schön zu sein, sobald man es für sich allein sein müsse: jetzt weiß sie, warum ihr Pracht und Glanz des Leibes verliehen worden. „Der Weg zu meiner Tat geht durch die Sünde.“ Doch möge der Herr den Holofernes Greuel begehen lassen unter ihren Augen, möge er sie schützen, daß sie nichts Gutes von ihm sehe! Der Rausch, der sich in ihr an dem Anblick der eigenen Schönheit entzündet, die entflammte Begeisterung für Jehova und der dämonische Zauber des Unerhörten, das vor ihr steht, verbünden sich in ihrem Gemüt zu stürmisch bewegter Einheit. Wie zur Hochzeit geschmückt, tritt sie unter die Jammergestalten der Stadt, Mirza an ihrer Seite. Holofernes hat unterdessen Bethulien einschließen lassen, die Röhren zum Brunnen sind abgehauen, Hunger und Durst schleichen durch die Gassen. Anfänglich leise, dann lauter und lauter ertönen die Stimmen, welche die Übergabe der Stadt verlangen. Wie die Wellen einer matten Flut heben und senken sich Standhaftigkeit und Gottvertrauen in den Seelen der schwer heimgesuchten Hebräer und selbst die Ältesten und die Priester werden in ihrer Zuversicht auf die Barmherzigkeit des unsichtbaren und einigen Gottes schwankend. Schon will eine angeschwellte Woge den Entschluß, auszudauern, hinwegspülen, als auch schon der Herr aus dem Munde eines Stummen spricht, des blindstummen Daniel, indem er dem Erwählten ein „Steiniget ihn!“ auf die Zunge legt, den Todesruf gegen den Bruder, welcher „um des armen Blinden und Stummen willen“ schnöde verlangt hat, daß dem Holofernes die Tore geöffnet wer-

den. Der Strom der Weissagung ergießt sich aus dem Munde Daniels über die staunende und erschütterte Menge, um dann ebenso plötzlich wieder zu versiegen, wie er hervorgequollen ist. Dieses aus der Niedrigkeit aufgelesene Werkzeug des Herrn muß auf Judith insbesondere den Eindruck höherer Weihe ihrer eigenen Sendung ausüben. Die selbige Hand, welche einstmals den Gatten von ihr zurückgescheucht hat, weist sie jetzt vor die Tore Bethuliens zu Holofernes hinaus. Sie ermahnt die Stadt, nur noch drei Tage auszuharren, Gott werde ihr durch sie die ersehnte Rettung bringen.

Der vierte Akt und die erste Hälfte des fünften spielen im Lagerzelte des Holofernes. Die dramatische Handlung zieht sich nunmehr zu einer einzigen Situation zusammen; ja der vierte zumal mutet uns in seiner vorbereitenden und zurechtrückenden Arbeit so an, als ob die Scheibe gestellt würde. Die in uns hervorgerufene Spannung ist weniger eine tragische als eine epigrammatische, welche unseren Anteil auf die letzte Wendung zuspitzt. Wir sehen die Überkraft des Holofernes, hin und wieder zur Scheinkraft aufgebläht, und die gesammelten Instinkte der Judith, welche trotzdem unter der Last ihres Vorhabens schmerzlich zuckt, sich aneinander messen. Es ist ein Duell der Geschlechtsgeister, das wir miterleben, wobei die Männlichkeit alle Phasen grotesker Verzerrung durchläuft und die Weiblichkeit nach und nach über die inneren Grenzen ihrer Schamhaftigkeit hinübergedrängt wird. Judith ist Zeuge seines zynischen Übermutes, seiner blutigen Frevel, aber wie durch Rauch und Qualm hindurch trifft sie überwältigend die Schneide seiner Mannheit, das imposante Phlegma seines Ruhens auf sich selbst. In ihm jedoch hat der Verkehr mit der schönen Jüdin nur eine gleichgültig heiße Begierde nach ihrem Leib hervorgerufen. „Denn Weib ist Weib", lautet sein Liebeswahlspruch. Haß und Bewunderung, Abscheu und Sinnlichkeit umwirbeln sie, als sie sich seinen Umarmungen hingibt, bevor sie ihm das Haupt herunterschlägt. Sie selber freilich ist schon vor der Tat innerlich zerschmettert worden. Die Gottheit hat sie — um Hebbels Wort abermals zu gebrauchen — vor der Zermalmung durch das nämliche Rad, das sie einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht geschützt. Zwar unbehelligt von den auseinanderstiebenden Assyriern und umjubelt von ihrem Volke kommt sie heim, aber sie kommt traurig, die Opfernde kommt geopfert heim. „Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären!" sagt sie zu Mirza. „Bete zu Gott, daß mein Schoß unfruchtbar sei. Vielleicht ist er mir gnädig!"

Gewiß, durch dieses Stück weht ein tragischer Hauch, aber

— Hebbel selbst hat an dieses Aber getippt! — der Eindruck dramatischer Rätsellösung überwiegt das Gefühl einfacher Erschütterung. Hebbel hat das Befremdliche des Vorwurfes nicht zum Heimischen läutern, die versengende Glut der Empfindung nirgends zur Wärme mäßigen können. Leidenschaftlich werden wir dieses Drama allerdings nennen dürfen, der es umgebenden und durchdringenden elektrischen Atmosphäre wegen. Aber es ist zuletzt kein Kampf der Leidenschaften, der sich vor uns entwickelt, sondern ein Zusammenstoßen und Zerreiben von Zuständen. Der Hauptcharakter wird uns über die zuweilen künstliche Verbindung hellseherischer und heroinenhafter Elemente sicherlich nicht täuschen, er wird uns dann und wann durch die genaue Kenntnis seiner selbst in unserer Illusion beirren oder gar verstimmen, aber dennoch werden wir die Dichterkraft anerkennen müssen, welche dem vielfach unreinen Metall den Klang tönenden Erzes zu entlocken verstand. Wohl hat Judiths Sinnlichkeit einen starken Erdgeschmack, doch müssen wir erwägen, daß sie die jungfräuliche Witwe ist, die schon alles weiß und noch nichts genossen hat, und daß sie obendrein die Jüdin ist, die biblische Jüdin, die dort nichts Arges sieht, wo das Kulturweib des Abendlandes, und auch hier vorzugsweise das germanische Weib, etwas Anstößiges oder Verhüllbares erblickt. Die Naturlaute des geschlechtlichen Fiebers mag mancher gedämpfter wünschen, als sie der Dichter angeschlagen hat, aber dies wird uns nicht abhalten, ihm gerade um ihretwillen den roten Mohnblumenkranz zuzusprechen, den er sich durch Judiths Szene mit Mirza vor dem Zelte des schlafenden Holofernes erworben. Nicht nach der Weise jener Poeten, welche dreißig Jahre später, episch wie dramatisch, wild-lüsterne Szenen malten, hat Hebbel die Begierde um die Kraft betrogen und das Feuer ohne den tragischen Schauer angeblasen: Judiths Fieber führt uns bis in das Grauen und tief in den Schmerz hinein, und wer jene Szene streichen will, der muß zuvor ihre Notwendigkeit beseitigen, nämlich die ganze Anlage der Heldin. Wenn der Rotstift des deutschen Theaters sie tatsächlich gestrichen hat, so besagt dies nicht eben viel.

Bedenklicher steht es um Holofernes; aber nur aus dem Grunde, weil ihm der Dichter ein Übermaß an spekulativen Reden zugewogen hat, die Hebbel in der von ihm so sehr verachteten Schule der Identitätsphilosophie hängen geblieben sind. Im Grundton und in der Grundfärbung des Holofernes hat sich Hebbel bis auf die allzu ausgiebige Dosis des Prahlerischen nicht vergriffen. Die vermessene Selbstbewunderung und eitle Selbstbespiegelung des asiatischen Feldhauptmanns, mit den Attributen

eines schlaffen Übermuts und einer blasierten Genußsucht, sind ja gerade die Merkmale orientalischer Despoten und römischer Kaiser. Auf solchem ideenlosen Selbstgefühle, wie bei Holofernes, fußen ihre großsprecherische Erhabenheit, ihre weibisch-üppige Tyrannei, ihre Delirien der Grausamkeit und der Wollust. Die Leichtigkeit seiner Siege, die Erbärmlichkeit seiner Gegner haben dieses Selbstgefühl ausgebildet und großgezogen, und grinsend beschaut er nun das Würfelspiel von Tod und Leben, womit er sich die Zeit vertreibt. Wir empfinden, daß sein Kraftgefühl nur deshalb so zügellos waltet, weil es seit jeher zu wenig belastet wird, weil er seinen Überschuß gleichsam Zins auf Zins hat legen müssen. Er staunt sich selber an und kann sich zugleich eines fröstelnden Spottes über sich selbst nicht erwehren; er wühlt in dem unnützen Reichtume seiner Machtfülle, wobei er immer wieder auf einen Rest persönlicher Ohnmacht stößt, der ihm ein gräßliches Gelächter abnötigt. Und aus dem schließlich die Oberhand behauptenden Bewußtsein seiner Unzerstörbarkeit und Unwiderstehlichkeit kriechen, wie aus überfettem und doch unfruchtbarem Boden geile Rohrgewächse schießen, leerer Stolz, Menschenverachtung und Weltekel aus.

Das Detail, worauf die Bedeutung der künstlerischen Charakteristik beruht, hält in diesem Drama nicht überall Stich und will sich vor allem nicht vertraulich in unsere Empfindung einschmiegen. Das Thema, wo es abstrakt bleibt, entsetzt uns nicht selten durch seine mageren, frierenden Gliedmaßen, die ihre stoffliche Bekleidung heischen, wie einzelne Auferstehende in Michel Angelos „Jüngstem Gericht“. Von dem brennenden Kolorit aber, das über ganze Szenen dieses Dramas ausgegossen ist, heben sich jene skelettartigen Intentionen zum Leben um so peinlicher ab. Inwieweit dieses mit dem Riß zusammenhängt, der durch die dichterische Anlage Hebbels geht, wäre schwierig, zu untersuchen, wenn eine solche Untersuchung überhaupt erfolgreich angestellt werden kann. Daß aber hierin der biographische Hebbel erkennbar ist, dies muß dem Leser der Geschichte seines Lebens offenkundig sein. Das zwischen mikroskopischer Selbstbeobachtung und unersättlichem Lebensdurst geteilte Leben Hebbels trug jetzt die ihm gleichende dichterische Frucht.

Ich will trinken, ich will nicht nur nippen oder schlürfen, ich will in anhaltenden, tiefen Zügen trinken! Dies war in seinen ersten Jünglingstagen ein stiller Wunsch gewesen, der sich später zu wehmütiger Sehnsucht steigerte und am Ende in die leidenschaftlichste, ungestümste, wehevollste Begierde umgesetzt hat. In Holofernes hören wir den künstlerisch modulierten Schrei der

Persönlichkeit Hebbels. „Darum ist's auch so einzig schön, durchs Leben selbst zu sterben! Den Strom so anschwellen zu lassen, daß die Ader, die ihn aufnehmen soll, zerspringt! Die höchste Wollust und die Schauder der Vernichtung ineinanderzumischen! Oft kommt's mir vor, als hätt' ich einmal zu mir selbst gesagt: ‚Nun will ich leben!‘ Da ward ich losgelassen, wie aus zärtlichster Umschlingung, es ward hell um mich, mich fröstelte, ein Ruck und ich war da! So möcht' ich auch einmal zu mir selbst sagen: ‚Nun will ich sterben!‘ Und wenn ich nicht, so wie ich das Wort ausspreche, aufgelöst in alle Winde verfliege und eingesogen werde von all den durstigen Lippen der Schöpfung, so will ich mich schämen und mir eingestehen, daß ich Wurzeln aus Fesseln gemacht habe. Möglich ist's; es wird sich noch einer töten durch den bloßen Gedanken." Das hat nicht Holofernes zuerst gesagt, sondern Hebbel. Und wiederum er, nur er ist es, der dem Assyrier die Worte einbläst von der Spindel, die er aus seinem Kopfe mache, und daß er den Hirnknäuel darin Faden nach Faden abzwirne, wie ein Bündel Flachs, daß der Gedanke der Dieb am Leben sei und daß der Keim, den man aus der Erde ans Licht hervorzerre, nicht treiben werde. Weil aber diese Lebensgier und die verzehrende Selbstbeschauung in ihm verschwistert waren und er bei seinen gedrückten äußeren Umständen die nächsten, tausend anderen zugänglichen Freuden und Genüsse entbehren mußte, so klomm er in seinen Vorstellungen ebenso unersättlich hinan, wie er in seinen Gedanken immer bis zum letzten hinunterzugreifen suchte, und es drängte ihn, in der Poesie, der nur geschauten und wiedergespiegelten Welt, sich für die Entbehrungen der wirklichen schadlos zu halten. Er hatte sich im Leben nach keiner Seite noch ausleben können, darum diente ihm die Täuschung der Wirklichkeit nicht allein zum Sondern und Formen des Erlebten, nein, sie mußte ihm auch Material, Lebens- und Genußmaterial herbeischaffen. Er wollte (ich wiederhole das früher gesagte Wort) in der Kunst selber trinken, herzhaft, ja königlich trinken. Wir aber sehen nicht gerne den durstigen Dichter.

Die Überfruchtung des Persönlichen und Konfessionellen, welche sich in seiner Judith darstellt, kam weder dem Werke zustatten, noch ward sie Hebbel eine Befreiung, so wenig als der eine und andere der merkwürdigen Beichtbriefe, die er in München geschrieben hat. Hier und dort in seinem Tagebuche und den zu jener Zeit verfaßten kritischen Aufsätzen zerstreute Bemerkungen bestätigen diese Annahme durchaus. Bald nennt er das Leben eine Plünderung des inneren Menschen, bald den

inneren Tigersprung, der Sättigung irgendeiner Art erstrebt. Dichten heiße sich ermorden — und in der Freude sei es ihre Grenze, die uns quäle. Gleichwohl kannte er den schönen Gegensatz dieser Zustände und das Beseligende in der Poesie genau. So sagte er über die Lieder und Romanzen Uhlands: sie trügen nicht den roten Fieberfleck der im Dunkeln umhertappenden Sehnsucht an der Stirn, jener Sehnsucht, die nicht finden könne, was sie suche; sie atmen vielmehr jene lächelnd in sich selbst versinkende holde Befriedigung, ohne die es wohl einen Rausch, aber keine Freude und kein Leben gebe. Der Vorwurf der dilettantisch tappenden Sehnsucht trifft den Dichter der Judith auf keinen Fall; aber die holde, lächelnd in sich selbst versinkende Befriedigung, die nicht nur die Lyrik adelt und erwärmt, von der auch die Tragödie einige sanfte Schwingungen empfangen haben muß, wenn sie ihr höchstes Ziel erreichen soll, werden wir in der Judith vergeblich suchen.

Ungetrübt, nicht von Nebenempfindungen gekreuzt, dürfen wir uns an den Volksszenen dieses Stückes erfreuen, an der satten Farbe, der eindringlichen Zeichnung und der zum Symbolischen erhöhten Lebendigkeit der Bilder. Einige derselben: der uralte Greis Samuel in seiner großartigen Bußfertigkeit, sowie der blindstumme Daniel mit seiner dem eigenen Blute Unheil bringenden Weissagung, scheinen wie von der Decke der Sixtina abgenommen. In diesen Volksszenen schlägt eben die Kindheit Hebbels ihr Auge auf. Denn von der Nachbarin Meta, dem riesigen Weibe mit alttestamentarisch-ehernem Gesicht, an die er nachmals durch die cumäische Sibylle wieder lebhaft erinnert ward, hat er in der ihm unvergeßlichen Stunde den ersten starken, ja fürchterlichen Eindruck aus diesem düsteren Buche, wie er die Bibel in diesem Zusammenhange nennt, empfangen, als ihm Meta, ihr rotes Tuch um den Kopf geschlagen, aus dem Jeremias die schreckliche Stelle vorlas, worin der zürnende Prophet weissagt, daß zur Zeit der großen Not die Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und sie essen würden. So spielten denn Eindrücke seines frühesten Gemüts- und Phantasielebens in die Produktion des reifenden Mannes hinüber.

Hebbel hatte die Judith zuerst als Manuskript drucken lassen. Auf dem Einschlagblatte der Notizen zu dem Werke steht der Beschwörungsruf: „Sei!"

Noch mitten in der Arbeit hatte er darüber an die Schwester seines hingeschiedenen Freundes Emil Rousseau geschrieben, ein wenig prahlerisch und ein wenig selbstgefällig, wie dies jenen Personen gegenüber seine Art war, vor denen er seine Schwächen

verhüllen und in einer Anwandlung von falscher Scham innerlich freier und äußerlich reputierlicher erscheinen wollte, als tatsächlich der Fall gewesen. Er spricht in jenem Briefe von Aussichten, die er habe, das Drama in Berlin auf die Bühne zu bringen, ob er gleich den theatralischen Versuch mit seinem Stücke keineswegs leichten Herzens wage. Denn fürs erste sei der Stoff sehr bedenklich und die Hauptcharaktere ständen so auf der letzten Grenze des Darstellbaren, daß die Aufführung allenthalben mißlingen müsse, wo er nicht auf große Künstler, wie die Stich und wie Seydelmann, rechnen könne. Auch habe er sich seit jeher, und namentlich bei dieser Arbeit, so wenig um das Theater bekümmert, daß es auffallend, ja wunderbar wäre, wenn er den Anforderungen desselben dennoch entspräche.

Im übrigen drückte der Brief die Zuversicht aus, daß die Poesie der Judith deren theatralischen Mängeln das Gegengewicht halten und sie, wenn nicht dem Repertoire, so doch der Literatur einverleiben werde. Ein paar Wochen später teilte er der Freundin mit, daß die letzten Striche an dem Drama gemacht seien, daß ihm kompetente Stimmen den Beruf zum Dramatiker zugesprochen hätten und daß er bei seiner Arbeit im stillen etwas von der Macht dichterischen Könnens empfunden habe. Nicht mehr, wie früher, habe es sich um ein bloßes Experiment gehandelt, sondern um das Aufgebot seiner höchsten Kräfte. Es dränge sich jetzt in ihm ein chaotisches Gewirre von dramatischen Schöpfungen, ja eine neue Tragödie sei schon wieder vollständig in ihm ausgebildet. Ob aber seine Judith sich für das Theater eigne, daran zweifle er mehr und mehr. Das Herbe, Entschiedene, das sich keine Modifikationen gefallen lassen wolle, das nur im ganzen oder gar nicht genossen werden könne, sei nicht die Speise des heutigen Publikums. „Ich erröte“, heißt es am Schlusse, „daß ich einen ganzen Brief lang nur von mir selbst und meinem Stücke rede. Aber es ist etwas Seltsames mit einer solchen Produktion. Erst wenn sie heraus ist, fängt sie an die Seele ganz zu füllen; es ist, als ob sie wieder hinein wolle. Man hat sie hastig ausgestoßen, wie alles innerlich Überflüssige, man möchte sie wieder einziehen, wie ein entbehrtes Notwendiges ...“

Einige der angeblich kompetenten Stimmen, und zwar die ersten, welche er über Judith vernommen, waren Janinski und Amalie Schoppe; was beide als urteilende Wesen in seinen Augen bedeuteten, wissen wir besser. Daß er in der Hitze der Produktionsfreude dem Blicke Amalie Schoppes Schärfe lieh — sie hatte ihm einen Platz neben Shakespeare angewiesen —, werden wir ihm auch nicht eben schlimm anrechnen. Sehr rasch

stellte sich ein unbehaglicher Zweifel an der Kompetenz dieses kritischen Gerichtshofes ein und vornehmlich, um diesen Zweifel zu beschwichtigen, sendete er ein Exemplar des Stückes an Uhland und eines an Tieck. In dem Briefe an Uhland berief er sich auf die in manchem seiner früheren Briefe ausgesprochenen Bekenntnisse über die Abhängigkeit seiner geistigen und poetischen Ausbildung von den Einwirkungen der Dichtung des Meisters und bat um dessen Urteil. „An einem einfachen Worte von Ihnen, sei es günstig oder nicht, liegt mir mehr, als an einem Trompetentusch der gesamten deutschen Journalistik ..." Er sei auf jeden Ausfall seines Urteils gefaßt, nur nicht auf sein Stillschweigen. „Dieses würde mir unendlich weh tun ..." Uhland schwieg. Er mochte von der seltsamen, gewalttätigen Dichtung nicht angenehm berührt worden sein. Auch hatte er sich eben wieder den von den zuckenden Neugeburten des Tages weitabliegenden Gestalten der deutschen Sagenwelt mit verstärkter Neigung zugewendet, nachdem er durch die von der württembergischen Regierung erst kürzlich erfahrenen Unziemlichkeiten zu seinen Volksliedern und Mythen wie an einen Zufluchtsort gedrängt worden war. Hebbel erblickte in dem Schweigen Uhlands den schlagendsten Beweis dafür, daß zwischen Jugend und Alter kein Verhältnis möglich sei, und stemmte sich also, auf Augenblicke verdrossen, gegen den verehrten Mann. Aber bald schmolz der Unmut in schmerzlicher Stimmung dahin, und er klagte nur noch, daß es doch sehr schroff von Uhland sei, ihm auf seinen so bescheidenen Brief kein Wörtchen zu erwidern. „Dem Dichter bleibt lebenslang meine Verehrung, dem Manne und Charakter meine tiefe Achtung; aber mit seiner Persönlichkeit bin ich so weit fertig, daß ich zwischen uns beiden kein Verhältnis mehr für möglich halte. Dies tut mir weh, denn wer mag sich mit seiner Liebe abgewiesen sehen!" Hebbel irrte sich. Das klare, wohlwollende Gemüt Uhlands sollte ihm nach wenigen Jahren auf das unzweideutigste entgegentreten.

Den Brief an Tieck begann er mit der Bemerkung, daß er das bei dem Dichter erweckte Vertrauen um so weniger mit allgemeinen Versicherungen habe erwidern wollen, je höheren Wert er auf dasselbe lege. Von dem durch ihn ermunterten Vertrauen mache er Gebrauch, indem er ihm die Judith übersende. Hebbel erbat sich Tiecks Meinung über das Stück und die freundliche Vermittlung des Dichters bei der Dresdener Bühne. Dieses Schreiben blieb gleichfalls unbeantwortet, wie denn der neuerdings aufgenommene Faden zwischen Hebbel und Tieck vorderhand nicht weitergesponnen wurde. Bald, nachdem dieser seine

letzte dichterische Arbeit, Vittoria Accorombona, vollendet hatte, brach für ihn mit dem Hinscheiden seines Freundes Immermann die Zeit des Mißmutes, des Kummers, der zunehmenden Kränklichkeit herein. Er übersiedelte, von Friedrich Wilhelm dem Vierten eingeladen, nach Berlin, um sich dort, den Vorgängen der tumultuierenden Literatur abgewendet, in die Beschaulichkeit des Greisenalters einzupuppen.

Diesmal waren Hebbels praktische Bemühungen beim Theater erfolgreicher, als seine idealen Werbungen um dichterische Anerkennung. Auguste Crelinger, geborene Stich, an welche Amalie Schoppe, aus eigenem Antriebe, aber nicht ganz uneigennützig, Hebbels Judith geschickt hatte (denn sie ließ bald nachher ein von ihr selbst verfertigtes Drama folgen), nahm das Stück mit Enthusiasmus auf. In einem Briefe vom 29. Februar 1840 schilderte sie der Doktorin den Eindruck, welchen Hebbels Dichtung auf sie gemacht. Sie bilde sich ein, daß Italiens Sonne so auf sie wirken würde; die Judith habe sie bis in ihr Innerstes erwärmt. „Endlich einmal", ruft sie aus, „Kraft und Glut und Jugend vereint mit Bewußtsein! Endlich einmal ein Werk, das einen dramatischen Dichter verspricht, der imstande sein wird, durch die Alltäglichkeit sich Bahn zu brechen und Glanz zu verbreiten an unserem dunklen Theaterhimmel!" Zweimal habe sie die Judith gelesen und beide Male sei die Wirkung dieselbe gewesen. Sie möchte dem Verfasser zurufen, alles und jedes beiseite zu werfen und mit Aufbietung aller seiner Kräfte und seines ganzen Fleißes diese Richtung zu seinem Lebenszwecke zu erwählen. Natürlicherweise hielt sie auch mit ihren Bedenken nicht zurück, welche sich auf die geschlechtlichen Motive und Szenen gründeten. Daß sie die Rolle gerne spielen würde, verstände sich von selbst, und daß sie in Hebbels Interesse tätig sein wolle, brauche sie nicht erst zu beteuern. Hebbel wechselte nach dieser Begrüßung einige Briefe mit der Künstlerin. Er hoffte, zwischen den Anforderungen der Poesie, wie er sie auffaßte, und denen der realen Bühne ein Abkommen treffen zu können. „Die dramatische und theatralische Kunst", meinte er, „wären in seinen Augen zwei Notwendigkeiten, die, ob sie gleich aus einem und demselben Bedürfnis entspringen, doch nur in einem Annäherungsverhältnis zueinander ständen und nicht ganz zusammenfallen könnten. Die Dichtung sei mehr Natur, die Darstellung mehr Bild; jene empfange nur ihre letzten und höchsten, diese a l l e ihre Gesetze von der Schönheit." Hieraus folge nun nicht, daß der Dichter sich eigensinnig zurückhalten und dadurch um die herrlichste Wirkung bringen solle; es folge daraus, daß

er sein geschaffenes Werk zum Objekt einer ausgleichenden Prozedur machen und in gewissem Sinne eine doppelte Schöpfung versuchen solle. Nun verteidigte er die Hochzeitsnacht und die dargestellten Empfindungen seiner Heldin. Über den ideellen Gehalt seines Dramas spricht er sich in einem der Briefe an die Crelinger nachstehenderweise aus:

„... Judith und Holofernes sind, obgleich, wenn ich meine Aufgabe löste, wahre Individuen, dennoch zugleich die Repräsentanten ihrer Völker. Judith ist der schwindelnde Gipfelpunkt des Judentums, jenes Volkes, welches mit der Gottheit selbst in persönlicher Beziehung zu stehen glaubte. Holofernes ist das sich überstürzende Heidentum; er faßt in seiner Kraftfülle die letzten Ideen der Geschichte, die Idee der aus dem Schoß der Menschheit zu gebärenden Gottheit, aber er legt seinen G e d a n k e n eine demiurgische Macht bei, er glaubt zu sein, was er denkt. Judentum und Heidentum aber sind wiederum nur Repräsentanten der von Anbeginn in einen unlösbaren Dualismus gespaltenen Menschheit. Und so hat der Kampf, in dem die Elemente meiner Tragödie sich gegenseitig aneinander zerreiben, die höchste symbolische Bedeutung, obwohl er von der Leidenschaft entzündet und durch die Wirkungen des Blutes und die Verirrungen der Sünde zu Ende gebracht wird. Die Erscheinung des Propheten ist gewissermaßen der Gradmesser des Ganzen; sie deutet auf die Stufe der damaligen Weltentwicklung, sie zeigt, daß das g e s c h a f f e n e Leben noch nicht so weit entfesselt war, um der unmittelbaren Eingriffe der höchsten göttlichen Macht enthoben zu sein und sie entbehren zu können. Eine Kritik, die nicht zum Kern meines Werkes durchdränge, könnte fragen, wie Judith durch eine Tat, die Gott durch seinen Propheten verkündigte und dadurch zur Notwendigkeit stempelte, in ihrem Gemüt vernichtet werden könne; sie könnte hierin einen Widerspruch erblicken. Aber hier wirkt der Fluch, der auf dem gesamten Geschlechte ruht. Der Mensch, wenn er sich auch in der heiligsten Begeisterung der Gottheit zum Opfer weiht, ist nie ein ganz reines Opfer; die Sündengeburt bedingt den Sündentod, und wenn Judith auch in Wahrheit für die Schuld aller fällt, so fällt sie in ihrem Bewußtsein doch nur für ihre eigene Schuld. Hieran aber knüpft sich der Schluß des Stückes in seiner unbedingten Notwendigkeit. Die Wage muß, weil keine irdische Ausgleichung denkbar ist, in beiden Schalen gleich schweben und der Dichter muß es unentschieden lassen, ob die unsichtbare Hand über den Wolken noch ein Gewicht hineinwerfen wird oder nicht ..."

Ich muß hier von meiner Weise: die Zustände dieses Men-

schen- und Dichterlebens nach Möglichkeit für sich allein sprechen zu lassen, einen Moment lang abgehen und selbst ein Wort hineinreden. Die mitgeteilte Briefstelle, die wir als eine schwere Anklage Hebbels empfinden, soll uns an den metaphysischen Krankheitsstoff erinnern, der die Bildlichkeit seiner Poesie nur zu oft trübt, und worauf die Scheelsucht und die Nüchternheit bloß hinzudeuten brauchten, wenn die Mißhandlung oder Heruntersetzung seines Talentes erlaubt und berechtigt scheinen wollte.

Viele der von Berlin aus verlangten Abänderungen machte er selbst, indem er über die schwere Aufgabe seufzte, etwas Gutes verschlechtern zu müssen. Während Auguste Crelinger seine Hoffnung auf die Annahme des Stückes am Hoftheater nährte, widerfuhren ihm auch in Hamburg Auszeichnungen und Aufmerksamkeiten. Eine Zeitschrift, „Die Originalien", brachte eine rühmende Besprechung seines Dramas, die ihn wohltuend berührte, obgleich der Kranz — wie er sagte — nicht von der rechten Hand geflochten war. Gutzkow ersuchte ihn in einem freundlich-schmeichelhaften Briefe um die Judith und das nämliche tat der Schauspieler Baison, der ihm erzählte, daß Gutzkow dem Drama die größte Würdigung schenke. Aus dem Munde Lebruns, des einstmals vortrefflichen Darstellers, vernahm er nicht minder Anerkennendes über sein Werk. Es könne — sagte Lebrun — nach seinem Erachten keinen Menschen geben, der davon nicht im tiefsten ergriffen würde. Es sei alles, selbst im kleinsten, so durch und durch ausgebildet, daß auch nirgends die Frage: „was soll das sein?" entstehen könne. Lebrun wolle eine Wette eingehen, daß Tieck gleichfalls so urteilen würde. Der nämliche Mann, der Hebbel einst vom Schauspielerwege abgewinkt hatte, welchen der ratlose Schreiber in Wesselburen zu betreten willens gewesen war, der alte Lebrun begrüßte ihn nun ermutigend auf dem Wege des dramatischen Dichters. „Ich bin von Dank gegen Gott erfüllt", — sagte Hebbel — „fürchte mich aber vor dem Unglück, das auf so viel Glück folgen kann."

Die frohe Stimmung unseres Dichters wurde noch erhöht, als Herr Crelinger, der jetzt auf der Durchreise ins Seebad bei ihm vorsprach, ihm die nahe Aufführung der Judith in Berlin meldete und ihm das Angenehmste über den bewundernden Anteil an dem Stücke in den dortigen Theater- und Literaturkreisen mitteilte. Gleichzeitig aber war ein böser Gast, die Gelbsucht, bei ihm eingekehrt, welche ihn sogar zwang, den ärztlichen Beistand Assings anzusprechen. Dennoch erwachte von neuem die Produktionslust, er ergriff den lange schon gehegten Stoff aus der dithmarsischen Geschichte, den er bald in Romanzenform, bald

als Roman und zuletzt dramatisch zu behandeln sich vorgenommen hatte. Es war die Schlacht bei Hemmingstedt, das Lieblingsthema seiner Knaben- und Jünglingsphantasie.

Wie die Chronik uns diesen Kampf der alten Dithmarscher um ihre Freiheit erzählt, ist derselbe ein energisches Kriegs- und Sittenbild, das den dekorativen Geist des Dichters zu entzünden vermag, worin jedoch der dramatisch-tragische Keim nirgends aufsproßt. Nach dem von Hebbel entworfenen Schema des Stückes war der erste Akt mit der Aufgabe betraut, die Landesversammlung auf dem Marktplatze in Heide zu schildern, die Ankunft der Boten des Königs Johann von Dänemark, die daran sich knüpfenden Verhandlungen, die Abstimmung und das erste Auftreten Wulf Isebrants, wobei Lokal- und Charakterzeichnungen angebracht werden sollten. Dem zweiten Akt übertrug er die Charakteristik Dänemarks und der Dänen. Der König und die Fürsten beratschlagen in Kopenhagen die Gründe für und wider den Krieg. Blicke auf Schweden — Erinnerung an Waldemar den Großen. — Da wird plötzlich die Ankunft der Garde gemeldet, eines Korps Mietstruppen aus England, das unter Anführung ihres Obersten Schlenz sich schon von verschiedenen Fürsten hatte gebrauchen lassen, zum Beispiel von Kaiser Maximilian gegen Geldern. Die Ankunft der raubsüchtigen, im Friedenszustande gefährlichen Garde entscheidet. Denn man weiß nicht, wohin mit ihr; also Krieg. Dieser Zug ist vortrefflich. Junker Schlenz tritt in den Vordergrund des Stückes. Der dritte Akt entwickelt das innere Leben Dithmarschens. Isebrant enthüllt sich in Wesen und Charakter. Die Dänen, mit den Herzogen von Jütland und Holstein verbündet und durch den Lüneburger und Brunswicker Adel verstärkt, fallen ein und besetzen Meldorf. Noch aber sind die Dithmarscher unschlüssig. Im vierten Akte zeigen sie sich zum äußersten Widerstande bereit, den vielfach die Weiber angestachelt haben. Der Kundschafter der Dänen wird eingefangen, die Schanze wird aufgeworfen und die Bannerträgerin Telse, welche der Sage nach an der Spitze der Dreihundert die große Waffentat vollbracht hat, in volle Beleuchtung gerückt. Mit der Schlacht, deren wechselnde Szenen den fünften Akt ausfüllen, endet das Stück. Es verlangt nicht viel Scharfsinn, um zu begreifen, warum Hebbel von dem allgemeinen Pathos, das dieser Vorwurf atmet, nicht dauernd gefesselt wurde. Als er einen halben Akt gedichtet, da meinte er, es sei das Schlimmste an diesem Stoffe, daß die Dithmarscher nicht in einer großartigen Persönlichkeit einen Mittelpunkt hätten. Das ganze Volk habe sich in die Viktoria geteilt, kein einzelner sei hervorgetreten.

Dürfe aber ein Drama aus lauter Volksszenen existieren? Für die Bühne wäre es gewiß nicht. Die Freiheit könne so wenig als die frische Luft eine dramatische Leidenschaft entzünden. Die entstandenen Szenen sind aphoristisch gehalten und spielen in der Kopenhagener Königsburg und in Dithmarschen. Diese allein sind lebensvoll, wogegen jene den Eindruck eines Shakespearebastardes machen: kühne, sachliche Züge und doch auch wiederum abstrakt gedachte, absichtlich originelle; sinnlich einfache und daneben geschraubte oder häßliche Gleichnisse geben ihnen ein halbschlächtiges Ansehen, das auf edle Abstammung und niedere Kreuzung schließen läßt. Eine kleine Szene zwischen einem Mädchen, das gleichsam mit jedem seiner trotzigen und beherzten Worte ein Stück der Männertracht anzulegen scheint, und dessen Liebhaber, einem zaghaften Burschen, der einen Backenstreich ungestraft hinnahm und der das Mädchen einst verführt hat, gemahnt in ihrer spröden Färbung ein wenig an die Szene zwischen Judith und Ephraim. Prächtig ist das Zwiegespräch Hans Manns und Peter Swyns auf dem Marptplatze zu Heide, namentlich die Schilderung des Rittes am Deich in der Sturmnacht: wie die Woge etwas Dunkles, das er für Strandgut aus einem Hansaschiffe hält, dem gierigen Hans vor die Füße schiebt, wie ein zweiter danach tastet, das nichts anderes ist als der steife kalte Körper eines Toten, in welchem Hans bei der Feuertonne, wohin er die Leiche geschleppt hat, seinen Bruder erkennt. Meisterhaft ist ferner die Charakteristik, welche in dieser Szene einer der hinzutretenden Männer von dem dänischen Prinzen Christian entwirft, indem er damit zugleich die bauernstolze Natur der Dithmarscher zeichnet:

„..... Ein hochmütiger Bursch, der sich, wenn er über das Feld schreitet, lieber nach seinem eigenen erlauchten Schatten, als nach etwas Besserem umsieht! So was Gnädiges in den Blicken, als müßten die Bäume zu blühen anfangen, sobald er sein Auge auf sie richtet. Ein Prahlhans. Als er mit den Seinigen der dithmarsischen Küste nahe kam, war er dem Ersaufen nah. Einer der Unsrigen, Hans Bahr aus Däkhusen, setzt Haut und Haar daran, ihn zu retten. Kaum hat er festen Boden unter sich, so kehrt er sich gegen seine Leute, von denen einige noch, wie Ratten, mit dem Wasser kämpfen, und ruft aus, als hätt' er die Wellen durch Fußtritte und Ohrfeigen zum Gehorsam gebracht: Sagt' ich euch's nicht, daß ein Königssohn nicht untergehen kann? Dann wirft er sich nieder, tut zärtlich mit dem Erdboden und grüßt das Land, statt der Leute, die darin wohnen."

Verdrießlich wendete sich Hebbel von dem begonnenen Drama

ab, die stets wiederkehrende Angst in der Seele, daß seine geistigen Quellen sich rasch verstopfen würden. Nahrungssorgen gesellten sich hinzu und um seine gute Stimmung war es getan. Könnt' ich doch reisen, seufzte er, von einem halben Jahr zum andern mit dem Orte wechseln! Dann wollt' ich wohl noch schaffen! Das Ausharren auf einem Fleck ist für mich der Tod. All die bekannten Dinge drängen sich um mich zusammen und drücken mir die Brust ein. Das Vertauschen von München mit Hamburg hat mir die Judith gebracht, jetzt aber ist mir Hamburg schon wieder wie München. Wenn ich gedeihen soll, so muß ich weg. Die Welt ist ohnehin ein Gefängnis, nur Menschen ohne Kraft und Kern zimmern sich in dem großen Kerker einen kleineren zurecht, den sie ihren Besitz nennen.

Am 6. Juli 1840 wurde die Judith am Berliner Hoftheater zum ersten Male gegeben, mit jenem schwierig zu bezeichnenden Erfolge, dessen ein Werk solcher Art wohl gewärtig sein kann. Schrecken und Erstaunen, Anerkennung und Widerstreben vereinigten sich zu unbestimmtem Ausdrucke. Das Publikum bestand bei der ersten Aufführung, wie ein kritischer Augenzeuge sagt, fast nur aus Männern. Vermutlich hatten die vorausgegangenen mündlichen wie journalistischen Nachrichten über die geschlechtlichen Kruditäten in diesem Stücke die Töchter Evas von so bedrohlichem Überfalle fern gehalten. Die Männerwelt aber betrachtete das ganze Drama als eine Herausforderung und Judith zumal als einen weiblichen Karl Moor, welcher den Bau des gesellschaftlichen Übereinkommens umstürzen wolle. Als Judith am Souffleurkasten den Herren der Schöpfung, wie man sich einbildete, den Fehdehandschuh hinwarf, da sei ein Lächeln über die Versammlung geglitten. Dieses souveräne Lächeln ist noch jetzt im Berliner Schauspielhause heimisch. Auguste Crelinger wirkte gewaltig durch ihre entfesselte und dennoch niemals das Ziel überfliegende Leidenschaft; Seydelmann als Daniel spielte bewunderungswürdig. Hingegen tat Herr Grua, wie die Crelinger selbst in einem Briefe betonte, Mißgriff auf Mißgriff. Sicherlich faßte er, gleich den meisten Darstellern dieser Rolle, die bizarr gefärbte Wildheit des zynischen Asiaten als rasendes Heldentum auf, nahm er jedes Wort des Holofernes für bare Münze und lenkte dadurch das humoristische Gewitter, das sich in der Gestalt selbst entlädt, bei der solcherweise zum Komischen gereizten Stimmung des Publikums auf den Dichter ab. Manchem Kritiker war Hebbels Hang zum einsiedlerischen Grübeln nicht entgangen, und mit Recht bemerkte jener Augenzeuge, daß in dem Maße, wie derjenige, der für die Menge schreibe, leichtlich flach

werde, der Tiefsinnige dafür Gefahr laufe, sich aus allem Zusammenhange mit der Welt zu verlieren. Aber auch die Rezensentenmannschaft mit dem ganzen Apparate der Löschanstalten, die sofort aufgeboten werden, wenn irgendwo das Feuer des Talents ausgebrochen ist, ließ nicht lange auf sich warten. Böswilligkeit, Unwissenheit und Unverstand brachten üblicherweise ihre Anklagen, Einwürfe und Zurechtweisungen vor, belehrten den Dichter über Ein- und Ausgänge, die ein Blinder findet, und über poetische Auskunftsmittel, die sogar einem literarischen Kurpfuscher einfallen.

Unserem Freunde taten jetzt die ihm hier und dort gereichten Kranzblumen nicht sonderlich wohl. Als er die Kunde von der im ganzen ehrenvollen Aufnahme des Stückes las, verzeichnete er sie mit dem Zusatze: „Ich schreibe dies mit einer Kälte nieder, als ob's mich gar nicht anginge. Immer mehr Eis im Blut!" Seine Lebensverhältnisse hatten sich eben jetzt wieder auf das traurigste verschoben und verknäult.

Die leisen Mißhelligkeiten zwischen ihm und Amalie Schoppe, nachdem sie geraume Zeit hindurch einen schleichenden Charakter behauptet hatten, waren abermals akut geworden, wie in den Tagen seines ersten Hamburger Aufenthalts, und zwar auch diesmal ohne seine Schuld. Wenn sie eine kläglich verzückte Aufwallung hatte, dann stellte sie Hebbel um der Judith willen neben Shakespeare oder nannte das eine und andere seiner Gedichte ein Ereignis; sank aber ihr Blut wieder auf das gewöhnliche Niveau der Nüchternheit, dann bedauerte sie hofmeisternd gegen ihn, daß er den Pfad des Dichters eingeschlagen, und warf ein Wort wie dieses hin: „es wäre doch besser gewesen, wenn er Jura studiert hätte."

Am häßlichsten jedoch benahm sie sich, so oft die Rede auf Elise kam. Sie wußte, wie enge er mit diesem Mädchen verbunden war, daß er seine Wohnung in ihrem Hause hatte, und gleichwohl hörte sie nicht auf, sich in beleidigenden Äußerungen über sie zu ergehen und in dem Besprechen der Verhältnisse dieses Mädchens dicht vor der Verleumdung Halt zu machen. Ihm summte die Lieblingsphrase der Leute vor den Ohren: „Es ist etwas Wahres daran." „Gewiß", rief er ergrimmt im Hinblick auf diese Phrase, „eine von Hunden in Fetzen gerissene Wahrheit!" Zuweilen saß er in seiner Seele erzitternd da, wenn die Frau des kleinen Allerhand, deren Sonntagsstaat die Beschäftigung mit der Literatur vorstellte, Elisens auf unwürdige Art gedachte. „O, die Frau Doktorin ahnt nicht", schrieb er nach einem

Besuche bei ihr in sein Tagebuch, „sie ahnt nicht, wie sie mit den zweihundert Talern wuchert, die sie mir zu meinen Studien verschafft hat; sie ahnt nicht, daß sie meinem Herzen für jeden Pfennig einen Blutstropfen entpreßt.“ Wir können uns seine innere Bewegung vorstellen, womit er Goethes Bemerkungen über die Unterschiede zwischen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank sich ausschreibt. Die nachstehenden Sätze waren ihm in der unseligen Situation eine Rechtfertigung vor sich selbst. Goethe sagt: „... Widerwillen gegen das Danken jedoch, Erwiderung einer Wohltat durch unmutiges und verdrießliches Wesen ist sehr selten und kommt nur bei vorzüglichen Menschen vor, solchen, die, mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derselben in einem niedern Stande oder in einer hilflosen Lage geboren, sich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hilfe und Beistand annehmen müssen, die ihnen dann manchmal durch Plumpheit der Wohltäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was sie empfangen, irdisch, und das, was sie dagegen leisten, höherer Art ist, so daß eine eigentliche Kompensation nicht gedacht werden kann.“ Wir dürfen Hebbel das Zeugnis geben, daß er sich durch die Empfindung und durch die Erkenntnis dieses Zustandes nicht hinreißen ließ, der „Wohltäterin“ die Grenzen zu zeigen, welche die Gebiete der von ihr geforderten und von seiner Seite leistbaren Dankbarkeit voneinander trennen. Als sie jedoch an einem geselligen Abende das Gefäß so sehr füllte, daß es überlaufen mußte, da hatten seine Geduld und seine Selbstbeherrschung ein Ende. Der nichtigste, erbärmlichste Anlaß, aus der Sphäre der Mißverständnisse geholt, regte sie in Gegenwart mehrerer Personen zu einem heftigen Wortwechsel an, der sich zu der verletzenden Bemerkung gegen Hebbel zuspitzte: „Sie ziehen mich nur dann ins Vertrauen, wenn ich Ihnen nützen kann.“ — „Das ist zu viel!“ entgegnete Hebbel, der bis dahin die ungerechtesten Beschuldigungen und Mißdeutungen mit möglichster Schonung und Rücksicht abgewehrt hatte. Er nahm Hut und Mantel und verließ, von Janinski begleitet, das Zimmer. Ein bald nach diesem Auftritte empfangener, von Beleidigungen wimmelnder Brief Amalie Schoppes nötigte ihm ein eingehendes Memorial an sie ab, worin er bis in das einzelnste das von Anbeginn in den verschiedensten Modifikationen zwischen ihm und ihr bestandene Verhältnis auseinandersetzte; ehrlich und besonnen, ohne jegliche Beschönigung einer gegen ihn sprechenden Tatsache und ohne die seine einstmalige Wohltäterin entstellenden Züge dunkler zu färben; freilich am schicklichen Orte auch

mit der Nachdrücklichkeit und Entschiedenheit des verwundeten und empörten Gemütes.

„Sie haben mir durch das Vorbereitungsjahr geholfen", lautet eine Stelle dieses Schriftstückes, „aber nicht weiter; an meinem eigentlichen Studieren haben Sie, was demnach die ganze Welt zu glauben scheint, keinen Anteil." Das Verdienst, welches sie sich um ihn erworben, sei dieses, daß sie ihm die Pforte zum Leben geöffnet habe, und dies sei ein so großes, daß es nur durch einen moralischen Mordversuch, als welchen er den von ihr empfangenen Brief ansehen müsse, aufgehoben werden konnte. Sie habe so viel danach geforscht, welch ein Verhältnis zwischen ihm und dem Fräulein Lensing bestehe; sie möge es jetzt erfahren. „Es war das Verhältnis eines Menschen zu seinem Schutzgeiste! Dieses Frauenzimmer, deren Seelenadel und Herzensgüte wenigstens in meinem Leben ohne Beispiel geblieben sind und deren Bekanntschaft ich allerdings Ihnen verdanke, reichte mir, als ich in Heidelberg nur noch das Äußerste vor mir sah, aus eigener Bewegung die Hand. Sie schoß mir nach und nach, alles in eins gerechnet, eine Summe von fünfhundert Reichstalern vor; ja sie tat, um mein Gemüt von seiner drückendsten Sorge zu befreien, noch mehr: sie unterstützte meine Mutter, sandte ihr, was ich wußte, halbjährlich die Miete und erfreute sie, was ich nicht wußte, außerdem noch mit Geld und sonstigen Geschenken, die sie ihr in meinem Namen und als ob sie nur die Vermittlerin wäre, zufließen ließ. Sie war, was wohl kaum der Bemerkung bedarf, über das Ungewisse meiner Zukunft und über die Unsicherheit der Wiedererstattung keinen Augenblick im Zweifel, aber sie hatte keine andere Sorge als die, meinen Ablehnungen zu begegnen, und sie stellte mir (in einem Briefe, den ich ewig als ein Heiligtum aufbewahren werde) keine andere Bedingung, als die des größten Stillschweigens. Sie ließ es ruhig und ungerügt hingehen, wenn in ihrer Anwesenheit sogar bestimmte Personen als diejenigen bezeichnet wurden, die mich auf der Universität erhielten, und auch ich habe, ihrem Beispiel gemäß, jene Bedingung bis aufs Äußerste unverbrüchlich gehalten; jetzt aber ist es meine heilige Pflicht, den Schleier zu lüften, hinter dem sich bisher meine größte und edelste Wohltäterin verbarg, jetzt, da die Anmaßung sich an ihre Stelle zu drängen droht, jetzt, da Sie — als ob ich nicht seit 1836 ohne Sie bestanden wäre — mir zu schreiben wagen: ‚Ich konnte immer ohne Sie bestehen, Sie können es jetzt!'... Am unglücklichsten ist der Mensch, wenn er durch seine geistigen Kräfte und Anlagen mit dem Höchsten zusammenhängt und durch

seine Lebensstellung mit dem Niedrigsten verknüpft wird. Wenn es ihm auch nach und nach durch geistige Ausdehnung gelingt, seine Fesseln zu sprengen, so geht ihm doch die reine Freude am Dasein verloren und aus seinem Wesen entwickelt sich etwas Herbes, Bitteres, worin andere eine Krankheit, aber keine Sünde sehen sollten. Ein solcher Mensch sieht sich trotz des ihm an- und eingebornen Stolzes zur Zeit seiner Entwicklung gezwungen, ohne Wahl von jedermann, der eben will, sich Verpflichtungen auferlegen zu lassen, und gerät hiedurch in einen unausgleichbaren Zwiespalt mit sich selbst, indem er, der all sein Denken und Sinnen auf das Geistige gerichtet hat, und der, was man zuweilen gar an ihm rühmt, die irdischen Dinge nicht selten viel zu gering schätzt, dennoch für eine unbedeutende Geldunterstützung oder für einen mit Scham und Qual besuchten Tisch eine ewige Dankbarkeit bezeigen soll. Wie der Baum unmittelbar durch sein Grünen und Blühen für empfangenen Regen und Sonnenschein den Dank abträgt, so sollte auch der Mensch, dem man seines Geistes wegen Hilfe und Beistand leistet, durch Früchte des Geistes seiner Erkenntlichkeit dafür genugtun können. Doch diese naturgemäße Art der Kompensation gefällt den wenigsten Wohltätern und zu einer anderen, zur Erwiderung einer Empfehlung durch eine Gegenempfehlung usw. findet sich die Gelegenheit, so heiß sie der Verpflichtete auch ersehnen mag, nicht immer schnell genug. Der Wohltäter, nicht erkennend, daß jeder Mensch in seinem Wohltun stets nur die Erledigung seiner persönlichen Dankespflicht gegen den höchsten Wohltäter, gegen Gott, sehen sollte, der ihm gnädig das fröhliche Geben und dem Bruder das harte Nehmen zugeteilt hat, macht nur gar leicht ungehörige Ansprüche, die er, wie sich von selbst versteht, für gerechte hält; der Verpflichtete hinwiederum kann sich nicht überzeugen, daß eine Wohltat, und wäre es die größte, seine menschliche Freiheit aufheben und ihn zum Sklaven eines fremden Willens machen könne; er behauptet mit Würde seine heiligen Rechte und hofft, daß die Zukunft ihm einen Anlaß zur Bekräftigung seiner Dankbarkeit darbieten wird. — Der Mann, der mehr als ein Jahrhundert repräsentiert, der große Goethe, hat auch in diese Verhältnisse mit seinem Sonnenauge hineingeschaut und Licht in sie gebracht. Erschöpfend und aus dem Tiefsten heraufgeholt ist, was er darüber („Aus meinem Leben“, Bd. 2, S. 309) in bezug auf den auch von Jugend auf mehr noch durch die Wohltäter als durch die Not gequälten Herder sagt...“

Als Hebbel jenen Brief empfangen hatte, der dieses Memorial hervorrief, da glaubte er, an allen Fasern bebend, die

Erfahrung zu machen, daß Unschuld und Selbstbewußtsein keineswegs, wie man wohl dann und wann sage, dem von außen kommenden Gifte den Zugang zur Seele verschlössen. Und als er aus Notwehr die juristisch-psychologische Auseinandersetzung niederschrieb, da war ihm so zumute, als ob er die vielen rostigen Dolche, die einst in seinem Herzen gewühlt hatten, nur deshalb schliffe, um sie noch einmal hineinzubohren. „Nicht um Rache", sagte er, „oder auch nur um einen Sieg über eine solche Natur sei ihm zu tun gewesen, er wollte ja nur seine Vergangenheit vor Verleumdung und seine Zukunft vor Verzweiflung sichern. Es gebe eine Wahrheit", meinte er, „im Rückblick auf diese Vorgänge, eine sogenannte Wahrheit, deren sich die Schoppe befleiße, welche aus der allertiefsten Lüge entstehe. Und zwar sei es der Schnitthandel mit Wahrheiten, in welchem solche Lüge zum Vorschein komme. Menschen, die in ihr ihre Stärke suchen, mäßen den einzelnen immer nach dem Prinzip des Ganzen, und da sich zwischen dem Prinzip und dem Besten noch immer die Kluft befände, die eben nur das Ganze ausfüllen könne, so verdammten sie ihn mit einer wahren Wollust. Durch dieses Verdammen aber glauben sie für ihre Person dem Prinzip Genüge zu tun. Scheußliche Individualitäten!" rief er entrüstet aus, „philosophierende Schlangen, die erst beißen und dem Gebissenen alsdann die schwarzen Giftflecke zum Vorwurf machen. Nur der innerlich Schlechte könne in allem Kleinen das sein, was man wahr nenne; der Gute, der nicht einmal bei sich selbst auf der Lauer stehe und im Sturm und Drang des Lebens sich nur zu oft verwirre, könne dies nicht.

Amalie Schoppe hat Hebbels Anklage- und Verteidigungsschrift gewiß so wenig verstanden als ihn selbst. Sie mußte sich vermöge der Dürftigkeit ihrer Anlage im Rechte glauben.

Konnte man Hebbels Zerwürfnisse mit der Schoppe und die gewaltsame Lösung des Verhältnisses zu ihr immerhin ein Unglück nennen, so gab es zweifellos keinen anderen Namen für das Ereignis, das jetzt in dem Hause Elisens seinen Schatten vorauswarf. Sie war gesegneten Leibes und erwartete zum Spätherbst ihre Niederkunft. Ihre Ersparnisse aber waren aufgebraucht, großenteils für Hebbel, der nicht wußte, wo aus, wo ein, und dem zu den Verpflichtungen des Freundes nun auch die des Vaters, des Ernährers einer Familie hinzuwachsen sollten. Was aber das Schlimmste war: gerade mit dem Anbruche der Krisis sah er sich in eine Neigung verstrickt, in die leidenschaftliche Neigung zu der Tochter eines Hamburger Senators. Das Unglück spielte in den Farben des Opals.

Da ihm die Mitarbeiterschaft am „Telegraphen" ein nur armseliges Einkommen abwarf und überdies seine Beteiligung an dem Blatte Gutzkows aus Gründen, die wir nicht mehr zu erörtern brauchen, immer schwieriger wurde, so entschloß er sich, den Vater seines verstorbenen Freundes, den Regierungsrat Rousseau in Ansbach, um ein Darlehen von hundert Reichsgulden anzugehen. Dasselbe wurde ihm auch bereitwillig und herzlich gewährt. Von dieser Summe jedoch mußte er die lange hinausgeschobene Rückzahlung an den Kirchspielschreiber Voß in Wesselburen leisten, die Begräbniskosten für seine Mutter. Er schleppte unaufhörlich die Kette der Vergangenheit nach. Ein kleiner Verdienst eröffnete sich ihm in dem Antrage eines Buchhändlers, der für seine „Wohlfeilste Volksbibliothek" eine kurzgefaßte Geschichte des dreißigjährigen Krieges und eine der Jungfrau von Orleans bei ihm bestellte. In der Not des Augenblicks nahm er den Antrag an und brachte binnen wenigen Monaten die verlangten zwei „Geschichtswerke" glücklich zustande. Aus dem Verlage des Herrn B. S. Berendsohn in Hamburg waren bereits „Dr. Martin Luthers Leben", „Napoleons Feldzug nach Rußland", „Leben Peters des Großen" und „Leben Friedrichs des Großen" hervorgegangen; nun liefen auch jene beiden Schriften Hebbels unter dem Namen „Dr. J. F. Franz" alldort von Stapel. Das Honorar hiefür betrug keine achtzig Taler. Nur die eine, die Geschichte der „Jungfrau von Orleans", fordert uns zu einem flüchtigen Verweilen bei ihr auf. Sie ist eben eine Ausstrahlung der Judith-Produktion und der in ihr waltenden Ideen.

Begreiflicherweise kümmert uns an diesem historischen Versuche Hebbels Auffassung des psychologischen Phänomens allein, da er in allem übrigen weder von selbständigen Forschungen unterstützt, noch in irgendwelchen fachmännischen Studien geschult, an die Behandlung des Gegenstandes herantrat. Außer den in allgemeinen Geschichtswerken enthaltenen sachlichen Anhaltspunkten benützte er von Spezialschriften offenbar nur Josef Görres' Büchlein über das wunderbare Mädchen. Den Schlüssel zu dem Geheimnis ihrer Persönlichkeit fand er zwar nicht; den hätte ihm die, freilich dazumal noch gar nicht ausgebildet gewesene pathologisch-naturgeschichtliche Betrachtung allein können schmieden helfen. Hebbel aber stand bloß die in der empirischen Erkenntnis der dunklen Geistesprozesse gewinnbare Anschauung zur Verfügung, nicht zugleich die Kenntnis der Volkskrankheiten des Mittelalters, welche Hecker in dem gleichnamigen Werke eindringlich untersucht hat. Ohne diese reale Unterlage, die aller-

dings mit ihrer Wurzelfaser sich wiederum in ein unzugängliches Gebiet verliert, können Erscheinungen wie die tanzenden Städte, die Prediger und Visionäre des Kinderkreuzzuges und wie die „Jungfrau von Orleans“ nicht vollkommen begriffen werden. Noch immer näher aber wird ihnen der Dichter kommen, der Geschichte schreiben will, als der archivalische oder paläographische Kopf, der alle dichterische Fühlung und Auslegung wie eine Verunreinigung meidet. Wenn einmal die Annahme, daß die Geschichtschreibung eine Wissenschaft sei, der Wahrheit: daß sie eine künstlerische Tätigkeit ist, gewichen sein wird, dann muß wohl jene übel angebrachte Furcht vor Verunreinigung den Standort wechseln; dann werden auch die Einleitungsworte Thomas Carlyles zu seinem „Friedrich dem Großen“ über die Notwendigkeit der Wanderung historischer Arbeiten aus den Händen des Fachmannes in die des Dichters nicht mehr als barocke Äußerung eines originellen Mannes, sondern als eine gemeingültige Überzeugung sich darstellen.

„Eine Erscheinung wie die ‚Jungfrau von Orleans‘“, sagt Hebbel, indem er sie das geheimnisvollste Objekt der Geschichte nennt, „sei gleich geeignet für die tiefste Poesie wie für den flachsten Spott. Denn wenn man in allem Normalen leichtlich den Mittelpunkt, um den es sich herumbewegt, erkenne, so sei es hier eben der Mittelpunkt, der sich hartnäckig dem Auge entziehe; und das Urteil werde ewig schwanken, solange es diesen nicht erfaßt habe.“ Er bezeichnet sie, im Gegensatze zu schwärmerisch-spekulativen Naturen, die in rein geistiger Region neue Welten entdecken, als eine religiös-naive, bei der sich jeder Gedanke in Anschauung und jedes Gefühl in Tat verwandelte. Schlicht und stramm erzählt er den Gang und Verlauf ihres Lebens und bleibt von Zeit zu Zeit, wo eine beachtenswerte psychologische Knospe sich ansetzt oder ein Hauptmotiv zu blühen anfängt, betrachtend stehen. Sehr schön deutet er das einfach heitere Sicheinordnen der Jungfrau in ihre heimatliche Umgebung als ein sprechendes Zeugnis für die Wahrhaftigkeit ihrer Natur. „... An Tanz und weltlichem Gesang empfand sie kein Behagen; es fiel ihr jedoch nicht ein, sich deshalb über andere, die nur in einem solchen Element zum Genuß ihres Daseins gelangen können, zu erheben und, wie es wohl geschieht, in einen frohen Kreis als personifizierte Monstranz einzutreten, die nur kommt, um sich verehren zu lassen und um sich im stillen ein albernes Verdienst aus dem sauertöpfisch-gravitätischen Gesicht zu machen, das sie bei Flöten- und Geigenklang zu behaupten weiß ...“ Darum aber sei Johanna allgemein geliebt gewesen, denn der gesunde Sinn

des Volkes wisse wohl, daß eben das Größte auf dem Menschlichen ruhe und daß das sogenannte „Sichzurückziehen“ der meisten aus nichtigem, leeren Hochmut entspringe. Seiner Schilderung der Jungfrau in dem Kreuzverhör ihrer Richter kann man die Lust am Dialektischen und eine diabolische Künstlerfreude an den dramatischen Windungen der kriminellen Verhandlung anmerken. Aber auch hier waltet sein psychologischer Anteil vor. Er wolle keine Mordgeschichte schreiben und übergehe darum all die Dolchstiche und Keulenschläge, womit man über die Verlassene herfiel, mit Stillschweigen. Zuweilen aber habe Johanna auf einen solchen Schlag geantwortet, wie der Kieselstein durch einen leuchtenden Funken, der aus ihrer Seele hervorsprang. Diese Funken wolle er sammeln. Und er sammelte sie mit der Sorgfalt des Dichters und mit der Pietät eines der Ehrfurcht bedürftigen Gemütes.

Unter solchen Arbeiten, die von poetischen Stößen unterbrochen wurde, ging die zweite Hälfte des Jahres vierzig dem Ende zu. Am 5. November gebar Elise einen Knaben. Nase, Kinn und Augen, auch das blonde Haar ließen das außerordentlich kräftige Kind als das Ebenbild des Vaters erscheinen. So sehr ihn auch die natürliche Freude an dem Knaben bewegte, er meinte dennoch, daß er sich mit seinen Wünschen nicht zwischen den Ewigen und das Neugeborne stellen möchte. „Nur Segen!“ lispelte er, „und nicht ganz wie ich!“ Ein Gebet, dessen Geburtstag sich nicht bestimmen läßt, das aber 1840 entstanden ist, könnte immerhin als durch dieses Familienereignis hervorgerufen und als das Wiegengeschenk für sein Söhnchen angesehen werden.

. . . . .
Ewiger, vernimm in dieser Stunde
Meines bang bewegten Herzens Flehen!
Träumt vielleicht in einer niedern Hütte
Irgendwo ein Kind, in dessen Seele
Jene Kraft des schöpferischen Bildens,
Die du, auf dein höchstes Recht verzichtend,
Deinen Menschen liehest, heimlich schlummert,
Und der Jüngling, der dies Kind geworden,
Schlägt, von Armut hart bedrängt und Roheit,
Einst ein Auge, das vor starren Tränen
Deine Sterne längst nicht mehr gesehen,
Auf zu dir, und stammelt ohne Worte:
Luft, mein Vater, daß ich nicht ersticke,
Eh ich für mein Leben dich bezahle!
Send' ihm dann den Edelsten entgegen,
Der, zufrieden, ein geweihtes Leben

Aus dem Bann zu lösen, ihm die Hand reicht
Und belohnt ist, wenn er wieder atmet,
Wie ein Wandrer die verstopfte Quelle
Freundlich reinigt und für seine Mühe
Als der erste trinkt und weiterschreitet.
Kannst du aber keinen solchen senden,
So verschließe dich vor seinem Stammeln,
Denn die Kraft, die eine Welt beleben
Oder eine Welt verjüngen könnte,
Wird, in seiner Brust zurückgehalten,
Langsam, aber sicher ihn verzehren,
Und dann mag er mit dem All sich mischen,
Bis, verstärkt in langer Ruhepause,
Ihn die eigne Schwere wieder ablöst
Und ihm neu das Tor zum Dasein aufsprengt.

Also bet' ich, weil ich schmerzlich wünsche,
Daß für mich, als ich geboren wurde,
So ein edler Mensch gebetet hätte.

Es gibt Naturen, denen ihr Genius die Gunst versagt zu haben scheint, irgendeinen Lebensabschnitt jemals innerlich rein abschließen, zur rechten Stunde vergessen und ein anderes als das gewohnte Schrittempo einschlagen zu können. Zu diesen in ihren Zuständen unglücklich Beharrenden gehört auch Friedrich Hebbel.

Eine heilsame Ablenkung von ihm selbst führten jetzt die am Hamburger Theater stattfindenden Vorbereitungen zur Aufführung seiner Judith herbei. Der alte Direktor Friedrich Ludwig Schmidt, nach seiner Geschmacksrichtung nicht eben besonders eingenommen für dieses Stück, ging endlich dennoch an die Szenierung desselben. Als einstmaligem Schüler Schröders und von diesem zur Mitdirektion des Stadttheaters empfohlen, mußte ihm schon der unverstümmelte Shakespeare ein Ärgernis sein, geschweige die Judith mit ihren wirklichen wie vermeinten Verstößen gegen die bühnliche Sitte. Man warf ihm Einseitigkeit in der Auswahl und Anordnung der zur Aufführung bestimmten Stücke, blinde Vorliebe zu alten Traditionen und Eigenmächtigkeit im Verändern der Dichterwerke vor. Daß ihn zu letzterem die Judith höchlich ermuntert haben wird, kann man sich vorstellen. Auch sonst noch war das Hamburger Theater auf dem Wege der Verkümmerung. Als Karoline Bauer in diesem Jahre zum letzten Male in Hamburg gastierte, da konnte sie sich selber kaum wiederfinden. Das kleine trauliche Theater war niedergerissen und fremd und kalt sah sie das neue Prachtgebäude in der Damm-

torstraße an. Von den guten Schauspielern war, wie sie sagte, der treffliche Schmidt allein übriggeblieben, aber er sei alt und stumpf geworden und jedes Ensemble verschwunden. Unter so bewandten Umständen war von der Darstellung der Judith nicht viel Erfreuliches zu erwarten. Am 1. Dezember wurde sie gegeben bei lautem wie bei stillem Beifall; namentlich während des letzten Aktes war das Publikum in tragischer Erregung. Gutzkow, der im „Telegraphen“ eine Kritik des Dramas brachte, sagte über die Schauspieler, mit denen er als Theaterschriftsteller sichtlich in gutem Einvernehmen zu bleiben suchte, viel Rühmliches. Ihn befriedigte sowohl ein Herr Fehringer als Holofernes, der den „titanenhaften Renommisten mit gesundem Humor“ gespielt habe, als auch die Darstellerin der Judith, Mad. Lenz. „Gerade das eigentümlich Zerfaserte, Gedanken-Zupfende, das Dialektische und etwas eitle Auseinanderbreiten ihrer Gefühle und Stimmungen mußte einer Schauspielerin zusagen, die im Verständigen bedeutender ist, als im Gefühligen. Diese kalte Judith, ein Reflexionswesen mit Selbstanatomie, Selbstbelauschung und gänzlicher Ablegung des Weibes, konnte hier nicht glücklicher erfaßt, nicht glücklicher wiedergegeben werden.“ Wie die Schreibweise verzwickt und die Ausdrücke genialisch zermartert, so sind Gutzkows Einwendungen gegen das Stück dürftig, ja platt und in schlecht verhehlter Form gehässig. Auf die damals beliebt pikante Weise geht er von den possenhaft volkstümlichen Darstellungen der Judith-Fabel in den Fastnachtsspielen und auf den Jahrmärkten aus, um für die Auffassung der Gestalt des Holofernes als eines blutrünstigen Pickelherings von vornherein das schmunzelnde Rationalistengesicht des „modernen“ Menschen ansprechen zu können. Nun war es nicht schwer, Hebbeln in die Schuhe zu schieben, daß er das Komische des Holofernes selbst gefühlt und diesen deshalb zu einer Art Charge erniedrigt oder erhöht habe; man wird aus Gutzkows Worten hier nicht klug. Die wunderliche Zeichnung des Holofernes wäre nach Gutzkows Meinung gar nicht nötig gewesen, wenn der Dichter die Motive der Ermordung desselben so, wie sie in der Bibel vorkommen, gebraucht hätte, nämlich ad majorem Dei gloriam; die Aufgabe „einer jüdischen Jeanne d'Arc“ sei auf der Bühne nur jüdisch-religiös zu lösen. Eine religiös-fanatische Judith könne uns allenfalls „im Laufe eines Theaterabends“, wenn „populäre Nebenelemente“ aufgewendet würden, fortreißen; aber „als Seelengemälde, als Präparat der Gemütsanatomie“ sei sie ausschließlich ein Gegenstand für Moritzens psychologisches Magazin. Unter den populären Nebenelementen wünschte Gutzkow offenbar

die verschiedenen Anspielungen auf die Gegenwart verschämt herbei, freisinnig-humanistische Schlagwörter, Charlotte-Corday-Phrasen, vielleicht auch die von vorn nach rückwärts gedrehten Prophezeiungen über die „aufsteigende Weltreligion". Der Aufwand der Seelenerschütterung beim Zuschauer durch Hebbels Motivierung der Judith-Tat sei zuletzt ein müßiger, heißt es weiter. „Darum Räuber und Mörder!" ruft Gutzkow nicht eben geschmackvoll aus. Für eine Allegorie enthalte das Stück zu viel Historie, für einen Kommentar zu viel Text, für ein Experiment am Seziertische zu viel schmerzliche Berührung unserer empfindenden Menschlichkeit. Die Volksszenen des dritten Aktes werden Genrebilder im Stile des Murillo genannt, an Charakterristik und Sprache die Gabe, Zustände und Situation zuzuspitzen, und sachlicher präziser Ausdruck hervorgehoben. Man wäre immerhin berechtigt, in die Kraft des Verfassers „dasselbe Vertrauen zu setzen, das nach einigen in diesen Blättern öfters von ihm mitgeteilten Kritiken ihm auch nicht zu fehlen scheine." Trotz dieser boshaften, wir dürfen vielleicht sagen: perfiden Bemerkung, reiht Gutzkow unseren Dichter am Schlusse der Besprechung den „vorzüglichsten Hoffnungen" der deutschen Literatur an.

Hebbel zog sich nach dieser kritischen Kundgebung Gutzkows gänzlich von ihm zurück; eine Wendung, die in dem unnatürlichen, eigentlich auf beiden Seiten gezwungenen und gespreizten Verhältnis über kurz oder lang ohnehin hätte eintreten müssen. Er stand wiederum allein, und Gutzkow sowie dessen Anhang säumten nicht, den Journalistenkrieg gegen ihn zu organisieren. Auf diese Zeit zurückblickend, sagte einst Hebbel mit lächelnder Miene: „Als ich zuerst auftrat, da verliehen mir die Jungdeutschen gleichsam selber Schwingen; als sie mich aber fliegen sahen, da legten sie auf mich an, um mich herunterzuschießen."

Drittes Kapitel.

Die Literaten des Jungen Deutschlands.

Ernst, große Talente und ein anzutretendes Kulturerbe sind die Vorbedingungen wie die Bürgschaft edler und fruchtbarer Literaturperioden. Wo diese Haupterfordernisse entweder gar nicht oder in nur spärlichem Maße sich vorfinden, da wird das entstehende Schrifttum den Charakter des Unedlen und Sterilen nicht verleugnen können. In einem zwar gelockerten, haltlosen, aber nicht verdorbenen Staatsleben, auf dem Boden bürgerlicher Ehrbarkeit und Tüchtigkeit, die unser Volk nach den kirchlichen und politischen Drangsalen sich zu bewahren wußte, welche der dreißigjährige Krieg ihm gebracht und der ihn beendende Friedensschluß nicht verringert hat, ist unsere Literatur in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erwachsen und erblüht. Von Lessing angefangen bis hinauf zu Goethe, Schiller und Kant beurkundeten unsere ersten Schriftsteller, Dichter und Denker neben ihren außerordentlichen Gaben Ernst, Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit der Forschung, eisernen Fleiß und nie ermüdende Beharrlichkeit. Ihr Kulturerbe aber war der mündig gewordene deutsche Geist, das ausgebildete Selbstbewußtsein der Persönlichkeit, diese von der Reformation gepflanzte, trotz nationalen Kummers und Elends gezeitigte Spätfrucht. Jeder Muskel und jeder Nerv unserer klassischen Dichtung hängt mit dem gewaltigen Drange der Reformation zusammen, wenngleich diese Dichtung sich so frei und selbständig zu bewegen vermag, daß sie weltbürgerlich über den Ereignissen und Erlebnissen der Nation zu schweben scheint. Wie die Antike das Feuer der Humanisten, das noch in Luther hineinschlägt, entzündet hat, so durchglühte die nämliche Flamme, nachdem sie unter der Asche des großen Krieges fortglimmte, die Poesie Goethes und Schillers, und so ward die Antike bei uns im vorigen Jahrhundert die Vollenderin dessen,

was sie im sechzehnten begonnen hatte. Der religiöse Horizont wurde frei, die Einsicht in das Wesen wie in die Grenzen irdischer Erkenntnis erschlossen, unsere Muttersprache beweglich und präzis, unsere Poesie menschlich und schön. Indem die gewaltigen Männer alle, zuvörderst ihrer eigenen Ausgestaltung eingedenk, um des Denkens willen dachten, um des Dichtens willen dichteten, kam gerade deshalb ihr Denken und ihr Dichten auch der Gesamtheit zugute; und weil sie unverwandt auf die Dinge zeigten: hier sind sie! so sah jedermann sofort auch auf die Zeigenden, die wir nun nicht weniger in ihrer Persönlichkeit als in ihren Leistungen bewundern, lieben und ehren.

Ohne Ernst, ohne große Talente traten im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Schriftsteller zusammen, welche eine neue Literatur heraufzuführen sich einbildeten. Sogar der herrschende Philosoph jener Tage hatte vom Ernst nur die harte Arbeitsamkeit, nicht zugleich die selbstlose Hingebung an die Ergründung der Wahrheit, und vom großen Talent nur die energische Logik, nicht auch die Macht des Gemüts und nicht die Fülle der Anschauung. Hegel wiederholte beinahe das Wort Fichtes, das dieser bei Eröffnung seiner Vorlesungen in Königsberg gesprochen: „Ich bin die Wahrheit und ich lehre die Wahrheit!" und das Bewußtsein seiner Unfehlbarkeit teilte sich nach und nach seinen Jüngern und Nachbetern, ja den meisten gelehrten wie ungelehrten, fähigen wie unfähigen Leuten von der Feder mit. Das Kulturerbe endlich, das die vermeintlich neue Literaturepoche antrat, bestand in der staatlichen Misere der Restaurationszeit und in den politisch-sozialen Reformwünschen der Gegenwart. Es sollte aufgeräumt, niedergerissen, es sollte ein Ende gemacht werden mit allem Veralteten, Philisterhaften in Staat und Kirche, Moral und gesellschaftlichem Übereinkommen, Kunst und Wissenschaft. Dabei merkten die Schreier nicht, daß solch ein Geschäft besser und erfolgreicher mit jedem andern Hilfs- und Ausdrucksmittel als dem rein literarischen, geschweige dem poetischen, unternommen und ausgeführt werden könne. Es erscholl der Ruf, der vielstimmige, höhnische, satirische Ruf, daß der Deutsche zu schreiben aufhören und zu handeln anfangen solle — aber die so Rufenden hatten nichts Eiligeres zu tun, als die Schreibmaterialien und die Druckerschwärze zu verteuern. Alt und neu: dies war die Angel, die unaufhörlich sang und stöhnte. Alt hieß alles, was vom heutigen Tage durch eine Zeitspanne geschieden ward, der Lebensinhalt und die von der früheren Gesittung geprägte Form desselben bei der eben hinuntersteigenden Generation. Neu hieß der Lebensinhalt, der erst aufgespürt, ent-

deckt und herbeigeholt werden sollte, neu hießen die für den kostbaren Zukunftsstoff nötigen Schläuche, an deren Verfertigung man eifrig arbeitete. Es war erstaunlich, was man von dem neuen Lebensinhalt, mehr noch von den neuen Schläuchen alles erwartete. Sind nur diese einmal vorhanden, dachten jene Bildungs- und Kulturnomaden, dann wird uns sicherlich auch der Wein nicht fehlen. Von der Beschaffenheit desselben, seinem Duft und Geschmack hatten sie eine dunkle Ahnung, eine undeutliche Vorstellung, die Ahnung des Begehrlichen, die Vorstellung der Unwissenheit. Soviel war immerhin Faßbares und Greifbares an ihren Vorspiegelungen, die Überzeugung nämlich: daß die eben angeklungene Stunde das Ungewöhnliche, Unerhörte, noch nicht Dagewesene in der Erfüllung und Verwirklichung menschlicher Wünsche und Hoffnungen bringen und leisten werde. Sittlichkeit und Moral würden auf einer weniger schwankenden Grundlage als bisher ruhen, Volkswohlstand und Volksbildung wie eine arithmetische Progression zunehmen; die Religion, von Aberglauben und Schaugepräge gereinigt, sozusagen das Absolute vorstellen, und das Bürgertum, aus seiner Botmäßigkeit und Selbsterniedrigung emporgehoben, das reine Menschentum verkörpern; die Wissenschaft, alles Priesterlichen und Esoterischen entkleidet, zum gemeinen Manne herabsteigen, der alsdann obendrein kein gemeiner Mann mehr sein werde, Poesie und Kunst aber das stolze Gebäude der verjüngten Kultur mit einem First krönen, der die Formschönheit des Parthenon beschämen müsse. Hinter dieser Überzeugung verbargen sich die unklaren Begriffe von der Ausbildungsfähigkeit menschlicher Kräfte und Einrichtungen ins Grenzenlose, vom ewigen Fortschritt und von der Bestimmung der Adamssöhne zur Glückseligkeit. Arme Gäule, denen solch ein anstrengender Weg zugemutet ward! Armselige Munterkeit und platte Zuversicht, womit diese berittenen Literaten sich in den Sattel schwangen!

Man hätte meinen sollen, daß diese schwärmerisch unreifen Absichten und Pläne vorzugsweise eine dilettantenhaft überschwengliche Behandlung politischer, nationalökonomischer und pädagogischer Themen hervorrufen werde, einen Abklatsch der Enzyklopädie mit veränderten Gesichtspunkten und Fernsichten. Dies aber geschah nicht. Die Repräsentanten der neuen Gesittung waren und blieben Literaten, ja sie entwickelten die verrufenen Seiten des Literatentums auf eine bis dahin noch nicht zum Vorschein gekommene Art. Sie urteilen nicht nur über politische und soziale Gegenstände belletristisch ab, in der verwegensten Wortbedeutung, sondern sie drehten das Ding auch

um und betrieben Poesie und ästhetische Kritik in publizistischer Weise. Sie fanden es außerdem zweckdienlich, den Protest gegen die staatlichen Einrichtungen und vaterländischen Gebrechen überhaupt auch auf die Heroen unserer klassischen Literatur auszudehnen, denen sie im allgemeinen nur insofern Gerechtigkeit widerfahren ließen, als es ihnen unumgänglich schicklich und nützlich dünken wollte. Sie sagten nicht: unsere Klassiker haben als Humanisten, als Sprachbildner, Denker und Künstler die Höhen erklommen, Gipfel, die nach dem gewohnten Schicksalsgange der Nationen nicht leicht zum zweiten Male, gewiß aber nicht gleich nach einem eben geglückten Aufstiege betreten werden, der noch dazu, wenn man sich an das deutsche Mittelalter erinnert, schon ein zweiter genannt werden kann. Sie sagten nicht: wir wollen mit unserer bescheidenen Kraft ergänzen, was uns die Meister als noch Unfertiges überliefert haben, hingegen das uns geschenkte Fertige ganz in uns aufnehmen, in unser Fleisch und Blut verwandeln und es zur Richtschnur und Kontrolle unseres eigenen Schaffens erwählen, unser vornehmstes Sinnen und Trachten aber auf die politische, die staatliche Wiedergeburt Deutschlands richten und spannen. Dies alles dachten und sagten sie nicht. Eigentlich sind die Klassiker doch nur unsere Vorläufer, unsere Quartiermacher gewesen, eigentlich haben wir von ihren Versehen und Unterlassungssünden soviel zu leiden, als wir durch ihre guten Werke gewonnen haben, eigentlich formuliert sich die uns zugewiesene Aufgabe dahin, die meisten ihrer Ansichten zu verlernen, das Schiefe ihrer Prinzipien zu bekämpfen, ihre Fehler vor götzendienerischen Augen rücksichtslos zu entblößen; vor allem wollen wir selbst beweisen, daß wir da sind, daß wir große Dichter, große Schriftsteller sind, daß uns der Schutzgeist des deutschen Volkes zu den Herolden und Bannerträgern, wer weiß, vielleicht gar zu den Marschällen und Königen der neuen Literaturepoche berufen und auserlesen hat. So dachten und sagten sie tatsächlich, ja der vorlauteste und geschwätzigste unter ihnen, Heinrich Laube, sagte noch mehr: „Vossens Spießbürgerlichkeit, Mathissons kränklich weinerliches Wesen, Schlegels geziertes Reifrockspreizen, selbst Schillers bestechendes Ablösen von aller Wirklichkeit mußten angegriffen, es mußte der Anschein einer neuen Barbarei gewagt werden, um eine neue Klassik vorzubereiten. Und wenn es die Gegenwart aus vielen andern Rücksichten nicht kann und nicht darf, die Literatur wird einst mit Achtung ihre Schreckenshelden nennen: Danton-Menzel mit der Löwenstimme, Robespierre-Börne mit dem ursprünglich weichen Gemüte und Sankt Justus-Heine mit dem blutigen Her-

zen und der schonungslosen schwertscharfen Lippe." — Ein Tusch, wie vor einer Reiterbude. Die Erfahrung lehrt, daß noch kein Genie jemals erschienen ist, wenn man es zum voraus begehrt hat, nach der Art der im Schauspielhause unartig Pochenden, welche das Aufziehen des Vorhanges nicht erwarten können; daß noch keine entscheidende Literaturperiode angebrochen ist, wenn sich emotionsbedürftige Müßiggänger auf dem Markte zusammengefunden haben, um eine solche in Szene zu setzen. Wohl aber geht ein geheimes Tasten und Suchen durch die Geister, bevor das große schöpferische Ingenium die zerstreuten Akkorde sammelt, die schweifenden Töne zielkundig verbindet. Die Günther und Hagedorn, die Brockes, Gellert und Kleist ahnten nicht, daß sie die Türsteher seien, wo plötzlich ein Goethe heraustreten werde; so wenig als die Franziskanerdichter des zwölften Jahrhunderts die Nähe Dantes geahnt haben, als sie ihr Sonnenlied, ihren Lobgesang auf die Armut und ihr Stabat mater anstimmten. Ein wenig linkisch und ein wenig befangen sehen die Boten aus, die das Haus bestellen, sie wissen selbst nicht für welchen Herrn, und mit der unschuldigen Überlegenheit der Kraft, die sich manifestieren, nicht aber die bewundert sein will, nimmt dann der stolze Ankömmling von seiner Wohnung Besitz.

Betrachten wir nun die Entstehungsgeschichte, die charakteristischen Merkmale und Figuren dieser neuen Literaturbewegung ein wenig näher.

Das lebensvolle individuelle Beispiel wird uns den durch die Julirevolution veranlaßten Gärungsprozeß in diesem Zeitabschnitt besonders anschaulich machen, und da dieses Beispiel Karl Gutzkow ist, so stehen wir vorteilhafterweise von vornherein in dem literarischen Umkreis, der uns jetzt beschäftigt. Noch zwei Monate vor der Julirevolution hatte Gutzkow, wie er selbst gestand, keinen Begriff von europäischer Politik. Er wußte weder, wer Polignac war, noch was es an einer Charte zu verletzen geben könne; er wußte nur, daß die Burschenschaft noch nicht ganz ersterben und Deutschland ohne Einheit sei. Wenn er Ereignisse erwartete, die in den Lauf der Begebenheiten gewaltsam eingriffen, so hätte er sie eher von Erlangen und Jena als von Paris erwartet; höchstens daß eine Schar rückkehrender Philhellenen mit bewaffneter Hand in Stralsund gelandet wäre und die pommersche Landwehr aufgerufen oder daß Hungersnot die Bauern an der Diemel zum Aufstande gezwungen hätte. Zur selben Zeit war St. Marc Girardin nach Berlin gekommen, um deutsche Sprache, Schleiermacher, den Schulunterricht, und Neander den Halleschen Pietismus zu studieren. Als Redakteur der

Debats, des Blattes, das er täglich aus Paris empfing, und als Ministerkandidat verfolgte er emsig die Fortschritte der Opposition gegen Polignac. Mit Gutzkow las er jeden Tag eine Stunde lang den Kotzebue, geriet aber immer bald in das politische Gespräch. Gutzkow gab ihm unverhohlen die geringe Achtung kund, die er vor Frankreichs politischer Mission hätte, wogegen er der Jenaer Burschenschaft mehr Einfluß auf die Geschichte zuschreibe, als der Deputiertenkammer in Paris. Girardin lächelte und antwortete das Angemessene. Öfters wurden diese Gespräche von Eduard Gans unterbrochen, der im eleganten schwarzen Frack, mit glänzender französischer Sprachfertigkeit dazwischen trat, schon durch sein schwarzes wolliges Haar und den modischen Backenbart eine auffallende Figur. Da Gutzkow den ironisch lacertenhaft überall durchschlüpfenden Gans auf dem Katheder die Burschenschaft hatte verspotten und scherzen hören, daß auch er einmal mit Heinrich Leo am Strande der Saale darüber nachgedacht habe, wie Deutschland wieder zur Kaiserkrone gelangen könne, so beschwor Gutzkow den französischen Politiker, gewiß nicht zu glauben, daß Gans und die deutsche Jugend übereinstimmten. „Ja, ich weiß", erwiderte Girardin, „Sie wollen die Welt durch das Sanskrit befreien." — Am 3. August wurde in der großen Aula der Berliner Universität der Geburtstag des Königs durch Gesang und Rede gefeiert. Hunderte von Studenten drängten sich hinter der Barre, vor welcher Professoren, Beamte, Militärs saßen. Über dem Redner Böckh sang unter Zelters Leitung der akademische Chor. Schmalz ging mit Haarbeutel und Degen von Stuhl zu Stuhl, um mit den Ministerialräten über Völkerrecht und Freitischverwaltung zu sprechen. Gans war erhitzt und ungeduldig; er ließ Briefe von Friedrich v. Raumer, die eben aus Paris gekommen waren, im Saale umlaufen. Der Kronprinz lächelte, aber alle, die Zeitungen lasen, wußten, daß in Frankreich eben ein König vom Throne gestoßen wurde. Der Kanonendonner zwischen den Barrikaden, sagt Gutzkow, dröhnte bis in die Aula nach. Niemand achtete diesmal auf Böckhs Rede über die schönen Künste, und als Hegel auftrat und die Sieger in den wissenschaftlichen Wettkämpfen der Fakultäten der Akademie nannte, hörte niemand darauf als der Beteiligte. Gutzkow selbst vernahm mit einem Ohr, daß er sechs Mitbewerber um den Preis in der philosophischen Fakultät überwunden und denselben gewonnen habe; denn mit dem andern Ohr hörte er von einem Volke, das einen König entsetzt hatte, von Kanonendonner und Tausenden, die im Kampfe gefallen wären. Sogar die Glückwünsche, die man ihm rechts und links

darbrachte, vernahm er nicht. Er schlug nicht das Etui auf, welches die goldene Medaille mit dem Brustbilde des Königs enthielt, und er wußte nichts mehr von der Hoffnung auf eine außerordentliche Professur. Betäubt stand er an dem Portal des Universitätsvorhofes und dachte über Girardin, dessen Prophezeiung und die deutsche Burschenschaft nach. Dann lief er zu Stehely und nahm zum ersten Male eine Zeitung vors Gesicht. Die Stunde, wann die Staatszeitung desselben Abends erschien. konnte er kaum erwarten. Er wollte nicht seinen Namen gedruckt lesen, er wollte nur wissen, wie viel Tote und Verwundete es in Paris gegeben, ob die Barrikaden noch stünden, ob noch die Lunten brennten, ob der Palast des Erzbischofs rauche, Karl seinen Thron beweine, Lafayette eine Monarchie oder eine Republik machen würde. „Die Wissenschaft lag hinter, die Geschichte vor mir." — Beinahe gleichzeitig ereignete sich in dem Gemache des greisen Goethe das denkwürdige Mißverständnis, indem derjenige, welcher Goethes freudigen Ausruf über die große Entscheidung in Paris vernahm, anfänglich glaubte, daß damit die Julitage gemeint seien, während der Mißverstandene auf den bedeutsamen Abschluß des Streites zwischen Cuvier und Saint-Hilaire angespielt hatte. Wie trampelten sie alle nachmals, als er bekannt wurde, auf diesem Vorfalle herum, nicht ahnend, daß der naturwissenschaftliche Streit in seiner Wichtigkeit, ja in seinen umgestaltenden Wirkungen auf die Physiognomie der Welt, noch verschiedene französische Staatsumwälzungen überdauern, und daß Goethe selbst dereinst auch zu den Männern zählen werde, welche den Reigen der Naturwissenschaft führen. So hatte gewissermaßen denn doch das Sanskrit die Welt befreien helfen.

Die geschilderten, der Jugend eigentümlichen Exaltationen pflanzten sich in alle Hörsäle und Landstuben Deutschlands fort und wurden durch die Kunde von dem polnischen Aufstande noch erheblich vermehrt. Die aufgestachelte Teilnahme an der Politik führte ebensowohl zu Kollisionen zwischen Gesinnung und gewähltem Lebensberuf, als auch zu unvorsichtigen, leichtfertigen, ja kindischen Darlegungen des Freiheitseifers und infolge deren zu gerichtlichen Untersuchungen und Gefängnisstrafen, die über die Beteiligten verhängt wurden. Bei den Durchmärschen flüchtiger Polen setzte es Bankette und Toaste, in den Ständeversammlungen Adressen und Motionen, welche die beharrliche Verteidigung der Volksrechte betrafen. Zu offener Auflehnung in Masse kam es einmal, am 26. Mai 1832, in der dreißigtausend Personen umfassenden Volksversammlung auf der Ruine

des Hambacher Schlosses bei Neustadt an der Hardt. Deutsche, Franzosen und Polen traten als Redner auf. Am bemerkenswertesten war die Rede Siebenpfeiffers. Er verkündigte den Anbruch des deutschen Maitags, an welchem die Zollstöcke und Schlagbäume, alle Hoheitszeichen der Trennung, Hemmung und Bedrückung verschwänden, samt den Konstitutiönchen, die man einigen mürrischen Kindern der großen Familie als Spielzeug hingeworfen habe. Seitdem das Joch des fremden Eroberers abgeschüttelt ward, erwartete das deutsche Volk lammfromm von seinen Fürsten die verheißene Wiedergeburt, es sehe sich aber getäuscht und drohe dem Meineid. Das deutsche Volk werde sich auf eigene Faust zu retten vermögen, nachdem die Fürsten es an den Abgrund geführt hätten, bevor es erdrosselt werde von den Mörderhänden der Aristokratie. Als das Ziel wurde auf dem Hambacher Freiheitsfeste die Republik bezeichnet und als der Weg dazu die Volkserhebung nach dem Vorbilde der Pariser und der Warschauer Revolution. Nur Wirth warnte vor den Franzosen, denen stets nach dem Rheinufer gelüste, und er verlangte Elsaß und Lothringen zurück. Der deutsche Bund antwortete auf dieses Fest der Zungenfertigkeit des Liberalismus mit den drakonischen Beschlüssen gegen die Presse, die politischen Vereine und Volksversammlungen. Verfolgungen und Prozesse der widerlichsten, ja der schändlichsten Art lösten einander ab. In Bayern wurden zwei vermeinte Hochverräter auf eine Festung transportiert und zur Abbitte vor dem Bildnis des Königs verurteilt, nachdem man bei dem einen als auf einen besonders gravierenden Umstand darauf Nachdruck gelegt hatte, daß man in seinem Zimmer etwas wie einen deutschen Fürstenrock gesehen habe. Der nämliche Monarch aber schwärmte zur selben Zeit für die Befreiung der Griechen und wurde das Haupt der deutschen Philhellenen. Ein anderer, Fritz Reuter, mußte das Verbrechen, „am hellen, lichten Tage in den deutschen Farben umhergegangen zu sein“, zuerst in einer käfigähnlichen Haft zu Berlin, alsdann nach den beendeten Untersuchungen und Referaten das Lakaien Kriminalrat Dambach und des elenden Herrn von Tzschoppe als Hochverräter verurteilt, Jahre hindurch in schmutzigen Festungskasematten büßen. Zehn Jahre vorher hatte Arnold Ruge Ähnliches erduldet. Schon auf einen ihm gehörigen Stock, wo Jenenser Burschennamen eingeschnitten waren, hatte der in allen Ränken und Bosheiten gewandte Justizminister Herr v. Kamptz von Berlin bis an die mecklenburgische Grenze hin Jagd machen und den Stock in Stralsund wirklich konfiszieren lassen. Da er auch des Besitzers habhaft ward, so peinigte er diesen mit

weit hinausgedehnten Verhörspausen und indessen konnte sich Ruge in der Berliner Hausvogtei der Wanzen kaum erwehren. Den niedrigen Verfolgungen und Verfolgern liefen aber auch knäbische Schwätzer und naseweise Schriften ins Garn. Bald büßten auf dem Hohenasperg, bald in der Hausvogtei Literaten für verbrecherische Bücher, die wir heute nur ihrer Hohlheit und Dürftigkeit wegen so nennen werden. Jeder Inhaftierte wollte als ein Silvio Pellico gelten und von dem Ruhmesertrage der Kerkerromantik zehren. Eben die Gewerbtreibenden und Koketten mit der Feder waren damals überlaut und zogen aus dem Widerstande, welchem ihr Radikalismus begegnete, Nutzen, den Nutzen des gesteigerten Ansehens und des Erstaunens über ihren Mut in der Lesewelt. „Die Dichter spannten die Tauben von ihren Wolkenwagen ab und legten Schlangen und Drachen ins Joch.“ Oder nicht hyperbolisch ausgedrückt: was der spitzige Artikel und die Burschenschaftsbegeisterung begonnen hatte, das setzte die Lyrik fort. Hoffmann v. Fallersleben schnellte Verse ab gegen Adel-, Orden- und Titelsucht, Karl Beck renkte die bei Anastasius Grün noch immer poetische Rhetorik zu schwülstiger Phrase aus — „Kein Gott als Gott, der Dichter sein Prophet!“ — und bis in die vierziger Jahre herein trieb die Phrase ihren rhythmischen Unfug. Erst Georg Herwegh adelte sie wieder in seinen schwungvollen, wie Lanzen hervorbrechenden Gedichten eines Lebendigen, und erst Franz Dingelstedt milderte in seinen Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters ihren prosaischen Ungestüm zu galanter Satire. „Dutzendfürsten, Taschenhöflein, glücklich, wer euch niemals kennt! Hoffuriers- und Kammerzöflein- und Aktricenregiment!“ — Die ernsten Männer aber, welche ihrer Überzeugungstreue das gebieterisch geforderte Opfer darbrachten, wie Dahlmann, die Brüder Grimm und Gervinus, kehrten ein jeder dann rasch wieder zu ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit zurück. Uhland kämpfte ebenso unerbittlich und geräuschlos im sogenannten vergeblichen Landtage, wie er keusch dichtete und frohgemut seinen Sagenforschungen oblag. Christian Märklin, nachdem er in inneren Widerspruch mit der Kirche geraten, gab schweigend sein Amt auf, ohne daß er dabei der Sorge um das tägliche Brot gänzlich enthoben gewesen wäre. Und David Strauß, mehr als irgendein anderer im Dienste der Zeit, klagte nicht, daß ihm die Ergebnisse seiner Forschung äußere Beschwerden aufluden, daß sie die Erfüllung seines Lieblingswunsches, akademisch lehren zu können, vereitelten: männlich fügte er sich in die Vereinsamung, in die er durch sein Leben Jesu gebracht worden, wiewohl eine solche Lage, nach seinem eigenen Bekenntnisse, sein

leicht erregbares Herz auf das tiefste erschütterte, so daß er alles daran wendete, „eine Brücke über den Abgrund zu schlagen, den er plötzlich zwischen sich und den andern Menschen geöffnet sah". Als Privatgelehrter setzte er nun still sein heilsames Zerstörungswerk fort. Indessen suchten die alten Theologen, wie die jungen Hegelschen Philosophen, welche avancieren wollten, an dem Drachen Strauß ihre Sporen zu verdienen. Strauß war nach Arnold Ruges Worten das Schlimmste, was man dazumal denken konnte, und es kam vor, daß ein unglücklicher Russe, der in Deutschland orthodoxer Professor geworden war, den Verfasser des Lebens Jesu eigens in Augenschein nahm, um sich zu überzeugen, ob er noch einem Menschen ähnlich sehe. — Diese ernsten Männer waren die Ideenträger und die Märtyrer der neuen Zeit zugleich.

Je ernster es die Gelehrten mit der Zeit und mit den Dingen nahmen, um so flunkriger und um so lärmender gebärdeten sich die Schriftsteller, welche in der Literatur Tafel hielten.

Das Signal hatte Ludwig Börne gegeben. Mit Theaterrezensionen war er schon vor der Julirevolution den üblen Angewöhnungen, den Torheiten und Schnödigkeiten in der Heimat an den Leib gerückt, mit stechenden, ätzenden, beißenden Anspielungen, wann er in der Wage ein gutes oder ein mittelmäßiges Drama besprach. Diese Rezensionen wandelten unschlüssig zwischen Poesie und Publizistik hin und her, spendeten bald einen grünen Zweig der Sappho Grillparzers, flochten bald wieder einen Nesselkranz, womit ein Zensorhaupt possierlich geschmückt werden sollte. Den künstlerischen Gesetzen verlangte Börne zuweilen den Passierschein des Liberalismus ab und an das große dichterische Talent stellte er nicht selten Ansprüche, die von der parlamentarischen Linken hergeholt waren. Vorzüglich gefiel er sich darin, Goethen Unterrichtsstunden zu geben: wie man sich den großen Angelegenheiten der Menschheit vis-à-vis benehmen müsse, wenn man die Anwartschaft auf Volksachtung nicht verscherzen wolle. Er belehrte ihn über die Lakaien- und Sybaritenrolle, die er sein Leben long gespielt habe, ja er schritt von Verdächtigungen und ironischen Seitenhieben zur nackten Verunglimpfung, zur Beschimpfung Goethes vor, über den ein russischer Schriftsteller, Alexander Herzen, das Wort aussprach: daß die ganze Existenz des deutschen Volkes, alle Schicksale, Kämpfe und Leiden desselben mit der Hervorbringung dieses seines größten Geistes allein vollauf gerechtfertigt, bezahlt und ausgeglichen sein würden. Börne jedoch versicherte, daß ein so schlechter Mensch, wie Goethe, nur alle Jahrhunderte einmal geboren werde. Goethes Maßhalten

regte ihn zu der Definition an: „Goethe, weil er beschränkt ist, beschränkt". Über seine Darstellung der Liebe sagte er: „Die Liebe, die er begriff, war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kommt." Schillers gedankenschwere Briefe über den Wilhelm Meister fertigte er mit dem frechen Epigramme ab: quel bruit pour une omelette! Wie sehr er, wenn man von allem übrigen absieht, durch ein solches Verfahren sich selbst zum Philister stempelte, das wußte Börne freilich nicht. Wohl war seine politische Erbitterung echtfarbig, aber er streifte doch immer stilgefallsüchtig mit Witzen und Calembourgs über die wichtigsten Angelegenheiten hin; wohl schlug in ihm eine pathetische Ader, aber er konnte die Stützpunkte schöngeistiger Art nicht missen, und spitzfindiges Deuteln, talmudisches Irrlichterieren in sarkastischen Wendungen und Wortspielen hielten jedesmal, wo man es am wenigsten erwarten durfte, den schlichten und ehrbaren Zorn in seinen ausgeholten Streichen auf. Darum sind seine Pariser Briefe längst abgestanden, während wir uns ungeachtet der verblaßten Anlässe an den Reden Mirabeaus und an den Junius-Briefen so erbauen, wie unsere Großväter, darum wirken die Libelle Börnes bei all ihren geistreichen Pointen nicht mehr auf unser Formgefühl, wogegen die Streitschriften Lessings oder die Pamphlete Couriers durch den Nachdruck der nach allen Seiten hin abgerundeten Persönlichkeit sich jetzt, wie ehedem, behaupten. Und weil seine glücklichsten Aussprüche nur drastisch, prickelnd und launig, aber humorverlassen sind, so reicht der Genuß, den sie gewähren, auch nicht im entferntesten an die Gnomen und Gedankenblitze des spielerisch tiefsinnigen Jean Paul oder an die mit der Einfachheit der alten wetteifernden, humoristischen Bemerkungen und Beobachtungen Lichtenbergs.

Der zweite, der die deutsche Erbärmlichkeit aufrührte, war Heinrich Heine. Gezwungenerweise, wie er selbst bekennt, nahm er teil an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und wenn er noch so rüstig das Schlachtroß getummelt, noch so gnadenlos auf die Feinde eingehauen habe, so sei er doch niemals vom Fieber, von der Lust oder der Angst der Schlacht ergriffen worden; oft sei ihm seiner inneren Ruhe wegen unheimlich zumute gewesen, denn er habe gemerkt, daß die Gedanken anderweitig verweilten. Seine Bekenntnisse an Moser geben uns Aufschluß über die Jugendlosigkeit des jungen Menschen, der, einige zwanzig Jahre alt, bereits über seine Grundsätze, seine Gefühlsweise und literarischen Pläne spöttelt. Das Budget regiere, wenngleich nicht seine Prinzipien, so doch seine Handlungen — seine Bestialität finde nicht ihresgleichen. — Er spricht von schönen, edlen Gefühlen

„und dergleichen Gemütskehricht", er beteuert, daß die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche ein wahrhaft undankbares Geschäft sei. Dem fünfundzwanzigjährigen Heine ist die ganze jetzige Literatur zuwider, der Jüngling, der eben die Volljährigkeit erreicht hat, ist mit einem Faust beschäftigt, was er sich nebenbei unterstand, Goethen ins Gesicht zu sagen; der flaumbärtige Student will seine Memoiren schreiben. Auch er schilt, wie Börne, den Dichter des Faust einen in egoistisch behaglichem Dasein schwelgenden Aristokratenknecht, er nennt ihn ferner einen schwachen, abgelebten Gott, der die anwachsenden Titanen und vermutlich ihn selbst, nämlich Heinrich Heine, fürchte. Er studiert Kirchengeschichte und französische Vaudevilles, zupft die frommen Berliner Juden am Barte und malt ihnen zur selben Zeit ihr Passahfest, wie Paul Veronese die Hochzeit zu Kana gemalt hat, er singt: „Du bist wie eine Blume" und witzelt über seine Leidenschaften für die Mediceische Venus und für die schöne Köchin des Hofrats Bauer in Göttingen. Wenn jemals die Elemente zu einem humoristischen Dichter in einem Individuum beisammen gewesen, so war dies bei Heine der Fall: aber wenn jemals auch gefährliche Wirkungen von einer solchen Mischung ausgegangen sind, so kann man dies gleichfalls von den Wirkungen Heines sagen. In ihm war der Spott, der bei Börne nur zersetzen konnte, zeugungskräftig geblieben, und anstatt des Beigewichts der Ehrlichkeit hatte er den Zusatz gewissenloser Grazie, vermöge welcher er in dem Maße unangreifbar wurde, als die von seiner Blasphemie und seinen Angriffen ereilten Personen und Einrichtungen vogelfrei und unhaltbar erschienen. Wenn er auch mitunter auf die gewaltigen Geistestaten des deutschen Volkes hinwies oder in die Schilderungen heimischer Kläglichkeit die duftigen Ranken der Romantik verwob, so warf er doch gerne das stärkste satirische Licht auf die Objekte unseres Elends, damit er gewiß nicht in den Verdacht eines ernsthaft gemeinten Respekts gegen Deutschland komme, und so kreuzte er doch unaufhörlich die anmutigsten Wald- und Elfenszenen mit den Fratzen des deutschen Pfahlbürgertums. Zudem stellte er sich nachmals gerne so, als ob er ein im Kampfgetümmel der politischen Überzeugungen verwundeter Soldat wäre, als ob er die Narben, welche der angebliche Kummer um Deutschlands Zerrissenheit in seiner Seele zurückließ, bei jedem nationalen Witterungswechsel schmerzlich wieder fühlte, und viele seiner Zeitgenossen suchten sich und uns bis auf den heutigen Tag heuchlerisch einzureden, daß an der Realität jener Überzeugungen und jener Narben nicht zu zweifeln sei. Es versteht sich von

selbst, daß nur einzelne Seiten der Eigentümlichkeit Heines hier zur Sprache gekommen sind; die Ergänzung der Beurteilung seines Wesens wird anderswo ihre Stelle finden.

Diese Doppelzüngigkeit der Auffassung, Stimmung und Darstellung, die nicht in dem Begriff des Humors rein aufgeht, dieses Zugeben und Zurücknehmen, Vorschießen und Unterschlagen ist in der Berliner Atmosphäre jener Zeit entwickelt, zum Verdienste, ja zu einer geheiligten Sache erhoben worden. Das Hegelsche Aufrollen, Biegen und Fälteln des Begriffs, das an dem Eindrucke des Taschenspielerischen nichts einbüßt, weil der Dialektiker dies pathetischen Geistes und mit strenger Miene ausübt, mußte in einem von vornherein spottlustigen Kopfe, wie dem Heineschen, die Gestalt der Charakterlosigkeit annehmen. Nicht minder hat das Mäntelchen der Schleiermacherschen Halbheit bei der Wanderung auf leichte Achseln gar wunderliche Dienste getan. Rationalismus und Sensualismus, Kritik und Glaubenskraft waren in Schleiermacher zu einer Einheit verbunden, welche bald verdächtig schillerte, bald jegliches Mißtrauen in seine Wahrhaftigkeit besiegte, je nachdem man mehr den hinter seinen Schriften sich aufrichtenden Menschen oder mehr den kirchlichen Schriftsteller ins Auge faßte. Gervinus sagt über ihn: „Auf der orthodoxen Seite witterte man auch in dem dogmatischen Kleide noch den spinozistischen Redner aus, auf der freisinnigen Seite aber wurden ihm seine supranaturalistischen Reste als Zeitdienerei, ja als absichtliche Täuschung verargt. „Wie mißlich es auch sei", fährt Gervinus fort, „solch einen Vorwurf gegen solch einen Mann zu erheben, immer sei es schlimm, daß auch nur die Versuchung dazu rege werden könne. Niemand habe Luthern der Zweizüngigkeit verdächtigt, als er vor der Offenbarung stehen blieb, niemand Lessing, als er ratlos, was an die Stelle des frommen Glaubens zu setzen sei, dem Weisen zu verschweigen empfahl, was dieser nicht sagen könne. Wie auch hätte Luthern gegenüber eine solche Anklage möglich sein sollen, dem göttlich bornierten Gemüte, dessen Glaubensstärke blind und unüberwindlich war! Wo und wann hätte Lessing zu einer Anklage der Art herausgefordert, dieser gleichmütige Pantheist und diese edle Raufernatur! Schleiermacher jedoch, welchen philosophische und romantische Wellen von dem Standorte des geoffenbarten Christentums fortwährend hinwegzuspülen suchen, und der das Trinitätswunder unablässig gegen die Anfechtungen der Bildung zu behaupten sich anstrengt, Schleiermacher kann als merkwürdig organisiertes Product der Natur immerhin den Vorzug der Wahrhaftigkeit ansprechen, ohne deshalb in seiner Eigenschaft

als Theologe und Mann am Worte gegen den Verdacht der Unaufrichtigkeit geschützt zu sein. Wer die moralisch-unmoralischen Zehngebote der Liebe verfaßt hat, wer sich nicht gescheut hat, bei der Erklärung des religiösen Phänomens die geschlechtliche Begattung als Gleichnis heranzuziehen, und von wem die Vertrauten Briefe über die Lucinde herrühren, den kann zwar eine biographisch getreue und liebevolle Darstellung historisch wie menschlich verständlich machen, aber den heiligen Lichtschein um sein Haupt wird das unbefangene, gesunde Auge niemals wahrnehmen. Schon der Einfluß, den die Vertrauten Briefe auf die junge Poeten- und Schriftstellerzunft jener Tage ausgeübt haben, beweist zur Genüge, daß das früher gebrauchte Wort von dem Mäntelchen des sittlich gewandten Theologen richtig ist. Ein bedeutender philosophischer Autor der Gegenwart ging in einem Gespräche mit mir über Schleiermacher noch weiter, indem er als den Haupthebel der dogmatischen Macht desselben jenes Etwas bezeichnete, das an die Spitzbüberei grenze.

Die indirekten oder von gemißbrauchten Formen getragenen Angriffe Heines und Börnes auf Staat und Kirche hatten überdies den Nachteil, daß dadurch ebensosehr der Wert und die Hoheit der Kunst in der Schätzung des Publikums herabgezogen, als die Ehrfurcht vor der Bedeutung der politischen Angelegenheiten der Nation geschwächt wurde. Die belletristische Behandlung derselben mochte dazumal als die einzig mögliche in der deutschen Presse gelten, sie hörte aber darum nicht auf beklagenswürdig, weil schädlich, zu sein. Denn, was ein Sporn sein muß, das Widerstandsgefühl zu reizen, den Grimm aktiv zu machen, die handelnden Kräfte in Fluß zu bringen, das wurde durch das Nörgeln, Zupfen und ironische Belächeln zum Kitzel herabgestimmt, so daß mit den witzigen und hämisch lustigen Bildern wie Karikaturen nationaler Ohnmacht und Schande den Deutschen selbst wieder eine Art Genuß und Kurzweil ins Haus kam. Die solcherweise entworfenen Philisterporträts erregten weit mehr das Ergötzen, als die Scham der Familienglieder. Der deutsche Mann und der deutsche Michel wurden allmählich Wechselbegriffe, Denkfaulheit und bedientenhafte Unterwürfigkeit gingen als die Summe unserer Charaktermerkmale, einem Steckbrief gleich, durch alle Gaue, ja bis über den Rhein zu der großen Nation hinüber, in deren Mitte Börne und Heine sich niedergelassen hatten. Indem die deutschen Flüchtlinge den Franzosen das Gemälde des Bundestags und der schlafmützigen Untertanen zeigten und auslegten, stellten sie unwillkürlich unser ganzes Volk, unser gemütliches und geistiges Stammeserbe in

Paris an den Pranger. Zu Hause aber vergaß man gänzlich, daß der Schalk, der freimütige, keck zugreifende Schalk gleichfalls ein autochthones Produkt der deutschen Erde war, daß unsere Altvordern in der Satire mit Rabelais gewetteifert haben, daß die Hutten und Wullenwewer, die Dithmarscher und die Ritter im Ordenslande denn doch auch Typen und Symbole, und zwar unserer Schlagfertigkeit und Tapferkeit sind, unseres Unabhängigkeitssinns und unserer Freimütigkeit. Börne und Heine hatten den deutschen Leumund an das nach dem Friedensschlusse zu Münster angebrochene Zeitalter sozusagen genagelt, hatten den Tressenhut, den Zopf und die mit Bilderchen verzierte Kaffeetasse als die Wahrzeichen Deutschlands ausgeschrien. Dem allen entgegengehalten, gereicht es uns nicht eben zu besonderer Ehre vor den Fremden, wenn Heine die Reformation pries, den biedern Voß in seinem Flausrock bei den Galliern einen Besuch abstatten ließ, ihnen unsere ausgezeichneten Denker anrühmte, vom Tannhäuser und den sagenumsponnenen Buchenhainen des „teuern Vaterlandes" erzählte. Die Franzosen hörten nichtsdestoweniger nur unser Schnarchen, sahen nur unsere Bücklinge und ängstigten sich weder vor dem verkappten Deutschtum Börnes, noch fühlten sie Mitleid mit den aufgeschriebenen Schmerzen Heines. Wir haben es lange und schwer büßen müssen, daß der patriotische Zorn bei uns schöngeistig und spöttelnd eingesetzt hat. Welchen Gegensatz bildet doch zu der Führung des Kampfes jener beiden der englische Dichter und Schriftsteller Byron, der, wie ein treffendes Wort lautet, an allen Klopffechtereien in Literatur und Staat mit stummer Geringschätzung vorübergegangen ist und ebenso einsichtig als unerschrocken seinen geraden und offenen Angriff auf den starken, machtgewaltigen Kern der Unterdrückung gerichtet hat, auf den Fürstenbund, welcher Europa in Fesseln legte.

Die dritte Hauptstimme im Konzerte des Widerspruchs war Wolfgang Menzel. Auch er vereinigte mit blendenden Einzelgaben Lärm- und Skandalsucht, auch er warf sich bei ausgesprochener Ungründlichkeit und Unverläßlichkeit zum nationalen Wegweiser auf. Sein Buch: „Die deutsche Literatur" begann er mit der Anklage, daß wir ein Schreibervolk geworden und anstatt des Doppeladlers eine Gans in unser Wappen setzen können. Wir ließen den Italienern ihren Himmel, den Spaniern ihre Heiligen, den Franzosen ihre Taten, den Engländern ihre Geldsäcke und säßen bei unsern Büchern. Das deutsche Volk habe die Buchdruckerkunst für sich selbst erfunden. Aber der Ankläger schrieb in eigener Person rüstig drauf los, und zwar zum großen

Teil über Geschriebenes, Kritiken über Kritisierendes, Rezensionen über die Rezensenten rezensierender Bücher. Mit einer feurigen Beredsamkeit ausgerüstet, die zwischen einem verdorbenen Poeten und einem hitzigen Kanzelredner die Mitte hält, just insoweit über Kenntnisse verfügend, als nötig ist, um der Rhetorik und dem Gleichnis eine stoffliche Unterlage darzubieten, absprecherisch im Tadel und Liebhabereien nachhängend im Lob, zeigte er sich als den leibhaftigen Bildungszwitter, dessen Engerlinge in unserem Schrifttume arge Verwüstungen angerichtet haben, nachdem sein Maikäferflugjahr längst vorübergegangen. Die auf einen verbindenden Faden gereihten Aufsätze über deutsche Literatur, wie man sein erstes und bestes Buch nennen muß, bezeugen Temperament in der Lebhaftigkeit der Auffassung und im Farbigen des Ausdrucks. Allein es überwiegt in ihnen das Arabeskenhafte, das Vergnügen an Initialen und Randzeichnungen, und es fehlt ihnen die Verantwortlichkeit, wie die Kontinuität des Gedankens. Dem Altehrwürdigen und Herkömmlichen mit sichtlicher Neigung zugewendet und die Fußangeln bemerkend, die sich im gepriesenen Neuen verstecken, ist Menzel gleichwohl bemüht, den Leser über sein eigenes Verhältnis zur gegenwärtigen Geistesströmung im unklaren zu lassen. Christelnde Demut und grober Zynismus wechseln beinahe pfäffisch miteinander ab; seinen feindseligen Urteilen merkt man öfters den hybriden Ursprung persönlicher Beweggründe an, seinen hingebungsvoll anerkennenden aber ist etwas katzenhaft Schmeichlerisches, das nach einem Vorteil ausspäht, aufgedrückt. Die Ungezogenheiten und Infamien, womit er Goethen überschüttete, wurzelten, wie in neuester Zeit bekannt geworden, in einem ebenso gemeinen als albernen Motiv: in der bübischen Erbitterung, die er einst empfand, als Goethe den im Schauspielhause laut streitenden Jenenser Studenten, zu denen auch Menzel gehörte, „mit häßlich schnarrender Stimme" Ruhe gebot. Die Poesie des deutschen Mittelalters pries er, ohne dessen eigentlichen Gehalt begriffen zu haben, desgleichen Tieck, den er ebensowenig verstand, indem er ihn den deutschesten Dichter nannte, der uns zur unbewußten (!) Unschuld und Kraftfülle der heimischen Vorzeit zurückgeführt habe. Sein Patriotismus trug sozusagen ein Aushängeschild und die Franzosen befehdete er mit stupider Gehässigkeit. Was Wunder, daß gerade Menzel zum Denunzianten der Gutzkowschen Wally, zum Büttel politischer und kirchlicher Reaktion beim Bundestage herabsank! Wiewohl Heine und Börne den Angeber und Franzosenfresser mit eisernen Ruten und mit der Narrenpritsche bedienten, wiewohl David

Strauß ihn wegen seiner Ausfälle auf Goethe züchtigte und dabei seine Unwissenheit in verschiedenen Fächern schonungslos aufdeckte: der Mann hatte ein zähes Leben, krittelte in seinem Literaturblatte noch dreißig Jahre fort und biß sogar noch in den sechziger Jahren Lessing in die Wade.

Auf dem solcherweise gepflügten und schon halb angebauten Acker der böslich räsonnierenden Kritik, der politisierenden Demagogie, des spaßhaften Zorns und der liederlichen Satire, des schreibfertigen Liberalismus und der rohen Polemik hatte ein neu emporgetauchtes Häuflein Schriftsteller ihre fliegenden Zelte aufgeschlagen. Die von Ludolf Wienbarg herausgegebenen „Ästhetischen Feldzüge", welche dem „Jungen Deutschland" gewidmet waren, brachten diese Bezeichnung in Umlauf, und der schlaue Bundestag, nachdem er gegen einzelne Schriften Wienbargs, Gutzkows, Laubes und Heines mit Straferkenntnissen vorgegangen war, nahm dieselbe im Hinblick auf das giovine Italia an, welches späterhin auch die Literaturgeschichtsschreiber taten. Menzel beschuldigte die genannten Schriftsteller, zu denen nachmals auch Theodor Mundt und Gustav Kühne gezählt wurden, sie hätten unter sich ein Programm verabredet, dessen Hauptpunkte Franzosentum, Fleischesemanzipation und Atheismus seien. Nun war aber an einer solchen Verabredung kein wahres Wort. Die meisten dieser Schriftsteller haßten einander viel zu sehr, als daß sie hätten einen Hainbund mit revolutionären Abzeichen stiften können und mögen. Das ihnen Gemeinsame: der ehrgeizige Wunsch, als große Talente gelten zu wollen, schloß eben die Einmütigkeit innigen Zusammengehens aus; der Eigennutz lehnte, trotz ihrer Antriebe zur Geselligkeit, das freundschaftliche Verschränken der Personen und Zwecke ab. Vielmehr geschah das Gegenteil. Wo einer dem andern ein Bein stellen, im Ansehen der Leute ihn schmälern oder blamieren konnte, da besann er sich nicht lange, es zu tun, nachdem sich diese Herren einmal in ihren gegenseitigen Schattierungen kennen gelernt hatten, nachdem die von einer ersten Begegnung unzertrennliche Reserve beseitigt war. Auch streiften sie bald ein jeder ihre Staatsgefährlichkeit ab und wurden im politischen Sinne unschädliche Advokaten ihrer selbst. Heinrich Laube eröffnete schon im Jahre 1836 die dermalen unter seiner Redaktion erscheinende Mitternachtszeitung mit der Erklärung, daß sein Journal nicht zum Jungen Deutschland gehöre und daß die Institute der Gesellschaft von seinem Blatte würden respektiert werden. Er, Heinrich Laube, verstehe unter junger Literatur, moderner Schreibweise, ausschließlich ästhetische, künstlerische Bestrebungen. Und damit auch jede

arrière-pensée entfernt werde, bekenne er, daß sein Sinnen und Trachten nunmehr darauf gerichtet sei, sich in die Geleise des Bestehenden einzuordnen; in der Mitternachtszeitung wolle er alle auflösenden Tendenzen bekämpfen. Man kann nicht unbefangener zum Kreuz kriechen. Heine lachte die Schreibgenossen, mit denen er sich des Vorteils halber allein verhielt, im stillen aus und blieb am Ende nur mit Laube in klugem Einvernehmen. „Sie wissen", lautet eine Briefstelle Heines, „wie ich vom Bundestage, ohne daß ich darum nachgesucht hätte, beim jungen Deutschland angestellt wurde und wie ich bis auf den heutigen Tag vergebens um meine Entlassung gebeten habe."

Jeder dieser Schriftsteller, Gutzkow ausgenommen, borgte Stoffe und Behandlungsart, Manieren und Grimassen entweder von Heine oder von Börne oder von Menzel, ja zuweilen von allen dreien in einem und dem nämlichen Buche. Die eigene Individualität äußerte sich bei ihnen mehr in der Wahl und Verwertung des Entliehenen, als in irgendeiner ursprünglichen Eigenschaft von Belang. Nur Karl Gutzkow trat bald nach seinen ersten Versuchen mit seiner bizarren Eigenart hervor.

Wohlwollende, sagen wir schöntuende Beurteiler haben Gutzkow mit Lessing verglichen. Und fürwahr, wenn man überhaupt einen der Geister, welche reinigend und bildend, mustergültige Werke schaffend, bei uns erschienen sind, als das Maß ansehen will, womit der Intellekt und die Leistungsfähigkeit Gutzkows gemessen werden soll, so kann man sicherlich keinen andern nennen, als den rastlos vorwärts treibenden, stetig suchenden, in Produktion und Kritik verständigen Lessing. Daraus aber wird für Gutzkow ein wenig Vorteil und sehr viel Nachteil entspringen. An Eifer, dem Wahren zu dienen, an Mut, den Hindernissen, die auf diesem Pfade liegen, die Stirn zu bieten, ist der jugendliche Gutzkow nicht eben kläglich hinter dem Wahrheitsdrange und der Tapferkeit Lessings zurückgeblieben. Der Geistesgegenwart und dem Spürsinne Gutzkows kann die Ähnlichkeit mit dem Fernhintreffer Lessing nicht abgesprochen werden. Auch mag dem dichtenden Gutzkow die Vergleichung mit der weisen Gestaltungskraft des Schöpfers der „Emilia" hin und wieder zum Guten ausschlagen. Jedoch vor der kristallischen Helle Lessings, vor seiner fröhlichen Selbsterkenntnis und -bescheidung, namentlich vor seiner Selbstlosigkeit im Kämpfen und Hervorbringen schwinden Gutzkows annähernde Ähnlichkeiten wie dünne Rauchwölkchen dahin. Ebensowenig hatte er die Ersatzfähigkeit und Haftungspflicht der Natur Lessings, wodurch alle Mängel derselben ihre ausgiebige Deckung fanden, wogegen

Gutzkow die seinigen nur listig zu vertuschen, ja dann und wann sogar als Vorzüge an den Mann zu bringen suchte. Den Verfasser der Literaturbriefe, der doch schon in allen Fingerspitzen die Lust zum Aufräumen spürte, charakterisiert der Vorsatz: ein Werk schreiben zu wollen unter dem Titel: „Das Gute aus schlechten Büchern;" den jungen Gutzkow hingegen bezeichnet der Umstand, daß er schadenfroh nach den schlechten Seiten guter Bücher spähte. Glücklicherweise, nämlich für Gutzkow, scheiden sich hierin auch die Richtungen, die Epochen, denen die beiden Autoren angehören, so daß dem Zeitalter, welches der eine schon durch sein bloßes Dasein verherrlicht hat, ein Teil des Preises zufällt, indessen der andere wieder eine Summe der ihm geltenden Vorwürfe getrost auf das seinige abwälzen darf.

Anfänglich war Gutzkow in seinen Torheiten von den Genossen nicht sonderlich unterschieden. Sein Sprung aus der Wissenschaft in die Geschichte, den er nach der früher erzählten Aulaszene gewagt hatte, bedeutete nicht das Zusammenfassen tätiger Kräfte zu publizistischer oder parlamentarischer Wirksamkeit, welche, seiner Überzeugung zufolge, in nächster Aussicht stand und wozu ein Mann, wie z. B. Karl Mathy, sich gewissenhaft und opfermutig vorbereitete, sondern ein Sichbeteiligen an zeitgemäßer Belletristik nach der uns bekannten Methode. Mit der Herausgabe der Schleiermacherschen Briefe über die Lucinde, dem philosophierenden Roman Wally und mit allerlei Zeitungsartikeln betrat er das Feld, wo Stoffe und Formen stillos durcheinander wucherten und schwankten; literarisches Unkraut. In seiner Ankündigung des Phönix eiferte er gegen die Anbeter der klassischen Literatur, durch welche das in ihr lebenskräftige Andenken in seiner Wirkung auf den Nachwuchs zu Marmor geworden sei. Goethes und Schillers Herrschaft habe begonnen, die demütigendste, setzte er hinzu, weil die des Ruhmes. In den Schulen sei uns von den Klassikern, wie von alten Helden, erzählt worden und der Jugend sei nichts zurückgeblieben, als eine zitternde Andacht. Das Vorwort zu den Vertrauten Briefen atmet einen enthusiastischen Aberwitz, der naseweisen Studenten eigen zu sein pflegt. Er weiß alles, ja besser als irgend jemand, er ist in den Schlupfwinkeln der Geschichte und der Kritik zu Hause und klappert mit seinen Lebenserfahrungen wie mit einem Schlüsselbunde. Roß und Strauß schilt er vierschrötig trivial, ihr Christentum unverschämt und ordinär, ihre Aussprache schlecht, ihr Gedächtnis schwach und ihr Publikum ein gemischtes. Er redet von der jungen naiven Arroganz, welche sich mit Dogmen- und Kirchengeschichte befasse, als ob er selbst schon

als Bibelexeget auf die Welt gekommen wäre, von den glattgescheitelten Berliner Zionswächtern, von der erstickenden Luft der protestantischen Theologie und Prüderie. „Laßt einen Augenblick eure Katechismen, hebt diese scheinheiligen Augenwimpern auf, werft eure Talare und Vorhemdchen weg, diese geistliche Koketterie, vergeßt einmal die Beweisstellen für die Gottheit eines von euch noch immer gekreuzigten Menschen und hört, was in anderen Gebieten, im Reiche der Freiheit, Jugend und Phantasie sich vor Jahren begeben hat..." Diese Begebenheiten aber sind: Friedrich Schlegels Lucinde, welche er herrlich, klassisch findet, und Schleiermachers Vertraute Briefe darüber, die ihm bewunderungswürdig, einzig, göttlich vorkommen. In beiden erblickt er welterschütternde Proteste gegen die falsche Sittlichkeit, gegen das frevelhafte gesellschaftliche Übereinkommen und zugleich „Evangelien des neuen Geschlechtsumganges". Leider hatte diese Lucinde aus dem „Reiche der Jugend, Freiheit und Phantasie" eine leichenhafte Hautfarbe, welche die Geilheit getüncht hat, und schmale, von der Ruchlosigkeit innerer Verdorbenheit umspielte Lippen; leider ist sie, ungeachtet ihrer Frechheit, langweilig und jede der geschilderten Situationen klebrig und kalt, wie Gallerte. Schleiermachers Briefe jedoch, indem sie diesem Produkt dichterischen Siechtums gleichsam geistlichen Beistand leisten, weisen auf das zerfressene Empfindungsleben der Lucinde um so nachdrücklicher hin, je raffinierter sie jedes Zucken der kranken Nerven für himmlische Bewegungen der sichtbar werdenden Seele ausgeben. Der „Versuch über die Schamhaftigkeit" ist der Auszug und die abgekürzte Chronik der nichtsnutzigsten Verirrungen sittelnder Spitzfindigkeit, und die Erklärung der Unvollkommenheit und Unbrauchbarkeit der ersten Liebe von empörender Fadheit. Trotz des besten Willens, im Abgeschmackten sich auszuzeichnen, bringt es Gutzkow gleichwohl nicht weiter, als den Schleiermacherschen Briefen vorzustammeln. Seine verrückte Einleitung, nachdem sie von der Zukunftsehe ohne Trauung gefaselt, einem matrimonium, das schon die trouvères, ohne Aufhebens davon zu machen, gelehrt und geübt haben, schließt mit den knabenhaften Worten: „Wo ist Franz? — Komm, du holder Junge, den sie mir heimlich getauft haben! Sprich: Wer ist Gott? Du weißt es nicht: unschuldiger Atheist (!), philosophisches Kind! Ach, hätte auch die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein." Friedrich Schlegel, Schleiermacher, Karl Gutzkow: alle drei nehmen sich wie bebrillte Dionysostänzer aus.

Das betrübend Komische an diesen literarischen Barbarismen ist der Kontrast, in welchem die nachmals eingetretene Entwick-

lung der Personen, die sie angeregt haben, zu den Anregungen selbst steht. Der Verfasser der seraphisch unzüchtigen Lucinde, Friedrich Schlegel, war geschäftskundiger Mystiker, stellenjägerischer Katholik geworden, ging, wie Grillparzer entrüstet sagt, „nachdem er gefressen und gesoffen, mit dem Gespräch gerne ins Sinnliche jeder Art hinüber", küßte in den Straßen Wiens vorübergehenden Geistlichen die Hand, prophezeite, daß die Gestirne dereinst zum Zeichen des Kreuzes zusammenrücken werden, und ist am Ende an einer Gänseleberpastete gestorben. Schleiermacher wollte in der zweiten Hälfte seines Lebens an nichts weniger erinnert sein, als an jene Vertrauten Briefe. Und der Märtyrer Prosper Enfantin, der praktische Unternehmer der nachmaligen jungdeutschen Geschlechtsmoral und Phrynendichtung, durchlief, um Heines Worte zu gebrauchen, mit seinen Anhängern in der Folgezeit nicht mehr barfüßig die Wüsten Arabiens, um dort das freie Weib zu suchen. „Diese Befreier vom Gattenjoch, diese Zerbrecher der ehelichen Bande haben sich bei ihrer Rückkehr aus dem Orient verheiratet und sind die unerschrockensten épouseurs von der Welt geworden und sie tragen Stiefel. Die meisten dieser Märtyrer sitzen jetzt in der Wolle; einige von ihnen sind neugebackene Millionäre."

Offenkundig, wenngleich noch nicht nach Gebühr betont, scheint mir die Verbindung, welche zwischen den sogenannten Romantikern und den sogenannten Jungdeutschen durch einzelne, beiden gemeinsame Elemente hergestellt ward. In den Berliner Kreisen der Spätromantik, inmitten der naturlosen Sippe, die unaufhörlich nach Natur schrie, unter den spiritualistisch sinnlichen Weibern, welche, wie Bettina, die Willkür für Naivität ausgaben, das schrankenlose Sichgehenlassen für edle Freiheit, haben sich die neuen, gegen die Romantik feindlich gesinnten Wortführer eine apostolisch jüdelnde Freigeisterei, anmaßliche und kraftgenialische Gebärden und eine grübelnde Lüsternheit angeeignet, welche Pückler-Muskau Gehirnsinnlichkeit nannte. Von der Schlegelschen Bande, wie Strauß sie schimpft, die sich über Schiller lustig machte, und aus den Beiträgen zum Athenäum und zum Archiv der Zeit, wo man göttliche Grobheit kultivierte, haben die Nachkommen gelernt, wie man das Vortreffliche und das Würdige unter Umständen behandeln könne. Der Ausspruch Immermanns ist richtig: daß die Schlegel es waren, welche zum ersten Male ein glänzendes Beispiel moderner Sophisterei gegeben, indem sie Kenntnisse, Kritik und den Ernst der Wahrheit zu einem Gewerbe machten, indem sie Dinge, die ihrer Natur

nach immer etwas Esoterisches behalten, zur Verzettlung vor gemischte Kreise brachten.

Ziemlich rasch machte sich Gutzkow von den Tollheiten, die ihm angeflogen waren, wieder frei. Nicht uneigennützig, wie Börne, aber ihn übertreffend an Blick und Auffassung, nicht so wohlwollend, wie Wienbarg, aber einen größeren Gedankenvorrat beherrschend als er, und dem sinnlosen Dreintappen Laubes ebenso fremd wie Mundts schwächlicher Anbequemung, hatte er rasch die Phasen einer gewalttätigen, in Reformsucht befangenen Schriftstellerei zurückgelegt und war an einem Punkte angekommen, von wo aus er seine eigenen Abwege und das Gewirre der damals lärmenden, hetzenden Parteien überschauen konnte. Die ersten Sporen hatte er sich verdient, das Gelüste, gegen alles Bestehende Front zu machen, sattsam gestillt, den Schlagworten des Jahrzehnts seinen Zoll entrichtet. Nun war bei ihm die Besinnung wiedergekehrt, die Neigung erwacht für das Beharrende neben dem Zuge nach Entwicklung, ingleichen der Wunsch, das Extreme zu mildern, wie das Bedürfnis, auch dem Gegner gerecht zu werden. Weil diese innere Sammlung in die Periode fiel, als Gutzkow sein Soldatenwams noch trug, ungebeugten Mutes noch stritt, vom Himmel noch jeden Stern für sich zu erbeuten hoffte, so weht durch seine derzeit entstandenen Schriften ein jugendlich männlicher Geist, und zwar durch seine kritischen und Zustände charakterisierenden Schriften; ich meine: die sogenannten Bulwerschen Zeitgenossen, die er später in Säkularbilder umtaufte, ferner die Aufsätze im Telegraphen aus den Jahren 1839 und 1840 und im Jahrbuch der Literatur, 1839. Denn seine dramatischen und novellistischen Arbeiten sind eben nur angewandte Poesie, wie man von angewandter Mathematik spricht; die Pfahlwurzel seines Wesens sitzt, um einen treffenden Ausdruck Berthold Auerbachs anzuwenden, auf kaltem Boden. Wer möchte leugnen, daß in Seraphine, Maha Guru und seinen sozialen Dramen dichterische Triebe wahrnehmbar sind! Wer aber möchte hier zugleich von erschlossenen Blumen reden wollen!? Das Poetische kann sich bei ihm einschmeicheln, er hat auch eine weiche Seite der Seele, und wir empfangen zuweilen einen ähnlichen Eindruck von ihm, wie von einem Ungläubigen, der sehnsüchtige Anwandlungen der Andacht hat. Aber daß dieses denn doch nur ein Abgeleitetes oder Begleitendes, nicht ein Ursprüngliches und Herrschendes ist, beweist der Umstand, daß Gutzkow, sobald er als Charakterschilderer sich zeigt, warm und poetisch farbig uns anmutet, wie z. B. in der Skizze, die er von dem Hamburger Arzte Assing entwirft, wogegen er als Darsteller im

eigentlichen Sinne, als Bildner, als Dichter weder über diese Wärme, noch über dieses Kolorit zu verfügen vermag.

Nicht mehr blinzelnd und nicht mehr im Urteil fortgerissen, sondern eindringend in die Verhältnisse, Vergangenheit und Gegenwart vorurteilslos gegeneinander haltend, verfolgt er in den Zeitgenossen die Ideen und Kräfte, welche den politischen, gesellschaftlichen, literarischen Vorgängen und Verwicklungen zum Grunde liegen, zeichnet er dort Gemälde des englischen und französischen Verfassungslebens, skizziert er philosophische, pädagogische, volkswirtschaftliche und künstlerische Erscheinungen, in ihren Rückbildungen, wie in ihren von Zukunftskeimen geschwellten Auszweigungen. Er tut dies in der erkennbaren Absicht, sich selber Klarheit zu verschaffen, zu lernen, indem er modelliert, zu lehren, um andere zur Untersuchung aufzumuntern. Er ist zur Einsicht über Bestrebungen gelangt, die er früher nur schielend angesehen hat, z. B. die Doktrinen der Saint-Simonisten oder die Gaukeleien mit dem Modernen. Moderne Literatur, sagt er jetzt, heiße zum Teil Abspiegelungen der Zeitgenossen in den Lagen, in denen sie sich befinden, Einmischung in ihre Debatten, Frage und Antwort in Sachen des allgemeinen Nachdenkens und der praktischen Philosophie. Der Literatur gegenüber sei das moderne Genre leicht in der Form, zufällig im Inhalt, subjektiv in Manier und Haltung, witzig und melancholisch, launig in jeder Beziehung; der moderne Literat sei begabt mit kritischem Talent, aber zur eigenen Produktion entweder impotent oder wenig ehrgeizig, um es den großen Klassikern der Vergangenheit nachzutun. Roman, Novelle, die kleine Abhandlung, Briefe, empfindsame Reisen, dies wären die einfachsten Formen, mit welchen der moderne Autor seine Erfindungen, Träume und Charaktere einfasse. Das moderne Genre entstehe schnell, verbreite sich schnell und sterbe noch schneller. Wie sich von selbst versteht, fehlt auch in diesem Buche nicht die Spreu unter dem Weizen. Die Schärfe der Beobachtung und das Stechende des zwar guten, aber den Gegenständen mikroskopisch nahe gebrachten Auges geben seiner Darstellung den Anstrich der Sachlichkeit, welche anspricht, aber nicht erfreut, etwas Stahlgraues und Trockenes, wovon im ganzen Lessing auch nicht eine einzige Seite zeugt. Gutzkow hat die Billigkeit wieder in ihre Rechte eingesetzt, doch scheint sie der Liebe nicht zu bedürfen; und bei aller innern Bewegung behauptet sich eine frostige Sicherheit des Verstandes, ungefähr so, wie wenn jemand, des ihn umschwirrenden Geräusches ungeachtet, sich in seiner Arbeit nicht stören läßt. Unbefangen nahm er, wiewohl selbst ein Berliner Kind, die Süd-

deutschen gegen die anmaßlichen Vorwürfe des Nordens in Schutz, die „süddeutschen Einseitigkeiten" gegen die „Hegelsche Allseitigkeit". Er glaube, daß der Norddeutsche zu große Stücke auf die Heidschnucken gebe und vom Pumpernickel zu viel erwarte. Es mögen da, wo Pumpernickel gegessen werde, keine Geister erscheinen, wie in Weinsberg, aber die Geister, die da erscheinen, wo man Wein trinke, wären ihm doch lieber als die Geister, die dort ausblieben, wo man Plattdeutsch spreche. Er war der erste, welcher den diplomatischen Hehler und künstlerischen Leisetreter in Varnhagen anrief, den Berliner Marquis Peu à Peu, wie denselben Immermann gesprächweise genannt hat. Rücksichtslos griff er seine angeblichen Waffenbrüder an, Laube, Mundt, Kühne, ja sogar Heine, wobei freilich edle und unlautere Beweggründe ineinander arbeiteten. Denn seiner Selbsterkenntnis machte ein krankhafter Ehrgeiz Konkurrenz, und wo ihn eine trübe Ahnung seines Unrechts beschlich, wie Goethe über Newton sich einmal ausdrückt, da flüchtete er sich nicht selten in eine sophistische Rechtfertigung hinein. Darum wird die Teilnahme, welche uns sein an vielen Stellen seiner Schriften wahrnehmbares Leiden einflößt, durch den Anblick seiner Heilungsversuche namhaft verringert. Gutzkow zählt offenbar zu den Unglücklichen, aber nicht zu denen, welche durch das Unglück geläutert, sondern zu denen, die davon entstellt werden und aus dessen Umarmung als Schuldige hervorgehen. Er selbst bekannte, schon im Jahre 1839, daß er alles hatte, um Priester, Volks- oder Jugendlehrer, vielleicht noch Größeres zu werden, aber nichts zu einem Dichter. An der Kritik erst habe er gelernt, sich zu konzentrieren, an dem, was schlecht gemacht wurde, gesehen, wie es sein müßte. Tendenz kenne er nicht, Saint-Simonismus, Wiederherstellung des Fleisches, Junges Deutschland, von all dem wisse sein Gemüt nichts, er kenne nur sein Herz, sein Leben, seine Toten. Die Tatsachen aber strafen dieses schmerzlich ausgestoßene Bekenntnis Lügen. Gerade ein Dichter wollte er sein, ein Künstler, ein Gestaltenschöpfer um jeden Preis. Tendenz durchfurchte beinahe jede seiner poetischen Arbeiten; von dem Triebwerk draußen, in den Wünschen und Geschmacksrichtungen der Zeit, nicht aus reinen, innern Quellen wurden seine Romane, Novellen und Dramen gespeist. Demgemäß behauptete das Bemühen, etwas vorzustellen, was er nicht war, die Oberhand, und sorgte er mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte um eine Zitadelle seines Ansehens. Namenlose Schnell- und Vielschreiber, die er belächelte, ja verachtete, waren beständig seinetwegen und natürlicherweise auch um ihrer selbst willen tätig; er beherrschte jahrzehntelang die

deutschen Zeitungen, er war ein Journalist geworden, weil er ein Dichter sein wollte.

Die anderen Mitglieder des vermeintlichen jungdeutschen Bundes hatten weder etwas Widerspruchsvolles, noch etwas Rätselhaftes. Jeder derselben suchte den Lesern die Meinung beizubringen, daß er das Reformwerk vom Alpha an begänne, dabei jedoch war der Türgriff, den sie mit der Miene des zuerst Öffnenden anfaßten, noch warm von der Hand des kurz zuvor in die Tür Getretenen.

Ludolf Wienbarg hatte die Rolle des pathetischen Deklamators. Er meinte es gut, aber er hatte keine eigene Meinung; mitunter kam ihm ein glücklicher Einfall, ein fruchtbarer Gedankenansatz, im ganzen aber lebte er aus zweiter und dritter Hand und ermüdete durch den emphatischen Predigerton. In den Rahmen einer populären Ästhetik und einer Philosophie der Geschichte brachte er alle die von Heine und Menzel spielerisch oder mit heftiger Gestikulation erhobenen Anklagen und Forderungen kriegerisch, heldenmäßig drapiert, hinein. Unsere Literatur müsse aus dem Nationalen aufsteigen, die Philosophie ein freies, den Kathederzwang abschüttelndes Studium des einzelnen, das Leben als solches zum Zwecke des Lebens gemacht werden: so hieß die Losung seiner ästhetischen Feldzüge. Aufgabe der Zukunft sei es, die Moral mitten in das Gebiet der Ästhetik zu verpflanzen, Aufgabe der Gegenwart hingegen, der Prosa unser Augenmerk zu schenken und sie als Waffe zu schärfen. Man fühlt sich gedrängt, an Wienbargs Kenntnis unserer klassischen Autoren zu zweifeln, indem man seinen Tadel ihrer Prosa liest. Weder Goethe noch Schiller, nicht Fichte und nicht Schleiermacher — so läßt er sich vernehmen — könne man in dieser Beziehung der Jugend als reines Muster empfehlen. Schiller überbiete sich in einer glänzenden, aber nur zu oft undeutschen und hohlklingenden Paradesprache, Goethe habe in seinen Romanen eine solche Menge glatter, höfischer Wendungen, daß man oft nicht wisse, wie man mit ihm daran sei. Lessing und Lichtenberg, Winckelmann und Georg Forster, Hebel und Hippel, Wilhelm v. Humboldt und August Wilhelm Schlegel, Jakob Grimm und dessen Bruder Wilhelm scheint er ebensowenig als Prosaisten gelten zu lassen, weil er sie gar nicht erwähnt. Die ganze Schriftstellerei der Klassiker erklärt er ohneweiters für ein Spiel schöner Geister, für ein unschuldiges Ergötzen, eine leichte Beschäftigung der Phantasie. Erst seit der französischen Revolution sei der deutsche

Prosaist, eben durch französische Schriften, Herr und Meister geworden über das ungeheuere Material der Sprache, das Goethe freilich schon zu Kunstarbeiten „glücklich verzimmert" habe. Zwar gewahre man an der neuen Prosa die vulgäre Seite, aber doch zugleich ihren Ursprung aus dem Leben und ihre Gemeinschaft mit dem Leben. Darum sei sie kühner, schärfer, neuer an Wendungen, sie verrate ihren kriegerischen Charakter, ihren Kampf mit der Wirklichkeit, besonders auch ihren Umgang mit der französischen Schwester. Der große Prosaist sei Heine. Er habe die größte Meisterschaft darin sich erworben, daß er den flüchtigen Ruhm, Liederdichter zu sein, mit dem größeren vertauscht habe, „auf dem kolossalen, alle Töne der Welt umfassenden Instrument zu spielen, das unsere deutsche Prosa darbietet." In der Tat kostbar. Mit dem Ich- und Genußmenschen Heine tritt Wienbarg den Beweis der Wahrheit an, daß die Schriftstellerei der Klassiker jener der Modernen gegenüber nur ein schönes Spiel unterhaltungsbedürftiger Menschen gewesen; das Reisebilder- und Salontreiben Heines hebt er über dessen Liederdichtung empor, ja er ist so sehr aller echten Empfindungen bar und ledig, daß er die Reisebilder in ihrer „Konzeption" über die dichterischen Werke aller Zeiten stellt. Mit solchem Wahnwitze verglichen will es nicht viel bedeuten, wenn er Goethen als den ersten Dramatiker, Byron als den ersten Lyriker bezeichnet und wenn er die erlesensten Ungereimtheiten über die Idee des Faust vorbringt. In seiner Broschüre: „Zur neuesten Literatur" wird sein Geschwätz bereits unerträglich, artet seine Schwärmerei für die neuen Götter in schwülstige Götzendienerei aus. Goethe und die Weltliteratur — Fürst Pückler — Raupach und die deutsche Bühne — Heinrich Heine — Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow —: das sind die Themata, welche hier wie in den meisten Büchern und Journalaufsätzen der damaligen Belletristen, Kinderkrankheiten ähnlich, grassieren. „In Raupach steckt mehr als ein Dichter, aber alle zusammen machen keinen ganzen aus"; „die junge Kritik hat junge Kränze zu verschenken": über dergleichen Phrasen stolpert man auf Schritt und Tritt. Die Vertrauten Briefe werden folgendermaßen charakterisiert: „......selbst auf das graue Papier fiel ein wundersamer, träumerischer Glanz, ein widerscheinendes Rosenlicht von Küssen, ein Äther von Blicken und Hauchen dämmerte herauf, die engen schwarzen Spaliere der Zeilen wallten auseinander und erweiterten sich zu blühenden Laubgängen. Nachtigallen schlugen herein, wohlbekannte liebe Gestalten schwebten flüsternd und kosend an den Zweigen vorüber, Romeo und Julia, Abälard mit Heloise, Petrarca mit

Laura, und in der Mitte schritt der göttliche Schleiermacher mit bekränztem Haar, umringt von Schülern und Schülerinnen, eifernd gegen die Unnatur der Herzen, gegen die heuchlerische Verderbnis der Sitten, gegen die unverständige Prüderie der Weiber .... usw." Ebenso geschmackvoll spricht der lallende Thyrsusschwinger aus Altona über Gutzkow, indem er zugleich als „moderner" Prosaist eine fehlerhafte Apposition anwendet: „Ihr kennt doch Karl Gutzkow, der geniale Verfasser des Maha Guru, des Nero und der öffentlichen Charaktere, der jetzt in Frankfurt lebt und das Epochemachende Literaturblatt zum Phönix schreibt, dieser dreiundzwanzigjährige Karl Gutzkow war vom Geist der Liebe auserlesen, Friedrich Schleiermachers Vertraute Briefe wieder einzuführen ...."

Solche Skribentenschande folgte der Ehre unserer klassischen Dichtung.

> Haißt dieses nicht entlauffen
> Dem Wasser wo es quillt und auß der Pfütze sauffen?

singt der alte Opitz.

Den Musterknopf der saloppen Schöngeisterei stellte Heinrich Laube vor. Kurz angebunden war seine Tobsucht, womit er, ohne es zu wissen, Heine parodierte und travestierte. Briefe eines Hofrats oder Bekenntnisse einer jungen bürgerlichen Seele — Das neue Jahrhundert — Moderne Charakteristiken — Reisenovellen, ja sogar deutsche Literaturgeschichte: so hießen die Gaben seines schriftstellerischen Frühlings. Das von wendischen und obotritischen Blutstropfen gleichsam angeheiterte Naturell des Schlesiers äußerte sich bei ihm in einer vorwitzigen, substanzlosen Sinnlichkeit, die weder kalt noch warm macht, in einer fahlen Courage, die vom Angriff nicht die Unerschrockenheit, nur mutwilliges Händelsuchen empfangen hat, in einer theatralischen Lebhaftigkeit und Zuversichtlichkeit, die ausschließlich der Zuschauer wegen da zu sein scheint. Sein Feuer war zunderhaft, seine Besonnenheit nichts als Klugheit, seine Erregung ein bloßes Lampenfieber; wenn die Vorstellung zu Ende ist, schüttelt er seine Emotionen ab, wie man Schneeflocken von einem Pelzkragen herunterbläst. Lessing meinte, daß Tausenden für einen das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle sei, wo sie des Nachdenkens müde geworden; Heinrich Laube hatte sich dieses Ziel nicht einmal so weit gesteckt. Die Zufälligkeiten, Geschmacklosigkeiten und Verkehrtheiten des Augenblicks bildeten für ihn den jeweiligen Inhalt und Gehalt der Zeit. Er war ebensowohl der Polizist als der Arrestant des Tages.

Weil Heine viel an Börne auszusetzen hatte, so tat er dies gleichfalls. Dennoch waren ihm die Briefe aus Paris „eine Armee wert". Er mache sich los von den Deutschen, „von diesem Volke von Affen", es solle nach wie vor sein großes Maul behalten, Zähne habe es doch nicht darin, und er schäme sich des deutschen Volkes bis ins innerste Herz. Die Ordnungssucht, die pedantische Furcht vor Unbequemlichkeit habe Goethes großen Geist in den Käfig des Individuums eingesperrt. Goethe sei zu früh klug geworden, als daß er hätte so groß werden können, um das Wesen der Zeit zu verstehen und die Wunden der Gesellschaft dreist und genial aufzudecken. Der Gott im Faust sei ein Antichambrist geworden. Laube verabscheut die lästige Arbeitshast der meisten Menschen, „ganz so wie die Tugend und das Geschrei der Tugendmenschen. Wir sind zum Leben da! Es ist doch eigentlich jetzt eine sehr schlechte Zeit für die Poesie, nur forciert kann sie sich bemerkbar machen. Die Zeit hat keine Zeit zur Poesie. Wenn Goethe gesagt hat, daß man durch die Kenntnis dessen, was der Tag bringe, nicht klüger und nicht besser werde, so ist dieses Wort eine große Dummheit. Armer Mann mit dem großen Reichtum, wie schrumpfst du zusammen neben dem demokratischen Millionär Jean Paul! Solange Goethes Zeit klein war, ist er groß gewesen, als sie groß wurde, ist er klein geworden." Da hätten wir einige der Distelköpfe vor uns, wie sie zu Tausenden auf dem Laubeschen Erdreich emporschossen. Wenn nun der Leser erfahren wollte, wie das lebendige Leben dieses Schriftstellers im Gegensatze zu dem Bequemlichkeitsleben des nachmals zusammengeschrumpften Goethe beschaffen war, so wird uns dies aus dem nachstehenden Dialog vollkommen ersichtlich:

„Sie haben wohl kein Amt?"

„Doch, ich reise."

„Für welches Haus?"

„Für Otto Wigand in Leipzig."

„Was für Artikel?"

„Papier, Druckerschwärze, Humanität, Länder- und Menschenkunde, Wissenschaft en gros und en détail, Langeweile und kurze Ware."

Der vielbeschäftigte und vielgereiste Mann, bei seinem erweiterten Gesichtskreise, seiner Vertrautheit mit den Bedürfnissen der Zeit, welche keine Zeit hat zur Poesie, konnte nicht umhin, alle jene arbeitsamen, seßhaften und mit dem eigensinnigen Etwas, das man Talent nennt, behafteten Poeten und Schrift-

steller, Philosophen und Historiker als verdächtige, tadelnswürdige, der kritischen Zurechtweisung oder Verdammung verfallene Leute anzusehen. Demnach bedauert Laube die schwäbischen Dichter, vorzüglich Uhland, daß sie im kleinen Tale eingefriedigt wohnen, daß sie nur das nächste erblicken, aber nichts was jenseits ihres Horizontes liege. Er findet, daß die Erbschaft der deutschen Denker aufgebraucht sei, auch die Immanuel Kants, dessen Mantelröckchen aus der Mode gekommen wäre. Er bricht den Stab über Immermann, der sich den modernen, „den jungen, wilden Söhnen Goethes" nicht anpassen könne. Er fällt grimmig über Tieck her, welcher lange für das Haus Schlegel & Komp. und für die christliche Romantik gearbeitet, sein ganzes Leben hindurch nur getändelt, nie gewußt, was er gewollt, und nie gewollt, was er gewußt habe. Zwar zu einem feinen Geschmacksrichter habe Tieck Schärfe, Geist und Laune genug mitgebracht, leider jedoch habe er es vorgezogen, unter den quälendsten Gichtschmerzen Gedichte zu fabrizieren und so die Lüge durch alle Stadien durchzumachen. Varnhagens Stil bewitzelt Laube als einen Zölibatstil und von dem Autor sagt er, daß ihm das fortreißende und schaffende Leben mangle. Spindler wieder habe keine Dreistigkeit im Erfinden. Das Äußerste jedoch an Literaten-Rotwelsch ist Laubes Definition des „Modernen". „Über das tiefere Wesen der modernen Dinge zu reden", sagt er, „komme denjenigen Herren wahrlich nicht zu, die nichts von den Schicksalen, den wenigen Freuden, den vielen Leiden unserer jungen Welt wüßten. In der Ironie sei das Wesentliche angedeutet. „Man kann seine Unzulänglichkeit fühlen, aber nicht mit dem Tragödientroste: es ist gerecht, notwendig, daß du erliegest! Nein, man sagt lächelnd: es ist zufällig, dieser Zufall liegt aber in höheren historischen Gesetzen, welche noch nicht allgemein gültig geworden, liegt darin, daß ich vielleicht um eine Stunde zu früh ausgegangen bin, eine Kleinigkeit hat zum Gelingen gefehlt und es ist ein Lächerliches neben diesem großen Unglück." Das ist das Moderne! Im übrigen seien „Ennui und Langeweile" moderne Erscheinungen. Die Franzosen nannten diese modernen Erscheinungen bekanntlich le mal de René; es werden sich aber vermutlich schon früher einige Subjekte auf der Erde gelangweilt haben. Ennui und Langeweile würden vorübergehen, so tröstet uns Laube, wenn die angeregte Zeit auf irgendeine Weise erfüllt sei. Aber einstweilen seien sie da, und die Literatur, das Gedankenbuch der Geschichte, müsse Zeugnis davon ablegen. Daß ein solches Zeugnis seine Reisenovellen sind, dies wird dem „jungen, wilden Sohne Goethes", dem gähnenden Laube, niemand streitig

machen, der sie hat lesen müssen oder auch nur darin geblättert hat.

Hier einige Proben: Da liegt der Sonnenschein, innerlich lachend, weit und breit auf den Dächern; da „schleicht“ in den halbkahlen Kopf Rumohrs „richtig und tief die Stirn hinein“ und auf der Stirn sind alle die glatten Gedanken seiner Schriften zu sehen — „das kleine Volk spielt Ecarté unter sich“; da werden in einer Parallele zwischen Heine und Chateaubriand dem erstgenannten zwei Vorzüge zugesprochen, die der andere selbst dann nicht erreichen könnte, wenn er noch einmal an den Jordan reisen würde: „Er ist witzig und hinkt nicht. Palästina war immer poetisch, aber niemals witzig, der Witz ist unchristlich und der Teich Bethesda ist vertrocknet.“ Da wird Böhmen eine der besterhaltenen Barrikaden aus der Revolution der Erde genannt, und über eine blasse Engländerin, die Laube in der Glyptothek gesehen, bemerkt, daß sie unparteiische, große, blaue Augen habe. Unter den Versicherungen, die uns Laube erteilt, vernehmen wir diese: daß er Goethe niemals geliebt habe, so wenig als den Jupiter — daß ihn der Don Quijote nie amüsiert und er seinen Freunden nie geglaubt habe, wenn sie das Gegenteil sagten; daß er hingegen Henri Heine liebe, „dem ein schönes Wort mehr gelte, als ein gutes, und der deshalb die Monarchie liebe.“

Solchergestalt ist wohl unsere Sprache noch nie gemißbraucht, kecker und selbstgefälliger der Unsinn zu keiner Zeit durch die Literatur getaumelt. Aus Laubes dreibändiger Literaturgeschichte, die er leichtsinnig und fremdes Eigentum nicht schonend zusammengepfuscht hatte, ließe sich eine noch stattlichere Beispiellese an hohlen Sätzen anlegen, als bei den Charakteristiken und Reisenovellen versucht worden. Auf alle Fälle bleibt ihr, wie Gutzkow meinte, das Verdienst unbenommen, darin nach charakteristischen Zügen in dem Material gestöbert zu haben: ob Wolfram v. Eschenbach lesen und schreiben konnte, was Hans Sachs gern zu Mittag gegessen, wieviel Paar Stiefel Jakob Böhme in seinem Leben besohlt hat.

An dem butterweichen Theodor Mundt können wir rasch vorübergehen. Seine Wally war eine Madonna, wie er euphemistisch ein gesunkenes Mädchen nannte, sein Phönix hieß der Freihafen, seine Reisenovellen trugen den Titel: „Spaziergänge und Weltfahrten.“ Auch er hielt, gleich Wienbarg, dem verbuhlten und verwitzelten Deutsch der neuen Literaten eine Standrede, auch er bezeichnete die Demokratie als das heilige Rätsel der Zukunft, auch er streute dem Verfasser der Reisebilder, nachdem er ihn schon einmal zu den Toten geworfen, Myrrhen und

Weihrauch. Über ihn spricht er unter anderem auf nachstehende Weise: „Heine nehme zu den Prinzipien oft dieselbe Stellung ein, wie die Katze zur Maus, indem er in den anmutigsten Bewegungen solange damit herumspiele, bis er endlich irgendeinem Grundsatz den Kopf abbeiße und wieder mit Anmut und aus Witz. Was man noch zu wenig an Heine bemerkt habe, das sei trotz alles Unsteten und Unruhigen die unendliche Ruhe in ihm, „die bei ihm einen seltsamen Übergangspunkt andeutet, auf dem sich die moderne Blasiertheit wieder in die poetische Götternatur zurückzubilden versteht." Über die Giraffe im Jardin des plantes zu Paris sagt Theodor Mundt folgendes: „Die Giraffe ist die kunterbunte Zeit selbst, in ihrem Schein und Sein, in ihrem Alles und Nichts, in ihrem gaukelnden Formenwechsel, in ihrer lächerlichen Durcheinandermischung widerstreitender Gebilde... Was einem die Giraffe gewährt, ist ganz und gar etwas Anderes, als was Elefanten, Bären, Löwen, Kondors... zu gewähren vermögen. Diese Ausbeute für das Herz, für das Gemüt, für das Verständnis der ganzen Zeit kann man nur der Giraffe abgewinnen, denn sie allein trägt in ihrer ganzen Gestaltung jenes unnennbare und anheimelnde Etwas an sich, welches man das Moderne nennt..."

Gutzkow hätte nicht der sich rasch orientierende Verstand sein müssen, um diese rohe, ungebildete, mit meskiner Begabung aufgestutzte Nichtigkeit bald zu durchschauen. Er war angewidert von Laubes Reisenovellen, in welchen, wie er sagt, die still rieselnde, fast tröpfelnde Weise Heines vom Schüler stromweise vergossen werde. „Mit einer Sündflut von Renommisterei wurde man fortgeschwemmt. Liebesabenteuer rechts und links, im Postwagen, in der Passagierstube, im Bade, in der Kirche, auf der Straße, in Winkeln, überall Liebe; Liebe mit den Fingerspitzen, Liebe mit den Knien, Liebe im Schlafe, Liebe in Haarwickeln, Liebe in Schlesien, Dessau, Braunschweig, Leipzig, Karlsbad, Töplitz, München, Tirol, Italien, Steiermark, Wien, Prag, Liebe überall, aber nur — für einen! Für H. Laube!..." Nachdem Gutzkow die Verwandlung der Laubeschen Schriftstellerei aus der Libertinage in das Vornehmelnde sarkastisch geschildert hat, ferner das Zutodehetzen des Ausdruckes Modern, was Laube nicht nur im Ausschnittladen sehe, sondern auch in Sitte, Kunst, Wissenschaft und in den höchsten Gesetzen, geht er auf dessen Vortragsweise über und fällt alsdann dieses Gesamturteil: „Laube ist nicht tief, nicht schöpferisch, er hat über keine große Prädestination zu gebieten, er würde ohne Heine, ohne Börne, ohne Varnhagen ein gewöhnlicher Romanschriftsteller à la van

der Velde geworden sein: ein Breslauer Journalist oder vielleicht ein mittelmäßiger Dramendichter. Die Vornehmlichkeit steht dem Reichen schön: beim Armen ist sie eine Grimasse. Außen Samt und unten ein zerrissenes Hemd. Komödiantenwirtschaft ... Seine Novellen, Skizzen und Romane drehen sich alle um dieselben Angeln: die Frauenbilder meist üppige, kokette, den Männern sich anbietende Gestalten, gleichen sich zum Verwechseln. Der Pinsel, der sie malt, ist haarig, sein Strich unrein, uneben; der Stil nicht intuitiv, geistreich und flüssig. Den poetischen Reiz desselben verdrängen häßliche, abstrakte Worte, als da sind: Zustände, Bezüge, stofflich und ähnliche in Varnhagens Schule gelernte, verallgemeinernde, sprachtötende Formeln. Es ist nicht ungerecht, daß ich ihn einen goethesierenden Clauren genannt habe."

Theodor Mundt zerlegte er in dessen literarische Bestandteile, wie einen Körper auf dem anatomischen Theater. Anfänglich habe Mundt die Schriften Börnes vom Hegel-Tieckschen Standpunkte aus bekämpft und darzutun versucht, daß das Genie keines sei, wenn es nicht auf der Höhe „des in sich selbst gefangenen Gedankens" stehe. Plötzlich habe er kehrt gemacht gegen seine eigenen Ansichten, sich eine Kindertrompete gekauft, seine modernen Zeitwirren und alsdann seine Madonna geschrieben: er sei Sansculotte geworden. Das vollständige Register aller sozialen Neuerungen habe er auswendig gewußt und in der Madonna ein System derselben entwickelt. Gutzkow gesteht kleinmütig, die Rehabilitation des Fleisches erst von ihm gelernt zu haben. Nachahmer von Haus aus sei Mundt nacheinander mit Kritiken, Novellen, Charakteristiken, Vertrauten Briefen, Reiseberichten erschienen: alles ohne Freude und Trauer, ohne Liebe, Lust und Schmerz. Ein schwerfälliger Schäfer, der mit bleiernen Flügeln den Schmetterling spiele, eine nüchterne Natur, die den Trunkenen, ein bedächtiger Mann, der den Knaben agiere, ein Tugendhafter, der sich frivol gebärde. Vorne sei sein Satz metaphysisch, hinten frivol, vorne komme die Taglioni, hinten die Weltgeschichte; die Taglioni „tanze Goethe". „So mischt sich immer der alte Literaturkram und die blasse Kathederweisheit in die Reihe Tanzender und Singender; die Musen und Grazien haben einen alten Amor mit verbundenen Augen in ihrer Mitte und spielen Blindekuh und Gänsedieb mit ihm. Nein! entweder sei ein ganzer Heine oder ein ganzer Professor! Die Mischung von beiden ist häßlich und langweilig." Gewiß eine köstliche Schilderung.

Furchtlos attakiert aber Gutzkow auch die neuen Gedichte

Heines, welche den Boulevardsschönen Hermen errichten. „Nennen Sie mir eine Nation", heißt es in einem offenen Briefe an Heine, „nennen Sie mir eine Nation, die solche Sachen in ihre Literatur aufgenommen hat! Wer hat in England, in Frankreich dergleichen zum Jocus der Kommis herausgegeben? Gedichte, die man sich vorliest in Tabaksqualm, bei ausgezogenen Röcken, in einem gemieteten Zimmer, unter leeren Flaschen, die auf dem Tische stehen! Béranger scheut sich nicht, von einem nächtlichen Besuch bei einer Grisette zu sprechen; aber sagt er: ich habe mich wohl befunden? Spricht sich bei ihm je das Gefühl von Übersättigung und aufgestachelter sinnlicher Trägheit aus? ..." Sogar zu Epigrammen, denen aber die Spitze, wie das rhythmische Gefühl seiner polemischen Prosa mangelt, raffte sich der gegen Heine und dessen stümperhafte Nachahmer erboste Gutzkow auf. Die Zwietracht war also gleichsam im eigenen Hause ausgebrochen.

Fortan galt der literarische Betrieb als der oberste Grundsatz der sogenannten neuen Dichtung; der geschäftliche Umsatz in Redensarten und Deklamationen, in Kameradschaft und Eigenlob war der Hauptpunkt geworden. Die virtuose Handhabung des Geschäftlichen hatte Heine gelehrt, der unter hundert Briefen neunzig in seinem persönlichen Interesse schrieb, der jedes Zeitungsblatt ängstlich überwachte, ob die guten Freunde rührig und die Gegner schweigsam seien. Bei Goethe, Schiller, Winckelmann, aber auch bei Ludwig Tieck, Ludwig Uhland, Justinus Kerner war die poetische oder schriftstellerische Leistung eine von dem Verlag und der buchhändlerischen Verbreitung derselben ganz und gar getrennte Sache. „Wir kämpfen für die Vollkommenheit eines Kunstwerks in und an sich selbst; jene denken an dessen Wirkung nach außen, um welche sich der wahre Künstler gar nicht bekümmert, so wenig als die Natur, wenn sie einen Löwen oder einen Kolibri hervorbringt." So lauten einige Briefzeilen Goethes an Zelter. Bei den Neuen, den Modernen hingegen fielen Produktion und Leipziger Messe schon im Entwurf zusammen; das erste war ohne das zweite hier kaum denkbar. Der jungdeutsche Schriftsteller illustrierte, was Karl Rosenkranz über Reinholds Schreibluſt bemerkt: „Er hat immer schon geschrieben, er ist schon gedruckt, bevor er noch gedacht hat." Mit Politik und Gesellschaftsmoral, mit Demokratie und Volkswohl hatten die Zöglinge der Julirevolution begonnen, bei Bücherkritiken und Persönlichkeitsfehden, Belletristenarbeit und Journalgezänke waren sie angelangt. Wenn wir Heine als geistige und dichterische Potenz gebührendermaßen von den Literaten jener Tage trennen, so wer-

den wir über diese sagen müssen, daß die angeblichen Erneuerer unserer Literatur nichts hervorgebracht haben, was in seinen Anregungen nachhaltig und was in der Form durchgebildet gewesen wäre. Die überhinhuschende Kritik hatte an pointierter Handfertigkeit, der politische Korrespondenzbericht an perfider Gewandtheit gewonnen, aber weder der künstlerischen Gestaltung, noch der Schönheit oder Klarheit der Sprache war ein bedeutsamer Vorteil erwachsen. Vielmehr schreibt sich seit jener Zeit neben der Respektlosigkeit im Urteilen die Haarkräusler-Galanterie und Tanzmeister-Nonchalance im Ausdruck her, sowie die plumpe Wohldienerei gegen den Tag und das lächerliche Schlagwort: Modern. Auch die damals aufgekommene Unart, welche Klaus Groth hervorhebt: eine physische oder moralische Eigenschaft nicht dem Menschen direkt, sondern einem Akzidens an ihm beizulegen, z. B. ein Mann mit einem gutmütigen Hute, dieses Ausdrucksmittel unsinnlicher Schriftsteller, ist noch heutzutage der beliebte Behelf jener Leute, welche, vom Geist im Stiche gelassen, das Prädikat des Geistreichen ansprechen und erhalten. Die Reformatoren der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts sind Verwüster unserer Gesittung und unserer Sprache gewesen.

Jeder ernste, auf das Wesentliche gerichtete Kopf mußte diese neue Literatur ablehnen. Immermann, der bei seinem Aufenthalt in Hamburg Gutzkow und Wienbarg kennen gelernt und die beiden „ganz menschlich und traktabel“ gefunden hatte, bemerkte, daß er über das Rasche, Heftige, Faktiöse ihres ganzen Tuns und Treibens nach wie vor unverblendet sei. Tieck, der mit Humor und feiner Lebensart, aber dabei nichts weniger als stachellos in seinen Novellen: „Die Vogelscheuche“, „Der Wassermensch“, „Liebeswerben“ die junge Schule verspottet und verurteilt hatte, äußerte in seinem Alter gegen Rudolf Köpke, daß ihn nichts sein Leben lang verhaßter gewesen, als der absprechende Ton des Systems, das mit allem fertig sei, als die Eitelkeit jener Herren, ihr rohes Zerstören, ihre Opposition, die nur sich selber wolle. Grillparzer meinte: diese junge Schule habe bei aller Verächtlichkeit eine löbliche Eigenschaft, eine, wenn auch täppische Geradheit nämlich. Sie sei frech wie das Zeitalter, irreligiös wie die in Selbsttäuschung und Heuchelei befangene Religion der Zeit. Insofern also, setzt er hinzu, wäre sie allerdings als eine Art Pferdekur zu gebrauchen gewesen. „Beobachten Sie einmal“, schrieb der junge Otto Ludwig an seinen Freund Schaller, „das junge Deutschland, welches jetzt die Krone deutscher Literatur repräsentiert. Sie fingen im Politischen an, warfen, mit Wolfgang Menzel im Bunde, Goethe aus der Literatur-

geschichte hinaus, das will sagen, sie wollten; darauf sattelten sie plötzlich um und bekriegten Menzel, und wer war nun ihr Panier? Der Goethe, den sie erst verfolgt, sie denunzierten nun den Menzel, wie vorher den Goethe, und zwar des Verbrechens, das sie selbst mitbegangen. Menzel hatte Tieck unendlich angebetet, ihre Literaturgeschichte tritt nun Tieck in den Boden. Warum? — Weil ihn Menzel gelobt hatte ... man tadelt nicht das Buch, sondern die Persönlichkeit des Autors, man tadelt diese Persönlichkeit nicht, man sucht sie zu vernichten. Die Poeten sind keine geborenen, es sind geborene Politiker, Volksredner, Glücksritter, eine Rotte Bilderstürmer, die, aus der ausgeplünderten Kirche kommend, sich und anderen mit den Bilderrahmen um die Köpfe schlagen. Die Literatur ist wirklich ein Markt geworden. Und es ist nur komisch, wenn unsere Freiheitsdichter sich wie eine Art Märtyrer darstellen, als gingen sie in den Tod ... es ist unmöglich, sich einen Begriff von dieser Tigergrube zu machen."

Dieses aber waren stille Stimmen; Ansichten und Proteste, dem Tagebuch oder dem Briefe anvertraut. Die lauten Stimmen, die vernehmlichen Proteste kamen von einer anderen Seite, aus den „Halleschen", später „Deutschen Jahrbüchern", welche Arnold Ruge, mit Echtermayers, Ludwig Feuerbachs und Bruno Bauers Unterstützung leitete. Nur nebenher wurden die Hiebe auf die neuen Schriftsteller ausgeteilt, aber ausgiebige, wuchtige Hiebe. Ruge nannte das junge Deutschland eine haltlose, zu frühzeitig geborene Frivolität; die einzelnen Schriftsteller, sagte er, seien vom Prinzip der Opposition abgefallen, hätten sich der Gewalt unterworfen (was bei Laube und Mundt allerdings der Fall war), hätten kleinliche persönliche Streitigkeiten eröffnet und durch keine durchgreifende Tat gewußt, der Kunst oder der Sache der Freiheit ihren Namen teuer zu machen. „Sie sind Personen, welche die Literatur zum Geschäft und ihre persönliche Geltung zum Zwecke haben." Als Gutzkow replizierte, da spielte Ruge auf dessen Erwerb an, dem er ausschließlich diene, und auf den leeren Geldbeutel, der die Blasiertheit der jungdeutschen Subjekte verschuldet habe. Menzel nannte er den Oberphilister, der auf der Tonleiter seines gemeinverständlichen Dudelsacks nur zwei Wörter habe: Moral und Vaterland; einen Strohkopf, dem beide Kategorien nur wüste Interjektionen seien. Echtermayer wieder, wies im Detail nach, daß Laube in seiner Literaturgeschichte vom Plagiat lebe, wo er sich nicht mit dem Ertrage seiner seichten Einfälle begnüge. Der Frontangriff der Jahrbücher jedoch warf sich fürs erste auf die religiösen Schanzen und Palisaden, namentlich in Preußen, und der Kampf wütete gegen die „katho-

lischen und protestantischen Jesuiten", gegen die Jarcke in Wien, Görres und Philipps in München, Leo in Halle, Radowitz in Berlin, wie gegen die Priesterpartei der Evangelischen Kirchenzeitung Hengstenbergs. In seiner Charakteristik der „letzten zehn Jahre" sagt Ruge: „Es war nötig, daß die Bewegung, die Parteiung, der Zweifel, die Kritik, das Gefühl der Freiheit, im Gegensatz zu dem offiziellen Tode Deutschlands aus den Reihen der Gelehrten selber hervorging und die soliden Wälle dieser schweren Köpfe mit dem groben Geschütz der Philosophie und Gelehrsamkeit selber umstürzte." Immer habe der Lokalgeist irgendeiner Universität, immer eine fertige Farbe die gelehrten Zeitungen beherrscht, nie vorher sei eine Redaktion oder ein Kreis von Mitarbeitern kühn genug gewesen, die Kritik der prüfenden Zeit selbst ans Ruder zu stellen. Dieses wäre der Vorzug der Jahrbücher. Bald aber zwang sie Preußen, die religiöse Kritik abzubrechen, und nun eröffneten sie eine Übersicht und Beurteilung der literarischen Romantik, betitelt: „Protestantismus und Romantik, ein Manifest." Unter dem Gesichtspunkte des Rückfalls von der Aufklärung wurde darin die deutsche Geistesentwicklung der letzten fünfzig Jahre aufgefaßt. Hegels Lehre, schon im Meister weltlich, triefte bei Ruge vollends von irdischen Zwecken. Er nannte dies die letzten Konsequenzen ziehen. Nicht ohne Witz zerfaserte er die altfränkische Kollektaneengelahrtheit, welche die wissenschaftlichen Rezensionen der Professoren füllte, die behagliche Philologie, welche aus dem Zettelkasten ihre Kräfte sog, die Exzerpten-Hänse und Probenreiter. Mit gutem Fug riß er jenen Romantikern die Larve vom Gesicht, welche ihre dichterischen und wissenschaftlichen Neigungen für das Mittelalter zu Hof- und Kirchenzwecken gemißbraucht hatten. Aber er machte keinen Unterschied zwischen den hyperidealen Leistungen, aus denen der gesunde Menschenverstand ausgestoßen worden war, und jenen, welche das leuchtende Merkmal der Dichtung trugen. Er leugnete den Tiefsinn, wenn dieser ein gläubiges Gemüt zur Quelle hatte, er beschimpfte das Talent, wenn es in einer Region waltete, welche nicht die seinige war. „Die Tiefen, die Überschwenglichen, die Unergründlichen, die Jakobi, Hamann, Jean Paul, Schlegel, Tieck und vor allen Novalis und Schelling mußten ans Licht gezogen und in ihrer Blöße dargestellt werden. Die Aufsätze gegen die Romantik wurden in einer wesentlich politischen Absicht geschrieben." Das sind Ruges eigene Worte. Der Flederwisch Nicolais, welcher unsere Klassiker verfolgt hatte, um dann in die Hand Schlegels zu geraten, der wieder die Aufklärer zu Paaren trieb, war nunmehr in den Besitz Ruges

gekommen, welcher die Romantiker zu vertilgen trachtete. Lauter hochwichtige Ereignisse, wenn man nämlich den Literaturgeschichten glauben will, aber lauter gleichgültige Vorgänge in der Geschichte des menschlichen Geistes, wenn man sie mit den Augen Kants oder Goethes ansieht. Der beherzte und seiner Haut sich wehrende Gutzkow, indem er sich jetzt zu den vernünftigen Anwälten der Romantiker schlug, sagte dem spektakelnden Denker geradeheraus, daß dieser den Begriff des Protestantismus so zutode hetze, wie Nicolai einst den Begriff der Aufklärung; es sei leicht behauptet, die Hegelsche Vernunft habe die Romantik und dergleichen in sich aufgenommen und auf eine höhere Stufe verklärt; aber es sei eitel Ruhmrederei. Vorn wollten sie ein Utopien voll lachender Real-Ideal-Durchdringung geben und hinten sei's doch nur Hinterpommern mit seinen Mehlklößen. Man merke es dem Gesindel an, daß es die Poesie aus Kartoffeln erst herausschälen müsse und daß es keine Berge gesehen habe. Nichtsdestoweniger behielt Ruge einstweilen das letzte Wort und die Unterdrückung der Jahrbücher durch die sächsische Regierung (ein Weltereignis, wie sich Ruge einbildete und noch bis auf den gegenwärtigen Tag einbildet), verlieh seiner Persönlichkeit einen erhöhten Anwert bei dem freisinnigen Publikum. Immerhin hat er politisch ungleich größere Wirkungen ausgeübt, als die jungdeutsche Belletristenschar, deren politische Bestrebungen ebenso unzulänglich waren, wie ihre dichterischen Fähigkeiten und Leistungen.

So freudlos, dürr und jammervoll sah die Literatur der dreißiger und vierziger Jahre aus, zersplittert in lauter zanksüchtige Reden und Gegenreden, schöngeistig politisierende Konsilien graduierter Heilkünstler, wie Wunderdoktoren, deren jeder sein Gebräu anpries und dessen lebensverjüngende Wirkungen verkündigte, wie einstmals der Graf von Saint-Germain seinen Tee oder Cagliostro sein Unsterblichkeits-Elixier. Wir wollen aber gleich hinzusetzen: so sah die Scheinliteratur aus, die sich über ihre Schwächlichkeit und ihren an den Tag geknüpften Einfluß nur deshalb so gröblich täuschte, indem sie auf kräftige Dauer rechnete, weil die Anführer sozusagen in der vordersten Sitzreihe lärmten und sich räkelten. Heine ausgenommen, der eine ganz und gar abgesonderte Gestalt, ein homo sui generis ist, konnte sich keiner von ihnen rühmen, das Herz des Volkes getroffen oder auch nur das Unterhaltungsbedürfnis der Menge in Atem erhalten zu haben. Hinter dieser Scheinliteratur stufte sich eine andere ab, die ernste, ehrlich forschende, wirklich bildnerische, welche sich nicht für eine uranfängliche ausgab, sondern auf den vorhandenen Fundamenten der großen Vergangenheit

weiterbaute; und neben ihr fächerte sich eine friedfertige, Gemüts- und Einbildungskraft anspruchslos erheiternde Belletristik auseinander. Viele der Autoren, welche die Neuerer als mausetot bezeichnet hatten, behaupteten sich nach wie vor in der Schätzung der Einsichtigen, mancher Dichter, über dessen Existenz sie schweigend hinweggingen, drängte vermöge der dem echten Talent eingeborenen sanften und doch starken Nachdrücklichkeit langsam, schrittweis vorwärts; ja, der denkgewaltigste Geist des Zeitalters, der einstweilen noch einem Palimpseste glich, woran die chemische Tinte des Nationalverstandes sich noch nicht versucht hatte, Artur Schopenhauer, verdarb nicht unter der Nichtbeachtung in der ephemeren Glockenstunde der gegenwärtigen Literatur.

Der kränkelnde Tieck, der sich jetzt in der königlichen Gunst Friedrich Wilhelms IV. sonnte, hörte nach dem Halleschen Manifest nicht auf, der Schöpfer unvergänglicher Märchen, der Wiederentdecker Heinrichs von Kleist, der feinfühlige und gelehrte Wegzeiger in fremde Literaturen zu sein. August Wilhelm Schlegels Verdienste um unsere Dichtung und Sprache und um Shakespeare waren nach den skurrilen Anzüglichkeiten Heines in dessen Romantischer Schule und nach Ruges Verurteilung nicht ausgelöscht. Einsam saß er nun im damastenen Fauteuil in seiner Wohnung zu Bonn und schlürfte den schweren süßen Wein des Südens. Aber noch immer trafen bei ihm Briefe und Geschenke aus aller Welt ein — man hatte ihn nicht vergessen — und auch ein Sohn der neuen Zeit, einer ihrer tapfersten Kämpfer, David Friedrich Strauß, versäumte es nicht, als er die Rheinstadt betrat, an seine Tür zu pochen und dem alten Männchen, das sich eben am Kaminfeuer wärmte, seine Hochachtung zu bezeugen. Die Grimm und Uhland, welche der bestverleumdeten Romantik die fruchtbarsten Anregungen verdankten, schufen, indem sie zugleich jedes Reis der klassischen Vergangenheit pflegten, die deutsche Altertumswissenschaft, Männer wie Bopp, Benfey und Holtzmann legten die Grundsteine der vergleichenden Philologie, förderten die Schätze der morgenländischen Sage und Dichtung ans Licht. Wichtiger als sämtliche Wochenschriften, Phönixe, Leuchttürme und Freihäfen war die im Jahre 1838 durch Artur Schopenhauer veranlaßte Wiederherstellung des unverfälschten Textes der Kritik der reinen Vernunft in der Rosenkranzschen Ausgabe der Werke Kants, und bedeutungsvoller als die letzten Konsequenzen, welche Ruge aus Hegel zog, waren die 1839 und 1840 erschienenen Schriften: „Über den Willen in der Natur“ und „Die beiden Grundprobleme der Ethik.“

Während die Jongleurs unserer Literatur den „Anschein

einer neuen Barbarei wagten, um eine neue Klassik vorzubereiten", gab Eduard Mörike, einer der ersten Lyriker des deutschen Volkes, die Sammlung seiner Gedichte heraus, welche ein Anonymus im Gutzkowschen „Telegraphen" als vortreffliche Verse, die doch keine Poesie enthielten, abgefertigt hat. Niemand bekümmerte sich um diese Gedichte, was den schämig in sich gekehrten Pfarrvikar von Cleversulzbach nicht hinderte, sich des Daseins zu freuen und mit einem Fläschchen Wein ausgerüstet an schönen Sommertagen das Württemberger Hügelland zu durchwandern, indessen andere auf Vorposten ihres eigenen Ruhmes standen. Damals wandelte an den Weingeländen an der Donau entlang ein gleichfalls dem Vergänglichen abgewendeter und darum von den Hornisten des Vergänglichen keiner Aufmerksamkeit gewürdigter Dichter, der Dichter der Sappho, der das Epigramm geschrieben: „Will meine Zeit mich bestreiten, ich laß es ruhig geschehn, ich komme aus anderen Zeiten, und hoffe in andre zu gehn." Die Sinnigen erhob Friedrich Rückert mit seinen brahmanischen Weisen, die bisher nicht verklungen sind, mit seinen dem Alter trotzenden Verwandlungen des Abu Seid von Serug; den Feinschmeckern kredenzte Ferdinand Freiligrath seine noch immer nicht abgestandenen Tropen- und Geusenlieder und Nikolaus Lenau letzte die Gemüter mit Gesängen, in die sich Naturgefühl und skeptisch zeitgemäße Klagerufe geteilt haben. Die ernste Erzählungskunst fand in Wilibald Alexis ihren Repräsentanten. Für Kurzweil und leichten Sinnenreiz sorgten Karl Spindler mit seinen zwar grobkörnigen, aber von gesunder Einbildungskraft eingegebenen Romanen, Fürst Pückler und August Lewald, die literarischen Lebemänner. Pückler, dessen Briefe eines Verstorbenen unser größter Dichter ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk, das Produkt eines angenehm erheiternden, wohlgesinnten, in seiner Art frommen Weltkindes genannt hat, welches den Widerstreit von Wollen und Vollbringen im Menschen auf das anmutigste darstelle, Pückler-Muskau ergötzte mit seinen Reiseerlebnissen und -abenteuern noch so lebhaft, wie zwanzig Jahre vorher, die Lesewelt und verpflanzte die Genüsse, die ihm selber zuteil geworden, auf diejenigen, welche sich seine Schilderungen aneigneten. Das war nicht die Reisenovellenlüge der „Modernen". Ein Zug ironischer Vornehmheit, von der auch Heine gelernt hat, schlingt sich leichtsinnig durch seine Malereien aus dem Stegreif. „Ich bin ein Findelkind, gestrenge Frau", so schrieb er an Bettina, „und kenne meine Eltern nicht. Doch hat einst jemand mir vertraut, Mephistopheles habe einmal betrügerischerweise statt Faust bei Gretchen geschlafen und ich sei die Frucht

davon." August Lewald, der artigste Nachahmer Heines, welchem die seiner geistig kurzen Statur angepaßte Verkleidung auf das beste ließ, plauderte dem Publikum harmlos, mit bonhommer Satire vor, was Heine mit humoristischer Vermessenheit zu sagen wußte, schwatzte erheiternd von dem Münchener Straßenleben, von Staberl und der Ludlamshöhle in Wien, von italienischen Städten und ihren Schönen, von der Hamburger Patrizier- und Hafenherrlichkeit und wohl auch von dem ungezogenen Liebling der Grazien in Paris.

Den Vermittler zwischen Tendenz und Poesie, kritischem Verstande und Phantasiespielen stellte Karl Immermann dar, welcher aber gerade an dem Kompromiß miteinander unvereinbarer Geistestätigkeiten und Bestrebungen sich aufrieb. Gediegene Nüchternheit: dies ist der Gesamteindruck seiner Schriften, welche die Ernsten nicht befriedigten, die Oberflächlichen abstießen, die Poeten mißtrauisch gegen ihn machten und den Anhängern des geheiligt Herkömmlichen so wenig genügten, als den Männern der radikalen Neuerung und des Umsturzes. Er war ein Charakter, er hatte bedeutende Gaben, aber er schöpfte nicht aus der Fülle der Persönlichkeit, die bei ihm überall gleichsam unterbrochen schien, und es fehlte ihm die Wünschelrute der dichterischen Form. Gleichwohl überbot die markige westfälische Dorfgeschichte, welche sich mühelos aus den satirischen Anspielungen und vergilbten Allegorien des Münchhausen herauslösen läßt, an poetischer Kraft sämtliche dichterische Hervorbringungen der Gutzkow, Laube, Mundt und ihres Anhangs, wie denn auch keine rein schriftstellerische Arbeit der letztgenannten an die festen Konturen und an die Reife des Urteils in Immermanns Memorabilien heranreicht.

In keine der geschilderten Gruppen können wir Friedrich Hebbel einreihen, dessen Jugendwerke: „Judith", „Genoveva" in jene Epoche fallen. Schon in der Zeit seines ersten Hamburger Aufenthaltes, 1835, wendete sich, wie wir uns entsinnen, der aus Wesselburen eben herübergekommene junge Mensch, mehr aus Instinkt, als mit klarem Bewußtsein, von den literarischen Chorführern der Gegenwart ab. Dazumal bereits war Heinrich v. Kleist, neben Uhland, nicht nur sein Lieblingsdichter, sondern er verstand ihn auch nach seinem spezifischen Werte zu beurteilen. Als er später in München einzelne jungdeutsche Produkte kennen lernte, da sträubte sich in ihm jegliche Faser gegen Inhalt und Ton derselben, ja in seinem Unwillen dachte er sogar an die Gründung eines Journals, womit er diese Richtung bekämpfen wollte. Mißtrauisch war er bei seiner Rückkehr nach Hamburg,

1838, in den Verkehr mit Gutzkow getreten und jede Unterredung mit ihm hatte Begütigungsversuche zur Folge, die er mit seinem eigenen widerstrebenden Innern anstellte. Aus seinen Kritiken für den „Telegraphen“ sind uns viele Sätze dienlich, welche den Kontrast seiner Kunstauffassung zu jener der herrschenden Schriftsteller ausprägen: wir sollen die Zeit, in der wir uns bewegen, nach Kräften in unsere Speise verwandeln, nicht aber uns selbst zur Speise der Zeit machen, denn nur das in uns, was nicht in ihr aufgehe, was ihr ohne Kampf siegreichen Widerstand leiste, sei ewig und göttlich. Die der Poesie eigenste Kraft liege im Ausgleichen, im Ordnen und Bestimmen von Verhältnis und Maß, sie sei die Wage im Chaos der Schöpfung. Man könne aus Gold so gut ein Grabscheit machen als eine Monstranz, doch werden nur die Wilden dies tun. Er verabscheute die Erwerbshast und den Tumult der Jungdeutschen, er hatte mit dem Korybantenungestüm der Junghegelianer nichts gemein. Aber er fügte sich auch nicht dem goldenen Fruchtkranze der fröhlich sich ausgestaltenden Geister als jüngstes Knospenglied an. Weder dürfen wir unter den Romantikern seine poetischen Verwandten suchen, noch unter den schwäbischen Dichtern, nicht in der Seitenlinie der nachblühenden Klassizität und auch nicht in der Umgebung Heines. Er gehörte zu den Leidenden, die am schönsten in Hölderlin, am rührendsten in Kleist die Augen aufgeschlagen haben.

Anscheinend waren auf seinem Wege Georg Büchner und Daniel Grabbe vorausgegangen; aber auch nur anscheinend. Denn der Krankhaftigkeit und der Gewalttätigkeit Büchners, die freilich an Hebbels Melancholie und Trotz erinnern, fehlte die unserem Dichter eingepflanzte Erkenntnis des Edlen und Reinen, wie die Fähigkeit zum Reifwerden; von der Ungebärdigkeit Grabbes aber trennte ihn, was etwan den aus dem Herrengute Vertriebenen von dem Freigelassenen trennt: die Noblesse der Haltung, die sich beherrschende, immer wieder auf das Rechte sich besinnende Seele. Hebbel hätte, mit Grabbe an einem und demselben Tische sitzend, wie jener Herzog in Uhlands Romanze, zwischen sich und ihm das Tafeltuch entzweigeschnitten. Was bei Grabbe als Grimm sich äußerte, das nahm bei Hebbel die Gestalt des Schmerzes an, wo jener schwarzgallig aufschäumte, da wallte dieser blutvoll auf und mit dem Qualm des erhitzten Verstandes im Dichter des Gothland verglichen, war die Flamme des Dichters der Judith die der Leidenschaft. Grabbe hatte, wie sein einsichtigster Biograph, wie Immermann bemerkt, einen großen und weiten Gesichtskreis auf dem Felde der geschichtlichen Betrachtung, innerhalb desselben fuhr seine Phantasie unermüdlich

hin und her, schaute, verknüpfte und erriet mit seltener Sagazität; aber es versagte ihm der Atem, sobald es an das energische Bilden gehen sollte. Aus diesem Mangel, nicht aus einer Überfülle sei die Ungeheuerlichkeit seiner Figuren zu erklären. Oder um ein schlagendes Wort Heines zu zitieren, der ihn im übrigen überschätzt hat: „Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerensklaven — jeder gebrandmarkt — so führt sie der Dichter an der Kette in das Bagno der Poesie." Grabbe tat sich auf seine Willkürlichkeit nicht wenig zugute, und wenn Hebbel in späterer Zeit nichts von einer Gemeinschaft mit ihm wissen wollte, so war er durchaus in seinem guten Rechte. „Ich weiß gar wohl", schrieb er nachmals an Friedrich v. Uechtritz, „daß das Unglück manches Menschen schon von der Geburt anfängt und ich habe alles mögliche Mitleid mit Individuen, die zuviel haben, um resignieren zu können, und zu wenig, um es zu reinen, oder auch nur zu charakteristischen Bildungen zu bringen. Sie kämpfen einen schweren Kampf, und man soll sich hüten, leichtsinnig den ersten Stein auf sie zu werfen. Aber wenn sie gar nicht versuchen, durch ethische Anstrengungen ein Gleichgewicht herbeizuführen, dann verwandeln sie dieses ursprüngliche Unglück in eine Schuld, und das scheint mir bei Grabbe sehr entschieden der Fall zu sein."

Hölderlin, Kleist: das ist Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut. Wir würden dies auch dann sagen, wenn wir von den Wirkungen des zweiten auf Hebbel nichts wüßten, und wir würden es auch dann wissen, wenn nicht in seinem Tagebuche Andeutungen vorhanden wären, daß er in den Gedichten Hölderlins und in dessen Hyperion ihm verwandten Ideen und Stimmungen begegnet sei. Was und wieviel auch immer diese Dichter voneinander unterscheiden mag, an genuiner Anlage oder an Entwicklungsfähigkeit, gemeinsam ist ihnen der Bruch zwischen Kraft und Erkenntnis. Sie empfinden stark, sie schauen lebhaft an, sie verkörpern oft das Empfundene und Geschaute im reinen Bilde. Aber auch ein Suchen, eine Unruhe ist ihnen eigen, die aus der Übermacht des Erkennens entspringt, dem sie nicht vollauf genügen können; darum drängt sich mit dem Vorwurfe der Unzulänglichkeit der Tiefsinn, eines der Grundelemente der Poesie, unwiderstehlich hervor, so daß er beinahe mit Händen zu greifen ist. Bei den wahrhaft großen Dichtern hingegen schlummert der Tiefsinn zeugungskräftig unter der Pflanzendecke ausgereifter Form. In einem der Briefe Hölderlins an Schiller sagte der Jünger, daß er sehr gut begreife, warum es schwerer sei, die Natur zur rechten Äußerung zu bringen in einer Periode, wo

schon Meisterwerke um einen liegen, als in einer andern, wo der Künstler fast allein sei mit der lebendigen Welt. Aber diese schlimme Alternative sei fast unvermeidlich, wo gewaltiger und verständlicher als die Natur, aber deswegen auch unterjochender und positiver der reife Genius der Meister auf den jüngeren Künstler wirke. Noch schärfer drückte Goethe in einem Gespräche mit Eckermann diesen Gedanken aus, als er hervorhob, daß seine Idee vom Vortrefflichen auf jeder seiner Lebens- und Entwicklungsstufen nie viel größer gewesen, als was er auf jeder Stufe auch zu vollbringen imstande war. Der Gesunde und der Leidende sprechen das nämliche Wort aus. Dieses Wort jedoch klingt anders als der ärmliche, in Umlauf gebrachte Schulsatz: daß in Hölderlin und den Dichtern seiner Artung die Reflexion mächtiger sei, als das poetische Vermögen. Denn dieser Schulsatz paßt eben auf die wunderlich organisierten Dichter alle, mithin auf keinen derselben, und jedenfalls müßte er auch auf Schiller ausgedehnt werden, wenn die vorschlagende Reflexion hier das Entscheidende wäre. In edler Unbefangenheit, in ungetrübter Sinnlichkeit atmet bei Hölderlin die Darstellung in dem Fragment: Die Nacht, und nicht der leiseste Zug verrät uns hier, daß diese in sich selige Schönheit beim Dichter nur zu Gast ist, wie Eros bei Psyche, ehe sie den Freund mit der beleuchtenden Lampe geweckt hat. Wer möchte den sanften Goldglanz, der auf diesem Bilde ruht, wer die bescheidenen und sicheren Umrisse, in denen es sich bewegt, bei einem Dichter vermuten, dessen ungebührlich gesteigerte Reflexion angeblich seine gestaltende Kraft gehemmt haben soll! Und ebenso lauter, wie er in den glücklichsten Momenten das in sich abgeschlossene Bild zu malen versteht, weiß er auch zuweilen den tiefsten Seelenton anzuklingen, z. B. in dem unvergänglichen Schicksalslied Hyperions. Gleichwohl zerbricht dem Dichter nur zu oft die Form unter den Fingern, namentlich in seinem Roman, und der grübelnde Geist entführt ihm dann Anschauung und Empfindung in jene Dämmerung, wo der Tiefsinn gerne nistet, wo aber die Poesie nicht mehr spielen kann. Dieses Überwuchern der Metaphysik, welche kein Denkender mit gemeiner Reflexion verwechseln wird, ist auch das hervorstechende Merkmal Kleists, wie Hebbels. Alle drei haben sie den Garten im Winter gesehen und bringen nun das Gesicht nicht wieder los, wenn das Laubwerk die krausen Linien des Gezweiges rund gemacht hat. Während aber Hölderlin, indem er von philosophischen Qualen heimgesucht wird, bei der lyrischen Weichheit seines Talents, mit unnennbar traurigem Blick uns ansieht und seine beständige Sehnsucht nach der schimmernden

Harmonie hellenischen Glückes sogar seinen Verirrungen einen milden Anhauch verleiht, schaut uns der unter ähnlichen Kämpfen seufzende Kleist, dessen Talent von ungewöhnlich plastischer und dabei naiver Ausdrucksfähigkeit ist, bittend wehevoll, wie von einem bösen Dämon verfolgt, ins Antlitz, und vermehrt wieder Hebbel, dem das Flüssige Hölderlins und die poetische Unbefangenheit Kleists mangeln, durch die düstere Entschlossenheit und die pädagogische Zucht, welcher er sein widerspenstiges Talent unterwirft, den unheimlichen Eindruck, der von demselben in vielen seiner Dichtungen ausgeht.

Die ganze Erscheinung dieser metaphysisch umschleierten Dichter hat nichts Auffallendes, wenn wir uns erinnern, daß die Poesie aus der religiösen Wurzel hervorsteigt. Im Jugendalter der Völker ist sie mit mythologischen und allegorischen Bestandteilen so sehr durchsetzt, daß eine vollkommene Scheidung gar nicht möglich wäre. Wenn sie nun allmählich reine, selbstbewußte Kunst und von den Meistern zum Gipfel geführt worden, so kehrt sie auf dem philosophischen Wege, weil der schmale Naturpfad der Religion sich verloren hat, von neuem an den geheimnisvollen Ursprung zurück. Außerordentliche Ereignisse, wie die Kantsche Philosophie, mußten in den Hölderlin, Kleist und Hebbel einen erschütternden Eindruck hervorbringen. Ihre Selbstbekenntnisse lassen darüber auch nicht den mindesten Zweifel zu. Von dem erhöhten Lebensgefühl, das der Besitz ungeteilter großer Kräfte mit sich bringt, nicht getragen, wie unsere beiden nationalen Dichter, vermochten sie den siegreichen Widerstand gegen den Schmerz des Fraglichen und Rätselhaften der Welt nicht aufzubringen; und so überflügelte der Schmerz, der nicht von gestern und nicht von ehegestern ist, der mit keiner Literaturrichtung und mit keiner Zeitkrankheit zusammenhängt, den die indischen Dichter, wie Firdusi, den Sophokles, wie Calderon, Shakespeare, wie Goethe gekannt haben, die nach Friedrich Vischers Bezeichnung partiellen Genies.

„Ach, wär' ich nie in eure Schulen gegangen!" ruft Hölderlin-Hyperion aus, „die Wissenschaft hat mir alles verdorben.. O, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt.. Wer bloß an einer Pflanze riecht, der kennt sie nicht, und wer sie pflückt, bloß um daran zu lernen, kennt sie auch nicht.. Das ist das Traurige, daß unser Geist so gerne die Gestalt des irren Herzens annimmt, so gerne die vorüberfliehende Trauer festhält, daß der Gedanke, der die Schmerzen heilen sollte, selber krank wird, daß der Gärtner an den Rosensträuchen, die er pflanzen sollte, sich die Hand so oft zerreißt, o,

das hat manchen zum Toren gemacht vor andern, die er sonst wie ein Orpheus hätte beherrscht.. glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird..“ — „Seit die Überzeugung, daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist“, ruft Kleist, „vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt.. daß wir ein Leben bedürften, um zu lernen, wie wir leben müßten.. Und so mögen wir am Ende tun, was wir wollen, wir tun recht.. Zwischen je zwei Lindenblättern, wenn wir abends auf dem Rücken liegen, eine Aussicht an Ahndungen, reicher als Gedanken fassen, Worte sagen können!.. Vielleicht hat die Natur dir die Klarheit zu jenem Glück versagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt..“ — „Ich erkenne zwar das Vortreffliche, ruft Hebbel, ich erreiche es zuweilen, aber was hilft es mir, wenn ich nur besuchen darf, wo ich wohnen sollte!.. Wünsche dir nicht zu scharf das Auge, denn wenn du die Toten in der Erde erst siehst, siehst du die Blumen nicht mehr... Es gibt ein Weh, das nicht aus den einzelnen Dissonanzen des Lebens, nicht aus den Schwankungen von Furcht und Hoffnung, von Glück und Unglück hervorgeht, sondern das dem Leben selbst in unergründlicher Unmittelbarkeit entquillt, und gegen dieses Weh ist nur derjenige geschützt, der die Weltwurzel auszuziehen versteht.. Könnte der Marmor fühlen, so würde er sich gewiß über die Meißelschläge beklagen, die ihn zum Gott machen.. Man öffnet die Augen, schließt sie wieder und nimmt das, was man erblickt, hinüber in den Traum. Das ist das Leben.“ —

Durchgängig beinahe derselbe Ton, dieselbe Resonanz, als ob eine Cremoneser Geige drei Spieler nacheinander, die sich vorher verständigt haben, gefunden hätte! Jeder von diesen Dichtern war sich der gefährlichen Stellung seiner eigenen Natur bewußt, darum retteten sie sich hin und wieder in die Philosophie, deren Wesen mit dem Zerlegen der Begriffe nichts weniger als eins ist, deren Wesen Anschauung ist, wie das der Kunst. Und weil sie die Einheit und den Einklang suchten, der sich ihnen nur selten im göttlichen Bilde offenbarte, so war ihnen die Schönheit, die einfältige Schönheit, das höchste Gut, wonach sie dürsteten und lechzten, ganz anders als die sogenannten stilvollen Dichter, welche nach dem abstrakten Ideal der Griechen langen. Das nach-

stehende Wort Hölderlins war auch Kleists, war auch Hebbels Wort: „Es ist ein so schönes Gedeihen in allem, was wir treiben, wenn es mit gehaltener Seele geschieht und uns das stille stete Feuer belebt, das ich besonders in alten Meisterwerken aller Art als herrschenden Charakter immer mehr zu finden glaube. Aber wer hält in schöner Stellung sich, wenn er sich durch ein Gedränge durcharbeitet, wo ihn alles hin und her stößt?! —"

Der flache Erklärer solcher Dichter steht insolange ratlos vor ihnen, bis er irgendein persönliches oder historisches Motiv ausfindig gemacht hat, woran seiner Meinung nach das Unglück zappelt; bei Hölderlin die Krankheit des Weltschmerzes, die in den siebziger Jahren ausgebrochen sein soll, und wohl auch die verbotene Liebe zu Madame Gontard; bei Kleist das politische Elend der Invasionszeit und brennender Ehrgeiz; wenn die Schlacht bei Leipzig schon 1811 wäre geschlagen worden, Kleist würde heute noch leben. Diesen gesunden Menschenverstand, der so dumm dreinsieht, hat Varnhagen von Ense einmal unbarmherzig zurechtgewiesen. Eine ihrer Meinung zufolge hochgebildete Frau, welche sich ihm stets als enthusiastische Verehrerin der Rahel zeigte, welche eifrig deren Briefe las und diese nicht genug rühmen konnte, kam eines Tages vertraulich mit der Bitte heraus um aufrichtige und wahre Auskunft: warum denn Rahel so sehr unglücklich gewesen. Varnhagen hatte einen Schrecken, als er dies hörte. Also nicht einmal das, sagte er sich, hatte der elende Sinn aus dem Buche herausgelesen. Er sah sich im Zimmer um und erwiderte dann: „Ja, sehen Sie, Verehrteste, Sie haben eine anständige Wohnung, noch ziemlich gute Möbel, Kleider für Ihren Stand und Ihr Alter passend, Sie geben und bekommen ehrbaren Besuch, einen kleinen Titel haben Sie auch, Ihre Stube ist warm, Tee und Butterbrot können Sie auch noch aufbringen, Bücher bekommen Sie geliehen und das Gespräch haben wir ja alle umsonst. Sie sind mit dem Hergezählten vollkommen glücklich, wie könnten Sie unglücklich dabei sein? Nun hatte Rahel alles dies auch, sogar ein bißchen mehr, und hätte es noch in weit höherem Maße haben können, auch in den äußerlich notvollsten Zeiten; Sie haben ganz recht, sich zu wundern, daß sie dennoch nicht glücklich war. Ich kann es mir auch gar nicht anders erklären, als daß es ihr auf alle die Armseligkeiten, mit denen man sich ein Lumpenleben zusammenflickt, nicht ankam, sondern ihr Herz und Sinn auf andere Arten des Daseins gerichtet waren,

von denen die Alltagsseelen gar nichts wissen. Menschen- und dichterkundig hat Heinrich v. Treitschke die wundeste Stelle dieser Leidenden in der neueren Poesie erkannt und in diesem Leiden selbst ein Trennungszeichen zwischen der antiken Welt und der unsern wahrgenommen. Die fette Mittelmäßigkeit, sagt er, schwimme behaglich obenauf, manche der Besten aber sänken unter, weil ihr reicher Geist sich nicht fügen wolle dem Gebote des Lebens: Du sollst einen Teil deiner Gaben ruhen, verkümmern lassen! einem Gebote, dessen Härte der Gedankenlose gar nicht fühle. Der strenge Bürgergeist der Alten habe den Einzelwillen verdammt, der sich erdreistete, etwas zu gelten neben dem Willen des Ganzen; ihr auf das Große gerichteter Sinn habe gelassen hinweggeblickt über die geheimsten Schmerzen der ringenden Menschenseele; ihre Schamhaftigkeit habe sich gescheut, den Schleier zu heben, der diese Abgründe verhüllt.

Bei Hebbel kommt aber noch ein schwerwiegender Umstand hinzu: die verstockende Wirkung der künstlerisch entarteten Umgebung. Hölderlin lebte in der Zeit der großen Muster, des höchsten Aufschwunges der Dichtung, und empfand seine unglücklich eigensinnige Seelenstimmung und Begabung als eine Trübung und als einen Abfall, ward also schon dadurch vor den schlimmsten Verirrungen behütet. Kleist hinwiederum, von den dämmerhaft aufleuchtenden Gestalten einer poetischen Johannisnacht umringt, brauchte sich nur des Blend- und Gaukelwerks der Romantik zu entschlagen, um sichern Boden für seine Dichtung zu gewinnen. Hebbel aber stand zu seinen literarischen Zeitgenossen, zu denen, welche die Banner und Feldzeichen des Tages umhertrugen, in einem mit Notwendigkeit erbittert feindseligen Verhältnis. Er sah in dem, was sie machten und als geistige Ziele verkündigten, keine Entmischung der Kunst, keine Ablenkung von ihr, sondern das schlechthin Verwerfliche, das Unwesentliche, Wesenlose und Undichterische. Er erkannte und mußte erkennen, daß nicht Impulse unreiner oder unzulänglicher Talente, nein, vielmehr Motive und Absichten, welche die Abwesenheit des poetischen Talents bezeugen, alle die Jämmerlichkeiten des Augenblicks verschuldet hatten. Diese Erkenntnis aber bestärkte ihn in seiner eigenen Artung, bemäntelte vor ihm selbst manches Abnorme, Exzentrische seiner Jugendpoesie, von der er sich sagen durfte, daß sie künstlerischen Ursprungs, nicht durch Nebengedanken und Nebenzwecke hervorgerufen oder hervorgepreßt sei. So fehlte ihm also in nächster Nähe das edle Beispiel, das Nacheiferung weckt und dem Urteil höhere Gesetze gibt. Allein mußte er sich durcharbeiten,

im Rückblick auf die ernste und schöne Dichtung der deutschen Vergangenheit sich auferbauen. Mit seinen Neigungen, Anschauungen und Grundsätzen dem Geiste der voraufgegangenen Literatur zugekehrt, wurde er trotzdem von der Nachhut derselben, von Uhland und Tieck, so wohlwollend sie ihm auch gesinnt schienen, als halber Aufrührer betrachtet, und im einzelnen, wenngleich nur äußerlich genommen, mit den jungdeutschen Reformatoren zusammenhängend, bemerkte er, daß sie selbst mißtrauisch, ja widerwillig ihn ansahen, weil sie die Grundverschiedenheit deutlich fühlten zwischen sich und ihm.

Viertes Kapitel.

Schuld und Leidenschaft.

„Du sollst einen Teil deiner Gaben ruhen, verkümmern lassen!“ Diese Forderung, wenngleich nicht solchermaßen formuliert, hatte Hebbel oft genug an sich gestellt. Ja, sie war auch nach der Produktion seiner Judith, welche ihm als eine Probe dramatischen Könnens gelten durfte, nun auf lange Zeit in ihm lebendig; bald in Gestalt der Mahnung, bald in jener der Anklage oder des wühlenden Schmerzes. Aber sie erfüllen, hieß bei der Stärke seines dichterischen Antriebes soviel wie: Du sollst dein Selbst aufgeben, deine Entwicklung verschütten, deinem innern Leben ein Ende machen. Denn auf welche Art sonst hätte er einen Spielraum für seine Kräfte finden können? Seine Studien waren ohne sein Verschulden ungeordnet, unzusammenhängend und im Stegreif betrieben worden, mithin nichts weniger als geeignet, ihn zur Erlangung eines Amtes zu berechtigen. An Fähigkeit zum Schriftsteller, der halbwegs leicht und rasch das Nötige erwerben kann, gebrach es ihm, wie wir gesehen haben, nicht nur gänzlich, er war auch unvermögend, sich mit der Zunft zu verständigen, welche das Heft in Händen hielt. Er hatte nichts vom Volkslehrer, vom Redner, vom Priester, wie dies Gutzkow zu haben bekannte, das poetische Talent war das einzige starke Organ, womit er sich zur Welt und zur Wissenschaft in fruchtbare Beziehung zu setzen vermochte. Und am Ende, was bedeutet ein allgemeiner Satz, und sei er der Auszug aller Wahrheit und Weisheit, der Tatsache individueller Anlage, Eigentümlichkeit und Rechthaberei gegenüber, die gleichfalls an ein unwiderstehliches Naturgesetz gebunden sind! Zufrieden mit sich war Hebbel wahrlich nicht. Er fühlte, daß die Elemente, aus denen er bestehe, noch immer durcheinandertosten und gärten, als ob sie gar nicht in eine beschränkende individuelle Form eingeschlossen wären.

„Eines kämpft mit dem andern und unterwirft oder wird unterworfen, bald ist auf dieser Seite der Sieg, bald auf jener, doch das Gesetz fehlt." So lauten seine eigenen Worte. Er zieh sich des Leichtsinns, dem sein Sinn widerstrebte, und der gleichwohl seine Tage ausfülle, er warf sich vor, nach Geheimnissen der Weisheit zu spähen, um, wenn sie ausgefunden, auf dem Wege zum Heiligtume Mittagsschlaf zu halten, gedankenlos nach Fäden zu haschen, die in das Gewebe seiner Existenz zu passen schienen, sie dann aber entweder gewissenlos fallen zu lassen oder verzweifelnd festzuhalten, ohne daß es darum besser um ihn stand. Er seufzte, daß es so unendlich schwer sei, ein Leben zum Kunstwerke zu adeln, wenn man so heißes Blut habe, wie er. Den Moment zu beherrschen sei das Ziel, dennoch sei er diesem Ziele nicht einmal noch nähergekommen.

Geldsorgen drückten ihn jetzt nicht in dem Grade, wie sonst. Denn Julius Campe hatte sich bereit erklärt, seine Judith zu verlegen, und ihm dafür zehn Louisdors Honorar gegeben. Auch waren von den Bühnen in Berlin und Hamburg kleine Summen in seine Kasse geflossen. Hingegen drückte ihn nun das Verhältnis zu Elisen mehr denn je. Sie hatte zu den vielen und erlesenen Liebesgaben, die sie nicht müde ward ihm zu reichen, das Schmerzensgeschenk eines Kindes hinzugefügt, in ihm aber glühte die Neigung zu einem andern Mädchen, eine mächtige, leidenschaftliche Neigung.

Zum ersten Male wieder seit seinen Jugendtagen war er vom Liebesfeuer ergriffen worden, diesmal jedoch mit der Heftigkeit des gereiften männlichen Gemütes, in dem alle dunklen Begierden zu kochen anfingen. Zum ersten Male in seinem Leben neigte sich ihm in dem Mädchen, das er liebte, nicht nur das zärtliche Herz und die volle Schönheit des Leibes zu: auch die stolze Tochter des Besitzes und des bürgerlichen Ansehens. Eine Erscheinung von wunderbarem Liebreiz, dämmernd, wie der Sternenhimmel in einer duftigen Nacht: so zeichnet sie unser Freund. Sie hieß mit ihrem Vornamen Emma und stammte aus einem sehr vermögenden Hamburger Patrizierhause. Hebbel hatte sie in einer Familie, die er zuweilen besuchte, kennen lernen und war sofort für sie entzündet. Da sie seine Neigung erwiderte, so geriet diese bald ins Lodern und die traumhaften Hoffnungen auf ein sich erfüllendes Glück nährten die Flamme. Er schickte dem geliebten Mädchen seine Judith, schrieb Gedichte für sie ab und empfing wohl auch von ihr ein Gegenzeichen, eine Blume oder ein Briefchen. Solche Liebesbeweise versetzten ihn, den ans Seitwärtsstehen gewöhnten Hebbel, in einen Taumel des Ent-

zückens. Aber auch Elise hatte immer seitwärts gestanden, mit dem nämlichen Anrecht auf die Güter der Erde, und der Augenblick seiner Abkehr von ihr fiel mit jenem zusammen, als sie sein Unterpfand unter dem Herzen trug. Wir wissen längst, daß Liebe, in der leidenschaftlichen Wortbedeutung, seinem Verhältnisse zu Elisen nicht beigemengt war; wir wissen ferner, daß er sie über den Charakter derselben niemals in Zweifel erhalten, geschweige irgendwie getäuscht oder zu täuschen versucht hat. Allein noch war kein drittes Wesen entscheidend zwischen beide getreten und auch kein Kind hatte die stumme Sprache gesprochen: Nun gehört ihr zueinander. Aufrichtig, grausam aufrichtig, wie Hebbel war, bekannte er gegen Elise seine Neigung zu Emma, und als das duldende Geschöpf, hochschwanger, eine dringliche Reise unternahm, da gingen die für Elise schauerlichen Geständnisse in seine Briefe über. In dem einen erzählte er ihr von einer vergnügten Abendgesellschaft, wo er Emma getroffen, die ihm wie noch selten ein Mädchen gefallen habe. Seit dem Tage, an dem er dieses liebliche Mädchen gesehen, sei er wie im Rausche; voll im Herzen, wie im Kopf. „Du wirst dich dessen freuen, wenn ich Dir sage, daß ich dem innerlichen Ersticken nah war. Die Welt drängte auf mich ein, wie ein zusammenfallendes Gewölbe; es war ein Flüchten ins Tiefste hinein, ein Schlüpfen und Verstecken in den verborgensten Winkel. Jetzt bin ich wieder frei und es kommt etwas aus mir heraus. Wer einer ist wie ich, der hat eigene Lebensbedingungen, er kann nun einmal nicht eine Schemenexistenz führen, er muß nach oben und nach unten greifen und wird freilich oft ein Menschenfresser. Gott hat das so eingerichtet. Auch Deine Gesundheit wurde getrunken. Ich brachte Emma nach Hause. Gönnst Du es mir? Gewiß" — In diesen Briefzeilen, namentlich gegen den Schluß zu, schlägt an uns der Ton aus dem William Lovell. Was mutete Hebbel Elisen zu? Er begnügt sich nicht mit Geständnissen peinlichsten Inhalts, er malt sogar die Situation aus, deren Anblick Elisen zermartern mußte, ja er schafft sich mit der Naivität der Selbstsucht, die hier zweifellos hervorbricht, ein Lustzelt in der Seele der Gemarterten, die sich über seinen Liebesrausch noch „freuen" werde. Und zuletzt soll Gott dies so eingerichtet haben — und Elisens Gesundheit wird ausgebracht, bevor er die Geliebte nach Hause begleitet. — In einem zweiten Briefe schreibt er: „Emma möcht' ich alle Tage sehen, dann würde ich sprudeln. Es ist doch wahr, Liebe ist doch alles andere als Freundschaft, und es ist auch mehr, Liebe knüpft sich an Schönheit und Jugend, das Ewige ans Vergänglichste, das Wahrste, Tiefste, Innerlichste an das, was

so oft täuscht. Aber niemand verändert die Welt und die Menschennatur und nichts muß man schmerzlicher bezahlen, als wenn man im Zustande der Dürre und Leere sich ins Gefühl hineinlügt. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß alle meine Verhältnisse so manches enthalten, was sie nicht enthalten sollten. Gewiß liegt die Schuld größtenteils an mir, aber gewiß würde ich auch die Schuld unendlich vergrößern, wenn ich, um mir und andern ein vorübergehendes Weh zu ersparen, nach gemachter einschneidender Erfahrung nicht den Mut hätte, auf das, was in seiner jetzigen Gestalt nicht fortbestehen kann, hinzudeuten. — Die Welt ist so groß, mein Herz ist so unergründlich tief, ein Frevel, eine selbstmörderische Sünde wäre es, wollt' ich mir jene absperren und dieses unter Schloß und Riegel legen. Jeder Schacht, woraus gediegenes Gold hervorkommt, ist zugleich ein Abgrund, worin man den Hals brechen kann, aber soll man ihn darum verschütten? Vergib mir, Elise, aber bedenk' auch, daß dies alles wahr ist. Das Verhältnis mit Dir ist und bleibt ein schönes, denn Du bist edel, bist sicher in Deinem Herzen. — Wenn ich ein anderes anknüpfe, auch das geht vorüber und die Zeit kommt, wo ich mit Gleichgültigkeit darauf zurückblicke. Aber, ein Tropfen Kühlung für die unendliche Glut, einen Trunk, der mir alle Sinne schwellt, ist das nicht göttlicher Gewinn? Emma hat mir eine Rose gegeben, sie ist verwelkt und liegt in meinem Schreibtisch, aber sie duftet mir köstlicher wie ein ganzes Beet. Was ist doch die Liebe! Die Welt drängt sich ins Mädchen zusammen, ihre glühende Lippe ist der Zentralpunkt aller möglichen und denkbaren Wonne und der Mensch ist ganz Durst. Ich hätte sie küssen können, warum hab' ich's nicht getan? Aus Furcht und Verlegenheit unterblieb es nicht; ich ließ es, glaub' ich, weil ich konnte, weil ich — hör' auf!" — An dem Rande dieses Briefes stehen die Worte: „Jünglingsgeschwätz, dessen ich nicht mehr fähig sein sollte." Vielleicht hat Hebbel das Blatt, das in sein Tagebuch hineingeheftet ist, nicht abgeschickt; sicherlich aber hat er gegen Elisen Ähnliches, möglicherweise auch Stärkeres gesprochen. Er litt unter einer Leidenschaft, welche das Zusammenwirken der Umstände mit Notwendigkeit zu einer unlautern, wie unerlaubten stempeln mußte, und indem er litt, ließ er Elisen fühlen, daß der Widerstreit zwischen ihren Ansprüchen und dem, was er leisten konnte, die Quelle alles Unheils sei. Sie wartete noch immer auf den Geliebten, in ihm, dessen niemaliges Erscheinen ihr zu denken unmöglich war, während er in dem freien, zwar innigen, aber von seiner Seite liebelosen Verhältnis mit ihr nur die Bequemlichkeiten und Gewohnheiten der Ehe vorweg

genommen hatte. Dankbarkeit, innerlichste Erkenntlichkeit des Herzens, das Bewußtsein, von dem treuesten, durchaus selbstlosen Geschöpfe geliebt zu sein: diese Empfindungen und Regungen walteten in ihm, aber nicht ohne den Anflug der Beschuldigung. Genügsam, wenn auch gekränkt, hatte Elise bisher hingenommen, was er gab, aber sie hätte kein Weib sein müssen, wenn sie, sein Kind auf ihrem Schoße und ihn im Widerschein des Feuers erblickend, das von einer anderen entfacht worden, mit ihrem lange vertrauten Schmerz im Gleichgewicht geblieben wäre. Wilde Szenen hat sie ihm gewiß nicht gespielt; sie wird nach innen geblutet haben.

Elise war ein seltenes Wesen von seelischer Schönheit, der nicht einmal die trostloseste Jugend einen Makel aufgedrückt, die das boshafteste Geschick auch in keinem Zuge verhäßlicht hat. — Welch eine Jugend lag hinter ihr! Ein wahnsinniger Vater, den sie als Kind schlagen sehen mußte, um dann selbst geschlagen zu werden, als sie ihm einmal wider die Abrede etwas zu essen brachte. Die Verheiratung der Mutter mit einem Schiffer, sobald der Vater für unheilbar erklärt worden war, und die schlechte Behandlung, welche hierauf die Tochter von dem Stiefvater erfuhr. Ein waisenartiges Hin- und Hergeschobenwerden von Ort zu Ort, bis ein Hauptmann sich entschloß, sie erziehen zu lassen, weil ihm ihr schüchternes Wesen gefiel. Aufenthalt in der Pension bei Heyse in Magdeburg, wo man sie undankbar schalt, weil sie sich nicht glücklich fühlte. Eine Lehrerstelle in einer kleinen Stadt — endlich das Leben in Hamburg von ihrer Hände Arbeit und ihre Opferung für Hebbel. Aber wie in einem Gewande von Asbest, unversehrt war ihr Gemüt durch das Feuer dieser Zustände hindurchgegangen, ihr Vertrauen in die Menschen war unerschüttert, ihre angeborene Güte unverändert geblieben. Niemand hatte dies klarer erkannt, tiefer empfunden, als unser Freund und gleichwohl niemand unwillkürlich, wie absichtlich, ihr so wehe getan, wie er selbst. Die gesteigerte Erkenntnis allein hilft eben dem Menschen so wenig, als dem Dichter. Offen gestand Hebbel, daß Elise sich für ihn geopfert, daß sie gestickt und genäht habe Tag und Nacht, in der einzigen freudigen Voraussicht, ihn dadurch der drückendsten Verlegenheiten zu entheben. Er sprach ihr einen Adel des Herzens zu, der allen Adel des Geistes übertreffe, und versicherte, auch nicht die geringste Spur von Egoismus jemals an ihr wahrgenommen zu haben. Der selbige Hebbel aber quälte sie oft auf das härteste, verletzte nicht selten ihr Innerstes mit satanischer Lust. In solchen Augenblicken jedoch sprangen, wie er sagt, die schönsten Funken aus ihrer Seele

hervor, so daß er mitten in seinem leidenschaftlichen Frevel vor ihrem gütigen Lächeln, vor ihren Tränen erstarrte, als ob er einen Engel gegeißelt hätte, der sich nur dadurch zu rächen schien, daß er seine herrliche Natur offenbarte. Er nannte sie einen Brunnen unerschöpflicher Liebe. Als sie die früher erwähnte Reise angetreten, da richtete er an sie einen jener weichen Briefe, welche bei ihm einem Schmelzen von Metallen vergleichbar sind. „Ich möcht den ganzen Tag vor Dir auf den Knien liegen", heißt es darin, „und Dich um Vergebung bitten, daß ich Dich so oft gequält, im Tiefsten verletzt, bitter geschmäht habe. O, es ist oft eine solche Verwirrung in meiner Natur, daß mein besseres Ich ängstlich und schüchtern zwischen diesen chaotischen Strömen von Blut und Leidenschaft, die durcheinanderstürzen, umherirrt, der Mund ist dann im Solde der dämonischen Gewalten, die sich zum Herrn über mich gemacht haben, und ganz bis ins Innerste zurückgedrängt sitzt meine Seele, wie ein Kind, das vor Tränen und Schauder nicht zu reden vermag und nur stumm die Hände faltet, und das erst, wenn der Sturm sich gelegt hat, wieder zum Vorschein kommt. Das rührt von der Erinnerung an frühere Jahre her, die ich noch nicht ganz los bin, von dem Druck der Gegenwart, der Furcht vor der Zukunft; auch wohl daher, weil der Geist oft, wie Jakob, mit Gott ringen muß und dabei in eine Untiefe hineingerät. Ach, wenn ich mich so im einzelnen betrachte, in diesem und dem, was ich getan habe, so scheint mir alles eitel Stück- und Fetzenwerk; aber doch glaube ich, wenn ich nicht in gar zu verzweifelten Zuständen bin, daß sich in dem Ganzen auch Spuren des Besseren finden lassen. Wie hoch stehst Du über mir, Du, die Du so ganz Liebe bist, Du, bei der ich von dem Fluch und der Schande unseres ganzen Geschlechts, dem Egoismus, nie etwas entdeckte, n i e auch nur soviel, als nötig ist, den Menschen im Kampf mit der feindlichen, nichtswürdigen Welt zusammenzuhalten. Niemals, das glaube mir, habe ich Dich verkannt, in meinem Wahnsinn habe ich Dich wohl zuweilen boshaft und gegen mein besseres Wissen und Wollen bespritzt und beschmutzt, aber gleich darauf habe ich auch immer wieder Dein edles Bild mit inneren Tränen (äußere sind mir versagt) rein gewaschen. Ach, es ist schändlich genug, daß wir uns, um uns nur zu behaupten, selbst lieben müssen, daß wir uns trotz des Ekels, den wir an uns empfinden, trotzdem, daß wir uns in unseren besten Stunden steinigen möchten, selbst lieben müssen ... Aber wohl dem, der, wie Du, auf Unkosten seines äußern Friedens dies schlechte Grundgesetz der Existenz bricht, um so recht den innern zu gewinnen. Es ist heraus aus meinem Herzen, das Beste,

was darin war, nun will ich schließen — ich fühle mich matt, wie einer, der sein Blut verlor; nimm's hin, teuerstes Wesen, was Dir gehört. Der Segen dessen, in dem wir alle, nach den schönen Worten des Apostels, leben, weben und sind, sei mit Dir!"

Unfreiere Zustände als diese kann es nicht geben. Die Leidenschaft für Emma war kaum auf Monate stark genug, das Schuldgefühl abzuschütteln und in gewaltigem Schwunge ihren Bogen zu beschreiben; der edlen Empfindung gegen Elise hinwiederum gebrach es an aller Folge zur Selbstbescheidung und zur Resignation. Jene Leidenschaft wurde geradezu nächtlich düster durch diese stets abwehrende Empfindung, welche, allmählich alles Wärmenden und Erquickenden, beraubt, sich zum nackten kalten Pflichtgefühl entkleidet sah. Auch die Sittlichkeit oder, was das nämliche ist: das Wohlbefinden des innern Menschen, bedarf eines organischen Wachstums und Gedeihens, eines begünstigenden Zusammenspielens aller Kräfte. Wo dieses fehlt, da wird sie in Reflexion gebrochen und entartet zum Ausdruck kommen. Man kann so gut von der reflektierten Sittlichkeit eines Menschen reden, wie von reflektierter Poesie. Ist bei solchem Anlasse ein „Wenn" erlaubt, so möchte ich sagen: das vollständige Ausgleiten, das rücksichtslose Abschwenken vom rechten Wege in seiner jetzigen Situation wäre dem Menschen und dem Dichter besser bekommen, als das leidenschaftliche Sichverlieren und sittliche Sichwiederfinden in einem Atem. Diese halbe Besinnungslosigkeit und diese gräßliche Besonnenheit, die fortwährend einander ablösten, machten eine erträgliche Lebensstimmung ebenso unmöglich, wie ein entschlossenes Kunstwerk. Und die an sein Schicksal geknüpfte Elise war, ohne es zu wissen, sicherlich jedoch dumpf es fühlend, Angeklagte und Klägerin in einer Person. Sie konnte ihm ja in ihren Gedanken nichts vorhalten, was er nicht unaufgefordert und von dem Triebe nach Aufrichtigkeit erfüllt, ihr selber zugestanden hätte; sie war seiner Verantwortlichkeit gewiß, sie gewahrte auf Schritt und Tritt die Ergebnisse seiner Zurechnung. So stand sie denn einem Ungreifbaren und Unbegreiflichen wehrlos gegenüber.

Das Dokument dieser Zustände ist Hebbels G e n o v e v a. Am 13. September 1840 hatte er das Drama begonnen, am 1. März 1841 war es vollendet. Zu manchem Akte brauchte er nicht mehr als acht bis zehn Tage. Es entstand in fieberischer Hitze und Eile, er aß zuweilen nicht zu Mittag, um nicht die wichtigsten Szenen, wie er sich einmal gesprächsweise gegen mich ausdrückte, mit der Suppe zu ertränken und mit dem Fleisch zu ersticken. Bilder und Stimmungen der Vergangenheit und Gegen-

wart sammelten sich mit der wilden Hast aufbrechenden Kriegsvolkes um die rührende Legendengestalt; oder, wie es in Eduard Mörikes Schilderung des produzierenden Mozart heißt: „Wenn erst das Eis einmal an einer Uferstelle bricht, gleich kracht der ganze See und klingt bis an den entferntesten Winkel hinunter." Wie bei der Judith, so trug ihn auch anfänglich bei der Genoveva das Gefühl dichterischer Seligkeit. „Höhere Naturen", rief er, „können nur dann, wenn ihnen das schöpferische Talent verliehen ist, zum vollen Ausdruck, ja zum vollen Gefühl ihres Daseins kommen, und dies ist doch das höchste, das einzige Glück." Dennoch traf nur zu bald, was er nach der Judith für unmöglich gehalten, jetzt wieder ein: das alte verzweifelte Mißtrauen in die Zulänglichkeit seines Talents und Berufs zur Dichtkunst. Er jammerte, daß es doch gar kein festes inneres Kriterium gebe, um wenigstens von diesem Schwanken und Zweifeln erlöst zu sein. „Wenn man auch dem Maß seines Erkennens Genüge tut, wie ich mir das Zeugnis geben darf; wer bürgt für das Maß selbst?" Mitunter erfuhr er auch solche Störungen in seiner Arbeit, die ihn zu drolliger Gegenwehr anregten. Eine „verfluchte Uhr", die er vom Nebengemache her in seinem Schlafzimmer hörte, hinderte ihn am Schlafen und dies wirkte nun auf die Vormittagsarbeit verdrießlich ein. Er nahm sich darum vor, um die Leute zu zwingen, ihre Uhr wegzunehmen, nachts die Flöte blasen zu wollen.

Die Ursprünge der Genoveva-Dichtung gehen bis nach München zurück. Er hatte dort, wie wir uns erinnern, in den Schriften des Malers Müller gelesen und während er von den Idyllen desselben kräftig erfrischt worden war, dessen Genoveva abgelehnt und Tieck recht gegeben, daß er eine mißverstandene Nachahmung Shakespeares darin fand. Das Stück des Malers Müller, meinte Hebbel, enthalte nur einen einzigen schönen Zug: Als Siegfried in die Höhle seines verstoßenen Weibes tritt und das Kruzifix, sowie die übrigen Zeichen verborgener Andacht erblickt, wirft er sich weinend auf die Knie, der kleine Schmerzenreich tritt herzu und sagt: „Der Mann ist so traurig wie meine Mutter, sollte es nicht mein Vater sein?" Dieser rührend naive Schluß spiegle des Knaben ganze Vergangenheit wider, wir sähen eine Blume, die nur den Tau der Tränen getrunken habe. Alles übrige jedoch sei mit Ach und O gemalt und wässerig sentimental; es werde nach Naturlauten gehascht und Seufzer stellten sich ein, die nichts sagen, weil sie alles sagen. Der es am wenigsten verdiene, der Pfalzgraf, gehe als der allein Glückliche aus der Katastrophe hervor. Hebbel erblickte nur im

Charakter des Golo den dramatischen Gehalt des Stoffes, wiewohl es sich in der Erzählung anders verhalte. Indem er nun diesen Stoff auf die dramatische Behandlung hin ansah, kam er zu folgenden Betrachtungen: Für das Drama ist der Golo des alten Volksbuches unbrauchbar; nur dann, wenn es dem Dichter gelingt, diesen flammenden hastigen Charakter uns aus menschlichen Beweggründen teuflisch handeln zu lassen, nur dann erzeugt er eine Tragödie. Golo liebt ein schönes Weib, das seiner Hut übergeben ward, und er ist kein Werther: darin liegt sein Unglück, seine Schuld und seine Rechtfertigung. Die Liebe selbst, für die er nicht kann, ist schon Sünde, und je edler sein Gemüt, je schmerzlicher wird er diese ihm angeflogene Sünde empfinden. Haß des Gegenstandes, der ihn, wenn auch unbewußt, mit sich selbst entzweite, mischt sich von Anfang an in sein süßestes Gefühl und ist nicht einmal durchaus ungerecht. Die Harmonie seines Wesens ist nun einmal gestört, er kann sich selbst nicht mehr achten; soll jenes umsonst geschehen sein? Er ward auf den Weg gestoßen, umzukehren steht nicht in seiner Gewalt, das reizende Ziel schwebt ihm stets vor Augen: ist es ein Wunder, daß er es zu erreichen strebt? Vielleicht täuscht er sich selbst eine Zeitlang, faßt Entschlüsse, die er nicht auszuführen vermag; plötzlich übermannt ihn die Stunde, er gesteht Genoveva seine Leidenschaft — bloß gewollt oder vollbracht, das Verbrechen ist gleich groß, die Schande ist im ersten Falle sogar größer. Er bittet Genoveva um Liebe, das heißt, er verlangt von ihr, daß sie in den Ehebruch willigen soll; auch dies ist bedeutend für sie, wie für ihn. Kann und darf sie ihrem Gemahl verbergen, selbst wenn sie es verspräche, welchen Verrat sein Freund an ihm hat üben wollen? Kann Golo sich sicher fühlen, wenn sie rein bleibt? Eine Wiederherstellung des Verhältnisses ist nicht möglich; ein Weib, das ein solches Geheimnis bewahren soll, steht über einer Mine, das Geheimnis vernichtet sie, mag sie es verschweigen oder nicht. Golo, nachdem er begonnen hat, muß vollenden, selbst dann, wenn er die Glut seines Herzens erstickt, er muß vollenden, um nur das zu retten, was er längst besaß. Dazu kommt noch dieses: daß eben der edelste Verführer am wenigsten an die Heiligkeit des kalten Weibes glauben kann. Warum soll sie höher stehen als er, und wenn sie durch irgendeinen fallen muß, warum nicht durch ihn? So geht Golo Schritt vor Schritt, wollend und nicht wollend weiter, der Preis wächst mit der Mühe, nur ein großer Entschluß kann die tausend Stricke zerreißen, welche Zufall und Schicksal aus einem einzigen wahnsinnigen Augenblick gesponnen haben. Aber das erdrückende Bewußtsein der Unwürdigkeit macht

den großen Entschluß für das knirschende, in sich zusammenbrechende Gewicht zu schwer. Nur wer den Himmel verdient, leistet leicht und freudig auf die Erde Verzicht; nur derjenige wirft das Leben gerne weg, der etwas daran wegzuwerfen hat. Schon dieses steht einem solchen Entschluß im Wege, daß er nicht früher, daß er nicht damals gefaßt ward, als er noch alles abwenden konnte; auch die Tugend ist an einen bedingenden Moment geknüpft. Ein Unverzeihliches, das Golo gegen die Gräfin begeht, erzeugt das andere; kann er vor dem letzten Schritte zurückbeben, nachdem nur noch dieser übrig blieb? Der letzte ist nicht so arg wie der erste, denn er ist notwendig, wie dieser freiwillig war, er muß vergeben werden, wenn dieser vergeben wird. Gegen Genoveva kann Golo überall nicht so freveln, wie er schon gegen seinen Freund gefrevelt hat, und der Mensch ist verrückt genug, in der großen Sünde eine Art von Freibrief für die kleinere zu sehen. Genovevas Schicksal muß erfüllt werden, damit Golos Hölle vollständig werde; kann er nicht ganz selig sein, so will er doch ganz verdammt sein. Er läßt sie ermorden und ist nun als Verbrecher, was er ehemals als Mensch und Mann war, denn dahin drängt ein ewiges Gesetz der Natur; nur fallende Engel wurden Teufel, nicht der fallende Mensch. Dies sind die Hauptmomente: eine ungeheure Bluttat, die aus einem holden Lächeln, einem falsch ausgelegten gütigen Blick entspringt; himmlische Schönheit, die durch sich selbst, durch ihren eigenen Glanz, ihren göttlichen Adel, in Marter und Tod stürzt. Golo wird sich seiner heimlichen, das Licht scheuenden Liebe zum ersten Male mit Schrecken bewußt, als Genoveva von ihrem Gemahl Abschied nimmt und in dieser bangen Stunde, wo Angst und Furcht des Kommenden sie überwältigte, ihr ganzes still-glühendes Herz mit seinem unendlichen Reichtume gegen den Scheidenden aufschließt. Des Himmels reinster Blick entzündet die Hölle. Erschütternd und tragisch in höchster Bedeutung ist dieser verhängnisvolle Augenblick, erschütternd und tragisch in jedem Sinne und auf jedem Punkt ist das Schicksal Golos, der nicht weniger als Genoveva selbst durch die Blüte seines Daseins, durch sein edelstes Gefühl, welches durch böse Fügung mißgeboren in die Welt tritt, unabwendbarem Verderben als Opfer fällt. Genoveva kann und darf nicht im Vordergrunde stehen; ihr Leiden ist ein rein äußerliches und zugleich ein solches, das die tiefsten Elemente ihres Wesens, die religiösen, befruchtet und sie als Mutter, da sie trotz ihrer Verlassenheit ihre mütterliche Pflicht zu erfüllen weiß, hoch über alle anderen Mütter hinaufstellt. Sie ist ein durchaus christlicher Charakter, den der Scheiterhaufen nicht ver-

zehrt, sondern verklärt. Sie muß — und dies ist in bezug auf sie der Hauptvorwurf der Darstellung — zu Gott in dasselbe Verhältnis kommen, worin sie einst zu Siegfried gestanden, es muß anschaulich gemacht werden, daß ihre irdische Liebe nur eine sich selbst noch nicht erkennende höhere war. Sie sei im Gedicht der lindernde milde Mond hinter Sturm- und Gewitterwolken. Der Schuldigste ist der Pfalzgraf. Warum hat er eine solche Natur, die ihn bis auf den Grund in ihr Lebensinnere hinabschauen ließ, nicht erkannt? Es ist ungleich sündlicher, das Göttliche in unserer Nähe nicht zu ahnen, es ohne weitere Untersuchung für sein schwarzes Gegenteil zu halten, als es in weltmörderischer Raserei zu zerstören, weil wir es nicht besitzen können. Er allein darf durch die Katastrophe gestraft werden und er wird gestraft, denn er findet die beweinte Verstoßene nur deshalb wieder, um die zermalmende Überzeugung zu gewinnen, daß das Band zwischen ihm und ihr für Zeit und Ewigkeit zerrissen ist. Für Genoveva ist dieses Wiedersehen die letzte Verklärung; auch ihr Bild ist jetzt rein.

So stand das Drama während des Aufenthaltes unseres Freundes in München vor seiner Phantasie, so hat er es viele Jahre später dichterisch verkörpert. Nicht ein einziges Motiv wurde entfernt oder anders gewendet, wenn auch neue Motive hinzukamen. Als er in Hamburg die Genoveva Tiecks kennen lernte, da reizte ihn die Opposition, die er auch dieser Behandlung des Themas entgegensetzte, von neuem, es selber anzugreifen. Aber erst die innern Erlebnisse der jüngsten Zeit sollten dem lange gehegten Vorwurfe den schöpferischen Atem einblasen. Er sah sich mit einem Male in ähnlicher Lage, wie den vor ihm einst aufgestiegenen Golo, er sah sich in ähnliche Widersprüche verstrickt. Seine Adern schwellte die nämliche dunkle Leidenschaft, die er sich bei Golo vorgestellt, sein Gehirn wurde von der nämlichen Feuerflut überströmt, in der die Gedanken seines geträumten Golo untergetaucht waren; er hatte sich qualvoll und unvermerkt zum Doppelgänger seines Helden heraufgelebt. An die Stelle des Verrats, den der sagenhafte Schloßverwalter gegen seinen Freund begeht, war Hebbels tatsächliche Treulosigkeit gegen seine innigste Freundin getreten, eine Treulosigkeit, welche, wie jener Verrat, auf ein Naturrecht sich stützen und auf eine verhängnisvolle Fügung hinweisen durfte. Das Seelenantlitz Elisens, ihre Ergebung in jedes Mißgeschick, die wie ein segenspendendes Wasser sanft rieselnde und nährende Güte dieses Mädchens, ihren geduldigen Aufblick und ihre Opferfreudigkeit lieh er der Kirchenheiligen, während er in Golo all die Liebes- und Sinnenglut

ergoß, welche die blühende Emma in ihm selber entfacht hatte. So spielte der Dichter gleichsam mit durchstochenen Karten. Goethe züchtigte sich wegen seiner Schuld gegen Friederike im Clavigo -- Hebbel vermehrte seine Schuld gegen Elise, indem er auf den Altar Genovevas die roten Blumen hinlegte, die in Emmas Garten gewachsen sind. Sein Hang zur psychologischen Analyse und sein eigener Rechtfertigungstrieb stießen zusammen wie zwei Helfershelfer, die nun beide einen Anschlag ins Werk setzen. Auch wenn er über das saftige Leben Shakespeares hätte verfügen können: die Schwere des Bekenntnisses, das Hebbel dem Golo anvertraute, mußte bleiern auf die Charakteristik fallen und alle die Beichtmittel der Reflexion und der Selbstbespiegelung heranziehen, welche man als Dialektik zu bezeichnen pflegt. Dem Efeu gleich, der zuerst nur eine schmale Mauerfläche bedeckt, um mit den Jahren das ganze Gebäude zu verkleiden und endlich bis zu Giebel und Turmdach hinaufzuklettern, so bemächtigt sich in Hebbels Genoveva das Detailstudium, das Golo auf die Vorgänge seines Gemüts und seiner Phantasie verwendet, Akt nach Akt immer mehr des Dramas, bis die Handlung desselben vollständig in der purpurnen Finsternis des Monologs untergeht. Nicht die unaufhaltsame Begierde nach Genovevas Besitz wird als der brennende Mittelpunkt in Golos leidenschaftlichen Bewegungen fühlbar, sondern die durch jene Begierde erzeugte Verwirrung und Verdunkelung seines Gemüts und seines Gewissens. Die furchtbare Situation, in die er durch seine Liebe zu Genoveva gebracht worden, weicht hinter ihm im Fortgange der Handlung nicht weiter und weiter zurück, etwan wie ein Klippenstrand, von dem der Schiffer, durch die Umstände getrieben, hat abstoßen müssen und den er längst nicht mehr beachtet, weil er sein Fahrzeug in der stürmischen See behaupten muß: vielmehr drängt sich die furchtbare Situation selbst, als bereits Folgen nach Folgen sich aus ihr entwickeln, mit verstärkter Macht in den wachsenden Affekt Golos hinein, und das Beschauen der ersten bedrohlichen Regung läuft neben ihm, wie sein eigener Schatten, mit jeder Sunde länger werdend, den grellen Tag seines Daseins hinunter. Sobald er Genovevas Treue gegen ihren Eheherrn als unerschütterlich erkannt hat, ist seine Liebe so sehr im Haß gefärbt, daß ihm sogar die Umarmung, die ihm als das Höchste vorschwebte, wertlos, ja gleichgültig sein müßte. Was er fortan unternimmt, denkt und empfindet, anscheinend für und wider Genoveva, das gilt am Ende doch nur dem Ausforschen und Wiedergewinnen seiner zerrütteten Seele und seines verlorenen Halts. Wenn die immer mehr sich verdichtende Leidenschaft

Othellos in dem Maße seine Wildheit und seinen Grimm gegen Desdemona befeuert und anschürt, als sie gleichzeitig ihr Bild in ihm verzehrt und seine Besonnenheit verschattet, so wird hingegen mit der steigenden Leidenschaft Golos das Bild Genovevas in ihm reiner und klarer und unter den krampfhaften Zuckungen seines Innern seine Besonnenheit kälter, schärfer und ihn selbst zerstörend. Dieser psychologische und monologische Kampf aber, das natürliche Ergebnis des ganzen dichterischen Entwurfs, ist Hebbel durch die Darstellung des Charakters der Genoveva wesentlich erleichtert worden. Hebbel hat sie in einem Grade passiv gehalten, daß sie nicht einmal recht aufmerksam wird auf das, was in Golo vorgeht, daß sie in den bedeutsamsten Momenten mit ihm über die einfachsten Laute nicht hinauskommt, ja daß sie geradezu unfähig ist, aus den schon gewonnenen schlimmen Erfahrungen über den Rasenden auch nur dürftige Schlüsse zu ziehen, und wären es nichts als die Schlüsse eines Kindes. Dies beweisen ihre an Golo gerichteten vertrauensvoll unschuldigen Worte in der Szene, wo Drago hinter ihrem Bette hervorgezogen wird. Desdemona, um noch einen zweiten Kontrast zu Shakespeares Menschenzeichnung hier anzumerken, Desdemona sagt zwar gleichfalls, nachdem sie die entfesselte Wut des Mohren gesehen hat: „Gibt es denn Weiber, die ihren Männern untreu sind?“ Allein diese bornierte Unbefangenheit ist der Ausdruck der Frau, die sich keines Fehls gegen ihren verblendeten Gatten zu zeihen hat, während Genoveva einem ruchlosen Einbrecher in ihre Ehe gegenübersteht. Es fehlt also die volle dramatische Wechselwirkung zwischen ihr und Golo; sie sind ein jedes sich selber überlassen; sie werden nicht durch das Gegen- und Ineinanderarbeiten der Zustände aus ihrer individuellen Isolierung herausgehoben, sie spiegeln sich nicht gegenseitig ab und ihre Grundstimmung tritt allzeit und überall, ohne die der Tragödie unentbehrlichen Veränderungen und Kreuzungen, mit peinlicher Deutlichkeit hervor.

Wir sind an eine wichtige und verhängnisvolle Eigentümlichkeit Hebbels gelangt: an den Rechtfertigungstrieb seiner selbst, wie der Geschöpfe seiner Einbildungskraft, und an das Einsamkeitsgefühl, worin der Dichter und viele seiner Gestalten atmen. Beides aber ist von seinem leidenschaftlichen Naturell, wie die weltabgeschiedene Burg der Walküre von einem Flammenring umflossen. Unter seinen biographischen Notizen finden wir nachstehendes Bekenntnis: „Schlüssel zu meiner ganzen Natur und zu allen meinen Verhältnissen: Ich bin immer so, wie die meisten Menschen nur im

Fieber sind. — Ich hatte immer den Trieb, den Menschen begreiflich zu machen, warum ich in meinem Verhältnis zu ihnen so und nicht anders handelte. Der Trieb ist edel, aber ihm zu folgen ist ein großer Fehler." Und in seinem Tagebuche notierte er die Bemerkung über sich: „Ich kann den Umgang aller Menschen entbehren, aber ich kann mich gegen keinen einzigen, mit dem ich umgehe, verschließen."— In Hebbels Verkehr mit den ihm teuersten Personen haben wir oft genug den erschreckend raschen Umschwung von Herzlichkeit zu verletzenden Angriffen, von Willfährigkeit zu ablehnendem Trotze wahrnehmen können; was Wunder, daß die fliegenden Pulse, die heiße Temperatur seines Blutes, in seiner Poesie sich fortsetzten! So bebt die Judith darunter, so wird vollends sein Genoveva-Drama vom Fieber geschüttelt. Das Fieber aber bringt trotz seiner rastlosen Eile etwas Monotones mit sich, welches Hebbels Darstellung der Leidenschaft unbedingt anhaftet. Auch sein Lakonismus ist teilweise in dem Stockenden und Abgebrochenen des Fieberodems begründet, nicht minder der Eindruck der Kälte, die uns dann und wann bei seiner Schilderung der Leidenschaft beschleicht. Er selbst schrieb, indem er an seiner Genoveva dichtete, die Worte nieder: „Der Mittelpunkt der Hitze ist der Frost". Ebenso erheblich ist der zweite Punkt des oben angeführten Geständnisses. Seine Nötigung, sich zu explizieren, die leise nachdrückenden und still begleitenden kleinen Motive seines Tuns und Gehabens gegen andere aufzudecken, verschob nicht selten in der Wirklichkeit, wie in der Kunst, was er eben dadurch faßlich, durchsichtig zu machen, in das angemessene Licht zu rücken und dem Betrachtenden oder Beurteilenden als genau abgewogene Wahrheit zu bieten glaubte. Niemand wird diese Nötigung stärker empfinden, als derjenige, der sich unablässig beschaut. Und Hebbel war einer der Menschen, die allzeit vor Gericht, vor ihrem innern Gericht gestanden haben und nur spärlich von diesem unheimlichsten und gefährlichsten aller Verhöre durch das äußere Leben abgelenkt worden sind. „Es sei nicht gut", meinte Barthold Niebuhr, „wenn auch nicht zutreffend bei den Selbstbekenntnissen Hamanns, daß die Welt jeden bis ins Innere kenne; es gebe Kleider der Seele, die man ebensowenig abziehen sollte, wie die des Körpers." Goethe wieder rühmte es an Winckelmann als eine altertümliche Eigenheit, daß er sich immer mit sich selbst beschäftigte, ohne sich eigentlich zu beobachten. Er denke nur an sich, nicht über sich. Und der heilige Augustinus hat im Gefühl der Unerkennbarkeit des Ich den Ausspruch getan:

Si noverim me, noverim te. Wir haben Hebbels krankhaftes Denken über sich noch von München her im Angedenken und verstehen nun im Zusammenhalt mit den uns dargereichten „Schlüsseln" die monologische Charakterform seines Golo und das Einsamkeitsgefühl seine poetischen Gestalten um so besser.

Hebbel war eine viel zu reich organisierte Natur, als daß er jemals in Naturfesseln einhergegangen wäre, ohne sie zu kennen. Weder befriedigte ihn der Aufbau der Genoveva, noch der Hauptcharakter des Dramas. Er sagte sich, daß Golo vom vierten Akte an verfehlt sei, weil der Poet die epischen Elemente zu stark habe vorwalten lassen und weil er ihm darum mehr Selbstkenntnis und Bewußtsein verliehen habe, als er haben dürfe. Über das Stück im ganzen aber urteilte er, daß es an dem Fehler seiner Idee leide, welches freilich der ärgste sei, an dem es leiden könne. „Die Idee ist die christliche der Sühnung und Genugtuung durch Heilige. Das Menschliche hat sich in die Charaktere hineingerettet." Dies heißt wohl nichts anderes als: das Psychologische überwiegt. In solch einer Erkenntnisstunde rief er einmal klagend aus: „O, Genoveva, du machst mir viel Kummer! Lieben darf ich dich nicht und vernichten darf ich dich auch nicht!"

Es ist sehr bezeichnend, daß Hebbel die Ideen seiner ersten zwei Dramen aus weltgeschichtlichen Symbolen hervorleitet und das individuelle dramatische Leben, das er entbindet, wieder in dieselben zurückströmen läßt. Der Leser erinnert sich, wie der Dichter in Judith und Holofernes die Repräsentanten des Monotheismus und des Heidentums sinnbildlich einander gegenüber gestellt hat. Das Drama Genoveva wiederum sollte den christlichen Gegensatz zwischen Himmel und Hölle in der zur irdischen Liebe zeitweilig niedergestiegenen Heiligen und in dem zum teuflisch Bösen hinanwachsenden Menschentume Golos anschaulich machen. Hebbel selbst erblickte das ihn von anderen Dramatikern Unterscheidende darin, daß er die Fragen immer unmittelbar an die Gottheit anknüpfe, indem er bei der Lösung die Individuen als nichtig überspringe. Uns kommt hier jene Kritik in den Sinn, worin er die neuere Tragödie, mit der hellenischen verglichen, kränklich nannte und von einer Sünde sprach, die weiter gehen könne, als die Erkenntnis. Seine Tragik griff augenscheinlich zum Schuld- und Schicksalsbegriff der Alten zurück. Welch ein merkwürdiger Widerspruch und dennoch wie erklärlich! Ein Widerspruch: weil wohl nichts weniger zusammen paßt als die bis in die zartesten Muskeln und Adern ausgebildete Psychologie der Personen Hebbels und das mit den individualisierten Typen der griechischen Tragödie spielende Fatum; erklärlich: wenn wir uns

nur auf die künstlerische Ratlosigkeit eines Kleist in der entgötterten Welt besinnen oder wenn wir an die schmerzvollen Bemühungen Schillers denken, der für seine Tragödie ein Surrogat der mangelnden großen Sinnbilder auszuspähen suchte.

An den Kompositionsvorzügen der Judith gemessen, kommen die der Genoveva allerdings zu kurz. Das Gefüge dort ist einfacher, in allen seinen Teilen überschaubar und der Gesamtwirkung untertan. In der Genoveva häufen sich Giebel, Vorsprünge und Zubauten, welche es der Phantasie mitunter erschweren, des dichterischen Körpers rasch und vollständig habhaft zu werden. Um die Idee und die Hauptgestalten in das richtige Verhältnis zum Leser oder Zuschauer zu bringen, um sie vor Mißverständnissen zu behüten, hat der Dichter viele Figuren und viele Szenen angebracht, welche auf den ersten Blick etwas Episodisch-Eigenmächtiges haben, das sich dem Totaleindrucke nicht unterwerfen will. Dahin gehören: der Ritter Tristan, welcher durch die ihn auszeichnende chevalereske Treue gegen sein Weib die himmlische Treue Genovevas bekräftigen und die Treulosigkeit Golos noch mehr in den Schatten bringen soll, ferner der Maler mit dem Bilde der Angebeteten, vor dem die Begierden des Jünglings sich auseinanderblättern, der gemißhandelte, von Flüchen getragene Jude, welcher auf das durch Aberglauben und Fanatismus befleckte und entstellte Christentum gleichsam statutarisch hinweist, endlich die breit ausgeführten Szenen zwischen der schwächlich niedrigen Katharina und ihrer kupplerisch satanischen Schwester, der Hexe Margarete. Bei näherer Betrachtung merkt man freilich, daß der Dichter in dieser bunten Architektonik den Faden nicht nur nicht verliert, sondern daß alle die Menschenarabesken und -fratzen den Grundgedanken des Dramas gotisch weiter sprechen und verdeutlichen helfen, wie die in zahllosen Winkeln nistende Ornamentik der alten Münster.

Von wirklicher Schönheit umflossen und zugleich mit dramatischer Weisheit vorbereitend, stellt der erste Akt sich dar: die Schilderung des Abschieds zwischen Siegfried und Genoveva. Wie die Zärtlichkeit der Frau, von einer überschüchternen Keuschheit nicht mehr abgewehrt, zum ersten Male sich aus ihr hervor wagt; wie der unbefangene Siegfried, der nie so viel verstecktes Glück in seinem Besitz vermutete, weil er die letzten Wonnen nie entbehrt hat, leuchtenden Auges den ihm zugezählten Reichtum überfliegt; wie endlich Golo an dem Anblick der Unbegreiflichkeit: daß die Unnahbare mit irdischer Innigkeit küssen kann, besinnungslos wird, um dann aus solcher Betäubung zu verzehrender Leidenschaft zu erwachen — „Nur weil die Heil'ge

Weib ward, lieb' ich sie!" dies ist mit vollendeter Kunst gezeichnet und gemalt.

Als ein Geheimnis, kaum mir selbst bekannt,
Durchs Leben tragen wollte ich mein Herz!
Erst in der dunklen Stunde, wo mein Grab
Sich auftut, wollt' ich's öffnen gegen dich,
Da wollt' ich sprechen: „Sieh, so liebt' ich dich
Und hab's dir nie gesagt, nun kann ich auch
Beim letzten Abschied dich erfreun, wie nie."
Dann wollt' ich dich umarmend zu mir ziehn
Und, eine Braut, die Weib geworden ist,
Und sich's noch selbst verhehlt, hinüber fliehn
Und denken: sei getrost, nun folgt er bald.

Nun ist aber auch der fieberhaft sinnliche Halbknabe Golo, wie A. W. Ambros ihn nennt, aus seiner Dämmerung hervorgetrieben worden, und jede seiner erhitzten Vorstellungen fängt zu glimmen an.

Von Bildern spricht man, heilig-fremd und kalt,
Wovor man alle Sünden doppelt fühlt,
Daß sie, die Gläub'gen sahn es schaudernd an,
Geseufzt, geweint, geächzt und Blut geschwitzt.
Mir deucht, ein solches Wunder seh' ich hier.
Denn Genoveva, der ich selten nur
Ins Aug' zu schauen wagte, weil, so oft
Ich's tat, ein Licht durch meine Seele fuhr,
Das mich erröten machte vor mir selbst,
Ja, weil ihr Auge mir ein Spiegel schien,
So rein, daß alles drin zum Flecken ward.
Dieselbe Genoveva liebt und weint,
Sie ist ein Weib, sie ist ein Weib wie keins!

Die Hände, die er bisher vor ihr gefaltet hat, jetzt streckt er sie nach ihr aus, die Wünsche, die er bisher vor ihr gesenkt hat, jetzt sind sie aufgejagt wie hungrige Falken. Sogar seine Erinnerungen färben sich in seinen gegenwärtigen Zuständen um und fallen ihn mit der Qual geschlechtlicher Delirien an.

— Funken strömt
Der Boden aus, die hellen Funken zieht
Mein Aug' aus allem, was mich rings umgibt.
Dort steht ein Stuhl — ich trat hier einmal ein,
Sie saß darauf und er stand neben ihr,
Verwirrt und rot erhob sie sich, er sprach
Mit mir, doch war die Stimme ihm bedeckt.
Ich ging und träumte in der Nacht — Still! Still!
Hier steht ihr Bett. Dort schläft sie. Er dabei!
Das ist doch — — Ha, ich sehe sie, die zwei,
Zu Eins verstrickt im Wollustknoten! Er

Will plaudern, sie versiegelt ihm den Mund
Mit einem Kuß, und trotz der tiefen Nacht
Erglüht sie —
Sie erglüht. Nein, sie ist bleich,
Bleich, kalt, ein Geist, mir zum Gericht bestellt.
Mich friert!

Wenn der Wollust die Grausamkeit verschwistert ist, so hat dies seinen metaphysischen Grund in der Übersättigung, die einen stumpf werdenden Stachel gegen einen neuen vertauschen will. Golos Grausamkeit, welche seiner zügellosen Sinnlichkeit auf der Ferse folgt, verkehrt sich rasch aus der gegen Genoveva gerichteten Wut in Selbstpeinigung, die sich in allen ihren dialektischen Phasen gliedert und abzweigt. Das talmudische Wort: daß der Raum zwischen der Hölle und dem Himmel nur zwei Finger breit ist, hier wird es zur anschaulichen Wahrheit. Allerdings hört in dem späteren Golo das wallende Leben dieses Charakters auf und die Philosophie der Leidenschaft beginnt, eine konvulsivische Wirklichkeit starrt uns in ihm an, aber sie bannt uns gleichwohl, wie mit dem Blick des Schlangenbeschwörers. Wohl ist es Spekulation, was in ihm arbeitet, aber ins Feuer geworfene Spekulation! Wohl sind es Ideen eines grübelnden Geistes, aber die Ideen werden mit Blut begossen.

Gegen die diabolische Verwandlung Golos gehalten, kommt die volkstümlich mittelalterlich kolorierte Hexe Margarete mit ihrer Teufelskralle nicht auf. Nur in der finstern Visionszene zu Straßburg sprühen dämonische Lichter, wiewohl hier die an Hebbel hervortretende Sucht, in das Sagenhafte hinein zu erfinden und das von der Volksphantasie Geprägte zu überprägen, nicht eben angenehm auffällt. Hingegen ist der tolle Klaus, das Seitenstück zum blindstummen Daniel in der Judith, eine geniale Gestalt. Während dieser im Augenblicke der Entscheidung plötzlich zu weissagen anfängt und der altjüdischen Jehovaidee entsprechend, eben durch seine Verherrlichung der göttlichen Allmacht den eigenen Bruder in den Tod schickt, den einstmaligen Pfleger und Beschützer des Unglücklichen, so wird der tolle Klaus, das halb Tier gebliebene Menschenungetüm, von der christlichen Vorsehung und Barmherzigkeit dazu auserlesen, den Mord an Genoveva zu vereiteln, die ihn einmal im Walde gefunden und mitleidig in ihr Schloß aufgenommen hat. Möglicherweise ist der Blödsinnige, welcher in Tiecks Novelle: der fünfzehnte November, mit seinem dunklen Instinkt die Todesgefahr lange vorher ahnt und die ihn verspottenden Klugen daraus errettet, eine Anregung zum tollen Klaus gewesen. — Die Darstellung der un-

schuldigen Männlichkeit Siegfrieds, einer Charakterform, welche bei Hebbel öfters wiederkehrt, soll in anderem Zusammenhange besprochen werden.

Alles in allem genommen: der dramatische Guß der frommen Genovevalegende war nicht recht geglückt. Ganz so war es dem Maler Müller, ganz so Tieck mit dem Stoffe ergangen. Die frischen Lokalfarben seiner rheinländischen Heimat, aber mit geschmackloser Willkür, ja mit Albernheit, die sich noch was darauf zugute tut, hier und dort umhergestreut, sind in Müllers Stück das einzige, was den Dichter der Schafschur und des Satyr Mopsus verrät. Einen dramatischen Plan zu entwerfen wird nicht einmal versucht. Die Szenen fliegen nicht mehr, sie purzeln durcheinander, und der sinnlos gehäufte Ortswechsel gemahnt an eine Zimmerflucht, durch welche eine Hummel gescheucht wird. Mit Ausnahme der buhlerischen Witwe Mathilde, welche Rudolf Hann die ins Häßliche und Männische gezeichnete Adelheid aus dem Götz nennt, hat auch nicht eine einzige Figur des figurenreichen Stückes Ansätze zur Charakteristik. Affektierte Studenten- und Vagantenausdrücke möchten sich für ursprüngliche Sprachlaute ausgeben. Die Pfalz wird immer Pfälzel, Drago wird Dragones genannt. Hebbels Geringschätzung dieser Genoveva ist vollkommen am Orte. Ebensowenig brauchte er die Tiecksche zu schonen. Sie war in seinen Augen nichts weiter als eine Spielerei, darin einzelne schöne, freilich undramatische Züge sich finden, worin aber im ganzen ein paar künstliche Blumen vor dem Altar des Christentums niedergelegt werden. Erschöpfend hat Goethe sie beurteilt, wenn auch in der übermütig schalkhaften Gesprächsform, die er mitunter anzuwenden liebte. Er sagte nämlich zu seinem neunjährigen Sohne, indem er ihm mit der Hand über das Haar hinstrich: „Nun, mein Söhnchen, was meinst du denn zu allen den Farben, Blumen, Spiegeln und Zauberkünsten, von denen unser Freund uns vorgelesen hat?“ Was Hebbel verbrach, ist nicht bemäntelt worden. Aber man müßte geflissentlich die Augen schließen, wenn man den dichterischen Ernst seines Werkes und die dramatische Bildlichkeit vieler Teile desselben leugnen wollte; und man wäre ungerecht, wenn man aus der durch seine Auffassung und Darstellung des Themas herbeigeführten Zerstörung der einfältigen Legende das Recht auf Verwerfung seiner Dichtung ohne weiteres anspräche. — Hätte er doch nur ein wenig spielen können, wie Tieck getändelt und wie Müller gelottert hat! jede seiner Gaben wäre dann zu ihrer vollen Wertschätzung gekommen, jeder seiner Fehler als verzeihlich angesehen worden. Allein er m u ß t e zu viel in seinen Dich-

tungen, der Segen der Freiheit ward ihm versagt; so bildete denn in der ehernen Kette des Zwanges die Täuschung einer freien Wahl nichts als den blitzenden Goldring.

Als er die Reinschrift des Stückes beendet hatte, sandte er es nach Berlin, an die dortige Hofbühne, erhielt es aber als zur Aufführung ungeeignet zurück.

Die Urteile, welche er in Hamburg über sein Stück vernahm, wo er es vorlas oder fortlieh, blieben bei aller Anerkennung der Eingangsakte und des Details an den Fehlern hängen. Man warf ihm die Selbstblendung Golos, womit dieser persönlich das Strafamt an sich vollzieht, als eine gewalttätige Lösung vor und man konnte sich mit der Unterschlagung der sanft ausklingenden Waldlegende, der Hirschkuh usw. nicht befreunden. Dennoch blieben die Freuden für den Dichter nicht gänzlich aus. Professor Schleiden vom Johanneum schrieb an ihn einen begeisterten Brief über Genoveva und schickte ihm einen Lorbeerkranz. Durch Campe empfing er von unbekannter Hand Champagner, ja ein Student, der ihn nachts aus einem befreundeten Hause eine Wegstrecke weit begleitete, küßte ihm plötzlich, von der Bewunderung der Judith überwältigt, die Hand. — Allein dies alles war kein Balsam für brennende Wunden. Am meisten wohl tat ihm die warme Anerkennung Schleidens; den Lorbeerkranz wird er sich nicht aufgesetzt haben. „Flechtet keinem den Lorbeerkranz zu groß: er fällt ihm sonst als Strick um den Nacken!“ so lautet eines seiner eigenen Worte.

Indessen war es wieder Frühling und Sommer geworden, für seine Produktionskraft die übelste Zeit. Er war nur dann fruchtbar, wenn die Natur unfruchtbar ist, im Herbst und Winter. Dies sei der Welt gleichgültig, meinte er, denn eine einzige Rose habe unstreitig mehr Wert, als alle Poesien aller möglichen guten und schlechten Poeten, aber für ihn sei es doch immer ein Unglück, weil er nur dann lebe, wenn er dichterisch tätig sei. „Auch Tätigkeit“, heißt es in einem Briefe an Rousseaus Schwester, „ist freilich nur eine Selbsttäuschung, und die dichterische, die mit den Rätseln spielt, um sie sich aus dem Sinn zu bringen, vor allem. Aber sie ist doch am Ende die beste Selbsttäuschung, und auch die, welche am längsten vorhält, eine bessere als der Genuß. Vielleicht bin ich, was diesen Punkt anlangt, kein kompetenter Richter, denn dasjenige, was allein für mich Genuß wäre, immerwährendes Reisen, kenne ich nicht aus Erfahrung und alles übrige ist nichts für mich. Ich las in der letzten Woche, wo mich Zahnweh und schlechtes Wetter in mein Zimmer einschlossen, die Briefe und Tagebücher des Lord Byron, und zwar

durchgehends mit Neid. Das Leben selbst für das Beiwerk des Lebens aufopfern, sich für das, was man verachtet, anstrengen zu müssen, das ist ein schlimmes Schicksal. Ich habe leider das Unglück, daß ich alle diese Widersprüche viel tiefer empfinde, als andere Menschen. Tausende, die ebensogut wissen wie ich, daß sie geboren sind und sterben müssen, kümmern sich gar nicht um den Punkt, um den der tiefsinnige Spaß des Daseins sich dreht. Wie sind sie zu beneiden! Ich weiß nicht, ob ich wirklich, wie sich neulich ein gnädiger Rezensent vernehmen ließ, der es ja wissen muß, auf dem Wege bin, „ein großer Tragiker" zu werden. Aber dies weiß ich, daß Geist und Talent die Bedürfnisse nur steigern, nicht befriedigen ..." Im Leben, so versichert er hierauf, wäre er gar nicht ein so mißgestimmtes Instrument und er gebe oft genug einen lustigen oder mutwilligen Ton. Aber dem Papier gegenüber werde er selbst in seinen besten Stunden sogleich ein anderer und seine Gedanken nähmen die Farbe seiner Tinte an. Dies komme daher, weil er immer in sein Inneres hinabsteige, anstatt sich in die Welt zu verbreiten. Am Schlusse dieses Briefes bemerkt er, daß vielleicht auch die größere Bitterkeit, welche in seinen eigenen Dramen walte, wenn man sie mit denen seiner Vorgänger vergleiche, einen Zusammenhang mit jenen Zuständen haben könne. Im übrigen, setzt er hinzu, liege alle Tragik nur in der Vernichtung und mache nichts anschaulich, als die Leere des Daseins. Er sieht wenig Hoffnung auf zukünftige Besserung vor sich und fürchtet sehr, daß sein drittes Drama, Moloch, die Judith, wie die Genoveva an Furchtbarkeit noch übertreffen werde.

Jedes Buch, das er dazumal las, brachte ihm als letztes unerfreuliches Geschenk sein Spiegelbild entgegen. Hatte ihn die Lektüre der Tagebücher Byrons mit Neid erfüllt und die schon zur Genüge zugespitzte Erkenntnis geschärft: daß sich im Leben nichts nachholen, nichts eintragen noch auslöschen läßt, so regte die Beschäftigung mit Steffens' Memoiren nach einer andern Seite Gefühle des Darbenden in ihm an. „Wenn ich so sehe, wie andern Menschen nach und nach alle Quellen aufgetan werden, so dürfte ich um so mehr." Als er in Bettinas Briefwechsel mit Goethe blätterte, da überkam ihn wieder der Neid auf Goethe. „Alle Lebensblüten", rief er, „sind auf den herabgeworfen worden, er hat sich ganz nach Belieben damit bekränzen oder darin begraben können, und ein anderer, dem doch auch Keime in die Seele gelegt worden, muß die Existenz schleppen, wie eine blinde Spinnerin ihren Faden zieht!" Beinahe wie ein Selbsttrost hört sich dagegen an, was er aus Shakespeare herausliest: „So

groß er sei", sagte er, „eine so weite Welt er auch umfasse, dennoch habe er die reine, ungetrübte Seligkeit nicht darstellen können, nur die gebrochene, und dies wäre der Hauptbeweis dafür, daß dieses Element in seinem eigenen Leben gefehlt habe." — Die von einem Opiumrausch eingegebenen Gedichte der deutschen Romantiker, die er in jener Zeit gleichfalls auf sich wirken ließ: Brentanos Godwi, Arnims Auerhahn und Gräfin Dolores konnten seinen melancholischen Unmut wohl nicht dämpfen; ebensowenig vermochte dies Hamann, der, wie Goethe sagt, immer Masken vorhielt, oder ein Buch wie Tassos Leben, das üppige Gemälde einer erkrankten Dichterseele, das er unter beständigen Seitenblicken auf sein eigenes Ich genoß; und gewiß nicht Hölderlins Hyperion, in dessen Zusammentreffen mit den ihm ähnlichen Gedanken und Anschauungen er schwelgte. Nur die alten Lehrmeister des Menschengeschlechts, nur Homer und Sophokles, bei denen er vorübergehend einsprach, richteten ihn zeitweilig auf, und Entzücken ging von den Dramen des Euripides auf ihn über.

Wie er sich in München aus wüsten Zuständen heraus zu komischen Produktionen gewendet hatte, so griff er jetzt, von der pathetischen Genoveva noch heiß und über seine düstern Seelenbilder hinweg, zur heitern Kunstform des Dramas. In den Spätherbstmonaten des Jahres 1841 nahm er das an der Isar begonnene Lustspiel: „Der Diamant" wieder auf und zu Weihnachten lag es samt dem Prolog fertig vor ihm. Eine Preisausschreibung in Berlin hatte den mittelbaren Anstoß zur Ausführung des seltsamen Vorwurfs gegeben. Doch bildete er sich nach der Vollendung des Werkes durchaus nicht ein, daß es den ersten oder auch nur den zweiten Preis erhalten werde. Er war auf die Ablehnung gefaßt, aber nicht deshalb, weil es nach seiner Ansicht mißraten sei, sondern weil es mit den Theaterbedürfnissen und den herkömmlichen Anforderungen an ein Lustspiel im schärfsten Widerspruche stand. Der Prolog, welcher mit dem Stücke zugleich den Preisrichtern eingesendet wurde, spricht sich deutlich genug über den Kontrast zwischen der echten Komödie und dem landläufigen Lustspiel aus, ja in Anbetracht des aus lauter Praktikern zusammengesetzten Gerichtshofes, viel zu deutlich.

Die Muse und die Scheinmuse treten in ihrem Gespräche mit dem Dichter einander das Wort ab. Er soll sich entscheiden, wem er folgen will, aber er hat sich schon entschieden, bevor er sie vernommen hat. Die Muse weiß nicht viel zu sagen, die Scheinmuse desto mehr. Sie gibt ihm Fingerzeige, wo er seinen Stoff wählen solle, „so in der Mitt' von Land und Hof, damit

man in die Kreuz und Quer anspielen kann zu Nutz und Lehr'"; sie ermahnt ihn, an die Charaktere nicht zu viel Mühe zu verschwenden, denn das erst' und letzte sei die Brühe. Am leichtesten wären die komischen erdacht: ein Stammelnder, der seine Liebesphrase an die Braut nicht ohne Stottern sprechen könne und sich dadurch den Weg zu ihr verlege, werde volles Gelächter ernten; der Einfalt einen Witz leihen, „der zehnmal klüger ist als sie, das wirkt, man wird schon sehen wie." Darauf erwidert der Dichter:

Ich will ihn nicht, den Bastardwitz,
Der, wie ein nachgemachter Blitz,
Aus Glas und Leder kläglich springt,
Ich will, was aus der Tiefe dringt,
Ich will kein illustriertes Wort,
Das heute glänzt und morgen dorrt,
Will Menschen, die wie Fackeln brennen
Und, ohne daß sie's selbst erkennen,
Wie ein erleuchtet Alphabet
Dem sind, der die Natur versteht.
Und dämmernd über den Gestalten
Will ich ein wunderbares Walten,
Drin, wenn auch ganz von fern, der Geist,
Der alle Welten lenkt, sich weist.

Umsonst verhöhnt ihn die Scheinmuse, umsonst hält sie ihm das Schicksal vor, das solche Abtrünnigkeit von dem Geschmack der Menge erfahren muß. Die Gegenwart, meint sie, sei, wie Narciß, in sich vernarrt, „sie will ihr Bildnis, zart umrissen, dem lieben Sohn erhalten wissen, sie hat sich ihr Porträt bestellt, und du, du bringst das Bild der Welt."

Für deine Müh' ist nichts zu hoffen,
Sie krönt nur den, der sie getroffen,
Und hast du Gott, den Herrn, gemalt,
So sei er's auch, der dich bezahlt!

Wenn Tieck und Platen ihre satirischen Komödien als szenische Hülsen benützt haben, deren Kern die literarische Polemik bildet, so hielt Hebbel sein Lustspiel von allen Anzüglichkeiten dieser Art frei, pflanzte aber den Protest wider das gemeine Lustspiel am Eingang des Stückes auf. Nicht gegen diesen oder jenen Autor, nicht gegen die eine und andere poetische Verirrung war sein Protest gerichtet, sondern gegen alle Poeten, die für das deutsche Theater arbeiteten, und gegen das Publikum in Bausch und Bogen. Der Gestiefelte Kater oder die Verhängnisvolle Gabel, indem sie vorzugsweise auf bestimmte Personen und Gebrechen gemünzt waren, verletzten bei weitem nicht in dem Grade,

wie Hebbels Prolog, der schlechteste Empfehlungsbrief an die deutsche Bühne, den er seinem Diamant hätte beilegen können. Und die Sache stand um so mißlicher, als sein Lustspiel in Stoff und Behandlung, Anlage und Charakteristik ebensosehr von dem Gebräuchlichen und Beliebten, Faßlichen und Einschmeichelnden entfernt war, wie die eigentlich auf ein Parterre von Schriftstellern und Kritikern berechneten Pamphlete Tiecks und Platens.

Ein sterbender Soldat, in dessen Hände ein Diamant gerät, tritt den Stein an einen gutmütig einfältigen Bauer ab, der in den dürftigsten Umständen lebt. Ein vorbeikommender Jude feilscht mit ihm um den Diamant, entwendet ihn schließlich und macht sich damit aus dem Staube. Aber schon fliegen Proklamationen und Boten des Königs durch das Land, welcher auf die Wiedergewinnung des Steins die Belohnung einer Million aussetzt. Denn die Prinzessin, ein elfenhaftes Wesen, glaubt, daß den Diamant ein Geist entführt habe, an dem ihr Leben hänge; ihr Gemüt ist verstört und ihr ohnehin matt glimmendes Licht neigt sich zum Verlöschen. „Indessen geht der Diamant", um mit des Dichters eigenen Worten zu sprechen, „den alles sucht, von Hand zu Hand, doch Schelm auf Schelm bekommt ihn nur, daß seine innerste Natur, sonst weggedrückt und wohl versteckt, entschleiert wird und aufgedeckt. Der Richter, wie der Doktor, der Wirt, wie der Gefängniswärter, ein jeder sinnt Böses und tut Unrecht, um der königlichen Belohnung teilhaftig zu werden. Dies ist nicht so leicht, denn der Stein ruht längst im Bauch des Juden, welcher verschluckt hat, was in seinen Kleidern nicht sicher war. In dem Wahne befangen, daß er nun Besitzer des Kleinods sei, ist der schlaue Jude selbst Besitztum geworden, Besitztum bald des einen, bald des andern, der sich wechselweise seiner bemächtigt. Sein Leben aber, auch unter den gewöhnlichsten Umständen für niemand kostbar, hat jetzt vollends jeglichen Wert eingebüßt. Schon geht man daran, kurzen Prozeß mit ihm zu machen und, um des wunderbaren Inhalts willen, das erbärmliche Gefäß entzweizuschlagen. Aber der Klügere, der am Ende nachgibt, ist diesmal die Natur, wiewohl im gegenwärtigen Falle ihre Nachgiebigkeit alles gefälligen Anstriches entbehrt. So kommt der Diamant wieder zum Vorschein. Die vielköpfige Habsucht vereitelt das Bestreben des einzelnen, sich das Juwel und damit die Belohnung anzueignen, und dem Bauer, als dem Beschränktesten im Stücke, fällt nach dem Märchenvorrechte des Einfältigen das Glück in den Schoß.

Diese wahrhaft komische Erfindung erzeugte trotz der schein-

baren Mannigfaltigkeit der Szenen doch nur eine einzige Situation und ungeachtet der in den Physiognomien voneinander unterschiedenen Personen doch eine gewisse Einförmigkeit der Charakteristik. Man wird an die in einem und demselben Motiv gefärbten psychologischen Abstufungen auf einer Hogarthtafel erinnert, an das Nebeneinander der bildenden Kunst. Es mangeln die drastisch hervortretenden Einschnitte der dramatischen Handlung, und dieser Mangel, der wohl auch im Zerbrochenen Krug sich bemerkbar macht, ist hier ungleich fühlbarer, weil das Stück nicht in einem Zuge sich abspielt, sondern, auf fünf Akte verteilt, einige Male Rast hält. Dazu kommt noch: daß die ernste und die komische Gruppe der Personen vollständig voneinander gesondert sind, als zwei ungleichartige, nicht zusammengehörige Elemente. Die schattenhaft phantastischen Figuren des Hofstaates schweben am Rande des Stückes hin und jede Beziehung derselben zu den im Mittelpunkte des Lustspiels sich tummelnden Rüpeln und Hungerleidern nimmt sich beinahe wie eine Herablassung aus. Mitunter empfängt man den Eindruck, als ob man sich in einem Wachsfigurenkabinett befände, vor starr glotzenden Prinzen und schlafend zurückgelegten Prinzessinnen, indessen sich am Eingange und in den Nischen die Automaten bewegen, ein verwahrloster Zigeuner, der das Zimbal schlägt, ein närrisch ernsthafter Tambour, der mit dummer Entschlossenheit den Schlägel auf die Trommel fallen läßt.

Die barock komischen Gestalten und Züge verleugnen nicht des Dichters Vertrautheit mit den derb verschmitzten Lebensäußerungen des geringen Mannes und sind mit dem humoristisch bittern Behagen an dem Teufelsgarn, darin die Menschenkinder gefangen werden, entworfen. Aber das Bittere schmeckt gegen das Behagliche vor und die Wehrlosigkeit der armseligen Schufte gegen ihre elenden Antriebe überwiegt den lustigen Schein freiwilliger Nichtsnutzigkeit. Der gewissenlose Geist schlendert nicht mit komödienhafter Unbefangenheit durch dieses Lustspiel, sondern wird von dem strengen Blick des Urhebers unablässig überwacht. Die Gestalten sehen sich von Zeit zu Zeit fragend nach dem Dirigenten um. In dem tollsten oder geschmeidigsten Shakespeareschen Lustspiel gemahnt uns zuweilen eine Wendung an den möglichen Umschlag in den Ernst; Hebbels Diamant jedoch gibt uns den im Hinterhalt lauernden Ernst. Am besten geraten sind jene Szenen, wo der dämliche Bauer Jakob sich entwickelt. Jugendeindrücke Hebbels laufen darüber hin. Die schwachsinnige Armut ist vortrefflich geschildert. Leider stellt sich die Hauptperson, der Jude Benjamin, mehr als Typus denn als Spielart der Spitz-

büberei dar und als ein im ganzen frostiger Typus. Wir werden freudlos gestimmt, indem wir ihm zuhören. Er expliziert sich mit einer zynischen Dialektik, in der die Sophisterei des Mohren aus dem Fiesko vertrocknet und der glänzenden Lasuren beraubt zu sein scheint. Und da Hebbels Humor weder das schwärmende Feuer Falstaffs hat, noch die Karikaturgewalt eines Dickens, so bleibt die ideale Wirkung des niedrigen auf unsere Phantasie notwendigerweise aus.

Die Vorhersagung des Prologs war nicht eingetroffen. Das sind nicht Menschen, die wie Fackeln brennen, das ist kein erleuchtet Alphabet der Natur, und auch das Wunderbare waltet nicht dämmerhaft über den Gestalten. Solch eine Wirkung zu erreichen lag eben nicht in Hebbels Vermögen. Die Realität seiner Schelme bietet auch nicht den geringsten Anknüpfungspunkt zur Überleitung in die Märchenwelt dar und aus den Umrissen seiner luftigen Menschenbilder werden keine für die Illusion glaubwürdigen Körper. Seine Auffassung des Lustspiels, seine Idee davon war richtig und tief; scharfsinnig hatte er erkannt, daß den Neueren nur deshalb ein Lustspiel im Sinne der Alten fehle, weil sich unsere Tragödie schon so weit ins Individuelle zurückgezogen habe, daß dieses, welches eigentlicher Stoff der Komödie sein müßte, für sie nicht mehr da sei. Was das poetische Lustspiel im Gegensatze zu dem auf dem deutschen Theater heimischen leisten soll, das stand, wie er im Prolog sagt, so klar vor seinem Geist, daß, wenn er's minder hell erblickte, das Werk vielleicht ihm besser glückte. Er sah aber nicht nur zu hell, er täuschte sich auch über das Kraftverhältnis des Dichters zu den Reformbedürfnissen der Kunst. Jeder Neuerungsversuch, welcher der im nationalen und künstlerischen Prozesse begründeten Gangart von Grund aus widerspricht, wird resultatlos verlaufen. Kein Dichter, selbst der größte nicht, kann aus eigener Machtvollkommenheit eine Kunstform hervorbringen, immer kann der einzelne nur innerhalb der schon bestehenden Kunstform schaffen, wobei er dieselbe allerdings umzubilden oder zu erweitern vermag; ganz so, wie der Schriftsteller dann und wann neue Wortverbindungen entdeckt, aber nicht die kleinste Partikel zu erfinden imstande ist. Minna von Barnhelm z. B. wird zweifelsohne durch eine unübersteigliche Kluft von Gellerts Lotterieschwester getrennt, und dennoch sind die formalen Voraussetzungen der zwei Stücke einander sehr ähnlich. Lessing rüttelte eben nicht an den Fundamenten der nun einmal so und nicht anders gewordenen Lustspielform, er wollte den Zuschauern weder nehmen, was sie um jeden Preis zu behalten wünschen, noch etwas aufdringen, womit sie nichts anzu-

fangen wissen. Um so leichter gelang es ihm dort Bresche zu legen, wo dies mit dem schweigenden Einverständnis aller geschehen konnte, die Baulinie dort auszudehnen, wo dies mit dem unbewußten Verlangen der Einsichtigen zusammenfiel. Nicht grillig und nicht auf Schleichpfaden: nein, entschlossen und auf freier Heerstraße kommt das längst vorbereitete Neue, das Folgen hat, heran, um nach dem anfänglichen Erstaunen und Widerstreben, das es erregt, sich rasch mit dem allgemeinen Geschmack ins Einvernehmen zu setzen. Dies alles vergaßen die gewalttätigen Neuerer auf dem Felde des Lustspiels, zuerst die Romantiker, dann Grabbe und Büchner, und dies alles hat auch der Dichter des Diamant vergessen.

Sein Muster war unstreitig Tieck, jedoch nicht der Verfasser der Verkehrten Welt, sondern der Jahrmarktszauberer, der in seiner Bude den Blaubart zeigte. Allein während Tieck die grauenhaften Partien gegen die bizarr possenhaften bevorzugte, beide jedoch mit der ihm eigentümlichen Verwirrungskunst in einander nestelte, so daß das Schaurige schmunzelt und der Mutwille betrübt wird, so legte Hebbel den Ton auf die niederländisch gezeichneten launigen Figuren und sonderte dieselben, wie mit dem Messer abgeschnitten, von den traumhaften Geschöpfen, die seine dramatische Tapete zieren. Sein größerer Kunstverstand und seine Ordnungsliebe bewahrten ihn vor der Willkür, welche Scherz und Ernst durcheinander würfelt und alle Illusionsmittel entwertet; aber das Problematische seines Stückes wurde zur Schneide zugeschliffen und das künstlerische Gewebe schwerfällig; wogegen Tiecks liebenswürdige Grazie das Eigensinnige und in allen Fugen Gelockerte seiner Dichtung entschuldigte, freilich ohne darum ihre ironische Konfusion aufheben zu können. Lebensfähig und wirksam ist der Diamant so wenig als der Blaubart.

Zu dieser Einsicht kam unser Freund nicht. Er glaubte, nun Tieck alt geworden, daß kein ihm ebenbürtiges Komödientalent in Deutschland vorhanden sei, und er folgerte falsche Schlüsse aus der Vergleichung der geringeren Gattung, der die Lustspiele Töpfers und Bauernfelds angehören, und der höheren Sphäre, in der sein eigenes sich bewegt. An der Berliner Hofbühne aber saß kein Immermann, der doch ein Stück wie den Blaubart liebevoll szeniert auf die Düsseldorfer Bühne gebracht hat, und so war denn mit dem Diamant abermals nur für ein künftiges Buchdrama gesorgt.

Als einen Begleiter der Golo-Stimmungen, welche dem Lustspiel vorausgegangen waren und welche hin und wieder auch

auf dasselbe gedrückt hatten, dürfen wir die in diesem Jahre ausgeführte Novelle: „Matteo“ ansehen. Sie ist ein Nachtstück, das die Tücke und die Unbegreiflichkeiten des Weltlaufs, die ein Menschenleben zu ersticken suchen, anschaulich macht. Der Vortrag, dem Stil der alten Italiener getreu, rückt gewitterhaftig Zug an Zug, Geschehnis an Geschehnis, und wir würden hinzusetzen, daß er auch fabellustig sei, wenn die Vorgänge nicht gar so gräßlich wären. Ein unbemittelter junger Mann, der immer sein dürftiges Auskommen gefunden und an Himmel und Erde Freude gehabt hat, wird von den Pocken befallen, die sein einstmals angenehmes Antlitz grausam entstellten. Seine Häßlichkeit schreckt die Leute von ihm zurück, Abscheu und Verachtung begegnen ihm auf Schritt und Tritt, ja die lügnerische Larve ermuntert sogar den Gauner und den Bösewicht, ihm die entsprechende Seele zuzutrauen. Diese allgemeine Geringschätzung, die er erfährt, lockt im Anfang den Schmerz, dann das Entsetzen über seine Lage und am Ende die schlimmsten Anschläge aus ihm hervor, zu denen seine verzweiflungsvolle Notwehr greift, bis er sich in dem begüterten Hause eines betrogenen Ehemanns, gerade seiner Häßlichkeit wegen, untergebracht sieht, aber erst dann, bis dieses Haus mit Greuel und Blut besudelt worden. — Auf der Giftbüchse des Apothekers gewahrt man zuweilen Menschenknochen, wie zwei Schwerter gekreuzt, als Vignette. Solch' eine warnende Bildlichkeit ist der Novelle Matteo eingeprägt. Was sonst noch über dieselbe zu sagen wäre, das sagt sich der in Hebbels Zustände nun eingeweihte Leser selbst.

Die Töne des Erlösenden, Rührenden, Großartig-Erschütternden, ja sogar des Anmutigen und Schönen umbrausen und umschmeicheln uns dafür in den lyrischen Gedichten, welche zahlreich in diesem Jahre entstanden sind; in den Gedichten: „Sturmabend“, „Die junge Mutter“, „Das Kind am Brunnen“, „Rose und Lilie“, „Leben“, Virgo et mater. Die zwei letztgenannten, für diesen Abschnitt die biographisch bedeutsamsten, klingen all die Leidenskämpfe versöhnlich aus, die ihn um Elisen gemartert haben. In dem einen ruft er der unergründlich in sich selbst versenkten Seele zu, daß sie des stillen Tauchers gedenken möge, der in finsterer See nach eines Höhern Willen fische. „Nur vom Atmen kommt das Weh.“

Ist die Perle erst gefunden
In der öden Wellengruft,
Wird er schnell emporgewunden,
Daß ihn heilen Licht und Luft.

Was sich lange ihm verhehlte,
Wird ihm dann auf einmal klar:
Daß, was ihn im Abgrund quälte,
Eben nur sein Leben war.

Das zweite: Virgo et mater lispelt fromme, gute Worte in das Ohr des treuesten und edelsten Mädchens.

Der Jungfrau Bild,
Im Arm das Kind,
Blickt sanft und mild
Durch Nacht und Wind.
Ein armes Mägdlein kniet davor,
Sie schaut nur dann und wann empor.
Doch wenn das Lämpchen Funken sprüht,
So sieht man, wie sie glüht.

Die Lampe geht
Auf einmal aus!
Ihr Atem steht,
Sie schwankt nach Haus.
Die Jungfrau kann ihr nicht verzeihn,
Die Mutter wird sie benedein,
Stellt sie der Heil'gen übers Jahr
Mit ihrem Kind sich dar.

Sie fühlt's und spricht:
Du reine Magd,
Dir gleich' ich nicht,
Doch unverzagt!
Dir, Mutter, die der Sohn erkannt,
Die unterm Kreuz noch bei ihm stand,
Dir will ich gleichen für und für
Und dann vergibst du mir!

Man möchte meinen, daß Elise in einen Winkel seines Herzens hineingekommen war, wo sie früher niemals gewesen, erst nachdem eine heftige Neigung Hebbels zu einer andern ihr jedes Anrecht auf ihn hat streitig machen wollen. Er spricht jetzt öfters von ihr und in wärmeren Worten, vielleicht mit der Wärme des Gemüts, das wieder einmal die leidenschaftliche Liebe gekostet hat. Als er Schillers Aufsatz über Anmut und Würde von neuem las, da schien ihm alles, was über die schöne Seele gesagt ist, die im Zustande des Affekts ins Erhabene übergehe, so sehr auf Elise zu passen, als ob sie im Gemälde kopiert wäre. „Mir ist noch kein menschliches Wesen", sagte er, „von so wunderbarer, himmlischer Harmonie vorgekommen, wie sie. Ich hätte ohne sie die Genoveva nicht schreiben können. Ich bin ihr alles, meinen äußeren und meinen inneren Menschen, meine Existenz in der Welt und in der Kunst schuldig gewor-

den..." Er verlebte diesmal schöne Weihnachtstage mit Elisen. Sie schenkte ihm einen prächtigen Schal, gestickte Schuhe und — was ihn immer tief in seine Kinderzeit zurückversetzte, „nicht weil ich es damals hatte, sondern weil es mir fehlte" — Nüsse, Kuchen und Äpfel. Elise hielt die Hände nicht zu, wenn sie nur irgendwie etwas zu geben hatte, der morgige Tag sah ihrem heutigen nie über die Schulter, und Hebbel wieder dankte dem Geschick für jede Stunde, die ihm Freude und Heiterkeit brachte, ob er gleich stets die nächste hörte und ihren leisen Sohlen achtsam lauschte.

Fünftes Kapitel.

Das Jahr Zweiundvierzig.

„Du armer Seidenwurm! Du wirst spinnen, und wenn auch die ganze Welt aufhört, Seidenzeuge zu tragen!“ Mit diesem Künstlerworte begrüßte Hebbel das neue Jahr. Der poetische Quell, der so ergiebig gesprudelt, strömte jetzt nicht, aber die Herausgabe der Gedichte, deren Verlag Campe übernahm, beschäftigte unseren Freund. Schon früher hatte er einen großen Teil der älteren Gedichte, denen hie und da in einzelnen Ausdrücken nachzuhelfen war, überarbeitet, andere, bei denen dies nicht anging, vernichtet und so diese Silhouette seines Herzens, wie er sagte, nach Kräften von Flecken gereinigt. Seine Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit machten ihm sogar den Gedanken peinlich: diese Sachen noch in einer anderen Gestalt, als in derjenigen, worin er sie allein anerkennen und vertreten konnte, in der Welt zu wissen, und er veranlaßte die meisten seiner Freunde, welche handschriftliche Gedichte von ihm besaßen, zur Vernichtung derselben, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, Stücke, die er entweder völlig verworfen oder doch umgeschmolzen hatte, in einer späteren Zeit durch den einen oder den anderen Zufall ans Licht gebracht zu sehen. Die ganze Sammlung war „dem Andenken seines früh geschiedenen Freundes Emil Rousseau aus Ansbach“ gewidmet. Die Schlußstrophe lautet also:

Dir weih' ich alles. Mag's vergehen,
  Mag's dauern, wie die Zeit erkennt!
Mir gilt es gleich. Kann es bestehen,
  So gönn' ich's deinem Monument.
Und wenn's zersträubt — in deinem Lenze
  Sah ich dich selbst hinabgesandt,
Mich kann's nicht schmerzen, wenn die Kränze
  Dir folgen, die dein Freund dir wand.

Er las jetzt viel, aber er war mit den Rationen bei weitem nicht zufrieden. Denn nur weniges, was ihn reizte und was er zu seiner Ausbildung brauchte, war in der Leihbibliothek vorrätig, der einzigen Bücherei, die ihm offen stand, worüber er oftmals jammerte; „daß mir doch alles fehlen muß!" Als er bei einem Antiquar gegen eine alte Uhr und drei nutzlose Bücher Äschylus und den Vossischen Homer eingetauscht hatte, da freute er sich des glücklichen Handels wie ein Kind. Am meisten fesselten ihn jetzt Las Casas: Memoiren Napoleons und Wonnen sog er aus Platons Gastmahl und Phädros. Zu der Bemerkung des Las Casas über den Kaiser, als dieser Englisch lernte: daß er mit staunenswürdiger Leichtigkeit alles begriff, was die Gründe der Sprache betreffe, aber nichts als unüberwindliche Schwierigkeiten fand, sobald von ihrem innern Mechanismus die Rede war, machte Hebbel die Randglosse: „Das ist eben das Unglück, darum ist es so schlimm, wenn man Schulsachen nicht in den frühesten Jugendjahren unter die Füße bringt, später kann man die höchsten geistigen Taten vollbringen, aber — nicht Latein lernen." Aus dem Phädros schrieb er sich mehreres heraus, darunter die Stelle, wo Platon die von den Musen stammende Wahnsinnigkeit bespricht, welche den von ihr ergriffenen Dichter erst weihe und das Werk des bloß Besonnenen verdunkle.

Eine Weile lang hielt er die Absicht fest, eine Abhandlung über Shakespeare zu schreiben, um darin manches noch nicht Gesagte über die dramatische Darstellungsweise auszusprechen und allgemein umlaufende Katechismus-Sätze zu prüfen, deren Vertilgung ein größeres Verdienst sein möchte, als neue Dramen zu schaffen: „Sätze, wie die von „der Treue" der Charaktere, ihrer Übereinstimmung mit der Geschichte usw. Daß die Symbolik nicht bloß in der Idee des Dramas, schon in jeglichem ihrer Elemente wirksam sei, dies wolle niemand einsehen; und der nämliche Kritiker, der laut auflachen würde, wenn er jemand dem Maler vorwerfen hörte, warum dieser des Zinnobers und des Indigos sich bediene, wo er Röte des Bluts und Bläue des Auge darzustellen habe, der nämliche Kritiker bringe nicht minder dumme Anklagen gegen den Dichter vor.

Ein einziger kritischer Aufsatz Hebbels rührt aus dieser Zeit her: ein Aufsatz über das eben in vierter Auflage erschienene Buch der Lieder von Heine. Was dort über den Begriff des lyrischen Humors und über das Verhältnis der poetischen Wahrheit zu der persönlichen im Dichter gesagt ist, verdient unsere besondere Beachtung.

„Was man gewöhnlich lyrischen Humor nennt, das ist ein

leeres Produkt der Ohnmacht und der Lüge. Wer seine verworrenen Geistes- oder Gemütszustände nicht klären oder den hiezu notwendigen inneren Prozeß nicht mit Resignation und Ruhe abwarten kann, der wirft wohl den Fackelbrand des Witzes in das Chaos hinein und sucht, während vielleicht nur ein Kartenhaus in Flammen aufgeht, uns glauben zu machen, es sei eine werdende Welt. Alle Kunst ist Notwehr des Menschen gegen die Idee, wie ja schon, um ins Besonderste hinabzusteigen, jede ernste dichterische Schöpfung aus der Angst des schaffenden Individuums vor den Konsequenzen eines dunklen Gedankens hervorgeht; was aber dem Künstler sein Werk, das ist der Menschheit die Kunst. Der Humor ist empfundener Dualismus; nicht die Karikatur des Ideals soll er zeichnen oder seinen Schatten, sondern das Ideal selbst in seinem vergeblichen Ringen nach Gestaltung. Allein, wenn die positive Kunst den Abgrund, der das Wirkliche von dem Möglichen scheidet, zu überfliegen sucht, so stürzt der Humor als die negative sich in den Abgrund hinunter, und hierin liegt soviel Verzweiflung, aber nicht soviel Trost, wie in der erschütterndsten Tragik, wenn es, was allerdings sehr selten ist, rein und rund zur Erscheinung kommt. Das ist bei Heine z. B. in dem schönen Gedicht der Fall: „Mein Herz, mein Herz ist traurig."

„Man hat der Heineschen Poesie vielfältig die innere Wahrheit abgesprochen. Wohl nur, weil man ihr Individuelles nicht immer aufzufassen verstand. Es gibt aber in ästhetischen Dingen eine doppelte Wahrheit, wonach man zu fragen hat: die Wahrheit des Stoffes und die Wahrheit der Form, und die letztere hängt, so undeutlich dieses den meisten bleiben mag, mit dem Ethischen noch enger zusammen, als die erstere. Es ist nicht genug, daß unser Gedachtes und Empfundenes wahr sei; damit kann ja auch kaum geheuchelt und betrogen werden, denn woher eigentümliche Empfindungen und Gedanken nehmen, wenn man sie nicht hat? Auch der Darstellungsprozeß, worin die Form gewonnen wird, soll wahr sein; er soll aus dem Drange des Überflusses hervorgehen und Götter in die Welt setzen, nicht Lemuren. Dieses ist der wichtigste Punkt, denn von der Gestalt, worin eine Idee zur Erscheinung gelangt, hängt es ab, ob sie wie ein Jupiter verehrt oder wie ein Vitzliputzli verspottet werden soll. Doch eben um diesen Punkt wird der plumpe Ästhetiker sich nie bekümmern. Er rechnet dafür die Gedanken und Bilder zusammen und vergißt, daß man dies alles bei jedem der Berücksichtigung irgend würdigen Gegenstande voraussetzen muß und daß Achill und Thersites sich in allem, nur nicht im Fleisch und

Blut voneinander unterscheiden. Bei Heine ist die Darstellung ein Quellen, kein Pumpen, wie gewiß ein jeder empfindet, der das Buch der Lieder auch nur durchblättert: bei der Wahrheit der Form ist aber die Unwahrheit des Stoffes undenkbar. Übrigens wird sich der Humor den Vorwurf der Unwahrheit weit öfter gefallen lassen müssen, als der ernste Dichter. Einen erkünstelten Hymnus verzeihen wir gern, um Gottes willen, an den er gerichtet ist, aber einen verunglückten Witz nimmermehr . . .

Diese Arbeit, welche gegen das Ende des Jahres 1841 im Hamburger Korrespondenten erschienen war, machte auf Wilhelm Danzel, der dazumal in Hamburg lebte, bedeutenden Eindruck. Er gedenkt ihrer in seiner 1843 herausgegebenen ersten Schrift: über Goethes Spinozismus, und erklärt offen, daß seine Abhandlung der aus tiefer Geisteserfahrung geschöpften Erörterung Hebbels über den sittlichen Ursprung der Kunstform viel verdanke. Hebbel lernte dieses lobende Wort erst zehn Jahre später kennen, als Danzel bereits wegen seines Buches über Lessing in hohem Ansehen stand.

Einige Episoden der Genoveva waren unterdessen im Stuttgarter Morgenblatte gedruckt worden, und Campe bezeigte Lust, auch dieses Stück zu verlegen. Es gefiel ihm, wie er eines Tages gegen Hebbel äußerte, ja er trieb ihn zur Herausgabe an. Seine Frau habe über Margareta gesagt, daß Hebbel mehr vom Teufel wissen müsse, als andere Leute, worauf seine Tochter hinzugefügt habe: „aber auch mehr von den Engeln". Er riet zu einer Vorrede und erbot sich, das Drama nach dem Druck so lange liegen zu lassen, bis Hebbel es an die Bühnen versendet hätte. Zugleich stellte er ihm vor, daß er jetzt Antworten vom Publikum auf seine Arbeiten haben und nicht zu lange stillschweigen müsse. Dies ermutigte und erfrischte unseren Freund, welcher je nach den wechselnden Launen Campes bald an dessen Gutmütigkeit glaubte, bald von dem rücksichtslosen Impresario in ihm entrüstet sich abwandte. Schon das Gesicht des alten Campe prägte diese Doppelrolle aus: es erzählte in der Sprache des Holzschnitts von einem braven Manne, aber ein Lächeln, wohl auch ein geschäftskundiger Blick schien einzuwerfen: sei auf deiner Hut! Wie alle Praktiker, welche mit Witz, scharfem Verstande und Schlagfertigkeit begabt, im Verkehr mit vielerlei geistvollen und originellen Menschen einen enzyklopädischen Takt in sich ausgebildet haben, so hatte Campe gleichfalls in solcher Schule eine originelle Geschmeidigkeit gewonnen und, an das Tarieren des Käuflichen und Verkäuflichen gewöhnt, eine gewissen-

lose Gleichgültigkeit gegen den Ernst angenommen. Was er sprach, sagte Heinrich Laube, war ein eigenes Gemisch von Tarif und Grundsätzen. Allmählich zu einer politischen Instanz in Europa emporgekommen, weil er das „Gefährliche", das Protestierende und Angriffslustige verlegte, spielte er den buchhändlerischen Staatsanwalt: Dagegen muß eingeschritten, dagegen muß eine Broschüre, oder ein ganzes Buch verlegt werden; „vor allen Dingen Humor, junger Freund!" Diese seine Grundsätze wurden auf poetische Werke ebenso angewendet, wie auf publizistische. An Hebbels Arbeiten reizte ihn augenscheinlich der an ihnen unverkennbare Zug der Neuerung und des Kontrastes, in welchem sie zu dem Herkömmlichen standen.

Aus Wien empfing er jetzt einen Brief von Dr. Töpfer, der ein Exemplar der Judith, wie sie in Hamburg gegeben worden, für das Burgtheater verlangte, weil ihn ein Mitglied dieser Bühne darum ersucht habe. Es war niemand anderer als seine nachmalige Frau Christine Enghaus. In ihm rumorten zwei dramatische Entwürfe, deren einer uns noch von München her im Gedächtnis ist: ein bürgerliches Trauerspiel, das er „Klara" nannte; ferner „Moloch", dessen er in einem Briefe an Fräulein Rousseau bereits erwähnt hat. Er meinte, daß Moloch sein Hauptwerk werden müsse; er wolle ihn in der Mitte zwischen antiker und moderner Dichtung halten und sich nicht zu tief ins Individuelle versenken, damit der Schicksalsfaden, der in der Judith zu wenig, in der Genoveva zu sehr mit Gemütsdarstellungen umsponnen sei, durchgehends erkennbar bleibe. Dies Werk habe zu entscheiden, ob er eine große Tragödie dichten und der Zukunft einen Eckstein liefern könne. Doch sah es in unserem Freunde so unwirtlich aus, daß schon deshalb an eine neue Produktion nicht zu denken war. Beinahe täglich schlug seine Stimmung zehnmal um und je öfter, desto mehr ins Schwarze. Grund genug war dazu vorhanden. Denn Elisens Sparpfennig war nun gänzlich aufgebraucht, mit den Campeschen Honoraren und geringen Vorschüssen ließen sich höchstens die Ausgaben auf einige Monate bestreiten; dabei fühlte Hebbel seine Gesundheit erschüttert, allerlei Leiden stellten sich ein, die er sich wohl durch sein kümmerliches Leben in Heidelberg und München eingeheimst hatte. Ausnahmsweise versenkte er sich in die duftigen Erinnerungen an seine früheste Jugend, und fing an, diese Eindrücke zu fixieren; „dachte gestern abend mit Innigkeit an einzelne schöne Stunden meiner Jugend, wo der Geist sich zuerst selbst ahnte und sich auf den ersten Blüten, die er trieb, selig wiegte. O wonniges Schwellen der Traube, in dich mischt sich noch kein

einziger Schauder vor der Kelter! Du bildest dir ein, daß Sonne und Erde dich um deiner selbst wegen so freundlich ernähren, und doch bist du nur da, um andere zu berauschen." An seinem neunundzwanzigsten Geburtstage, den Elise festlich beging, wünschte er, Entschlüsse fassen zu können, sein Naturell zu bändigen, aber die Furcht, in den Augen Gottes lächerlich oder verächtlich zu werden, wenn die alten Fehler doch wieder zum Vorschein kämen, hielten ihn davon ab, und er flehte den Himmel nur um die Bedingungen einer leidlichen Existenz an. Er glaubte sich sagen zu dürfen, daß er seit seinem Weggange aus Dithmarschen, vor nun sieben Jahren, mit dem in der Kunst Geleisteten zufrieden sein könne. Allein er habe das Talent auf Kosten des Menschen genährt und was in seinen Dramen als aufflammende Leidenschaft Leben und Gestalt erzeuge, das sei in seinem wirklichen Leben ein böses, unheilbringendes Feuer, das ihn selbst, wie seine Liebsten und Teuersten verzehre. — Sein Flehen fand keine Erhörung. Er sah nicht ein, wo er den nächsten Mietzins hernehmen solle, und er hatte doch jetzt für sein Kind, für seine Freundin zu sorgen, die ihr letztes mit ihm geteilt hatte. Campe, der reiche Mann, bot ihm für Genoveva, auf die Hebbel seine gegenwärtige Hoffnung gesetzt, einen Judengroschen, wie er sich ausdrückt, und in der ganzen Welt wußte er keinen einzigen, von dem er Hilfe erwarten konnte; wenn er sich aber auch über den Drang des Augenblicks noch einmal hinüberflüchtete, was war damit erreicht? Nur ein Aufschub, eine kurze Frist, die er aus Angst und Furcht vor dem Kommenden nicht einmal zu genießen wagte. Sechs Jahre hatte ihn Elise über den Wellen erhalten: nun sie selbst dem Untergange nahe schien, gebrach es ihm an dem Boot, in das er sie hineinziehen könnte. Seine Seelenbetrübnis war um so größer, als er wahrnahm, daß Elise nicht einmal noch den Schmerz der Sorge, daß sie nur noch den edlen Schmerz empfand, um ihretwillen seine eigene Bedrängnis vermehrt zu wissen.

In diese persönlichen Kümmernisse und Qualen fielen die Schrecken und der Jammer der vom schwersten Unglücke betroffenen Stadt hinein: die Schrecken des Hamburger Brandes, welcher in der Nacht des fünften Mai ausbrach und bis zum achten währte. Die bei jedem ungewöhnlichen Ereignis sofort spielende Volksphantasie beschuldigte die Engländer der Brandstiftung, wofür der Grund darin zu suchen ist, daß die Arbeiter der großen Maschinenfabrik auf dem Grasbrook, lauter Engländer, von Anfang an die Eifersucht der Handwerker und Handlanger rege gemacht hatten, wie es denn schon früher öfter zu blutigen

Händeln zwischen jenen und diesen gekommen war. Als sich mit dem steigenden Verderben die öffentliche Anklage immer entschiedener gegen die Engländer wandte, da reichte es schon hin, Engländer zu sein oder einem Engländer ähnlich zu sehen, um die empörendsten Mißhandlungen zu gewärtigen. Auch Hebbel, der sich nicht nur unter die Löschenden und Helfenden mischte, der auch als Betrachter des ungeheuren Schauspiels bald hier, bald dort auftauchte, auch er wurde seines weißen Teints, seines lichtblonden Haars und seiner schlaff beweglichen Gestalt wegen hin und wieder für einen Engländer gehalten und war einmal nahe daran, diesem Aberwitze zum Opfer zu fallen. Man brauchte nicht eine Dichternatur zu sein und nicht eine Persönlichkeit, wie Hebbel, um das grauenhafte Bild des Hamburger Brandes auch als Bild zu empfinden. Ein Aschenregen, der an den Untergang Herkulanums und Pompejis erinnerte, setzte in der Nacht des Feuerausbruches die ganze Umgegend in Schrecken. Und als der unheilvolle Wind, der die Flammen begleitete, eine glühende Kohle zum Turm der Nikolaikirche emporgetragen hatte und die obere Spitze desselben auf den Kirchhof und das Kirchendach stürzte, so daß die nahe liegenden Pastorenhäuser sich entzündeten, da fing das Schauspiel an, mit der phantastischen Großartigkeit der Brände der alten Welt zu wetteifern. Die Glocken schmolzen unter dem Geprassel der Holzverkleidung und dem Geheul des Sturms, das Kupfer fiel in großen schwelenden Fetzen herab und endlich brach der ganze Turm, zum Teil nach außen, zum Teil in sich hinein stürzend, langsam und furchtbar krachend zusammen. Eine Feuerflut goß nach allen Seiten gleichmäßig die brennenden Trümmer des Turmes aus und die Drachenköpfe spien minutenlang glühendes Metall.

So gingen nacheinander die alten ehrwürdigen Häuser der Neuen Burg mit ihren gefüllten Speichern zugrunde. Aus dem reichhaltigen Weinlager von Bottomley und Ziese spritzte eine brennende Kaskade von Sprit, wohl zwanzig bis dreißig Fuß hoch, herab in den Kanal und erfüllte auf eine weite Strecke hin das Fleth mit einem Flammenmeer, so daß selbst die Holzbrücke, von den bläulich lodernden Zungen berührt, zu glimmen begann. In bunten Farben glühend und mit immer sich erneuernden kleinen Explosionen, als ob ein Lustfeuerwerk zugerichtet worden wäre, brannten die Warenlager der ersten Materialisten nieder und gespenstisch rasselten die Flaschen eines in Asche sinkenden großen Weinkellers durcheinander, während der edle Inhalt den Feuerpfad entlang hinausströmte. Am sechsten war der Brand am rasendsten. Senatoren und Bürger, Gelehrte, Pastoren,

Künstler, Kaufleute, Handwerker, Matrosen, Einheimische und Fremde griffen zu. Von Altona, Hamm, Billwärden, Wandsbeck, Harburg, Buxtehude, den Elbeinseln und Stade wurde Hilfe gesendet — doch vorderhand umsonst. Mit einem Male erscholl der Ruf, daß das Einbecksche Haus zu brennen anfange! Jeder Rettungsversuch war vergeblich. Bald standen nur noch die dicken Wände da; die Kellergewölbe waren eingestürzt; unter dem Schutze der Treppe war die Bacchusstatue unversehrt geblieben; sie lächelte noch immer, als wäre der Keller noch voll, an welchem der Gott des Weines Wache hielt. — Bei weitem entsetzlicher aber wirkte die Vernichtung der Petrikirche, der ältesten der Stadt. Wie wenn die Hölle ihre Arme ausstreckte, so umgarnte der Brand mit feurigen Kreisen das Gotteshaus. Als die Nacht hereinbrach, leuchtete aus den hohen gotischen Fenstern die rote Glut hervor.

Während die Verzweiflung nach den äußersten Mitteln griff, um dem zerstörenden Element Einhalt zu tun, indem man Sprengungen mit Pulver vornahm, ganze brennende Häuserreihen mit Kanonenkugeln niederlegte, entwickelte der Pöbel auf dem Hamburger Berg und auf dem Burstah in Saufgelagen und Schändlichkeiten aller Art seine Bestialität. Hier war die Schule des räuberischen Vagabundentums, das von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde an Ausbreitung und Frechheit wuchs. Im Alsterpavillon wurden die Spiegel zerschmettert, die Gläser zertreten, in einzelnen Häusern zerschnittene Bilder, kostbare Tische und Bibliotheken aus den Fenstern geworfen. Schwindler und Planmacher stiegen gleichfalls aus dem Chaos und Greuel der Verwüstung empor. So forderte ein Muselmann beim Senate Audienz, indem er durch seinen Dolmetscher eröffnen ließ, daß er ein unfehlbares Mittel besitze, um das Feuer zu zähmen. Wenn man ihm fünfzigtausend Mark bar ausbezahlen wolle, so werde er innerhalb fünf Stunden der ganzen Feuersbrunst ein Ende machen. Befragt, auf welche Weise er dies zu bewerkstelligen gedenke, erwiderte er, daß er nur einen mit geheimnisvollen Worten beschriebenen Zettel in das Feuer zu werfen brauche, und alsbald würden die Flammen erlöschen. Es versteht sich von selbst, daß man sich darauf nicht einließ. Nachdem er abgewiesen worden, soll er noch einmal sein Gaukelspiel versucht und wie die Sibylle von Cumä nun für hunderttausend Mark sein Geheimnis ausgeboten haben. Woher er gekommen, wohin er gegangen, scheint nicht ermittelt zu sein. Aber auch rührend erschütternde Szenen fehlten nicht: Als ein wohlbekannter und geschätzter Bürger sein Leben ausgehaucht hatte, beinahe in dem nämlichen Augenblick, als der Nikolaiturm zu brennen anfing,

da mußten die in dichtester Nähe wohnenden Angehörigen den Leichnam auf die Straße bringen lassen, damit der Hingeschiedene, nicht von den zehrenden Flammen verstümmelt, nicht von frevelhaften Gesellen angetastet, sein Heim auf dem Kirchhofe beziehe. Zitternd, durch das Gewühl hindurch trugen die Trauernden ihren Toten.

Hebbel gestand, daß das Überwältigende des Anblicks der brennenden Stadt, was die Sinne nicht bloß erfüllte, sondern sie zerriß, neue Organe im menschlichen Geiste zu erschließen schien, daß er sich über den Moment, über seine Drangsale und sein gemeines Leid hinausgehoben fühlte und die Gegenwart, wie von der Höhe der Geschichte herab, überschaute. „Mir wenigstens war es, als ob ich nichts Gegenwärtiges sähe, aber die ungeheuersten Bilder der Vergangenheit standen vor meinem Blick: ich sah Karthago mit dem zerschmelzenden Moloch, ich sah Persepolis und die tanzende Thais, ich sah Moskau und den Imperator, wie er unwillig und finster den Kreml verließ. Ja sogar in den Momenten, wo ich selbst mit Hand anlegte, war mir zumute, wie bei einer Tätigkeit im Traum. Aber das brennende Hamburg verwandelte sich in ein niedergebranntes, der Feuerdrache zog sich wieder zusammen in den Funken, aus dem er hervorgekrochen war, und der flammenrote Himmel wurde wieder trübselig und grau. Nun ward auch mir alles zur Gegenwart und anfänglich zur Gegenwart ohne Zukunft: das stolze Element, das nichts verzehren kann, ohne es zugleich zu verklären, hatte sich zurückgezogen und bei dem nüchternen Tageslicht besah man sich mit Schauder und Entsetzen den Leichnam einer Stadt —."

Für sein Drama Moloch, das sich an den Untergang Karthagos knüpft, sollte der Hamburger Brand einen mächtigen Hintergrund abgeben; so hoffte er. Seine Phantasie werde sich nicht eher wieder frei und lebendig regen, als bis diese drei kolossalen Nächte in das Drama hineingearbeitet seien. Einstweilen lasteten seine Verhältnisse ebenso schwer auf ihm, wie der unheimlich schwüle Sommer dieses Jahres. Monatelang herrschte eine Hitze, die alles Leben ausdörrte. Die Flüsse versandeten, die Äcker verdursteten und dem Menschen war zumute, als ob es an Luft zum Atmen fehle. Hebbel schwebte oft das Bild des jüngsten Tages in aller Furchtbarkeit der christlichen Vorstellungsart vor der Seele. „Ein Ende muß sein!" rief der überreizte Mann, „warum nicht jetzt?" Einer muß das erleben, warum nicht ich?"

Der Sommer des Jahres Zweiundvierzig bescherte ihm aber auch eine unerwartete Freude. Ludwig Uhland unternahm

damals eine größere Reise nach Norddeutschland und Kopenhagen und brachte in Hamburg ein paar Tage zu. Am 28. Juli sah Hebbel den Namen Uhlands in der Fremdenliste, mitten zwischen so vielen anderen gleichgültigen Namen; es durchzuckte ihn und er machte sich augenblicklich nach dem Hotel auf, wo Uhland abgestiegen war, traf ihn aber nicht mehr zu Hause und ließ ihm einen schriftlichen Gruß nebst den mittlerweile erschienenen Gedichten zurück. Am nächsten Morgen wiederholte er seinen Besuch zur rechten Zeit und traf Uhlands Frau; er selbst war schon auf der Bibliothek. Am Nachmittage kam Uhland zu Hebbel, freilich nur auf einen Augenblick, da der Wagen mit seinen Damen vor dem Hause hielt. „Er war sehr herzlich und liebevoll, als ob wir alte Freunde wären, nicht starr und kalt, wie die meisten ihn finden, und wie ich ihn 1836 auch fand. Äußerst anspruchslos, schwer im Reden, aber auf eine naive, rührende Weise. Freue mich." — Dieses „Freue mich" hat mich immer tief bewegt, so oft ich es las, oder daran dachte. In mündlichen Unterhaltungen erzählte mir Hebbel mit innigem Behagen, wie Uhland bei jenem Hamburger Besuche die Gedichte, welche ihm besonders gefielen, gelobt habe, in halben Worten, mit lächelndem Gesicht und nickendem Haupt: „Junge Mutter — Zwei Wanderer — ja, ja, das ist's!" So lobte der ehrwürdige Uhland, sagte Hebbel, und dabei funkelten seine blauen Augen und heiterer Stolz glitt über sein Antlitz.

Das ist ein lichter Punkt in der gärenden Zeit des jungen Hebbel; ein Augenblick freudigster Demut. Wenn Gutzkow über Hebbels erstes Trauerspiel schweigend hinweggegangen und dem Verfasser die Antwort vorenthalten hätte, wie dies Uhland tatsächlich getan, unser Freund würde dann sicherlich in Ausbrüchen des Zorns seinem beleidigten Gemüte Luft gemacht und nicht leicht wieder eine versöhnliche Haltung angenommen haben. Aber Uhland durfte noch so spröde sein, es tat, wie wir gesehen, der Empfindung Hebbels für ihn keinen Abbruch. Er betrachtete sich dem teuern Manne gegenüber nach wie vor als den Schüler, der Autor eines Stückes, das Aufsehen erregt hatte, ganz so, wie einstmals der unbedeutende Kirchspielschreiber in Wesselburen.

Bald nach dieser Begegnung mit Uhland lernte er Auguste Crelinger kennen, die Bühnenpatin seiner Judith. Sie machte auf ihn den Eindruck eines determinierenden Verstandes, der ihn an den Verstand der Schoppe erinnerte. Er empfing guten Rat von ihr, wie er sagte, dabei aber auch die Versicherung, daß sie ihm gerne dienen würde, wo sie irgend könne. An einem Augustmorgen überraschte ihn sein alter Jugendfreund Barbeck aus

Wesselburen. Das Herz ging ihm auf, als er ihn erblickte, ihm war, als ob er ihn erst gestern gesehen hätte. Lange freilich, dies fühlte er, würden sie nicht zusammen taugen, da die Bildungsgrade zu weit auseinander lägen, aber anfänglich hatte er ganz die Empfindung, als ob ihn seine Jugend besuchte.

So waren denn die verschiedensten Gestalten aus dem Drama seines bisherigen Lebens abermals an ihn herangetreten, sozusagen in der letzten Szene eines wichtigen Aktes: sein erster geistiger Geleitsmann Uhland; der Genosse seiner frühesten Kindheit und zugleich der Zeuge wie der Spielball seiner Jugendschwänke, der gutmütige Barbeck, der ihm das Papier zu seinem Evolia-Trauerspiele geschenkt hatte. Endlich auch der Schatten seines treuesten Freundes, Emil Rousseau, unter dessen Zeichen die Gedichte Hebbels in die Welt gingen. Sogar Rendtorf, mit dem der trauliche Verkehr längst aufgehört hatte, wie mit Gravenhorst, näherte sich ihm jetzt wieder, wenn auch nur in flüchtigen Berührungen. — Daß er vor einem Aktschlusse stand, wußte Hebbel. Weiterspinnen ließ sich seine unsichere Existenz nicht länger, es mußte ein Auskunftsmittel ersonnen werden. Ein solches war nun der Plan, nach Kopenhagen zu reisen und sich beim König um ein Stipendium zu bewerben. Der erste Gedanke war ihm in einer Unterredung mit dem Grafen Moltke gekommen, welchem er in einer Gesellschaft vorgestellt worden. Im Hinblick auf diese Reise hatte er sich von neuem an den Regierungsrat Rousseau um ein Darlehen gewendet, welches der wohlwollende und ihm sehr geneigte Mann um so bereitwilliger gab, als die Bitte aus dem schwer heimgesuchten, in allen Verhältnissen zerrütteten Hamburg kam. Das Honorar für Genoveva, welche im Oktober erschien, überließ Hebbel an Elise, die bereits wieder kleine Wege des Erwerbs ausgekundschaftet hatte. Verwundert pries er die Gunst des Schicksals, welche über diese Reise zu walten schien. Die Empfehlungsbriefe von Moltke waren, wie er bemerkte, auf den ersten Wink da, das Geld aus Ansbach desgleichen, auch erklärte sich Campe auf der Stelle bereit zu einem Vorschuß von zwanzig Louisdors. Hebbel überschlug nun, seiner Gewohnheit gemäß, die Vorteile, welche die Reise für ihn haben werde. „Ich bin gezwungen, mich zu berechnen, ein scharfes Auge auf meine Umgebung zu halten, ich kann mich nicht, wenn ich nicht alle meine Zwecke aufgeben will, wieder in meinen hypochondrischen Winkel zurückziehen, ich muß mit Menschen verkehren und es ist gewiß Zeit, daß ich dies endlich lerne. Der Dichter in mir hat seine Bildung erlangt, aber der Mensch ist noch weit zurück."

Wenige Wochen vor seiner Ausfahrt wurde sein und Elisens

Söhnchen Max getauft; und zwar auf dänischem Boden, in Wandsbeck, weil es nach den dortigen Landesgesetzen gestattet war, daß das Kind des muntern Diebstahls der Natur, wie Shakespeare sagt, den Namen des Vaters tragen durfte. Oberadvokat Schütze hatte die Angelegenheit bei dem Pastor in Wandsbeck vermittelt. Je näher der Tag der Abreise heranrückte, desto beklommener ward ihm zumute: „Der erste Schritt, den ich ganz aufs Geratewohl tue. Über die Zwecke und Absichten mag ich mir gar keine Rechenschaft geben. Eine Professur? Wie lückenhaft, unzusammenhängend, unbedeutend sind meine Kenntnisse! In ästhetischen Dingen weiß ich freilich einiges und erkenne manches, aber mir geht die Fähigkeit ab, meine Ideenkörner zu zersetzen, mein Korn zu mahlen und zu verbacken. Was sonst? Ein Reisestipendium? Das Glück müßte sehr viel für mich tun, wenn ich ein solches davontragen sollte. Doch, gleichgültig, die Reise eröffnet mir wenigstens Perspektiven und Möglichkeiten, während ich in Hamburg, wie sich hier nun einmal alles mit und ohne meine Schuld gestaltet hat, verwesen müßte."

Am 12. November 1842 verließ Hebbel abends zehn Uhr Hamburg. Elise begleitete ihn zur Post und blieb, bis er abfuhr.

Wenn einer viele heiße Stunden lang gewandert ist, aus geschlossenen und sich wieder öffnenden Tälern heraus und in andere solche Täler hinein, über Bergrücken hinüber, an Hügeln herunter, dann redet er wohl, ermüdet und sehnsüchtig nach dem Ziel verlangend, bald diesen, bald jenen der Begegnenden an: „Wie weit, Herr, ist es noch bis dahin?" — „Drei starke Stunden." — Und er wandert, seine nachgebenden Kräfte zusammennehmend, tapfer vorwärts, bis er abermals eine Glockenstunde hinter sich weiß. Nun wiederholt er die nämliche Frage, die ihm die nämliche Antwort einträgt: „Drei starke Stunden." — Wird der harte Kampf unseres Freundes, seine innere und äußere Not jetzt bald zu Ende sein? oder heißt es noch eine Weile sich durchschlagen, die Verwirrungen der eigenen Seele lösen, in den Widersprüchen zwischen Naturell und Geist sich zurechtfinden und den stumpfen Widerstand der Welt aushalten? Soweit wir den Dichter und seine Straße kennen, grüßt er das Wegziel noch lange nicht.

Anmerkungen zum ersten Band.

Zum ersten Buche: Jugend.

An handschriftlichen Quellen standen mir zur Verfügung:

Hebbels Tagebücher und Briefe an Elise Lensing, dessen Notizen zur Selbstbiographie, ferner eine Anzahl von Th. Hedde gesammelte Jugendgedichte und Briefe Hebbels an den Genannten.

Mitteilungen über Hebbel von seinem Bruder Johann.

Briefe an Hebbel von Ludwig Uhland und Amalie Schoppe.

Memoriale Aufzeichnungen der Jugendbekannten und -Freunde des Dichters, der Herren: G. Wacker, Organist und Lehrer in Cotzenbüll, Th. Hedde, Postmeister in Glückstadt, Zollverwalter Reiff, C. F. Mundt in Wesselburen.

Eine von Klaus Groth eigens für mich entworfene Schilderung des Landes, betitelt: Zu Hebbels Biographie, und ein in Kiel gehaltener Vortrag desselben: Friedrich Hebbels Jugendjahre.

Außerdem benützte ich folgende Schriften:

Hebbels sämtliche Werke. 12 Bände. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Groths Quickborn. Mit einer Vorrede von Karl Müllenhoff. Hamburg, Perthes, Besser & Mauke. 1856.

Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. Von Hermann Allmers. Zweite Ausgabe. Bremen und Leipzig, Verlag von C. Ed. Müller. 1861.

Die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Von J. G. Kohl. 3 Bände. Dresden und Leipzig, Arnoldsche Buchhandlung. 1846.

Weihnachten in Schleswig-Holstein. Von Heinrich Handelmann. Kiel, Schwerssche Buchhandlung. 1866.

Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Herausgegeben von Karl Müllenhoff. Kiel, Schwerssche Buchhandlung. 1845.

Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Von Dr. Klaus Groth. Kiel, Schwerssche Buchhandlung. 1858.

Holstein zu meiner Zeit. Von Theodor v. Kobbe. Deutsche Pandora, Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller, 1. Band. Stuttgart, Literaturcomptoir. 1840.

Sitten und Gebräuche der holsteinischen Bauern. Von H. K. Unterhaltungen am häuslichen Herd. Herausgegeben von Karl Frenzel. Vierte Folge, II. Band.

Kap. IV. S. 83 f. Den Zug: Daß Hebbel einen Sterbenden verhörte, ohne es zu wissen, hat mir der Hofschauspieler Herr Louis Gabillon in Wien erzählt, der ihn aus Hebbels Munde vernommen.

Kap. IV. S. 94 f. Die in den Jahren 1829—31 entstandenen poetischen Proben lagen mir, sauber abgeschrieben, in einer von Th. Hedde veranstalteten Sammlung vor.

Kap. V. S. 101. Daß Hebbel schon 1831, und zwar heimlich in Hamburg gewesen, um von Karl Lebrun zu erfahren, ob dieser ihm schauspielerisches Talent zusprechen könne, beweist die Stelle eines Briefes an Hedde vom 7. Dezember 1831: „Dein Brief von gestern war mir nicht so sehr angenehm wie es sonst der Fall ist. Er schröpfte mich, und war der Blutverlust auch nur geringe, so war er doch, wie dir auch natürlich sein wird, wenn du an den großen Aderlaß, den die edle Hansastadt Hamburg mir gegeben, sowie an die kleinen Blutegel, welche Musik, Tanz, Theater und sonstige Doktoren mir gesetzt haben, denkst, für den abgematteten Körper meiner Kasse von einiger Bedeutsamkeit . . ."

Kap. V. S. 106. Mein dahingeschiedener hochverehrter Freund Franz Pfeiffer war nach dem Tode Uhlands so gütig, die Witwe des Dichters um die von Hebbel an ihn gerichteten Briefe in meinem Namen anzugehen. Frau Doktorin Uhland sendete an Prof. Pfeiffer alle die betreffenden Briefe, die sich in dem Nachlasse ihres Mannes vorfanden, bis auf den mir wichtigsten aus dem Jahre 1832, welcher wahrscheinlich in Verlust geraten ist.

Kap. V. S. 111 f. Der Bereitwilligkeit der Stadtbibliothek in Hamburg verdanke ich die Zusendung der Neuen Pariser Modeblätter von Amalie Schoppe, Jahrgänge 1832 und 1833, welche eine beträchtliche Anzahl Gedichte und zwei Erzählungen Hebbels aus seiner Zeit enthalten. Die erste der Erzählungen, Modeblatt 1832, heißt: Der Maler. Versuch in der Novelle; die zweite, Modeblatt 1833, heißt: Die Räuberbraut.

Kap. V. S. 112. Das Gedicht: Gretchen, den Modeblättern entnommen, findet sich in keiner der lyrischen Sammlungen Hebbels vor.

Kap. V. S. 119 f. Im Frühlinge 1853 wendete ich mich von Wien aus brieflich an den Herrn Kirchspielvogt Mohr in Wesselburen und ersuchte ihn, indem ich zugleich einen an mich gerichteten Brief Hebbels zum Zeichen meiner Autorisation in Abschrift beischloß, um biographische Mitteilungen über den Dichter. Herr Mohr benützte die Gelegenheit, sich auf die unwürdigste Art über Hebbel zu äußern, wobei er, ohne es zu ahnen, sich selber anklagte: „„So lange er in seiner Heimat lebte, war bei seinen unverkennbaren Talenten in meinen Augen seine Bescheidenheit sein schönster Schmuck; seit er im Auslande an die Stelle seiner früheren Anspruchslosigkeit einen unbegrenzten Hochmut hat treten lassen, kann ich Hebbel zum Gegenstande meiner Beschäftigung nicht machen."
Die kecke Naivität, womit der Kirchspielvogt selbst zugestand, daß Hebbel

nicht nur unverkennbare Talente, sondern auch den Schmuck der Bescheidenheit hatte, während Mohr beides nicht berücksichtigte, und die ebenso kecke Behauptung, daß Hebbel im Auslande einen ungemessenen Hochmut in sich ausgebildet habe, was er doch nur vom Hörensagen wissen konnte, sind einander vollkommen ebenbürtig. — Ich teilte dem Dichter jene Antwort mit, und derselbe schrieb ein Jahr später, im Sommer 1854, eine angemessene Erwiderung an Mohr. Dieser Brief, datiert aus Marienbad in Böhmen vom 15. Juli 1854, ging rekommandiert an den Adressaten ab, wurde aber von ihm nicht angenommen, und ich erhielt ihn, versiegelt, unter den Schriften des Nachlasses. Er war von Hebbel wortgetreu in sein Tagebuch kopiert worden. Einige Stellen dieses Briefes lauten also:

„. . Aber ich habe es auch mit einem Pseudo-Wohltäter zu tun, der behauptet, daß ich in seinem Hause „aufgewachsen" sei, und dadurch zu verstehen gibt, daß er Ansprüche an mich habe, und den muß ich zurechtweisen, denn der könnte gehört werden. Ich bin nun n i c h t in Ihrem Hause aufgewachsen, ich kam in meinem vierzehnten Jahre, mit vortrefflichen Schulkenntnissen ausgerüstet, zu Ihnen und leistete Ihnen vom ersten Tage an Dienste, die anfangs zwar gering waren, die Sie aber sehr bald in den Stand setzten, Ihren Schreiber zu entlassen und mich an seiner Statt zu verwenden. Dadurch ersparten Sie den nicht unbeträchtlichen Gehalt, den Sie ihm zahlen mußten, und ich erhielt als Äquivalent Ihre abgelegten Kleider und die Beköstigung am Gesindetisch; für meine Bildung aber taten Sie gar nichts, wenn Sie es sich nicht etwa als Verdienst anrechnen, daß Sie mir Ihre paar Bücher nicht geradezu aus der Hand rissen, und auch später trugen Sie zu meinen Studien nicht das mindeste bei. Noch leben Hunderte, die das bestätigen müssen; wie können Sie sich denn unterstehen, das Gegenteil zu schreiben? Wohl stand es bei Ihnen, mich zu Ihrem ewigen Schuldner zu machen; Sie aber brauchten mich, unbekümmert um meine Zukunft, wozu ich eben gut war, und gefielen sich, wenn Sie mir die letzten Jahre auch aus Scham eine Kleinigkeit aussetzten, bis zu dem Tage, wo ich Ihr Haus und Wesselburen zugleich verließ, in einem rohen Benehmen.

. . . Nein, Herr Mohr, ich stehe nicht in Ihrer Schuld, wohl aber Sie in der meinigen, denn Sie haben sich schwer an meiner Jugend versündigt, und der Mann ist in der Lage, sich Satisfaktion für das zu verschaffen, was Sie an dem Jüngling verbrochen. Schlägt Ihnen das Herz nicht, indem Sie dies lesen? . . . Schließlich noch einen Gruß an den alten treuen Christoph, dessen Sie auf eine Art gedenken, als ob Sie glaubten, daß ich mich seiner schäme. Das ist durchaus nicht der Fall, wenn ich auch vor zwanzig Jahren seine Rekonvaleszenz nach dem Fleckfieber nicht auf Ihren Befehl mit ihm in einem und demselben Bette durchmachen wollte, um Ihnen mit Gefahr meines Lebens eine kleine Ausgabe zu ersparen. . . . er wäre mir in Wien vom Herzen willkommen; hätte er das Unglück, gerade einen Freund bei mir zu treffen, der ihm an Bildung, Rang und Stand gar zu weit überlegen wäre, z. B. den Fürsten Schwarzenberg, so würde er gewiß im Vorzimmer etwas warten oder sich noch einmal zu mir bemühen. Dies könnte vornehm klingen, aber dem Absender solcher Briefe gegenüber muß ich mich notgedrungen auf den zweifelhaftesten aller Größenmesser, den Hof- und Staatskalender berufen, da die Koryphäen der Wissenschaft und der Kunst offenbar nicht hinreichten, um Ihnen das Wunder begreiflich zu machen, daß man der Sohn eines armen Mannes sein, sieben Jahre lang für Sie Lizitationsakten abfassen und es doch noch zu etwas bringen kann . ."

Zum zweiten Buche: Der Autodidakt.

Die wichtigsten biographischen Quellen dieses Buches sind neben den gesammelten Werken des Dichters folgende Handschriften:

Tagebuchaufzeichnungen Hebbels, dessen Briefe an Elise, Uhland, die Familie Rousseau in Anspach, den Kirchspielschreiber Voß, an Amalie Schoppe, ein Memoire Hebbels an Wacker, eines an Amalie Schoppe und seine Aufsätze für den Wissenschaftlichen Verein von 1817 in Hamburg.

Ferner: Memoriale Aufzeichnungen über Hebbel, von dem Regierungsrate Franz Gartner in Munchen, dem Geh. Justizrate Prof. Dr. Rudolf v. Jhering in Göttingen; endlich Briefe Uhlands und Amalie Schoppes an Hebbel.

Kap. I. S. 137. Die Verse sind dem Prolog zu Hebbels Nibelungen entnommen.

Kap. I. S. 138. über die Leiden des jungen Anton Reiser, siehe: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Herausgegeben von Karl Philipp Moritz. Berlin, 1785 und 1786, bei Friedrich Maurer. Zweiter Teil. S. 18, 38, 71, 72, 76. — Die betreffenden Bemerkungen Gottfried Kellers sind dessen Roman: Der grüne Heinrich entnommen. 4 Bände. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1854.

Kap. I. S. 138. Daß Hebbel öfters an den Freitischen nichts genoß, nur um seine Not zu verbergen, erzählte Berthold Auerbach in den Deutschen Blättern, 1863. Nr. 52.

Kap. I. S. 140. Das an Wacker gerichtete Memoire Hebbels trägt das Datum: Hamburg, 15. März 1836.

Kap. I. S. 147. Die Nachrichten über Hebbels Beteiligung an dem Wissenschaftlichen Vereine von 1817 verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn C. F. Michahelles, welcher 1868 Sekretär dieses Vereines war und aus Interesse an Hebbel mich überhaupt auf die Beziehungen des Dichters zu demselben aufmerksam machte. In Hebbels Tagebuch aus der ersten Hamburger Zeit wird der Wissenschaftliche Verein ein einzigesmal ohne jede Zusatzbemerkung erwähnt. Herr Michahelles veranlaßte auch den Verein, mir die Bände nach Wien zu schicken, welche die handschriftlichen Aufsätze Hebbels enthalten, ferner eine als Manuskript gedruckte „Geschichte des Wissenschaftlichen Vereines von 1817. Zum Stiftungsfeste, 14. Mai 1867".

Kap. I. S. 151 f. Zu der skizzenhaften Schilderung Hamburgs boten mir einige Farbenstriche August Lewalds Neue Aquarelle aus dem Leben. Zweiter Teil. Stuttgart, Verl. der J. F. Castschen Buchh. 1840. S. 1 f.

Kap. I. S. 153. über das Benehmen des Pastors Schmalz gab Auskunft ein in Abschrift vorgefundener Brief Hebbels an denselben.

Kap. II. S. 163 f. Das Gespräch Thibauts mit Hebbel erzählte dieser in einem aus den fünfziger Jahren herrührenden Briefe an Herrn Prof. Eitelberger (jetzt Hofrat und Direktor des österreichischen Museums) in Wien. — Immermanns einschlägige Bemerkungen finden sich vor in dessen Reisejournal, Düsseldorf, Verl. von J. E. Schaub, 1833, S. 85 f.

Kap. II. S. 166. Die Erzählung: Barbier Zitterlein steht in der Mitternachtszeitung, 1836. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel hatte infolge meiner Bitte die Gefälligkeit, mir den Jahrgang nach Wien zu senden.

Kap. III. S. 175 f. Zu dem Bilde Münchens entlehnte ich die Farben einem Aufsatze Hebbels: Gemälde von München. Telegraph für Deutschland. Hamburg, 1839, den Erinnerungen aus meinem Leben von Wilhelm Chezy. Zweites Buch, drittes Bändchen. Schaffhausen, Verlag der Fr. Hurterschen Buchhandlung, 1864, und den Rückblicken auf Personen und Zustände von Eduard Gans. Berlin, Verlag von Veit & Komp. 1836. S. 242 f.

Kap. III. S. 196 f. Die Bekenntnisse Hebbels über die Einflüsse, unter denen seine komischen Produktionen entstanden sind, entnahm ich einem nicht gedruckten Vorworte des Dichters, womit er Schnock und die Erzählungen einleiten wollte.

Kap. III. S. 197. Herr Dr. v. Heinemann, herzoglicher Bibliothekar in Wolfenbüttel, war so gütig, die Stücke: Die Obermedizinalrätin und Ein Abend in Straßburg aus der Mitternachtszeitung 1837 für mich kopieren zu lassen.

Kap. III. S. 203 f. über das Verhältnis Hebbels zu Emil Rousseau boten Aufschluß die Tagebücher des Dichters, dessen Briefe an Elise Lensing und an die Familie Rousseau. Die letzteren Briefe wurden mir durch die Güte der Schwester Emils, der verwitweten Frau Kirchenrätin Charlotte Meinel in Ellwangen, zugänglich, welche mir zugleich einige schätzbare Mitteilungen über ihren früh verstorbenen Bruder gab.

Kap. III. S. 211 f. Zur Charakteristik der Universitätszustände Münchens in den dreißiger Jahren benutzte ich das Buch: Friedrich Thierschs Leben. Herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. Zweiter Band, Leipzig und Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagsh. 1866. S. 399, 481, 484, 493, 497, 499.

Kap. III. S. 212 f. Zur Skizze der hierarchisch-religiösen Vorgänge in München und Franz v. Baaders entnahm ich einige Züge dem Werke Ludwig I. König von Bayern. Von Karl Theodor Heigel, Leipzig, Duncker & Humblot, 1872. S. 260 und den Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom usw. Aus dem Schwedischen übersetzt von Franz Maurer, Berlin 1867, Karl Heymanns Verlag, S. 141, 273. Den Lektionskatalog der Vorlesungen in München während der Jahre 1836—39 verdanke ich der Zuvorkommenheit des Herrn Prof. Dr. v. Prantl, im Schuljahr 1872—73 Dekan der philosophischen Fakultät zu München.

Kap. III. S. 214 f. Bei der Charakterisierung Schellings benutzte ich außer Hebbels mündlichen Mitteilungen: Fr. Wilh. Jos. v. Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 zu München. Von Alexander Jung. Leipzig, Friedrich Fleischer, 1864. „Und doch, er war gesehen worden" (der dunkle Grund in Gott!). Siehe S. 16. Ferner: Schelling in München: eine literarische und akademische Merkwürdigkeit. Mit Verwandten. Von Dr. J. Salat. In zwei Heften. I. Freiburg im Breisgau. Herdersche Kunst- und Buchhandlung. 1837. S. 34. Endlich: Ideale und Irrtümer. Jugenderinnerungen von D. Karl Hase. 2. Aufl. S. 164. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1873.

Kap. III. S. 217 f. Zu dem Porträt von Jos. Görres in jener Zeit entnahm ich Farben den nachstehenden Schriften: Von Magdeburg nach Königsberg. Von Karl Rosenkranz. Berlin, L. Heimanns Verlag 1873, S. 310 f. Aus meinem Wanderbuche. Von Ludwig Walesrode. Frankfurter Zeitung, Juni 1874.

Kap. III. S. 232 f. Die Kenntnis der Inauguraldissertation Emil Rousseaus verdanke ich gleichfalls dem Herrn Prof. Dr. v. Prantl in München.

Kap. III. S. 256 f. Die Fußreise von München nach Hamburg hat Hebbel selbst ausführlich geschildert in einem Diarium, das sich in seinen Tagebuchaufzeichnungen vorfindet.

Zum dritten Buche: Der Dichter der Judith.

Biographische Hauptquellen zu diesem Buche:

Hebbels sämtliche Werke. Seine Tagebücher und seine Briefe an Elise Lensing, Charlotte Rousseau, an Uhland, Tieck, Amalie Schoppe, Auguste Crelinger, und Briefe an Hebbel von Tieck, Auguste Crelinger, Amalie Schoppe und Karl Lebrun.

Kap. I. S. 269 f. Über die Familie Assing siehe: Ges. Werke von Karl Gutzkow, 6. Band, S. 294 f. Rosa Maria und J. D. Assing. Frankf. a. M. Literar. Anstalt 1845. Ferner: Hamburger Abende. Aus den Erinnerungen eines Alten. Neue Freie Presse, Wien, 24. Mai 1874.

Kap. I. S. 273 f. Die kritischen Aufsätze Hebbels aus jener Zeit sind wieder abgedruckt in seinen ges. Werken, Bd. XII.

Kap. II. S. 301 f. Über die erste Aufführung der Judith in Berlin siehe den Aufsatz: Dramatisch und Theatralisch. Literaturblatt unter Verantwortlichkeit von Dr. A. Diezmann. Leipzig, 1. Juni 1843.

Kap. II. S. 311 f. Gutzkows Kritik, Judith und Holofernes überschrieben, stand im Telegraphen für Deutschland. Hamburg, 1840. Nr. 200. Dezember.

Kap. III. S. 313 ff. Zu diesem literarischen Bilde habe ich vorzugsweise benützt:

Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen von G. G. Gervinus. Achter Band, erste Hälfte. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1866.

Schleiermachers Vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer Vorrede von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1835.

Wolfgang Menzel und das junge Deutschland. Von Karl Gutzkow. Neue Freie Presse, Wien, 4. Juni 1873.

Säkularbilder. Von Karl Gutzkow. Ges. Werke, 9. und 10. Bd. Frankf. a. M. Literarische Anstalt, 1846.

Jahrbuch der Literatur. Erster (einziger) Jahrgang, 1839. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Telegraph für Deutschland. 1839. ibid.

Ludwig I. König von Bayern. Von Karl Theodor Heigel. Leipzig, Duncker & Humblot, 1872.

Ästhetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet. Von L. Wienbarg. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1834.

Zur neuesten Literatur. Von Ludolf Wienbarg. Verlag von C. Löwenthal, Mannheim 1835.

Moderne Charakteristiken von Heinrich Laube. Zwei Bände. Mannheim, ibid. 1835.

Reisenovellen von Heinrich Laube. 4 Bde. Mannheim, Verlag von Heinrich Hoff, 1836.

Briefe eines Hofrats oder Bekenntnisse einer jungen bürgerlichen Seele. Von Heinrich Laube. Leipzig, 1833. Literarisches Museum.

Spaziergänge und Weltfahrten von Theodor Mundt. 2 Bde. Altona, Joh. Friedr. Hammerich, 1838.

Die deutsche Literatur. Von Wolfgang Menzel. Zweite vermehrte Auflage. 2 Bände. Stuttgart, Hallbergersche Verlagshandlung, 1836.

Kap. III. S. 346 f. Siehe: Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Herausgegeben von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart, Adolf Krabbe, 1842. (Briefe Immermanns an Freiligrath. 1837—1839.) Ferner: Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters usw. Von Rudolf Köpke. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus 1855; Grillparzers sämtl. Werke. 9. Band, Stuttgart, J. G. Cotta. 1872, S. 185 und S. 192; Nachlaßschriften Otto Ludwigs. Mit einer biograph. Einleitung und sachlichen Erläuterungen. Von Moritz Heydrich. Erster Band, Leipzig, Karl Cnobloch, 1874. S. 39 und S. 68 f.

Kap. III. S. 347 f. Siehe: Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen von Arnold Ruge. 2. Bd. Unsere letzten zehn Jahre, S. 1 ff. Leipzig, Verlag von Wilh. Jurany, 1846. Ferner: Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Vierter Band. Die Unterdrückung der Jahrbücher. S. 607 f. Berlin, Verlag von Franz Duncker, 1867.

Kap. III. S. 350. Über den Besuch bei A. W. Schlegel spricht David Friedrich Strauß in seinen Kleinen Schriften, S. 122 f. Leipzig, Brockhaus, 1862.

Kap. III. S. 351. Siehe Briefe und Tagebücher des Fürsten Hermann v. Pückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmila Assing. Erster Band. Hoffmann & Campe, 1873.

Kap. III. S. 359. Siehe: Historische und politische Aufsätze von Heinrich v. Treitschke. Neue Folge. Zweiter Teil. S. 656 f. Leipzig, S. Hirzel, 1870.

Kap. IV. S. 379. Siehe: Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Von R. Haym. S. 475 f.

Kap. V. S. 394. Das Wort Wilhelm Danzels steht in seiner Schrift: Goethes Spinozismus. Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forschers. S. 75. Hamburg, Johann Aug. Meißner, 1843.

Kap. V. S. 396. Zur Skizze über den Hamburger Brand benützte ich H. Schleidens Versuch einer Geschichte des großen Brandes in Hamburg vom 5. bis 8. Mai 1842. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1843.

Personenregister zum ersten Band.

H.

J.

K.

L.

M.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.